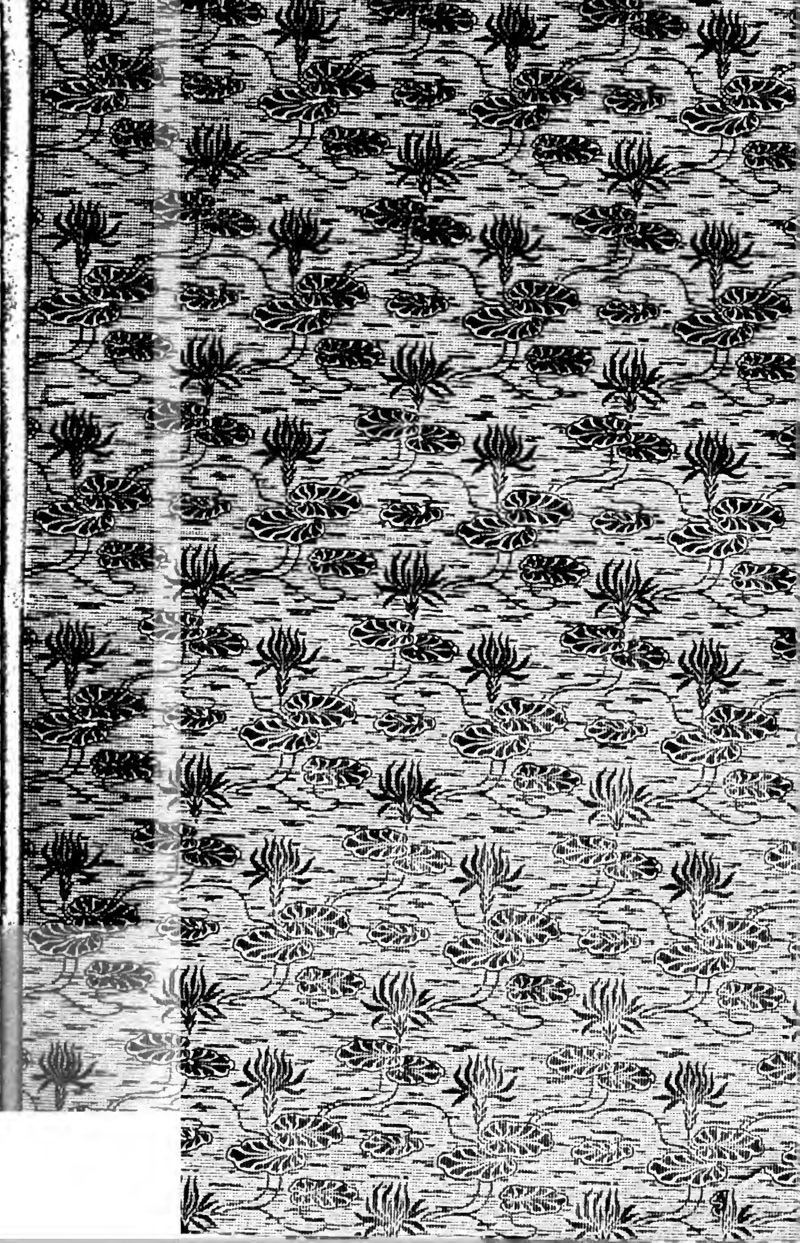
Deutsche Revue

0902
.2957
v.4
1902

Library of



Princeton University.



Digitized by Google

Digitized by Google

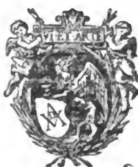
Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Siebenundzwanzigster Jahrgang. Vierter Band
Oktober bis Dezember 1902



Otto Sauermann

Stuttgart und Leipzig 1902 Deutsche Verlags-Anstalt

1022

Digitized by Google

(RECAP)
0902
.2957
v.27, pt.4
1902

Digitized by Google

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXVII

(Oktober bis Dezember 1902).

Seite

Heinrich Rickert: Rudolf v. Bennigsen 1

Mite Kremnitz: Die Diplomatin. Skizze 5

Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D.: Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch, ersten Chefs der Admiralität. Briefe und Tagebuchblätter 12. 149. 257

Prof. W. Manz: Ueber die Seelenblindheit 30

Adelheid v. Asten-Kinkel: Johanna Kinkels Glaubensbekenntnis . . . 45

Adolf Kußmaul: Ueber Epilepsie 66. 180. 309

Rudolf v. Gottschall: Erinnerungen an Heinrich Laube 87

F. Fittica: Ueber Liebig und das Arbeitsfeld des Chemikers . . . 99

Staatsminister a. D. G. Jansen: Großherzog Peter von Oldenburg und die schleswig-holsteinische Frage 104

Sir Alexander Edmund Miller, Ritter des Star of India und ehemaligem Mitgliede des Governor Generals Council of India: Die Beruhigung Südafrikas 117

Ein Brief des Generals Grafen Wartensleben-Carow 124

Generaloberst Freiherr v. Loë: Erinnerungen aus meinem Berufsleben. V. 129

Heinrich Rickert: Rudolf v. Bennigsen und die Sezession 137

Balduin Groller: Sub auspiciis . . . Novelle 142

Julius Franz, Direktor der Königlichen Sternwarte in Breslau: Der Mond und seine Meere 162

Franz Reuleaux: Zum Glockenturm von Venedig 166

Jules Claretie: Der Architekt der Comédie Française 174

General der Artillerie z. D. Rothe: Ueber Bedingungen des Wertes heutiger Heere 198

Prof. Dr. Georg v. Below: Die polnische Frage in Preußen in den Jahren 1828—1834. Briefe des Generals v. Wrangel . . . 211

575027

Digitized by Google

Seite

Frédéric Loliée: Pariser Besuche. IV. Persönliche Erinnerungen an Emile Zola. V. Bei Jules Claretie 225. 328
Der Dilettantismus in der Politik. Von einem deutschen Diplomaten . 231
Karl Blind: Das große Shakespeare-Baconsche Geheimnis 234
Oberst J. Giovanni Cadolini: Erinnerungen an Garibaldi 239
H. v. Beaulieu: Letzte Blätter 266
Prof. Dr. v. Bruns, Tübingen: Die Phosphornekrose und ihre Verhütung 280
Sir Richard Temple, Bart.: Gespräche mit historischen Persönlichkeiten 286
Prof. Hugo de Vries (Amsterdam): Die Entstehung neuer Formen im Pflanzenreich 294
Karl Blind: Einiges über Virchow 304
Im Spätsommer 1806 333
Prof. G. Gröber: Die Frauen im Mittelalter und die erste Frauenrechtlerin 343
Dr. Poultney Bigelow: Wohlbehagen zur See. Etwas von einem Traume, der sich noch einmal verwirklichen wird 351
Prof. Karl Bohlin, Direktor der Sternwarte Stockholm: Ueber neuere Versuche, die Temperatur der Gestirne zu erforschen 357
General der Infanterie z. D. v. Igel: Rußlands Eisenbahnbau an der Westgrenze 365

Berichte aus allen Wissenschaften.

Litteraturgeschichte.
Eugen Reichel: Gottscheds Nichte 244
Volkswirtschaft.
Prof. W. Schaefer: Deutsche Technik und Welthandelspolitik . 249
Landwirtschaft.
Oscar Loew, Professor der Agrikulturchemie an der Universität Tokio: Die Ertragserhöhung in der Landwirtschaft . . . 369
Astrophysik.
Dr. W. v. Sicherer, München: Die Sonne, der Urquell alles Lebens. Eine physikalisch-astronomische Skizze 373

Kleine Revuen.

Litterarische Berichte 125. 253. 376
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127. 255. 378

Digitized by Google

Rudolf v. Bennigsen.

Von

Heinrich Rickert.

Ein edler Patriot, Rudolf v. Bennigsen, ist in dem stillen Park des Stammsitzes seiner Familie, Bennigsen bei Hannover, zur Erde bestattet worden. Hier hatte er die letzten Jahre, fern von jeder öffentlichen Thätigkeit, in philosophischen und historischen Studien seine Erholung und Erquickung gefunden. Seine Gattin, eine geborene v. Reden, mit der er 48 Jahre in der glücklichsten Ehe gelebt hatte, war vor ihm dahingegangen. Auch sonst hatten Schicksalsschläge seinen Lebensabend getrübt. An seinem Grabe sprach der mit ihm seit einem halben Jahrhundert verbundene Freund Geheimerat Planck ergreifende Abschiedsworte. „In Bennigsen," so sprach er namens der nationalliberalen Partei, „ist eine der großen Persönlichkeiten aus jener großen Zeit dahingegangen, denen wir die Wiederherstellung Deutschlands, die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches verdanken. Nicht nur wir, sondern das ganze deutsche Volk ist ihm dafür zum ewigen Dank verpflichtet. Nur wenigen gewährt das Geschick so reiche Gaben des Geistes und des Herzens, wie dem Entschlafenen, aber wir wollen alle versuchen, ihm nachzueifern in dem selbstlosen Streben für das Allgemeinwohl, indem wir in der Verehrung für den Entschlafenen immer von neuem einen Sporn finden, wie er für das Allgemeinwohl thätig zu sein."

Und in der That — in der deutschen Einheitsbewegung und bei dem Aufbau der deutschen Verfassung hat Rudolf v. Bennigsen dem Vaterlande Dienste geleistet, die nie vergessen sein werden. An seinem Grabe verstummte jedes Gefühl von Bitterkeit und Gegnerschaft, auch diejenigen, die seine politischen Ansichten nicht teilten, mußten sich vor der Vornehmheit seines Charakters und der Lauterkeit seiner Bestrebungen beugen. Bennigsen war kein Volksmann, der die Massen hinzureißen verstand; ein glänzender Redner, suchte er durch klare, schlagende Darlegungen ohne jeden überflüssigen Schmuck die Ueberzeugungen seiner Hörer zu gewinnen. Als einer der Hauptbegründer und Führer des

Otto Sauermann

Digitized by Google

Nationalvereins verstand er es, alle liberalen Kräfte des deutschen Bürgertums ohne Hervorkehrung der besonderen Verschiedenheiten auf das eine Ziel: die Einheit, Größe und Macht des deutschen Vaterlandes hinzulenken und zu vereinigen. Und als das Schwert dem deutschen Einheitsgedanken freie Bahn geschaffen, da waren es vor allem Bennigsen und Karl Twesten, die für das Verfassungswerk eintraten, um wenigstens den freiheitlichen Bestrebungen eine gesicherte dauernde Stütze zu gewähren. Wenn dabei nicht alle Wünsche in Erfüllung gingen, so mußte man, was im Augenblick nicht zu erreichen war, der Zukunft überlassen.

Eröffnet wurde Rudolf v. Bennigsens öffentliche Laufbahn in seinem engeren Heimatlande Hannover. Als Vertreter der Staatsanwaltschaft und als Richter war er in den fünfziger Jahren in Hannover und Göttingen thätig. Im Jahre 1856 wurde er von der Gemeinde Aurich, wo er Gerichtsassessor gewesen war, in das hannoversche Abgeordnetenhaus gewählt, um gegen die damalige reaktionäre Regierung, die sich eines Staatsstreichs schuldig gemacht hatte, in Opposition zu treten. Der Justizminister v. Borries verweigerte Bennigsen die Annahme des Mandats. Im folgenden Jahre wurde er jedoch an zwei Stellen wiedergewählt, er nahm das Göttinger Mandat an und reichte seinen Abschied aus dem Staatsdienst ein. In der hannoverschen Kammer trat er an die Spitze der Opposition. In dem Kampf gegen das rücksichtslos reaktionäre Regiment Borries hat Bennigsen seine glänzenden parlamentarischen Gaben entwickelt und bewährt. Mit dem Jahre 1859 trat in Deutschland und besonders auch in Hannover die deutsche Einheitsbewegung immer stärker hervor. Man forderte eine Zentralgewalt und ein deutsches Parlament. Daß die reaktionäre hannoversche Regierung davon nichts wissen wollte, ist selbstverständlich. Bennigsen, Miquel und 35 andre Liberale Hannovers erließen damals eine Erklärung, worin die Forderung einer starken Zentralgewalt unter Preußens Führung und einer deutschen Volksvertretung verlangt wurde. Die Regierung antwortete mit dem Beschluß, daß die Unterzeichner dieses Aufrufs eine Anstellung und Begünstigung nicht zu erwarten hätten. Trotzdem wuchs in Hannover und auch in den andern Bezirken des Reichs die nationale Bewegung, und am 15. und 16. September wurde zu Frankfurt a. M. der deutsche Nationalverein gegründet und Bennigsen zum Präsidenten desselben gewählt. Als im Mai 1860 der Harburger Magistrat eine Petition im Sinne des Nationalvereins an die hannoversche Abgeordnetenkammer richtete, da hielt am 2. Mai der Minister v. Borries nach dem Bericht des offiziellen Landtagsblattes folgende Rede: „Die Uebertragung der Militärhoheit und der diplomatischen Vertretung auf Preußen bedeute die Mediatisierung; die Fürsten würden auf jede Weise ihr Recht zu wahren suchen, ja sie könnten durch die Not sogar dahin gedrängt werden, die Allianz auswärtiger Mächte zu suchen.“ Die Antwort auf diese Erklärung war der Heidelberger Protest von Heinrich v. Gagern, Gervinus, Welcker, Vangerow, worin gesagt wird, daß eine Regierung, die in Fragen nationaler Entwicklung auswärtige Hilfe suche, dem Schicksal verfallen sei, das Verrätern gebühre.

Digitized by Google

Am 7. Mai überreichte Bennigsen diesen Protest dem Präsidenten der Abgeordnetenkammer, und er machte ihn zu dem seinigen. Bennigsen versuchte das hannoversche Königshaus und seine Regierung zu warnen. Aber alles war vergeblich. Das Geschick vollzog sich trotz aller rechtzeitigen Warnungen: Hannover wurde Preußen einverleibt. Man hat Bennigsen einen Vorwurf daraus zu machen versucht, daß er zu Bismarck im Jahre 1866 auf dessen Wunsch in Beziehung getreten ist. Durchaus mit Unrecht. Bennigsen hat gethan, was er konnte, um die Folgen der Handlungen des Königs Georg und seiner Regierung zu verhüten, — daß ihm schließlich Deutschland und seine Zukunft höher stand wie das Schicksal einer einzelnen, vollständig irregeleiteten Dynastie — wer möchte dem Patrioten daraus einen Vorwurf machen? Als Bismarck im Juni 1866 Bennigsen durch den Bürgermeister Duncker an die Spitze einer provisorischen Regierung in Hannover zu treten anbieten ließ, lehnte Bennigsen diese Proposition, wie B. in einem Brief an Lasker sagt, in continenti ab, „er müsse jede weitere Verhandlung darüber verbitten." Wenn ein Freund, dem Bennigsen vertraulich von Bismarcks Aufforderung Mitteilung machte, der bestimmten Meinung war, Bismarck habe das Anerbieten nur zu dem Zwecke gemacht, um damit möglicherweise von dem lästigen Einflusse befreit zu sein, den Bennigsen als Präsident des Nationalvereins und liberaler Politiker bereits in Deutschland besaß, — so bemerkt Bennigsen selbst dazu, daß ihm dieser Gedanke nie gekommen und daß er ein durchaus unrichtiges Urteil über Bismarck enthält. Wenn Bennigsen auch ablehnte, an die Spitze der provisorischen Regierung in Hannover zu treten, so hat er doch alles gethan, um die Schäden, die die Annexion für Hannover im Gefolge haben konnte, zu beseitigen. So insbesondere auf dem Gebiet des Verkehrswesens. Bald nach der Annexion trat er mit mehreren politischen Freunden zusammen, um zur Beruhigung der Gemüter dahin zu wirken, die Bahnen, die von der früher hannoverschen Regierung projektiert wurden, auszubauen. So entstand auch die Hannover-Altenbecksche Eisenbahngesellschaft, in deren Verwaltungsrat Bennigsen ebenso wie Graf Münster nebst andern angesehenen Hannoveranern eintrat. Dies hat Bennigsen von seinen Gegnern eine Menge von Verleumdungen eingetragen. Lediglich um das Unternehmen nicht zu gefährden, sind Bennigsen und seine Freunde auf Wunsch der Beteiligten in der Verwaltung geblieben, und sie haben nur Nachteile und Verleumdungen davon geerntet, keinerlei Vorteil.

Für die Ausdehnung des Nationalvereins interessierte sich Bennigsen in hohem Grade. Er scheute zu diesem Zwecke keine Reisen und Mühen. Auf den jährlichen Generalversammlungen war er es vornehmlich, der die Verhandlungen ganz vorzüglich einleitete und führte, er vermochte es, Männer der verschiedensten Richtungen zu dem einen großen Ziele, der Wiedergeburt Deutschlands, zu vereinigen. Schon auf der Heidelberger Generalversammlung im August 1861 konnte Bennigsen in seiner Eröffnungsrede erklären, daß der nationale Gedanke trotz der ungünstigen Verhältnisse auch in Preußen einen Siegeszug gemacht. „Die Zukunft Deutschlands" — rief er aus — „gehört uns, dem Ge-

Digitized by Google

danken der Macht und Einheit Deutschlands." Auf dieser Generalversammlung, an deren erhebenden Verlauf ich mich noch gern erinnere, wurden auch die Sammlungen für die deutsche Flotte beschlossen. Sie ergaben ein Resultat von 1 380 000 Mark, die der preußischen Regierung überwiesen wurden. Es wurde von derselben dafür das Panzerschiff Arminius gebaut.

Mit dem Kriege von 1866 wurde der preußische Militärkonflikt geschlossen. Am 27. September 1866 wurde der Landtag vertagt. Unmittelbar darauf erließen 24 Abgeordnete — 15 von der Fortschrittspartei und 9 vom linken Zentrum (Fraktion Bockum-Dolffs) einen Aufruf, in dem sie für die dringendste Aufgabe erklären, der Regierung in ihrer auswärtigen Politik den vollen Beistand der Landesvertretung zu gewähren. Die Opposition gegen die reaktionäre innere Politik der Regierung dürfe nicht hinübergreifen auf das Gebiet der gebilligten deutschen Politik. „In dem großen Moment des Erstarkten und sich Verwirklichenden halten wir keine Partei und keine Maßregel berechtigt, die der deutschen Entwicklung Hindernisse bereitet oder die nötigen Förderungsmittel versagt." Dieser Erklärung, aus der der Geist von Karl Twesten spricht, war der Austritt von Twesten, Forckenbeck, Hammacher, Lasker, Michaelis, Köpell und v. Unruh aus der Fortschrittspartei vorangegangen. Sie war der unmittelbare Vorläufer der neuen nationalliberalen Partei. Mitte November konstituierte sich die Mehrzahl der Ausgeschiedenen unter dem Vorstand v. Hennig, Twesten und v. Unruh als neue Fraktion im Abgeordnetenhause. Sie wollte im Innern eine wachsame liberale Opposition, in der auswärtigen Politik Unterstützung der gebilligten Bismarckschen Politik. Der neuen Fraktion traten nach der Einverleibung der neuen Provinzen die Hannoveraner mit Bennigsen, Miquel u. a., und Kurhessen hinzu. Im konstituierenden Reichstag zählte die nationalliberale Partei einschließlich der Abgeordneten aus den norddeutschen Kleinstaaten 79 Mitglieder. Daß die nationalliberale Partei, insbesondere durch die Arbeiten von Bennigsen, Forckenbeck, Lasker, Miquel und Twesten, der Träger des Ausbaues der großen Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes und später des Reichs war, ist bekannt.

Ende des Jahres 1877 suchte Bismarck Bennigsen zum Eintritt in das Ministerium zu bewegen. Bei dieser Gelegenheit und bei den vielen Verhandlungen der speziellen Freunde Bennigsens benahm sich Bennigsen stets offen, loyal und korrekt. Er zeigte sich dabei als zuverlässiger liberaler Mann, dem es nicht darauf ankam, Minister zu werden, der nicht die Neigung hatte, als einzelner sich in einem konservativen Ministerium verbrauchen zu lassen. Einzelne Vorgänge aus dieser Zeit und die spätere Spaltung der nationalliberalen Partei will ich einem zweiten Artikel vorbehalten.



Digitized by Google

Die Diplomatin.

Skizze

von

Mite Kremnitz.

In der Villa des englischen Generalkonsuls in Jassy hatte ein Diner stattgefunden; die Gäste waren soeben fortgefahren.

Sir Frank und Lady Pangray saßen in den noch hell erleuchteten Räumen und plauderten in angenehmster Stimmung über die gut verlaufene Festlichkeit — der Koch hatte sich wieder einmal selbst übertroffen —, als ein heftiges, lang anhaltendes Klingeln an der Eingangsthüre sie aufschreckte.

„Jemand wird seinen Stock oder seine Ueberschuhe vergessen haben,“ beruhigte der gemütliche Sir Frank seine Frau, da Lady Pangray schaudernd meinte, die Glocke habe wie ein Notschrei geklungen.

In demselben Augenblicke hörte man verhaltenes Schluchzen, und etwas jagte die Treppe herauf — ob Mann, ob Weib ließ sich anfangs nicht unterscheiden, ein menschliches Wesen, mit einem kleinen Kinde im Arm, lag plötzlich vor der erschrockenen Lady auf den Knieen und flehte in englischer Sprache:

„Retten Sie mich, um der Barmherzigkeit Christi willen! Er verfolgt mich! Verstecken Sie mich!“ Ehe sie ausgesprochen hatte, sprang sie — denn es war eine Frau — wieder auf und verbarg sich hinter einem Wandschirm.

Zwei Diener, die unten von der Frau beiseite geschoben worden, waren ihr auf dem Fuße gefolgt; Lady Pangray schickte sie durch eine Handbewegung fort, während Sir Frank sich scheinbar noch nicht von seinem Erstaunen erholt hatte.

„Ich kenne Sie nicht, aber Sie sehen gut aus, Sie werden eine Landsmännin retten!“ fing die Frau von neuem an, während sie durch Hin- und Herwiegen das stöhnende Kind zu beruhigen suchte.

Lady Pangray sah unwillkürlich auf die feingeformte Hand, an der ein breiter Ehering glänzte; es war also kein unglückliches, verlassenes Mädchen, das vor ihr stand, sondern eine Frau. Aber wie sah sie aus! Nichts als ein langes Nachthemd über den schlanken Körper und eine zerlumpte alte Bettdecke, mit der sie sich und das Kind verhüllte; die nackten Füße steckten in großen Filzschuhen. Das glatt aus dem jungen Gesicht gekämmte Haar war goldig blond, und große blaue Augen starrten wie irr um sich.

Otto Sauermann
Chemiker-Ingenieur.

„Befehlen Sie, daß man niemand einläßt,“ flehte sie von neuem, „und geben Sie mir ein wenig Milch für Baby!“

Lady Pangray klingelte nach der Jungfer und erteilte die nötigen Weisungen, ließ eigenhändig die Rouleaux herunter, damit man nicht von außen in die hellerleuchteten Zimmer blicken konnte; Sir Frank gab den klugen Rat, den Eindringling lieber in das Fremdenzimmer zu führen. Die Jungfer brachte dorthin

Digitized by Google

einige Kleidungsstücke, während der Generalkonsul zu seiner Frau sagte: „Bitte, sei recht vorsichtig! Vielleicht ist sie mit einem Inländer verheiratet und ihm davongelaufen! Das würde mir große Scherereien mit den hiesigen Behörden eintragen, dann dürfte ich sie gar nicht schützen!“

„Aber ich!“ fiel Lady Pangray energisch ein. „Ich kenne eure dummen diplomatischen Gepflogenheiten nicht und verachte sie! Wenn es sich um eine Verfolgte, noch dazu um eine Landsmännin handelt, bin ich nur Mensch und Christ!“

„Dann schaff sie mir vor allen Dingen aus den Augen, Mary,“ entgegnete er. „Ich befehle dir sogar, die Abenteuerin sogleich fortzuschicken!“ Sie sah ihn starr an; in demselben Augenblicke aber hörte auch sie, was er mit feineren Sinnen schon früher vernommen hatte, daß ein Wagen in den Hof eingefahren war.

Noch ehe die Thüre unten geöffnet wurde, hatte die Jungfer den Dienern den Bescheid gebracht, daß die Herrschaften bereits schliefen. Der Polizeipräsident hinterließ, daß er sich morgen früh erlauben würde, wiederzukommen. Lady Pangray stand horchend oben im Treppenflur, hinter ihr die junge Frau. „Ist er es? Ist er es?“ flüsterte sie schaudernd. „Nein, das wagt er doch nicht! Eingeschlossen hatte er uns und alle meine Kleidungsstücke mit sich genommen! Aber das Fenster ist niedrig — dreimal im Lauf der letzten Wochen war ich schon hinaus und über den tiefen Schnee des Hofes gelangt, auf der Straße jedoch holte er mich ein —, an meinen Haaren hat er mich zurückgeschleift und dann mißhandelt — o, es ist ein Wunder, daß ich noch lebe — und nun erst mein armes Kind!“ sie schluchzte auf.

„Ist Ihr Mann ein Moldauer?“ fragte Lady Pangray.

„Nein, ein Zigeuner, denken Sie nur, ein Zigeuner aus dem Tatarasch, dem Zigeunerviertel! Und dort wohnten wir mit seinen Eltern und seinen fünf verheirateten Geschwistern zusammen in einem kleinen Hause — was sag' ich Haus, ein Ameisenhaufen ist es! Und böse und roh sind diese Leute — Sie können es sich gar nicht vorstellen! Es sind Wilde! Am ersten Tage nahm seine Mutter mir schon meinen Pelzmantel fort, es schicke sich nicht, daß ich einen trüge, wenn sie keinen besäße! Seine Schwestern fielen über meine Kleider und meinen Schmuck her und rissen sich darum ...“ In ihrer Aufregung sprach die Frau fort und fort, so daß Lady Pangray erst nach fünf Minuten die Frage stellen konnte, die ihr auf der Zunge brannte: „Aber wie in aller Welt sind Sie, eine gebildete Engländerin, in solche Familie geraten?“

„Aus Liebe!“ sagte sie bitter, „aus Verblendung, durch die Musik!“

„Morgen müssen Sie mir das alles erklären, heute sind Sie zu überregt! Genießen Sie etwas, und schlafen Sie. Sie sind hier vollkommen sicher,“ entgegnete die Lady und verließ ihren Gast.

Sie selbst aber schlief nicht. Sie überlegte hin und her, wie sie die Frau schützen könnte. Sir Frank war gut, aber er war auch korrekt und würde um einer Fremden willen nicht einen Verweis seiner Regierung riskieren, der ihm

Digitized by Google

sicher war, wenn es zu einem Konflikt mit den moldauischen Behörden käme — sie entsann sich eines ähnlichen Falls vom belgischen Konsulate; eine dort Schutz suchende Frau war dem Gatten sofort wieder ausgeliefert worden! Die Engländerin aber, die heute nacht beinah nackt sich mit ihrem Kinde durch den hohen Schnee geflüchtet hatte, würde sich eher umbringen, als zu ihrem Manne zurückkehren! Lady Pangray war erfahren genug, um zu wissen, daß ihr Haus sicherlich schon von Geheimpolizisten bewacht wurde, und die Fremde verloren sei, sowie sie die Schwelle überschritte; es war also unmöglich, sie bei Bekannten unterzubringen. Auf dem Konsulate durfte sie mit Sir Franks Wissen aber auch nicht bleiben, wohin sollte Lady Pangray sie verstecken? Wäre es nicht so kalt gewesen, hätte sie den Heuboden oder die Dachkammern zur Verfügung gehabt.

Unter der zahlreichen Dienerschaft des Hauses gab es nur eine zuverlässige Person, die Jungfer!...

Als Lady Pangray aus ihres Mannes ruhigen Atemzügen ersehen, daß er fest schlief, schlich sie also zur Jungfer. Sie gab ihr gleich einige Goldstücke als Schweigegeld und weihte sie in ihre Pläne ein. Nellie war schnell von den Argumenten ihrer Herrin überzeugt, da es galt, eine Frau gegen das ruchlose Männergeschlecht zu schützen, die Heimlichkeit übte auch ihre magische Anziehung aus — kurz, die Lady konnte nach einer halben Stunde erleichtert in ihr Bett zurückschleichen.

Am nächsten Morgen weckte die Jungfer sie mit der Nachricht, die Fremde, die gestern abend solchen Aufruhr im Hause veranlaßt habe, sei verschwunden, sie habe aber im Fremdenzimmer einen Brief an die Dame zurückgelassen. Lady Pangray durchflog ihn und reichte ihn dann ihrem Manne, während sie bewegt sagte: „Die Unglückliche!"

Sir Frank las, daß Ellen Rickeru der Generalkonsulin innig danke, aber das Haus verlasse, um ihrer Wohlthäterin keine Unannehmlichkeiten zu bereiten; im Schutze der dunkeln Nacht hoffe sie zu entkommen — wenn nicht, würde sie mit ihrem Kinde lieber sterben, als zu ihrem Manne zurückkehren. Sir Frank wiederholte den Namen Rickeru zweimal, dann fragte er seine Frau: „Hieß denn nicht der große Geigenkünstler, den uns der Polizeipräsident neulich auf seiner Soiree produzierte und den alle Damen anhimmelten, Rickeru?"

Jetzt fiel der Name auch der Lady ein; zu Rickerus in der nächsten Woche stattfindenden Konzerte hatte sie sogar Billette genommen. Ganz Jassy schwärmte von diesem Künstler, der, wenn er die Geige nicht im Arm hatte, ein häßlicher, gänzlich ungebildeter Zigeuner sein sollte, dessen Aufgeblasenheit lächerlich wirkte.

„Gut, daß wir beide aus dieser Geschichte heraus sind, die wird viel böses Blut machen," sagte Sir Frank und sah seine Frau etwas ironisch an. Sie schwieg.

Im Laufe des Vormittags kam der Polizeipräsident sowie der erste Rechtsanwalt der Stadt, als Vertreter Rickerus, zum englischen Generalkonsulate: Der geniale Künstler, von dessen Ehe bisher niemand etwas gewußt hätte, sei untröstlich über die ihm von seiner Frau in einem Augenblick der Geistesverwirrung

angethane Schmach; er fordere seine Gattin mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zurück. Sir Frank entgegnete, daß gestern abend allerdings eine junge Engländerin mit einem Kinde Zuflucht im Konsulate gesucht, dasselbe aber vor Morgengrauen bereits heimlich wieder verlassen habe, mit Zurücklassung eines Briefes — er zeigte diesen. Der Polizeipräsident glaubte natürlich kein Wort dieser Erzählung; das Haus war bewacht worden, und seine Leute hätten niemand entkommen lassen; der Anwalt bat sich den Brief aus, um die Echtheit der Namensunterschrift durch den Ehemann prüfen zu lassen. Sir Frank erkundigte sich nach den Familienverhältnissen Rickerus; cynisch lachend erzählte der Advokat, sie seien allerdings über alle Begriffe widerliche, und er persönlich wünsche der jungen Frau, daß sie entkomme — man habe ihm aber alles, was er nur fordern wolle, geboten, damit er sich der Sache annehme. Rechtlich läge der Fall auch ganz klar; die Ehefrau sei schuldig, denn sie habe mit dem Kinde das Domizil des Gatten ohne seine Einwilligung verlassen!... Dieser Gatte, der Künstler, sei vor zwei Jahren auf Kosten eines Mäcens zu seiner Ausbildung nach Leipzig geschickt worden, dort habe er die Engländerin kennen gelernt; andre als rein musikalische Bildung habe er aber vom Auslande nicht mitgebracht. Vater Rickeru sei Chef einer Zigeunerbande, die seit fünfzig Jahren bei allen festlichen Gelegenheiten in den Häusern der Bojaren aufspiele. Auch er sei musikalisch sehr begabt und verfüge über einen schönen Tenor; den Begriff des Mein und Dein habe weder er noch die Seinen. Dagegen huldige die ganze zahlreiche Familie, Männlein wie Weiblein, dem Weingenusse; im Trunke käme es unter den sonst zärtlichen Verwandten oft zu Zank und blutigem Streit ...

Der Anwalt gefiel sich darin, dies Milieu höchst ergötzlich zu schildern; er betonte dabei, daß unter diesen Leuten trotz allem der Begriff der Elternautorität sehr fest stehe. Vater und Mutter Rickeru hielten sich für berechtigt, der Frau ihres Sohnes alles fortzunehmen, um es für sich zu verwenden. Die junge Frau hätte kürzlich ihr Geld aus England erhalten sollen, da es ausgeblieben, hätte die Familie sie beargwöhnt, hieran schuld zu sein und sie streng bewacht; sie habe schon früher öfters gedroht, daß sie entfliehen würde.

„Giebt der Künstler etwa vor, seine Frau noch zu lieben?“ fragte der Generalkonsul spöttisch.

„Seitdem sie entflohen ist, ist er wie irr! Seine Schwestern behaupten, er würde sich aus Verzweiflung umbringen!“

Bei Tisch erzählte der Generalkonsul seiner Frau: Rickeru liebe seine Frau so abgöttisch, daß er ohne sie nicht leben könne. Lady Pangray erwiderte gleichmütig: es würde ein wahres Glück sein, wenn er sich umbrächte, denn ein gemeiner Mensch weniger auf Erden, sei schon ein Gewinn!

„Du vergißt sein Talent!“ warf Sir Frank neckend ein.

„Talent ohne sittlichen Charakter bringt den Mitmenschen doppelten Fluch! Und nun gar musikalisches Talent, das sich so tief in die Herzen einschmeichelt! Tolstoj hat mir in der Kreuzersonate ganz aus der Seele gesprochen, wenn er die Wirkung der Musik als verderblich schildert! Diese kleine, unwissende

Digitized by Google

Engländerin hat sich in das Talent des Zigeuners vernarrt und ihm alle ethischen Eigenschaften angedichtet! Sie hat in Leipzig auch Musik studiert — natürlich ohne Erfolg —, und daher staunte sie seinen phänomenalen Strich doppelt an! Das hübsche Kind hat ihm gefallen — er ist ein schwarzer Teufel, sie eine blonde Heilige! — Eine weltunkundige Tante von ihr bemutterte sie, Eltern hatte sie nicht mehr, und die Tante war die echte englische alte Jungfer, die noch nie Menschen gesehen hatte, die nicht allsonntäglich zur Kirche gehen. Sie ließ sich gern einreden, daß Rickeru ein zweiter Joachim, von dem ihre Zeitungen gerade schwärmten, sei; sie zog nicht einmal die oberflächlichsten Erkundigungen über dies Genie ein, sondern gab ihren Segen zur Heirat."

Sir Frank fragte nicht, woher seine Frau diese Einzelheiten erfahren habe, sondern ließ sie ruhig weiter erzählen, da es ihn interessierte, wenn sie so undiplomatische Sprache führte; hatte er sich doch auch am Vormittag nicht über das Kindergeschrei verwundert! —

„Mit zwei so thörichten Frauen hatte Rickeru natürlich leichtes Spiel. — ‚Graf' nannte er sich auch noch, und du kennst die englische Vorliebe für Rang und Stand. Solange der Musikant verliebt war und das Paar in anständiger Umgebung in Leipzig lebte, ging alles herrlich! Diese Zigeuner haben ein unglaubliches Anpassungsvermögen! Aber einmal mußte er doch in seine Heimat zurück! Schon am Bahnhof, wo die junge Frau von einer schreienden, buntbebänderten Kohorte empfangen wurde, war sie einer Ohnmacht nahe, nun erst, als sie die Behausung der Schwiegereltern sah! Und ihr holder Gatte war auf heimatlicher Erde gleich wie ausgetauscht: all sein bißchen Firnis bröckelte ab! Nach vierzehn Tagen waren der jungen Frau auch die letzten Schuppen von den Augen gefallen; sie fühlte sich wie verraten und verkauft, verstand kein Wort der Landessprache, kannte keine Seele in der fremden Stadt! Da schrieb sie ihrer Tante, sie möchte ihr poste restante unter ihrem Mädchennamen so viel Geld schicken, daß sie mit ihrem Kinde bis nach England gelangen könnte! Diesen Brief fing der Gatte ab! Wutschnaubend trat er ihr entgegen — das übrige wirst du dir denken können; er wollte ihr sogar das fünfmonatliche Kind fortnehmen und mißhandelte es vor ihren Augen, um sie doppelt zu quälen — ich kann es dir nicht einmal erzählen, was sie alles erduldet hat!"

Sir Frank warf ein, ihr Leichtsinn sei freilich zu hart bestraft worden — aber Lady Pangray brauste beim Wort „Leichtsinn" auf. Das wäre keiner! Jedes Mädchen der guten Gesellschaft würde leider dazu erzogen, an die im Himmel geschlossenen Ehen zu glauben und nur ihr unkontrolliertes Gefühl zu befragen! Eine Neigungsheirat gelte immer als das höchste, und die Jugend liebe eigentlich nur die Liebe, kein bestimmtes Individuum! Der Generalkonsul fragte, ob von des Zigeuners Seite nicht auch Geldinteressen im Spiel seien?

„Natürlich," antwortete seine Frau. „Sie meint zwar — denn sie idealisiert ihn immer noch —, er habe Millionen in seinem Geigenstrich — aber derweil hat sie doch ein angenehmes Einkommen. Das Kapital ist glücklicherweise in England geblieben."

Digitized by Google

„Ist sie aber auch ganz von ihrer Liebe geheilt?“ fragte der ungläubige Sir Frank.

„Ganz und gar! Sie schämt sich sogar ihrer!“

„Wenn du dich nur nicht irrst,“ entgegnete er. „Du kennst doch deinen Molière und weißt, wie es denen ergeht, die sich zwischen zwei Ehegatten stellen? Ich sehe dies Paar schon innig versöhnt, Arm in Arm spazieren gehen! Man kann die Menschen nie für charakterlos genug halten! Im übrigen bin ich gespannt, Mary, wie du diese Sache zu Ende führen wirst! Dank wirst du nicht davon haben!“

Lady Pangray war noch gespannter als Sir Frank, wie sie es möglich machen sollte, die unglückliche Frau nach England zu schaffen!

Der Rechtsanwalt Rickerus war wiederum erschienen, hatte den Brief zurückgebracht und spöttisch lächelnd erzählt, der Künstler habe laut weinend seiner Gattin Handschrift erkannt und mit Küssen bedeckt! Ferner teilte er mit, die Polizei habe die Umgebung der Stadt abgesucht, aber weder Frau noch Kind gefunden; auf dem Bahnhofe lauere Rickeru abwechselnd mit seinen Brüdern beim Abgange der Züge der Vermißten auf. Sir Frank sagte, nach Nachrichten, die ihm unter der Hand zugegangen seien, wäre die Gesuchte bereits in Odessa erkannt worden, sie scheine über die russische Grenze entkommen zu sein. Der Advokat entgegnete, daß sich in Jassy das Gerücht erhalte und verbreite, Frau und Kind seien im englischen Generalkonsulate versteckt; auch habe Lady Pangray geschworen, die Landsmännin nicht auszuliefern! Der Fall würde bereits auf das nationale Gebiet hinübergespielt, und einige Zeitungen äußerten laut ihr Befremden über die Anmaßung, mit der auswärtige Vertreter in der Moldau sich in interne Angelegenheiten einzumischen schienen! ... Der Anwalt versicherte, daß er persönlich diesen Verleumdungen natürlich energisch entgegentrete! ...

Als Sir Frank seine Frau von diesen Gerüchten in Kenntnis setzte, bemächtigte sich ihrer doch eine gewisse Bangigkeit; sie hatte schon an ihrem eignen Dienstpersonal und am Gruß der Leute auf ihren Morgenspaziergängen gemerkt, daß sich eine Art Stimmung gegen sie bildete. Sie war keine feige Frau, aber sie durfte die Rücksicht auf ihren Mann und seine Stellung nicht aus den Augen verlieren. Darum äußerte sie ihren moldauischen Bekannten gegenüber ganz unverhohlen ihren Aerger über diese ungerechten Anschuldigungen und sprach von der Möglichkeit, daß sie auf einige Wochen nach Hause reise, bis das Gerede sich gelegt habe. Zugleich stellte sie ihre Morgenspaziergänge ein und fuhr nur noch abends im Dunklen aus, von ihrem Lieblingshunde begleitet, für den sie, da er sehr frostig war, einen Fußsack, in den er ganz hineinkroch, bestellt hatte. Auch mied sie die üblichen Promenadenwege und fuhr immer auf der einsamen Chaussee der österreichischen Grenze zu. Zweimal bestieg sie sogar, da sie sich verspätet hatte, den Zug in Paschkani und fuhr mit der Eisenbahn nach Jassy zurück, während ihr Wagen einige Stunden später leer heimkehrte. Den großen Fußsack mit dem Hunde trug sie immer selbst, das Tier wäre bissig, sagte sie,

Digitized by Google

wenn ein Diener ihn ihr abnehmen wollte; die Leute auf dem Bahnhofe lächelten über die originelle Engländerin.

So war der Abend, an dem Rickeru sein erstes großes Konzert gab, herangekommen; ganz Jassy hatte sich vorgenommen, ihn doppelt zu feiern, da er so unglücklich und das Opfer einer herzlosen Ausländerin geworden war! Lady Pangray hielt es für taktvoller, ihr Konzertbillet nicht zu benutzen, Sir Frank jedoch setzte sich ostentativ in die erste Reihe der Zuhörer und applaudierte lebhaft.

Um acht Uhr abends ließ Lady Pangray anspannen und fuhr wie gewöhnlich, in Pelze gewickelt, den Hund im großen Fußsack neben sich, auf der einsamen Chaussee der österreichischen Grenze zu. Vorm Einsteigen hatte sie bereits durch die Jungfer sagen lassen, der Kutscher solle am Bahnhof Paschkani halten, sie würde wieder mit dem Zuge heimkehren.

Nach zweistündiger Fahrt hielt der Wagen vor dem Stationsgebäude; die Lady stieg aus; sie trug wie immer den großen Fußsack in der rechten Hand. Am Schalter angelangt, forderte sie aber kein Billet nach Jassy, sondern eins nach Wien — der Eilzug sollte in fünf Minuten durchfahren. Da sie kein Gepäck hatte, konnte sie noch mitkommen. Regungslos saß sie allein im Coupé des Schlafwagens; der Fußsack lag neben ihr, bis sie an die Grenzstation gelangte. Dort legte sie ihn auf den Fußboden und steckte vorsichtig die Spitzen ihrer Schuhe hinein. — Paß und Billet hatte sie dem Kondukteur eingehändigt...

Endlos schien der Aufenthalt. Sie stellte sich schlafend, als der Zollbeamte zur Untersuchung des Gepäcks bei ihr eintrat. Sie hatte nicht einmal eine Handtasche — das schien ihm aufzufallen!

Eine lange Unterhaltung entspann sich vor ihrer Thür; sie verstand kein Wort der Landessprache; aber ihr war, als müßte sie vor Angst das Bewußtsein verlieren! Endlich ein Pfiff — langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Fünf Minuten blieb sie noch regungslos, dann spähte sie um sich: sie durfte sich für gerettet halten! Vorsichtig nahm sie den Fußsack in die Höhe, griff hinein und holte ihr schlafendes Kind heraus, betastete es, behorchte seinen Herzschlag, fühlte ihm den Puls — Gott sei Dank, das Schlafmittel hatte nicht zu stark gewirkt! Die Angst vor der Entdeckung war doch noch geringer gewesen als die Angst, daß die dem Kind eingegebene Dosis Chloral zu stark hätte wirken können!

Von Wien aus sandte Ellen Rickeru das erste Telegramm an ihre Wohlthäterin.

Wie die Frau mit dem Säugling hatte entkommen können, obgleich die Polizei an der Grenze besonders auf kleine Kinder achtete, blieb unaufgeklärt. Lady Pangray setzte die Abendfahrten in Begleitung des Fußsacks mit ihrem frostigen Hund noch einige Tage fort. Von der Grenze aus war zwar gemeldet worden, Lady Pangray habe das Land verlassen; da man sie aber täglich in der Residenz erblicken konnte, ärgerte sich der Polizeipräsident nur über die Thorheit seiner Unterbeamten, die augenscheinlich mal wieder zwei ausländische Namen verwechselt haben mußten.

Digitized by Google

Der Zigeunerkünstler reichte schließlich die Ehescheidungsklage gegen seine verschollene Frau ein; sie hatte nie wieder von sich hören lassen.

Viel später erzählte man sich, ihr Sohn habe nie erfahren, wer sein Vater sei. Das hervorragende Musiktalent, das er von ihm geerbt hatte, wurde nicht ausgebildet, denn seine Mutter erklärte wie Lady Pangray, meist sei die Wirkung der Musik auf die Seelen höchst verderblich! —



Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch,

ersten Chefs der Admiralität.

Briefe und Tagebuchblätter.

Herausgegeben von

Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D.

(Fortsetzung.)

Der französische Krieg.

Im Juli 1870 lag Europa anscheinend im tiefsten Frieden. Napoleon war in St. Cloud, der König in Ems, Bismarck in Varzin — und ich mit Familie in Borkum.

Als die ersten beunruhigenden Nachrichten kamen, schrieb ich an mein Ministerium, man möge mich benachrichtigen, falls man mich brauchte; meine Hoffnung aber war, Napoleon würde mich weiter in den Fluten der Nordsee schwelgen lassen. Bismarck selbst sagte mir bei einem Spaziergang in Herny, er habe nicht geglaubt, daß die Franzosen so rasch anbeißen würden.

Am 15. Juli, bei anbrechendem Tage, brachte mir ein Fischerboot aus Emden die Ordre zur Rückkehr, und eine Stunde später ging ich mit demselben Boot in See und erreichte am Nachmittag Emden. Hier war schon die Sorge lebendig, daß die Franzosen einen Landungsversuch machen könnten; in Oldenburg sah man unsicher und ungewiß in die nächste Zukunft; in Bremen gingen die Wogen des patriotischen Eifers hoch, obgleich der überseeische Handel von den Kriegsaussichten schwer bedroht schien; in Hannover klang die Begeisterung in stolzen Tönen durch Stadt und Land; Berlin war voller Enthusiasmus und in energischer Thätigkeit.

Es ist eine Freude, in solchen Zeiten zu leben, und ein unermeßliches Glück, thätig darin mithelfen zu können. Wie viele gute und tüchtige Männer haben

Digitized by Google

ihre Kräfte in kleiner Zeit an kleinen Zielen verbrauchen müssen, ohne jemals vor einen großen Moment gestellt zu werden.

Vor uns lag das Ziel klar, und die Mittel waren gegeben; wir waren vorbereitet bis zur äußersten Anspannung unsrer Kräfte und durften mit gutem Vertrauen in den Kampf gehen.

Der Kronprinz beantragte meine Ernennung zu seinem Chef des Stabes; das fand Widerspruch bei Moltke, der mit Recht erklärte, Blumenthal sei nicht anders zu plazieren, und es sei unmöglich, ihn beiseite zu schieben. Der Kriegsminister aber gab der Sache die längst gefürchtete Wendung durch die Erklärung, ich sei der einzige General, der die Verpflegung im Kriege leiten könne. So wurde ich zum General-Intendanten der Armee ernannt.

Wenn ich nun auch als General-Intendant ein Mitglied des großen Hauptquartiers wurde und sozusagen zu den Oberhofchargen gehörte, so fehlte meinem Posten doch jedes militärische Element. Ich war reiner Verwaltungsbeamter, und meine Thätigkeit, die ich mir nie anders als vor dem Feinde gedacht hatte, mußte sich hinter unsrer Front abspielen.

Ich war von 1866 her daran gewöhnt, die militärischen und politischen Aktionen aus guter Perspektive und sehr gut informiert beobachten zu können; hier fragte mich niemand um meine Ansicht, und von dem Gange der Operationen erhielt ich zunächst nur so weit Kenntnis, wie das Verpflegungswesen dadurch direkt berührt wurde.

So hatte ich vielerlei Entsagung zu üben.

Mein Trost lag in der großen Arbeit und in der ungeheuren Verantwortlichkeit meiner Aufgabe. Man hat auch meine Leistungen vielfach anerkannt, zumal in den Tagen von Sedan und bei der Uebergabe der Festungen; und doch wäre ich gerade an diesen entscheidendsten Punkten mit all meiner Kunst ganz elend gescheitert, wären wir nicht in ein so reiches Land hineinmarschiert, in dem wir die volle neue Ernte vorfanden. Ohne das wäre es mir unmöglich gewesen, die Armee z. B. auf ihrem Rechts-Abmarsch nach Sedan zu verpflegen; die General-Intendantur hat also hier ebensoviel Glück gehabt, wie wir überhaupt bei unsern Operationen entwickelten.

Ich hatte schon jahrelang die Idee verfolgt, für die Beschaffung der Lebensmittel ein einziges großes Konsortium zu bilden, hatte auch in einem Promemoria diese Pläne niedergelegt. Da aber im Ministerium alles von unten herauf und nichts von oben herunter gearbeitet wurde, so gelang es den Herren Geheimeräten, meine Arbeit totzuschreiben. Von dem kranken Minister selbst erfuhr ich, wie schon bemerkt, in den vier Jahren meiner Thätigkeit wenig Förderung für meine organisatorischen Pläne, und es gehörte eine himmlische Geduld dazu, trotz aller Schwierigkeiten, die das allgemeine Kriegsdepartement überall bereitete, weil es eben nicht geleitet wurde, die allgemeinen Ziele nicht aus dem Auge zu verlieren.

Das aber hatte ich in dieser Zeit erreicht, daß meine Leute wußten, was ich wollte; so durfte ich wenigstens auf gefügige Werkzeuge rechnen. Trotzdem

Digitized by Google

aber habe ich in meiner neuen Stellung bald ganz aufgehört, mit den Intendanturen direkt zu verkehren, sondern schrieb an die Oberkommandos, die mir auch stets willfahrten, weil sie Vertrauen zu mir hatten.

Ich hielt mich nur wenige Tage in Berlin auf. Da sämtliche Eisenbahnen sofort für die Truppentransporte in Anspruch genommen wurden, am Rhein aber eine Mißernte war, so war zu fürchten, daß die aufmarschierenden Truppen an Nahrungsmangel leiden würden. Ich hielt also meine Anwesenheit im Zentralpunkt der Ausschiffung für sehr notwendig und begab mich, noch ehe meine eigne Mobilmachung vollendet war, nach Mainz. Ich schrieb von dort:

An meine Frau.

Mainz, 25. 7. 70.

„Ich bin nach fast vierundzwanzigstündiger Fahrt hier angekommen, habe mich dann gleich in den Strudel der Geschäfte gestürzt und nach dem Rechten gesehen. Auch habe ich den teils abgearbeiteten, teils unsicheren Gemütern Vertrauen eingeflößt und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß meine Reise hierher von großem Nutzen gewesen; hier waren die Verpflegungselemente schon aneinandergeraten.

Große Freude hat mir die Besichtigung der Dinge in Bingen gemacht, dort war alles im guten Gange und recht durchdacht. Es ist sehr dürr und sehr heiß; und eine elende Ernte steht bevor; nach Frankreich hinein soll es ebenso aussehen. Jetzt will ich nach Ludwigshafen gehen."

*

Mainz, 26. 7. 70.

„In Ludwigshafen hat die badische Regierung auf meine Requisition von Berlin aus Magazine eingerichtet; die Bayern sind mit den ihren noch nicht weit gekommen. Aber das Approvisionnement von Mainz gewährt eine gute Aushilfe. Der Gouverneur Prinz Holstein stellt es mir auf meine Verantwortlichkeit zur Disposition.

Ueber diesen Prinzen bin ich nie klar geworden. Sein ganzes Leben, seine Mittel und seine Erziehung befinden sich im vollsten Widerspruch zu seiner Stellung als Prinz. Eigentlich hat er immer Gutes geleistet, aber bis auf die Kronprinzessin, die einen förmlichen Kultus mit ihm treibt, vertraut ihm niemand so recht. Die Armee kennt ihn nur aus dem Wirtshaus, bei der Bevölkerung von Mainz scheint er sehr beliebt.

Von allen Corps stoßen die Spitzen hier zusammen; man dirigiert den Aufmarsch der Armeen von Berlin aus, und bis dahin fühlt man natürlich keine Reibung. Schließlich geht auch hier alles glatt, weil die Menschen vernünftig sind und voll vom besten Willen.

In Mannheim fühlt man die Nähe des Feindes. Ueberall Sorgen und Vorkehrungen für den Fall seines plötzlichen Vorbrechens. Im übrigen aber

Digitized by Google

gesunde Begeisterung und festes Vertrauen auf die Zukunft. Jetzt zeigt sich mit Macht, was es heißt, ‚ein Volk in Waffen‘.“

*

Mainz, 27. 7. 70.

„Ich bin hier nicht übermäßig beschäftigt, aber doch den ganzen Tag in Anspruch genommen; es ist gut, daß jemand da ist, der Verantwortungen übernehmen kann, denn die Verpflegung spielt eine große Rolle für die moralische Stimmung in der Armee, und es ist eine schlechte Basis, wenn hierin nicht vom ersten Tage an Ordnung herrscht.

Während ich in Berlin zu den gut unterrichteten Leuten gehörte, bin ich jetzt nur auf Zeitungen angewiesen. Heut aber kommt schon Prinz Friedrich Karl und damit ein Zentralpunkt für die hiesigen Operationen.

Die bisherige Unthätigkeit der Franzosen hat die Gemüter außerordentlich beruhigt.

Von Dir bin ich zu meinem Kummer immer noch ganz ohne Nachricht und weiß nicht einmal, wo meine Gedanken Dich zu suchen haben. Daß ich selbst noch mal nach Berlin komme, erscheint mir mehr wie unsicher, denn die Reise ist langwierig wegen der überlasteten Eisenbahnen, und hier giebt es Arbeit genug. Ist denn Otto wenigstens dort und bekümmert sich um Pferde und Leute?“

*

Mainz, 29. 7. 70.

„Ich habe Sehnsucht nach Umgebung und Hilfe und wünschte, Otto wäre hier mit meinen Sachen. Ich sitze den ganzen Tag still auf meiner Stube, empfange und schreibe Telegramme, höre eine Menge Menschen und bin wütend auf die Intendanturbeamten.

Diese Herren sind in Berlin zusammengetreten und haben beschlossen, sich gemeinsam mir entgegenzustellen, weil meine Ansichten über Armeeverpflegung falsch seien. Ich glaube, zum zweitenmal werden sie mir solche Mitteilung nicht machen.

Die erste Angst vor der Invasion ist vorüber, und die Menschen werden wieder heiter. Ich wohne so, daß alle Regimenter, die hier durchkommen, bei meiner Wohnung vorbei müssen. Es erhebt das Herz, die frische und flotte Haltung der Leute zu sehen. Hier glaubt man, es sei schon eine Million Soldaten vorbeigekommen, und es ist doch gerade nur genug, um den ersten Widerstand leisten zu können.

Ich treffe eine Menge Bekannter, und es macht mir immer von neuem Kummer, wenn ich bekennen muß, in welcher Stellung ich bin. Ich werde das mögliche daraus machen, aber es ist doch eine Lumperei; ich beneide jeden Frontsoldaten.

Hat denn Otto die Pferde eingefahren?“

*

Digitized by Google

Mainz, 30. 7. 70.

„Heut ist auch Prinz Friedrich Karl von hier abgegangen, und so bin ich wieder auf Zeitungsnachrichten reduziert. Die Franzosen haben sich wohl anfänglich stark überstürzt, und jetzt ist ihnen die Puste ausgegangen; lassen sie uns noch ein paar Tage Zeit, so sind wir ganz obenauf. Ich habe heut die Ueberzeugung gewonnen, daß die Verpflegung für die nächste Zeit gesichert ist; es hatte seine Schwierigkeit, da durch die plötzliche Unterbrechung aller Kommunikationen nur die hiesigen dürftigen Quellen zur Disposition waren.

Eben bekomme ich vom Minister ein Telegramm mit der Nachricht meiner Beförderung; ich gratuliere also zur Excellenz und zur soliden Verbesserung des Einkommens.

Ich gehe des Abends in die Anlagen mit einem Oberstabsarzt Weber, der neben mir bei Tisch sitzt; er ist so schweigsam, daß er mir gerade paßt, denn ich kann nur Leute brauchen, die keine Konversation von mir fordern."

*

Mainz, 31. 7. 70.

„Ich wollte heut nach Speyer fahren, um den Kronprinzen zu begrüßen; ein Telegramm des Ministers machte mir einen Querstrich. Er giebt mir den Auftrag, ich solle Agenten annehmen und Kontrakte abschließen. Das thue ich aber nicht. Meine Hand soll frei bleiben von dem Schmutz dieses Geschäfts; ich habe den Auftrag nach andrer Seite abgegeben."

*

Mainz, 2. 8. 70.

„Heut bin ich seit vier Uhr auf den Beinen, um den König zu empfangen. Als ich zum Bahnhof ging, fand ich den Großherzog mit einer langen Pfeife vor dem Palais sitzend, wo der König absteigen sollte. Er sagte mir: ‚Ich begreife nicht, daß so viele deutsche Fürsten dem König in den Krieg folgen; ja, wer ein Kommando hat! Aber so ist es doch nur für alle Teile unbequem.'

Der König kam um halb sechs; die Ereignisse frischen ihn auf, er sah nach achtundvierzigstündiger Eisenbahnfahrt brillant aus. Zu mir war der alte Herr die Herzlichkeit selbst, und es wäre alles gut, wenn ich nicht Intendant wäre. Ich lebe immer noch der Hoffnung, daß ich mir das abschütteln kann; freilich müßte der Feldzug dazu länger dauern, was man als guter Patriot nicht wünschen darf.

Mittags kam auch Otto mit meiner Ausrüstung."

Am 3. August war ich in Kirchheimbolanden beim Prinzen Friedrich Karl. Ich fand ihn sehr munter und guter Laune. Stiehle machte auch einen frischen Eindruck. — Verdy war zum Kronprinzen geschickt worden, um ihn zu veranlassen, gegen Weißenburg vorzugehen, um mit den beiden andern Armeen in gleicher Höhe zu bleiben. Er hatte weder beim Kronprinzen noch bei Blumen=

Digitized by Google

thal Neigung dazu gefunden, dem Gegner so unmittelbar auf den Leib zu rücken, wie gefordert wurde; endlich aber hatte Verdy die Bedenken überwunden, und es wurde dem Befehl Folge gegeben. Im Hauptquartier herrscht die größte Spannung. Ich schrieb am 5.:

„Heute schreibe ich im vollen Glück über diesen ersten Erfolg unsrer Waffen. Wir sind alle in Rührung und Dankbarkeit, und ich möchte wohl in Berlin sein, den dortigen Jubel zu sehen. Hier, wo man kosmopolitisch ist, gelang es nur mühselig, aus der allgemeinen Kälte eine geringe Ovation für den König zuwege zu bringen.

Dafür empfangen die Einwohner die französischen Gefangenen mit vieler Liebe; ich empfinde so bitteren Haß gegen diese ganze Nation, daß mir dies Kokettieren wahren Ekel erregt; ich hoffe, Ihr seid in Berlin verständiger.

Wenn Ihr über den Karten sitzt und studiert, so denkt an mich; das ist meine Hauptbeschäftigung. Denn wenn die Armee leben soll, muß ich die großen Operationen vorher berechnen, um zur rechten Zeit alles zur Stelle zu schaffen. Und es ist lächerlich, wie viel 600000 Mann und 200000 Pferde täglich fressen. Es wird manchmal knapp sein, aber ich hoffe, es wird kein Grund zu wirklicher Klage kommen."

Die beiden Schlachten von Wörth und Spichern gingen aus dem Thatendrang der Generale, nicht aus dem Befehl der Heerführer hervor; ein jeder wollte an den Feind, das kostete uns am Anfang zwar viele Leute, gab aber unserm Angriff solchen Schwung, daß die Franzosen ihm nie widerstanden. Ich hoffe, dieser Drang von unten bleibt für immer das charakteristische Merkmal der deutschen Armee; ohne ihn ist die schönste Strategie umsonst.

In Ludwigshafen erhielt ich am 8. die Nachricht von der schweren Verwundung meines Bruders Max, der als Kommandeur des 46. Regiments bei Wörth einen Schuß in das Knie bekommen hatte. Er war nach Mannheim in das Lazarett gebracht worden.

*

Saarbrücken, 11. 8. 70.

„Ich fürchte, der alte Steinmetz ist nicht lange mehr zu halten. Gestern war ich nach Völklingen geritten, weil er mich sprechen wollte. Er war fort, kein Mensch wußte wohin. Man klagt, daß er auf niemand hört, sich jedem höheren Einfluß entzieht und alles nach seinem eigensinnigen altersschwachen Kopf machen will. Sperling, sein Chef, ist in solcher Verzweiflung über ihn, daß er behauptet, er halte es körperlich nicht mehr lange mit ihm aus. Die Perle unsrer Heerführer ist der Kronprinz, er unternimmt immer frisch, was ihm von Männern seines Vertrauens geraten wird. Aber auch Prinz Friedrich Karl hat sich bisher außerordentlich gut gemacht."

*

Digitized by Google

Herny, 16. 8. 70.

„Ich erhalte sehr schlechte Nachrichten von Max. Es ist eine Amputation nötig, und die Aerzte zweifeln am Erfolge.

Wir sind hier inmitten der Katastrophe; Du erfährst aus den Zeitungen früher das Resultat."

*

Pont-à-Mousson, 21. 8. 70.

„Die Franzosen sind in Metz eingeschlossen, und die schrecklich blutigen Kämpfe vom 16. und 18. haben zum glorreichen Ziele geführt. Für mich sind es schreckliche Stunden, wenn ich, wie am 18., in der Umgebung des Königs auf dem Schlachtfelde halte. In solcher Zeit in nichts mitwirken zu können, ist das Entsetzlichste, was ich kenne. Moltkes Ruhe wird mir ganz unheimlich, aber er trägt wenigstens die Verantwortung, und ich habe gar keine Thätigkeit. Auf unserm Flügel war es bis in die Nacht hinein ganz ungewiß, wie die Sache stand. Otto hat sich nützlich gemacht mit Adjutantieren.

Gestern fuhr ich nach Nancy, um einiges zu arrangieren, da traf ich den Kronprinzen; er war außerordentlich herzlich, küßte mich, erklärte, daß er mich vermisse, und sprach eine ganze Stunde mit mir.

Heut bin ich den ganzen Tag an die Stube gefesselt; alle Welt arbeitet und ordnet, eine neue Basis für die Zukunft zu schaffen.

Und nun zu unserm Anteil an der allgemeinen, großen Trauer der Welt. Max ist tot, er ist den Folgen seiner Verwundung erlegen. Der jüngste von uns Brüdern mußte zuerst von uns gehen, sein Platz in unserm schönen Familienleben bleibt leer. Er war ein braver, treuer Bruder, möge ihm die Erde leicht werden. Er starb einen schönen Soldatentod und leicht, da er unverheiratet war."

Die Kronprinzessin schrieb:

Neues Palais, 23. 8. 70.

„Bester General! Diese Zeilen kommen leider viel später, als ich wollte, um Ihnen meine ganze und aufrichtige Teilnahme bei dem Tode Ihres Bruders auszusprechen, aber Sie werden es mir gewiß glauben, daß ich gleich und mit dem wahrsten Mitgefühl Ihrer und der Ihrigen gedachte, als wir die Trauerkunde erfuhren! Sie müssen es nun auch erfahren, wie so viele Hunderte in unserm lieben Vaterlande, — mit wie vielen Thränen und mit welchem Schmerz die Siege erkauft sind, die uns mit Stolz und Begeisterung erfüllen! Diese letzten Tage waren so schrecklich, daß man nur den Jammer des Krieges empfand; den Kummer der Zurückbleibenden mit anzusehen, ist herzzerreißend. Der liebe Gott wolle die gebrochenen Herzen trösten und aufrichten!

Des Kronprinzen Gedanken und die meinigen suchen Sie in dieser ernsten großen Zeit oft auf, wie schade, daß Sie nicht bei ihm sind!

Gern würde ich mehr schreiben, es giebt so viel zu sagen, daß man nicht weiß, wo anfangen und wo schließen, ich will aber alle Betrachtungen trauriger

Digitized by Google

und freudiger Art aufsparen, bis ich Sie wieder einmal zu sehen bekomme, hoffentlich nach baldigem ruhmvollem Frieden.

Ihre

Viktoria, Kronprinzessin."

*

Commercy, 24. 8. 70.

„Zum erstenmal kommen wir in Gegenden, aus denen die Einwohner nicht geflohen sind; das macht das Leben bequemer, und das Plündern der leeren Häuser hört auf. Man wird von den Franzosen ordentlich um Nachrichten bestürmt, denn sie sind schon über acht Tage ohne Zeitungen, ohne Briefe, ohne Telegramme; es muß ein eigentümliches Gefühl sein, so abgeschnitten zu sein, wo die ganze Existenz erschüttert und alle Lebensnerven berührt sind. Aber auch uns fehlen augenblicklich alle Nachrichten aus Paris."

*

Clermont, 28. 8. 70.

„Ich habe schrecklich zu thun gehabt. Die Armee hat ihre Operationslinie gewechselt, und nun handelte es sich darum, den ganzen Schwanz des Nachschubes auch nach rechts zu werfen. Wir sind in größter Spannung, jede einzelne Meldung wird sorgfältig abgewogen, und da die ganze Masse unsrer Kavallerie hart am Feinde ist, so kommen stündlich Berichte über seine Bewegungen und geben reichen Stoff zu Kombinationen. Moltke entzückt positiv in seiner Klarheit und Bestimmtheit.

Am 25., als sich die Meldungen vom Abmarsch der Franzosen nach Nordosten mehrten, waren wir zuerst unsicher, was man daraus machen sollte. Wir saßen den Abend bei Moltke am Whist, als die Bestätigung kam. Da legte er die Karten nieder und sagte: ‚Die Kerls sind doch zu dumm, nun sollen sie ihre Strafe haben.' — Er hatte alle Dispositionen bereits im Kopfe fertig, sie wurden noch in der Nacht ausgegeben. Auch Blumenthal ging sehr entschieden und mit Eifer vor."

*

Vendresse, 31. 8. 70.

„Wir haben gestern ein glorreiches Gefecht gehabt, das IV. Corps hat einen sehr schönen Tag gemacht und mit dem kleinsten Verlust die größten Erfolge erkämpft. Der König hatte einen sehr vorteilhaften Standpunkt, wir übersahen die Operationen der ganzen Armee, und wenn nicht in der Sache ein so furchtbarer Ernst lag, so wäre es einer der schönsten Anblicke gewesen.

Wir kamen erst spät ins Quartier; für Moltke war mal wieder neben all den Fürstlichkeiten des großen Hauptquartiers kein Bett vorhanden. Er war wütend, und wir mußten ihn mit Gewalt unterbringen. So etwas klingt wie ein Märchen."

*

Digitized by Google

Donchery, 2. 9. 70.

„‚Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!‘ Du liest die Depeschen und fühlst mit uns, was wir erlebten. Ereignisse so groß und so erfolgreich, wie sie viele Generationen nicht sahen.

Die Bravheit unsrer Truppen hat sich unglaublich bewährt, im Marschieren wie im Gefecht. So fiel uns der Feind gestern als abgehetztes Wild in die Hände.

Moltke hat das Größte erlebt, was einem Feldherrn beschieden sein kann. Wenn man so mitgesehen hat, wie klar, sicher und kühn er auf dieses Resultat hin disponierte, wie er immer rechnete und niemals irrte, so kann man ihn nur mit der größten Bewunderung ansehen.

Von dem Berge, auf dem der König Aufstellung genommen hatte, übersah man das Schlachtfeld so genau, daß man mit dem Glase die einzelnen Tirailleurlinien beobachten konnte, und dazu die herrliche Landschaft mit dem schlängelnden Fluß. Die ganze Seele hing an dem, was vor uns geschah. Die Tirailleurs und Kolonnen des 11. Corps gingen über freies Feld vor, um einen entscheidenden Bergabhang zu nehmen. Der Feind, dreimal so stark, wies sie ab; da warf sich ihm kühn ein kleiner Trupp in die Flanke, und unsre Leute drangen wieder vor, trotz der riesigen Verluste, die sie eben erlitten.

Dann ein großer Kavallerieangriff; Reiter und Pferde verschwanden vor dem Feuer unsrer dünnen und müden Linien; immer neue Angriffe, neues Gewoge hin und her, bis endlich wilde Flucht uns das Feld überließ.

Wie kann ich das alles beschreiben? Dazu der ungeheure Lärm der Schlacht, die Feuersbrunst in der Stadt, schließlich die weiße Flagge und die Ankunft von Reille!

Unsre Verluste berechnen wir auf den dritten Teil dessen, was am 18. gefallen ist, das bedeutet aber viel Trauer bei allem Glück.

Diese Zeilen nimmt Hatzfeld mit, der nach Belgien reist.“

*

Réthel, 4. 9. 70.

„Gestern hatten wir den ganzen Tag zu thun, die Gefangenen zu übernehmen; es ist eine große Arbeit, sie zu ernähren und zu transportieren. Ich war nach Sedan hinein, um dort zu ordnen, aber sehr vergnügt, als ich aus diesem Höllenkessel wieder heraus war, ohne etwas mitzubringen, als ein geschundenes Schienbein.

Heut sind wir scharf auf dem Weg nach Paris. Wir werden zwar der Armee noch einige Tage Ruhe gönnen müssen, damit sie sich wieder Kräfte holt, denn die Leistungen waren auf ein sehr hohes Maß gespannt. Das bedeutet aber keine Stockung in dem allgemeinen Vorgehen. Gersdorff durfte ich nicht besuchen; Rudolf Kräwels Tod ersehe ich aus der Zeitung.“

*

Digitized by Google

Reims, 6. 9. 70.

„Die alte Stadt ist überfüllt, das ganze VI. Corps, außer dem großen Hauptquartier. Otto brachte mich in ein sehr anständig aussehendes Haus, der Wirt empfing mich und stellte sich vor als M. Werlé, Inhaber der Firma Veuve Cliquot. Champagner giebt's aber nur auf Befehl."

*

Reims, 10. 9. 70.

„Vorgestern morgen fuhren wir nach dem Lager von Chalons, um Kenntnis von den dortigen Anlagen und vor allen Dingen von den Beständen zu nehmen. Es herrscht dort ein großartiger Luxus, wie er uns in der Verwaltung vollständig fremd ist. Freilich hat die Hand des Krieges schon vieles zerstört; das Beste ist ein komplett montiertes Lazarett zu einigen 100 Betten. Ich bringe Dir ein Andenken mit, eine Tasse mit dem N und der Krone gezeichnet. Das Lager ist sehr ausgedehnt, und es gab viel zu sehen. Als ich dem König davon erzählte, wurde er ganz neugierig und ist dann heute auch hinausgefahren.

Gestern hat der Kronprinz mir schreckliche Arbeit gemacht, und zwar durch einen Gnadenakt. Ein Anschlag von ihm an den Straßenecken setzte die ganze Stadt in Aufruhr: er machte bekannt, die Soldaten sollten aus den Magazinen verpflegt werden, die alles bar bezahlen würden, die Stadt Reims habe sich um nichts zu kümmern. Das Magazin ist aber nicht vorhanden, und Geld zum Bezahlen auch nicht. Da wurde mir denn die Gnade etwas unbequem.

Die Unterbringung der französischen Gefangenen macht uns viel Kopfzerbrechen, zumal wenn die 130000 Mann mindestens aus Metz noch dazu kommen. Ich hoffe, man wird sie zu öffentlichen Arbeiten verwenden.

Freytag habe ich einigemal gesehen. Er hat uns jetzt verlassen und ist mit einem Feldjäger in die Heimat zurückgekehrt; den besten Teil des Feldzuges hat er mitgesehen. Sein letztes Werk hier war die Verfassung des Aufrufs für die Invalidenstiftung."

*

Reims, 11. 9. 70.

„Mein Aufenthalt hier dauert schon zu lange; die Masse der Menschen, sogar die benachbarten Ortschaften, fangen an, mich als verantwortlichen Verpfleger zu kennen und kommen, mir ihre Klagen vorzutragen. Nun sind die Leute hart bedrückt, und das Herz thut mir weh, obgleich kein Franzose ein Recht auf unser Mitleid hat. Aber wenn man die jammervollen Gesichter sieht, muß man sich immer künstlich in die Härte hineinreden. Trotzdem werde ich wohl noch drei Tage hier aushalten müssen, denn die Promenade nach Sedan hat uns Zeit und Kräfte gekostet, die jetzt eingeholt werden müssen.

Steinmetz macht wieder neue Schwierigkeiten, es peinigt ihn, daß er noch keine Heldenthaten verübt hat.

Aus meinem stets beschäftigten Leben kann ich nicht viel erzählen; der Gnadenhimmel wölbt sich auch über mir, ich esse in der Tour jeden dritten Tag beim König, spiele abends mit Moltke Whist und reite täglich spazieren. Daß

Digitized by Google

das Diner des Königs um vier statthat, ist unbequem, es kommt immer mitten in die Arbeit, aber der alte Herr ist es so gewöhnt."

*

Reims, 13. 9. 70.

„Ich freue mich, daß mein Brief von Sedan Dir so rasch zukam; einer unsrer Diplomaten, der nach Brüssel ging, war so liebenswürdig, ihn von dort zu expedieren. Er sollte den Transport unsrer Verwundeten durch Belgien vermitteln, brachte es aber nicht fertig. Trotzdem laufen sie aber alle diesen Weg, nur nicht offiziell, denn die belgische Regierung will uns nicht offen dieses Zugeständnis machen. Nur darf kein Soldat sie begleiten; die freiwillige Krankenpflege bildet hierfür den neutralen Boden.

Fürst Pleß und seine Gehilfen zeichnen sich auf diesem Gebiet außerordentlich aus; was die Zeitungen dagegen raisonnieren, ist Unsinn.

Ich habe heut zum erstenmal in meinem Leben Tabak verkauft. Dann habe ich große Berichte für den König zu machen wegen Klagen über Konfiskationen oder Requisitionen, die ihm direkt zugegangen sind. — Dabei will ich Dir gleich bemerken, daß, wenn die Verpflegung gut, dies vor allen Dingen der Jahreszeit zu verdanken ist. Man kann es nicht für ein Kunststück ansehen, wenn man hier futtert."

Wir gingen nun, im Glauben, durch Paris nicht lange aufgehalten zu werden, in großen Etappen über Chateau Thierry und Meaux gegen Paris vor.

Das Hauptquartier zunächst nach Ferrières.

*

Ferrières, 22. 9. 70.

„Hier wohnt nun der König in dem Zauberschloß des Barons Rothschild. Es ist gewiß ein schöner Bau, aber unser Schloß Eisgrub in Böhmen war viel schöner und edler im großen wie im einzelnen. Ganz großartig ist der Park, mit den auserlesensten und schönsten Bäumen ausgestattet; von den Fasanen denken wir noch einigen Nutzen zu ziehen.

Ich wohne mit meinem Stabe und dem Fürsten Pleß bei einem Gärtner, d. h. bei einem Obstzüchter, der ausgesuchtes Tafelobst nach Paris verkauft, und zwar zu exorbitanten Preisen. Der Besitzer selbst ist geflohen, auch die Leute bis auf eine alte Köchin; so leben wir gut, und ich genieße meinen schönen Salon mit dem Ausgang nach dem Garten.

Ich fuhr schon früh in die Welt, um mich über die Verpflegung auf dem linken Seineufer zu orientieren. Bei dem prachtvollen Wetter war der Blick über das reiche Thal der Seine und Marne sehr schön und klar; die Stadt Paris dehnt sich in weitem Panorama aus und liegt vor uns wie ein Rätsel. Unsre Leute auf Vorposten starren es voller Erwartung an; nach Lage der Verhältnisse dürfen wir erwarten, in einigen Tagen dort einzurücken, und zwar ohne

Digitized by Google

allen Kampf. Es gärt dort ganz gewaltig, und Jules Favre hat schon wiederholt seinen Weg hierher gefunden; der bevorstehende Fall von Straßburg wird ihm seine schwere Aufgabe erleichtern."

*

Ferrières, 24. 9. 70.

„Die Verhandlungen sind vorläufig abgebrochen, weil Favres Kollegen in Paris die aufgestellten Bedingungen nicht annehmen wollen. Sie bedürfen noch einiger auflösender Elemente mehr, um die bittere Pille herunterschlucken zu können. Wenn man sich einigen Verlusten aussetzen wollte, so könnte man Paris sofort nehmen; das hilft uns aber nichts, denn die Regierung, die wir da einsetzen müßten, würde nie so stark werden, uns den Frieden garantieren zu können. Die republikanischen Führer müssen selbst kommen und auf eigne Verantwortung um Frieden bitten.

Es fehlt in der Stadt wohl an Viehfutter und allerhand anderm, Mehl aber haben sie für sechs Monate, und von Brot lebt der Franzose vorwiegend. Zwischenein ist es sehr wichtig, daß wir Toul genommen haben.

Gestern morgen war der Kronprinz hier, da die Nachricht von den Favreschen Verhandlungen zu ihm gedrungen war. Außer Favre bewegt sich hier aber auch noch ein napoleonischer Agent und ein Vertreter von Gambetta. Alle erkennen die Richtigkeit unsrer Bedingungen an, keiner aber ist mächtig genug, sie zu vertreten. Der Kronprinz hat in der Sache sehr verständige Ansichten und ist mit Bismarck in vollster Harmonie; in allen politischen Angelegenheiten verhandelt es sich gut mit dem Herrn. Er war sehr herzlich, und wir sind lange Zeit in dem Park spazieren gegangen. Seine Urteile über die Anlagen interessierten mich übrigens sehr; dafür ist er ganz sachverständig."

*

Ferrières, 25. 9. 70.

„Ich habe eben einen Auftritt gehabt, der meinem Schnupfen wohlgethan hat. Ein Berliner Jude offerierte, 4000 Zentner Hafer à zehn Thaler aus der Gegend von Meaux heranzuschaffen. Was thut der schlaue Sohn? Er kauft von hiesigen Bauern, die beim Dreschen sind, den Hafer, den wir bereits mit Beschlag belegt haben, und zwar für einen Spottpreis, den diese aber immer noch lieber nehmen, wie unsern Bon. Ich selbst konstatierte das ganz zufällig bei einem Ausgang. Den Kerl habe ich ausgewiesen und ihm jede Lieferung untersagen lassen. Wenn die Bahn über Toul erst in stand ist, wird auch das nicht mehr passieren.

Die Masse der Bittenden verleidet mir hier schon wieder die Existenz. Jeder Bauer wird von den Soldaten geplagt, und jeder Bauer sucht sich als Leidtragender den Weg zu mir zu öffnen. Wenn ich fortgewesen bin, finde ich den ganzen Garten blauschimmernd von lauter Blusen.

Mein Leben verläuft ganz regelmäßig. Um halb sieben wird aufgestanden, Kaffee getrunken und regiert; um acht gehe ich nach dem Generalstab, mich zu

Digitized by Google

orientieren, Befehle zu empfangen und selbst mitzusprechen. Damit wird es zehn Uhr, bis ich wieder in meinem Bureau bin. Dann folgt um halb zwölf das Déjeuner; wir sind täglich neun Personen, sieben ich und die Meinen, Fürst Pleß und sein Adjunkt, Herr v. Salisch. Es gab heut dicke Erbsen mit Wurst, kalten Karpfen, Hammelbraten mit Salat und Kartoffeln, Butter, Käse und Obst. Nach dem Frühstück ist Schreibstunde, heut war ich zur Kirche, und um zwei Uhr wird geritten und gefahren, wobei man die Annehmlichkeit mit den Interessen des Dienstes zu verknüpfen sucht. Gestern waren wir bei den Vorposten und sahen uns Paris an. Um sechs wird diniert, Bouillonsuppe, Milchreis und Rindsbraten; eine Partie Whist schließt den Abend. Zwischenein läuft natürlich noch viel Arbeit, Audienzen u. s. w.

Unsre militärische Zukunft wird so beurteilt, daß man meint, Straßburg werde in dieser Woche fallen, Metz in der folgenden. Wann Paris genug hat, hängt von den Gärungsmomenten ab; diese aber werden verstärkt dadurch, daß wir in der nächsten Woche die Beschießung beginnen, denn das Belagerungsgeschütz kann jetzt heran. So werden Metz und Paris wohl ziemlich gleichzeitig fallen.

Gestern sagte Bismarck, man begreift jetzt, daß Friedrich der Große kriegsmüde wurde, als der Krieg sieben Jahre dauerte."

*

Ferrières, 27. 9. 70.

„Gestern fand ich eine Depesche vom Kronprinzen vor, der mich nach Versailles beruft; ich fahre also gegen zwölf dorthin und bleibe die Nacht dort. Morgen abend aber bin ich wieder hier, um Sonnabend mit dem ganzen Hauptquartier nach Versailles zu gehen. Der König fängt an, sich hier zu langweilen, und braucht Abwechslung. Ich hätte gern hier den Einzug in Paris abgewartet.

Wir sind gespannt auf den Ausfall der Wahlen, die für den 2. Oktober ausgeschrieben sind. Ob sie der jetzigen oder überhaupt einer Regierung die Autorität verschaffen werden, die wir zum Friedensschluß brauchen?"

*

Ferrières, 1. 10. 70.

„Ich verspätete mich beim Reiten und kam zum Diner beim König zu spät; ich aß am Adjutantentisch und hätte mich ruhig wieder fortgestohlen, hätte mir der Kronprinz nicht sagen lassen, er müsse mich sprechen. Er nahm mich denn auch nach Tisch mit auf sein Zimmer und hatte viel zu erzählen; auch heut früh bin ich wieder eine Stunde mit ihm gegangen. Er ist immer sehr herzlich und warm, und das bleibt nicht ohne Eindruck auf die Zuschauer.

Von den politischen Konstellationen kann ich dem Papier nichts anvertrauen, nur das will ich erwähnen, daß die Verhandlungen von Delbrück in München ganz außerordentlich erfolgreich gewesen sind; man war dort überraschend coulant.

Der Kronprinz zog einen sehr klaren und richtigen Vergleich zwischen den Königen Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm; es interessiert mich, bei solchen

Digitized by Google

Unterhaltungen immer wieder zu beobachten, wie vor fürstlichen Augen die Weltereignisse den Charakter der Familienpolitik annehmen. Dem Unterthanenverstande ist solche Anschauung ganz neu, weil die Unterlage fehlt, man gewöhnt sich aber daran.

Nachdem wir gestern die besten Pariser Truppen, die römische Brigade, zurückgeschlagen haben, hoffen wir nunmehr, unsre Feste am 18. mit der Feier der Kapitulationen verbinden zu können; dann wollen wir trotz der Trennung vergnügt singen: Nun danket alle Gott."

*

Ferrières, 2. 10. 70.

„Gestern aß Graf Bismarck mit uns, er war bester Laune und erzählte eine Menge kleiner Züge aus der neuesten großen Politik. Jules Favre sei der reinste Phrasenmacher, aber ausgestattet mit all jenen imponierenden äußeren Eigenschaften, die Waldeck als Redner besessen habe. Von Napoleons mangelnder Widerstandskraft sei er überrascht gewesen; er habe geglaubt, der Kaiser besäße die ganze Energie des Phlegmas und würde nicht so leicht von der Stelle gehen. Er sei aber ein ganz abgethaner Mann, durch Krankheit und körperliche Leistungsunfähigkeit."

*

Ferrières, 3. 10. 70.

„Uebermorgen gehen wir nach Versailles; ich muß dies als einen Fehler bezeichnen, weil man dadurch unsre Angriffsfront andeutet, und dann, weil der König nicht die natürliche Rückzugslinie verlassen darf. Die ganze Rechnung geht zu sehr auf die Schwäche des Feindes, er kann sehr gut mal durchbrechen, und dann giebt es fatale Stunden, wenn der König abgeschnitten ist."

*

Versailles, 6. 10. 70.

„Ich war endlich in Tremblay, dem Hauptquartier des Kronprinzen von Sachsen, wo ich schon längst zu thun hatte; man sieht dort im Norden vielmehr Zerstörung und gar keine Einwohner. Hier im Süden finden sich langsam die Menschen wieder, und das Leben etabliert sich.

Gestern haben wir den großen Umzug gemacht, bei dem der König unterwegs die Truppen begrüßte. Merkwürdigerweise war das VI. Armeekorps dabei im Ordonnanzanzuge gekommen, die Infanterie ohne Gewehre. Wenn die Franzosen zu dieser Zeit einen Ausfall machten, so war es eine dumme Sache. Einem solchen Feinde gegenüber wird man zu liederlich.

Otto hat für mich gut Quartier gemacht, wir wohnen wieder alle zusammen wie in Ferrières, auch Fürst Pleß und sein Adjutant, und mein dicker Proviantmeister besorgt die Küche. Ich habe fünf Zimmer und bin sehr gut eingerichtet; der Hausherr ist geflohen.

Dein Bruder Moritz steht mit der 6. Kavallerie-Division hier in der Nähe; Otto traf Hans Bendemann; ich denke, ich sehe sie beide nächstens.

Heut springen ‚les grandes eaux' dem König zu Ehren; es sind wirklich

Digitized by Google

Zauberwerke, und der prächtigste Sonnenschein erhöhte den Effekt. Der alte Herr war außerordentlich heiter und bewegte sich frei im größten Getümmel. Das ist nicht unbedenklich bei der Tollheit des Volkes, und man folgt mit Sorge jedem seiner Schritte; aber andrerseits imponiert gerade diese Freiheit der Erscheinung ungeheuer. Bei der Einfahrt hatte man an die Spitze des Zuges Ulanen genommen, die hier am gefürchtetsten sind; die Kerls kamen aber auch wie der helle Teufel herangesprengt, und es war ein Vergnügen, zu sehen, welchen vorzüglichen Eindruck das machte.

Ich habe hier weniger zu thun wie bisher, da in Ferrières, wo die Einschließung begann, alles geordnet worden ist, um die Verpflegung zu sichern; jetzt läuft es von selbst weiter."

*

Versailles, 9. 10. 70.

„Gestern abend war ich zum Diner beim Kronprinzen, und während wir bei Tisch saßen, wurde mir ein Zettel zugeschoben mit den Worten: ‚Rittmeister Ulrich bringe ich soeben hier in das Schloß mit einem Schuß durch die Schulter', unterschrieben von einem Johanniter, der Moritz auf sechs Meilen sorgfältig hierhergebracht.

Da der Generalarzt Wilms zur Stelle war, bat ich ihn um seinen Beistand; er sagte, die Kugel sei unter dem Schultergelenk durch den Oberarm gegangen und nicht ungefährlich.

Moritz fand ich unbesorgt um seine Wunde, aber fürchterlich aufgeregt über den Verlust seiner Schwadron. Er war im Quartier überfallen worden, gestern früh zwischen drei und vier, und wußte nicht, wie viele sich gerettet. Er war der Aelteste am Ort und macht sich nun Vorwürfe; das ist eine schlechte Zugabe zur Heilung."

*

Versailles, 11. 10. 70.

„Der Ort des Ueberfalls heißt Ablis und liegt zwischen Rambouillet und Chartres; die Husaren lagen hinter einer Feldwache im Alarmquartier und wurden von den Einwohnern im Schlafe überfallen. Eine Schuld kann Moritz nicht treffen, aber es ist schlimm, wenn ein Rittmeister über 100 Mann und Pferde von der Schwadron auf solche Weise verliert. General v. Schmidt, bis dahin Kommandeur der 16. Husaren, hat den Ort an allen vier Ecken anstecken lassen.

Der Krieg fängt an, grausam zu werden, und deshalb wäre es doppelt wünschenswert, wenn er zu Ende ginge.

Wir haben Deinen Bruder in ein Privathaus gebracht, weil Wilms im Lazarett eine Eitervergiftung fürchtet. Fürst Pleß sorgt für alle Unterstützung, vor allen Dingen für eine Pflegeschwester.

Unsre Bewegung auf Orleans und Tour macht einen guten Eindruck, mit der Annäherung der Verstärkungen werden wir uns überhaupt mehr ausdehnen und mehr Lebensadern gewinnen."

*

Digitized by Google

Versailles, 13. 10. 70.

„Vor acht bis zehn Tagen ist die Operation nicht möglich, also habe Geduld, vorläufig geht alles ordentlich.

Fürst Pleß hatte Otto und mich zum Diner nach St. Germain eingeladen, wo er den Kanzler des Johanniterordens, den Grafen Stolberg, und noch mehrere Durch- und Erlauchten bewirtete. Wir aßen sehr gut und waren sehr munter und fuhren in schönster Mondscheinnacht nach Hause. Es war das erste ganz friedliche Vergnügen in diesem Feldzuge; Du aber wollest aus diesem Betragen Deines soliden Mannes entnehmen, wie die allgemeine Stimmung ist. Wer nicht unmittelbar am Feinde steht, auf Vorposten oder im Gefecht, der denkt sorgenlos, wie er die Zeit totschlägt, und lebt dem Augenblick.

Heut diniere ich beim König."

*

Versailles, 15. 10. 70.

„Wir waren noch einmal nach St. Cloud geritten, um dieses neue Opfer der französischen Zerstörungswut zu sehen; das Schloß ist vollständig ausgebrannt, die Jäger haben die Bibliothek und einiges Mobiliar gerettet. Man hat manches Kunstwerk verbrennen lassen und dafür bunten Kram, Stühle, Sofas, Uhren, gerettet. Ich habe den Kronprinzen, der über die Sachen disponiert, um ein paar Sèvresvasen gebeten.

Unser Patient war heut ganz heiter."

*

Versailles, 17. 10. 70.

„Die Gegenwart des Generals Boyer hier ist ohne Folgen, da der Mann nichts bieten kann; Bazaine und seine Armee bedeuten keine Macht, auf die man sich behufs des Friedens stützen könnte. Schließlich aber steht die Kapitulation von Metz doch nahe bevor.

Dieses Metz, die Rinderpest, der herannahende Winter und der Zwang, hier für alle Fälle reichlich verproviantiert zu sein, machen mir viele Arbeit und Sorge. Dazu kommt noch die Viktoria-National-Invalidenstiftung.

Ich habe gestern abend beim Kronprinzen gegessen, der mich in dieser Angelegenheit sprechen wollte. Die Königin meint, alle milden Stiftungen gehörten in ihr Ressort, der König war sehr ungnädig gegen den Kronprinzen, und nun stand das Barometer des Herrn auf Sturm. Es ist mir nur mit Mühe gelungen, ihn zu beruhigen; heut früh aber kam ein Brief von Normann, der Oel ins Feuer gießt, und ich habe wieder neue Arbeit. Denn, will man überhaupt die Möglichkeit eines Konfliktes zwischen dem alten und dem jungen Herrn, und gar aus solcher Veranlassung, zugeben, so erachte ich doch den Augenblick für möglichst schlecht gewählt. Ich rede und schreibe also, um auszugleichen, und bin neugierig, wie der Hase läuft."

*

Digitized by Google

Versailles, 18. 10. 70.

„Zunächst Gruß und Kuß zu unserm heutigen Festtage. Fahre fort in dem himmlischen und segensreichen Geschäfte der letzten 25 Jahre und mache mich weiter so glücklich wie bisher. Ich möchte Dir gern Gleiches mit Gleichem vergelten und nach den stürmenden und drängenden Zeiten Dir solche der stillen und genießenden Ruhe versprechen. Sehe ich aber hier die große Zahl der rein der Ruhe lebenden Franzosen, die kein andres Bedürfnis kennen, als das des stillen, von der Welt abgeschlossenen Genusses, so muß ich sagen, die Kerls sind mir zu dumm, um ihrem Beispiel zu folgen. Du mußt also schon dulden, daß ich mich noch eine Weile herumtummele, und daß der Ehrgeiz manchmal das äußere Leben stört; wir wollen sehen, wie lange wir es noch aushalten.

Ich hätte Dir gern die Kapitulation von Metz als silbernes Festgeschenk aufgebaut, aber sie ist ausgeblieben; auch ein großer Ausfall aus Paris war uns durch Spionsnachrichten angesagt, und man hatte sich vorbereitet, sie würdig zu empfangen, aber auch dieses Vergnügen ist uns versagt. So werde ich Dich im Rausch verschiedener Feste mitfeiern."

*

Versailles, 20. 10. 70.

„Gestern ist die Operation erfolgt und vorläufig gelungen. Die Krisis beginnt morgen und damit die Entscheidung; es ist nun auch noch ein Johanniter im Hause stationiert, Du siehst also, daß alles Denkbare für die Pflege geschieht.

Am 18. setzte man mir ein großes Diner vor und behandelte mich äußerst feierlich; auch zwei Gedichte wurden überreicht. Den Abend war ich beim Kronprinzen und war betrübt, zu sehen, wie formell augenblicklich sein Verkehr mit dem König ist. Es ist kein Vergnügen, in solchen Dingen der Vertraute zu sein.

Gestern mußte ich wegen der verdammten Rinderpest in das Hauptquartier des Kronprinzen von Sachsen fahren. Solche Tour durch die schöne Gegend ist für mich immer ein großes Vergnügen, zumal, wenn man feststellt, daß die Einwohner sich immer zahlreicher wieder einfinden, und daß auf den Aeckern gepflügt und gesäet wird; trotz der Nähe der Heere wird den Bedürfnissen des Friedens nachgegangen."

*

Versailles, 23. 10. 70.

„Gestern konnte ich Dir verhältnismäßig Gutes melden; seitdem wurde der Zustand von Moritz immer bedenklicher. Ich habe lange bei ihm zugebracht; er war leidlich klar, aber entsetzlich schwach, das Fieber verließ ihn nicht. Er hat dann die ganze Nacht phantasiert und wurde heute Morgen immer schwächer, das Bewußtsein kam nicht wieder, und er ist um 11¼ Uhr ruhig entschlafen.

Gestern sprach er mir noch von allem, was er von der Zukunft erhoffte, wann er zu Dir gehen wolle, welches Bad er brauchen müsse, wann er wieder Dienst thun könne. Und ich stand ihm voll Rede und machte ihm allerlei Bilder und wußte doch von Wilms, daß er nicht mehr 24 Stunden zu leben hätte.

Digitized by Google

Durch die Eiterung war der Körper derartig in Auflösung, daß schon eine Stunde nach dem Tode die Verwesung anfing."

*

Versailles, 24. 10. 70.

„Soeben komme ich vom Begräbnis von Moritz. Er wurde mit noch einem Offizier und sechs Soldaten hinausgetragen, und es war ein großer Cortége. Der Kronprinz schickte den Wagen, Fürst Pleß, mein Haus, waren zur Stelle, Blumen bedeckten den Sarg. Ich wäre lieber ganz still mit ihm gegangen und hätte still an den braven und treuen Menschen gedacht und an Dich, denn an Dir hing er mit ganzer Seele.

Man wird des Krieges müde, wenn so einer nach dem andern von dannen zieht."

*

Versailles, 25. 10. 70.

„Inzwischen sammeln sich hier die Minister und Diplomaten und machen Visiten; das ist für mich das Schlimmste an ihnen. Ihre Thätigkeit geht an mir vorüber. In meinem Amte plagt mich am meisten jetzt die Rinderpest."

*

Versailles, 26. 10. 70.

„Heut feiern wir Moltkes Geburtstag, den Beginn der Verhandlungen wegen der Uebergabe von Metz und die Ankunft des Herrn Thiers. Nun kommen wir vorwärts, und am Ende bin ich doch noch zu Weihnachten bei Euch.

Wir waren in corpore zu Moltke gegangen. Er war heiter und frisch, bescheiden und zurückhaltend wie immer, und doch glücklich in dem Besitz seines Ruhmes. Er ist eine große Seele.

In Metz will man noch nicht an die Bedingungen von Sedan heran, möchte gern Armee und Festung trennen, aber das Zieren hilft nicht mehr, der Hunger ist zu mächtig.

Thiers ist im Auftrage der Regierung gekommen; was er will, weiß ich nicht, aber er muß doch Waffenstillstand und Frieden darbieten, wozu käme er sonst?

Uebrigens fängt das Wetter an, niederträchtig zu werden, feucht und kalt; Kaminfeuer brennt unausgesetzt, sonst ist es nicht zum Aushalten. Man gewöhnt sich hier an vieles leidlich rasch, nur nicht an den Hochmut dieses Volkes."

*

Versailles, 28. 10. 70.

„Ich gehe morgen früh von hier nach Metz, um dort die ordnende Hand für die Uebernahme zu bilden. Es ist dies eine sehr angenehme Unterbrechung in dem hier etwas einförmig werdenden Leben; der Krieg tritt doch wieder einmal an mich heran, und ich greife in den Gang eines großes Dramas mit ein.

Digitized by Google

Gestern war zu Ehren des Tages großes Diner beim König; er war außerordentlich heiter und sprach mit großer Anerkennung vom Prinz Friedrich Karl. Er kann auch von seinem Standpunkt aus gerecht sein, für unsre Instanzen ist das schwerer, denn jeder will immer alles selbst gemacht haben und gönnt dem andern keinen Ruhm. Blumenthal sagte neulich, der Prinz habe es vor Metz mit 40 bis 50000 Mann zu thun; Moltke entgegnete, wir rechneten auf 130000; das fand er lächerlich und stritt bis aufs Blut; nun sind es aber 173000, und damit muß doch der Ruhm von Friedrich Karl wachsen.

Es ist beinah ein Unglück, daß der Kronprinz, Blumenthal und Gottberg, alle drei, Engländerinnen zu Frauen haben. Das macht unwillkürlich eine Partei aus ihnen, sogar in politischen Dingen. Normann hat mir neulich einen sehr knurrigen Brief geschrieben, weil ich in der Sache der Viktoria-Stiftung eine vermittelnde Stellung einnähme. Ich habe ihm sehr gutmütig geantwortet, um nichts auf die Spitze zu treiben; aber weit vom Schuß sind die Menschen immer ungeheuer klug."

(Fortsetzung folgt.)



Ueber die Seelenblindheit.[1]

Von

Professor **W. Manz.**

Die Krankheit, die ich den Lesern dieser Zeitschrift in ihren wichtigsten Erscheinungen vorführen möchte, wurde bis auf die neueste Zeit und wird auch jetzt noch in manchen Fachjournalen als die „sogenannte Seelenblindheit" bezeichnet. Das Beiwort kann wohl nur eine gewisse Unsicherheit der Benennung verraten, die einerseits auf einem unfertigen, nicht scharf abgegrenzten Krankheitsbilde, andrerseits auf einer nicht ganz festen Diagnose beruhen mag.

Die Krankenbeobachtungen, auf der diese aufgebaut ist, sind neueren Datums, und da mußte zuerst festgestellt werden, ob die bei den betreffenden verschiedenen Patienten wahrgenommenen Symptome unter sich genügende Uebereinstimmung zeigen, die sie von den andern Arten von Blindheit unterscheidet, und dann sollte mit dem Namen auch Sitz und Ursprung dieser besonderen Blindheit angegeben werden. Von diesen beiden Forderungen ist nun die erstere durch die in den letzten Jahren anwachsende Zahl von beobachteten Krankheitsfällen erfüllt, inwieweit wir auch der letzteren zu entsprechen vermögen, soll

[1]) Nach einem vor einigen Jahren in der Freiburger Akademischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag.

Digitized by Google

im nachfolgenden erörtert werden. Notwendig wird aber sein, gleich von vornherein gewissen Mißdeutungen zu begegnen, zu denen der Name „Seelenblindheit“ verleiten könnte.

Diese Blindheit bezieht sich nicht auf das Gebiet der Moral, der Seelenblinde ist kein unmoralischer Mensch, kein Verächter guter Sitte, er braucht aber auch kein in seinem Verstand Beschränkter, kein Idiot zu sein, er kann vielleicht ein ganz gescheiter Mann sein, er ist aber auch nicht etwa im gewöhnlichen Sinn geisteskrank. In einem weiteren Sinne werden wir ihn vielleicht zunächst dafür nehmen, da wir seine Reden und Handlungen doch einer gewissen Störung der Intelligenz, wenn auch nicht der höheren, zuschreiben müssen, er wird uns, wie man mit einem gewissen Euphemismus sagen könnte, schon bei oberflächlicher Bekanntschaft mindestens sehr sonderbar vorkommen. Das wird aber noch mehr der Fall sein, wenn wir den Kranken schon von früher her gekannt haben, als einen Menschen, dem wir im täglichen Leben nur verständige Reden und Handlungen zutrauen. Wenn wir einem solchen einen Gegenstand zeigen, den er seit Jahren täglich im Gebrauch gehabt hat, der ihm von Kindsbeinen auf bekannt ist, z. B. eine Taschenuhr, ein Messer, eine Gabel, einen Hut oder etwas dergleichen, und er erklärt uns auf die Frage, was dies sei, er wisse das nicht, so werden wir das zunächst für einen wenig geistreichen Scherz halten, dann aber, wenn wir den Ernst der Antwort erkannt haben, werden wir vielleicht ein ebenso verblüfftes Gesicht machen wie der Befragte. Eine Verlängerung des Examens wird uns dann überzeugen, daß unser Freund nicht nur jene, sondern noch viele andre Gegenstände, die ihm bisher vertraut waren, nicht benennen kann.

Von seiner Verlegenheit gerührt, sagen wir ihm ihre Namen, er spricht sie auf Verlangen sofort und deutlich nach, es ist also nicht das gesprochene Wort, was ihm fehlt, seine Sprache hat nicht gelitten, aber fragen wir ihn vorher, was man mit dem Ding thut, so weiß er das vielleicht auch nicht — er hat also nicht das Wort vergessen, er hat das Ding selbst vergessen, er erkennt es nicht wieder, obwohl er es sieht. Daß er es sieht, nehmen wir an, weil er es beschreiben kann.

Diese wenigen Worte mögen einstweilen genügen, um die geistige Schwäche zu charakterisieren, um die es sich hier handelt. Nun wissen wir ja wohl, was ein schwaches Gedächtnis ist und in welchen verschiedenen Arten es sich bei dem einen und andern verrät. Dem sind die Zahlen gefährlich — weh, wenn er Kassier oder Historiker sein will, — dem andern fallen die Personennamen nicht ein, es befällt ihn immer ein leichter Husten, wenn er in Gesellschaft vorstellen soll, ein dritter kennt sich in einer fremden Stadt schwer aus, er findet selbst am hellen Tage seinen Gasthof nicht wieder. Dazu kommt endlich die Schwierigkeit, Personen wieder zu erkennen, die man schon ein- oder mehreremal gesehen hat: eine Unfähigkeit, die Geschäftsleuten und Aerzten sehr oft übelgenommen wird. Nun, das sind alles bekannte Mängel des Gedächtnisses, gewiß oft angeboren, vererbt sogar, ebenso oft aber auch durch eine gewisse Vernachlässigung in der Erziehung erworben, Schwächen, für die wir innerhalb gewisser Grenzen schon

Digitized by Google

aus Rücksicht auf uns selber gern oder ungern Nachsicht üben. Aber daß nun einer sein eignes Haus, sein Zimmer, seine Frau und Kinder, endlich sich selbst nicht mehr erkennt, das überschreitet doch das Erlaubte, einen solchen Menschen werden wir doch kaum mehr für zurechnungsfähig halten wollen. Wir werden es aber doch thun müssen, wenn wir bei längerer Beobachtung bemerken, daß mit ihm sonst ganz vernünftig zu reden ist, daß er in gewohnter Weise seine Geschäfte besorgt, je nachdem sie nun eben sind, daß er überhaupt sonst den Eindruck eines ganz verständigen Menschen macht.

Man wird fragen, giebt es denn solche Menschen, oder handelt es sich hier um eine Fiktion, um eine psychologische Studie? Eine Anzahl von Beobachtungen, die den letzten Jahren angehören, gestattet uns, die erste Frage wenigstens bedingungsweise zu bejahen. Ich will die Einschränkung gleich vorausschicken, sie wird, denke ich, im folgenden ihre Bestätigung finden. Ich glaube, es ist bis jetzt noch kein Individuum entdeckt worden, bei dem jener kurz angedeutete Defekt, von früher bekannte Gegenstände nicht wieder zu erkennen, vollständig isoliert ohne jede andre psychische oder physische Komplikation durch irgend einen Zufall, wie z. B. eine Gehirnkrankheit, erworben, vorhanden wäre — bleibend oder nur vorübergehend, darauf kommt es nicht an, wohl aber kennt man nun einige Fälle, in denen jener Mangel neben andern krankhaften Symptomen einen besonders hervorragenden Platz einnimmt. In dieser Umschreibung bedeutet jener Defekt also einen Verlust, den Verlust einer physiologischen oder psychischen Fähigkeit, die, von Geburt in der Anlage vorhanden, durch das bisherige Leben zu einer gewissen individuell verschiedenen Höhe ausgebildet worden war.

Zunächst wird es mir obliegen, jene eigentümliche Gedächtnisschwäche — wir wollen sie, da es sich um mittels des Gesichtssinnes wahrgenommene Objekte handelt, als *optische* Gedächtnisschwäche bezeichnen — in ihren Erscheinungen etwas genauer zu schildern; ich thue das wohl am besten durch Beispiele, die wir guten Beobachtern verdanken. Solche Beispiele sind bis jetzt immerhin noch ziemlich selten, und da mir eine eigne Beobachtung eines reinen typischen Falles nicht zu Gebote steht, so erlaube ich mir in kurzem Auszug zwei Krankengeschichten mitzuteilen, in denen, wie ich glaube, all das enthalten ist, was das Bild der Seelenblindheit zusammensetzt.

Zuerst ein Patient des berühmten verstorbenen Nervenarztes *Charcot* in Paris, dessen Leidensgeschichte dieser schon vor mehreren Jahren unter dem Titel: „Un cas de suppression brusque et isolée de la vision mentale“ veröffentlicht hat.

Der Patient war ein Wiener Kaufmann, im allgemeinen sehr unterrichtet, besonders aber sprachgewandt, und zwar nicht nur vier lebende Sprachen in Wort und Schrift beherrschend, sondern auch mit den römischen Dichtern Horaz und Virgil wie auch mit Homer so wohl vertraut, daß er recht viel davon auswendig wußte. Er hatte für diese Dinge ein ausgezeichnetes Gedächtnis, so auch für Zahlen; es war ihm ein leichtes, ganze Zahlenreihen nach einmaligem Ansehen herzusagen und zu verrechnen. Vater und Geschwister in höherer wissenschaftlicher resp. künstlerischer Stellung. Dieser Herr geriet nun in finanzielle

Digitized by Google

Schwierigkeiten, die ihn in eine große körperliche und geistige Aufregung versetzten, die auch nach Lösung jener sich nicht legte. Vielmehr gestaltete sich aus einer mehr allgemeinen Verwirrung eine ganz besondere geistige Störung, deren sich Herr X. immer deutlicher bewußt wurde und die in ihm selbst große Befürchtungen für seine geistige Gesundheit erweckte. Es war eine merkwürdige Verwandlung in ihm vorgegangen, die ihn auf Schritt und Tritt befremdete und erschreckte. Er sah wohl alle Gegenstände, auf die sein Blick fiel, aber er erkannte sie nicht, er bemerkte nicht, daß er sie schon so oft gesehen hatte, sie schienen ihm ein ganz neuer, erstmaliger Anblick. Häuser, Straßen, Monumente seines Wohnortes, den er wiederholt auf kurze Zeit verlassen hatte, erschienen ihm bei seiner Rückkehr ganz unbekannt, und nur allmählich und mit langem Besinnen fand er sich in ihnen zurecht. Auch die Gesichter seiner Familie waren ihm fremd, ihr Gesichtsausdruck erschien ihm ganz anders als sonst, ja sogar sein eignes Spiegelbild erkannte er nicht und bat es, ihm Platz zu machen. In diesen fremden Eindrücken spielten nun auch die Farben eine große Rolle; er wußte z. B., daß seine Frau schwarze Haare hatte, aber er konnte sich das doch nicht vorstellen.

Trotz dieser Sonderbarkeit war der Herr doch nicht eigentlich verrückt. Er konnte vielmehr, nachdem sich seine Aufregung etwas gelegt hatte, seine Geschäfte wieder aufnehmen und — freilich anfangs sehr beschwerlich und mühsam — fortführen. Schon die Art, wie er selbst seinen Zustand beurteilt, spricht gegen eine schwerere Schädigung des Selbstbewußtseins. Hatte er früher mit ganz besonderer Virtuosität alles, was ihm an Schrift und Druck durch die Hände ging, alles, was er auf seinen vielen Reisen sah, mit vollkommenster Treue in seinem Gedächtnis bewahrt, so daß er sich davon nicht nur jeden Augenblick eine ganz präzise bildliche Vorstellung machen, sondern auch, da er ein guter Zeichner war, sofort sowie nach langer Zeit alles in richtigem Bilde wiedergeben konnte, so war das jetzt ganz anders. Die Verse Homers und Virgils sind ihm entschwunden, er vermag nicht einmal mehr einen Turm oder ein Thor zu zeichnen, was er früher so leicht gethan, er zieht Linien wie ein Kind, ohne alle Proportion und Perspektive. Das Sehen im Geiste, wie er selbst seinem Arzte schreibt, das ihm früher überall geholfen hatte, war ihm ganz verloren gegangen. Wollte er sich jetzt gelesene Worte merken, so mußte er sie sich laut oder halblaut vorsagen. Er mußte den Klang dieser Worte hören und sich einprägen. Der akustische Eindruck, den Gesprochenes oder Gelesenes auf ihn machte, der ihm früher fast wertlos gewesen war, an den mußte er sich jetzt halten, auf ihm einen großen Teil seiner geistigen Thätigkeit neu aufbauen. Gewiß eine gewaltige Arbeit! Wenn ich früher gesagt habe, daß die geistige Verfassung des Herrn X. im allgemeinen nicht gestört gewesen sei, so muß ich denn doch ergänzend beifügen, daß er selbst eine bedeutende Veränderung seines Charakters und besonders auch seines Gemütslebens an sich bemerkte, die unter anderm in einer gewissen Abstumpfung gegen Familienunglück, Todesfälle, die geliebte Personen betrafen, sich verriet.

Ein andres, sehr belehrendes, wenn auch nicht so einfaches Beispiel einer

Digitized by Google

plötzlich aufgetretenen optischen Gedächtnisschwäche teilt uns ein Hamburger Augenarzt, Dr. Wilbrand, mit, der die Erforschung dieses schwierigen Grenzgebietes zwischen Psychologie und Physiologie sich zur besonderen Aufgabe gemacht hat. Er erzählt uns — ich darf auch aus seinem Bericht nur das Wichtigste herausheben:

Eine ältere, sehr intelligente Dame, die sich stets eines guten Sehvermögens erfreut hatte, ebenfalls sehr sprachenkundig, hatte sich von früh an gewöhnt, sich, wie sie sich ausdrückte, mit ihren Phantasien zu beschäftigen, d. h. sie erging sich gern in bildlichen Vorstellungen gesehener Gegenstände und Vorgänge, oder sie übersetzte, was sie gelesen hatte, gern in solche Gedankenbilder, die bei ihr ganz besonders lebhafte waren, so daß sie sich oft sogar darüber ängstigte.

Diese Dame fühlte sich nach einem kurzen, mit Bewußtlosigkeit verbundenen Unwohlsein in dieser Beziehung total verändert. Sie wurde von ihrer Umgebung für blind gehalten, konnte sich aber selbst auf das bestimmteste überzeugen, daß sie das nicht sei; sie sah alle ihr Bett umgebenden Gegenstände, aber erkannte sie nicht — sie verwechselte einen Hund mit ihrem Arzt, ihr Dienstmädchen sogar mit einem gedeckten Tisch. Sie verstand alles, was man mit ihr sprach, und konnte an jedem Gespräch in vernünftiger Weise teilnehmen, aber sie war wie „im Traum“.

Nun war allerdings ihre Sehkraft insofern nicht intakt geblieben, als ihr Gesichtsfeld anfangs auf der linken Seite ganz verloren gegangen war und blieb, während eine Einschränkung auf der rechten nach einiger Zeit wieder verging. Sie konnte daher nur die Gegenstände sehen, die gerade vor ihr oder ihr zur Rechten lagen.

Daraus machte sie sich aber weniger, sie gewöhnte sich allmählich daran, viel mehr beunruhigte sie, daß sie wohlbekannte Dinge, Personen, die Straßen ihrer Stadt, so oft sie sie sah, immer wieder nicht oder nur schwer erkannte. Sie getraute sich lange nicht mehr, ihr Haus zu verlassen, da sie, kaum einige Schritte von ihrer Wohnung entfernt, den Heimweg nicht mehr fand und sich in den bekanntesten Gassen durchfragen mußte. In Gedanken aber, bei geschlossenen Augen, darauf muß, wie ich glaube, einiges Gewicht gelegt werden, vermochte sie sich über die Wege, die sie zu gehen hatte, wohl zu orientieren, d. h. sie besann sich wohl, wo und wie oft sie rechts oder links zu gehen hatte. Aber auch innerhalb ihrer eignen Wohnung ging es ihr übel — die Zimmer kamen ihr fremd vor, sie meinte zeitweise, ihre Zimmerthür gehe auf die Straße; jedoch scheinen diese Irrtümer nicht konstant gewesen zu sein, oder sie konnte sie meistens selbst korrigieren. An ihren Sachen, in ihren Schränken hatte sie immer zu suchen, sie fand so oft nicht, was sie suchte, auch wenn es gerade vor ihr lag. Sie erkannte auch gute Freunde nicht, wenn sie ihr begegneten, auch ihr kam das eigne Gesicht im Spiegel ganz verändert vor. Aber nicht nur für Personen und leblose Gegenstände hatte sie das Gedächtnis verloren, sie war auch bezüglich des Zeitmaßes im unklaren. „Was vielleicht vor zehn Minuten geschah, kommt mir vor, als ob es sich vor drei Stunden ereignet hätte,“ schreibt sie,

Digitized by Google

„ich kann mit der Zeit nicht fertig werden, alles zieht sich so in die Unendlichkeit hin.“

Sie selbst zieht aus ihrem Zustand folgenden merkwürdigen Schluß: „Aus meinem Zustand zu folgern, sieht der Mensch mehr mit dem Gehirn als mit dem Auge. Das Auge ist bloß das Mittel zum Sehen — denn ich sehe ja alles klar und deutlich, ich erkenne es aber nicht und weiß oft nicht, was das Gesehene sein soll.“

Dr. Wilbrand hatte nun Gelegenheit, die Patientin längere Zeit zu studieren, und erzählt uns in seinen interessanten Aufzeichnungen die wichtigen Veränderungen, die im Laufe von Monaten in dem psychischen Leben der Dame vor sich gingen. Ich muß auf die Wiedergabe dieser Beobachtungen verzichten und will nur anführen, daß der Zustand nach und nach in verschiedener Beziehung sich besserte.

„Das verkehrte Denken,“ wie sie jene falschen Vorstellungen von Oertlichkeiten und dergleichen nannte, hörte auf, sie konnte alle ihr vorgezeigten Dinge richtig erkennen und benennen, sie konnte sich auch, wenn sie durch andre Sinne, Gehör oder Tastsinn mit ihnen in Berührung kam, ein richtiges Bild von ihnen machen.

Immerhin war ihr Zustand noch immer ein recht unbehaglicher, sie war nervös geworden, während „sie früher nicht gewußt habe, was Nerven seien“. Sie wurde auch eine Zeitlang von Explosionen im Kopfe geplagt, wie sie ein eigentümliches Gefühl nannte, das von Zeit zu Zeit ganz plötzlich auftrete; ihre Sprache war aber zu keiner Zeit gehemmt, auch Lähmungen waren nicht eingetreten. Ihre linkseitige Halbblindheit dagegen war unverändert geblieben und vermehrte die Schwierigkeit, solche Gegenstände zu finden, deren Platz sie nicht bestimmt wußte.

Ich darf diese Krankengeschichte nicht ausführlicher mitteilen, ohne mir den Raum zu den entsprechenden Erläuterungen zu sehr zu beschränken, ich hoffe aber, daraus wenigstens alle wesentlichen Züge, wenn auch nur mit wenigen Strichen, gezeichnet zu haben.

Solche Krankheitsfälle sind uns nun in den letzten Jahren noch mehrere bekanntgegeben worden, im wesentlichen übereinstimmend, aber doch in vielen Einzelheiten verschieden; keine waren aber, soweit ich sie kenne, charakteristischer als die beiden erzählten; fast in allen andern waren bedeutendere Komplikationen namentlich in Form von Sprachstörungen und Beeinträchtigungen des Bewußtseins vorhanden — ich werde mich deshalb im folgenden hauptsächlich an jene halten.

Sie sind gewiß interessant, sie machen uns mit einer Störung des Sinneslebens bekannt, die schon wegen der unglücklichen Gemütsverfassung der davon Betroffenen unsre Teilnahme, dann aber auch unsre Neugierde erregt, da sie in ihrer Art so selten, so ganz ungewöhnlich erscheint. Es knüpft sich daran aber auch ein tiefergehendes Interesse, nicht nur ein medizinisches, für alle diejenigen, die es lockt, auf wissenschaftlichem Boden und in besonnener Weise in Kreise der

Digitized by Google

Erkenntnis einzudringen, die eine so wichtige Thätigkeit unsers Nervenlebens, die Sinnesthätigkeit einschließen.

Ich möchte im folgenden versuchen, soweit meine langjährige Beschäftigung mit dem Sehorgan in seinem gesunden und kranken Zustand mich dazu befähigt und soweit ich bei den Lesern dieser Zeitschrift ein Interesse dafür voraussetzen darf, zu erläutern, inwiefern die Kenntnis dieser Krankheitsfälle ein Verständnis der Seelenblindheit zu bringen im stande ist.

Wir fragen daher zunächst einmal: was kann denn für die Sinneswahrnehmung aus ihnen gefolgert werden?

Man hat daraus entnommen, daß die sinnliche Wahrnehmung allein zu dem, was wir im weiteren Sinne „sehen" nennen, nicht ausreicht, daß dazu eine besondere Art von Gedächtnis gehört für alle diejenigen Wahrnehmungen, die wir mit den Sehorganen machen — wir haben es das optische Gedächtnis genannt. Wie kommt nun aber eine solche Wahrnehmung zu stande?

Es wird für meine weiteren Ausführungen gut sein, wenn wir uns das etwas vergegenwärtigen.

Der Vorgang ist ein zusammengesetzter, wir können darin drei Hauptstadien unterscheiden.

a) Die durchsichtigen Partien des Auges entwerfen von den Gegenständen, von denen Lichtstrahlen durch die Pupille eindringen, ein kleines Bildchen auf der sogenannten Netzhaut — daß dieses Bildchen ein verkehrtes ist, soll uns hier nicht weiter beschäftigen.

b) Dasselbe trifft auf die Endorgane der Sehnerven, die in dieser Netzhaut liegen, und bringt in ihnen eine Veränderung hervor, die wir Erregung nennen, von der wir wissen, daß in ihr chemische und elektrische Kräfte thätig sind, deren Wesen uns aber nicht näher bekannt ist.

c) Dieser Vorgang, diese Erregung wird nun in den Sehnerven wie in einem Telegraphendraht nach dem Gehirn hin fortgepflanzt und gelangt auf uns teilweise bekannten Bahnen in den hintersten Teil der Großhirnhemisphären, in den sogenannten Hinterhauptslappen, und zwar nahe an seine Oberfläche, und bringt hier in nervöse Elemente ein, die natürlich ebenfalls erregt werden.

Auf ihrem Wege zum Gehirn, an dessen unterer Fläche, nähern sich die beiden Sehnerven einander und tauschen einen Teil ihrer Nervenfasern aus, so daß schließlich jeder in beide Hinterhauptslappen, in deren Rinde gelangt, daß somit jedes Auge nach dort telegraphieren kann — jede Gehirnhälfte steht mit beiden Augen in Verbindung. Wäre erwiesen, daß die Sehnervenfasern in der gleichen Ordnung, in der sie aus der Netzhaut in den Nervenstamm eintreten, bis zum Ende verliefen, so würden wir in jenem Gebiet der Hirnrinde gewissermaßen ein Gegenbild der ganzen Netzhaut, mithin auch des in ihr liegenden Netzhautbildes haben, wie das auch manche behaupten; ein Gegenbild freilich in einer ganz veränderten und zurzeit noch ganz unbekannten Form. Wollten wir uns trotzdem eine Vorstellung davon machen, so würden die in Erregung versetzten Gehirnelemente,

Digitized by Google

wir wollen sie Zellen nennen, eine ähnliche mosaikartige Zusammensetzung haben müssen wie die die Erregung aufnehmenden Organe in der Netzhaut.

Solche Erregungen, die vom Auge zur Hirnrinde wandern, empfangen wir nun in jedem Moment, in dem die Augen offen stehen, eine unzählige Menge von allen Gegenständen, die in unserm Gesichtskreis liegen. Von diesen aber sehen wir, wie wir sagen, nur diejenigen, auf die wir unsre Aufmerksamkeit richten, entweder von vornherein, weil wir einen solchen Eindruck erwartet haben, oder weil dieser selbst durch seine Stärke oder durch Wiederholung jene in Anspruch nimmt.

Daß aber auch von andern, von uns nicht in acht genommenen Objekten der geschilderte Vorgang in den Sehnerven hervorgerufen wird und bis an das bezeichnete Ziel im Gehirn verläuft, bemerken wir oft genug nachträglich, nachdem vielleicht jenes Objekt schon wieder aus unserm Gesichtsfeld verschwunden ist, es fällt uns jetzt erst auf, daß unser Blick es gestreift hat. Also nicht der Gegenstand selbst, auch nicht die von ihm in unserm Auge angeregte nervöse Erregung ist es, was uns jetzt aufmerksam macht, sondern die dadurch im Gehirn hervorgerufene Veränderung; wir müßten dieser also eine gewisse Dauer zuschreiben.

Jedenfalls muß sich an sie ein andrer Vorgang anschließen, der sie nach gewissen Richtungen ergänzt, ihr gewisse Attribute verleiht, durch die dann erst die bewußte Vorstellung zu stande kommt.

Zu einer solchen ist daher eine gewisse Verarbeitung jener Sinneswahrnehmung notwendig, die wir als eine Funktion der Seele betrachten und die sich unter anderm auch darin äußert, daß wir das gesehene Objekt an eine bestimmte Stelle im Raume versetzen.

Das Resultat dieser psychischen Verarbeitung ist dann eben die bewußte Vorstellung, das innere Bild, das wir von einem Gegenstand gewonnen haben und das nun für einige Zeit Eigentum unsers Bewußtseins geworden ist. Diese Zeitdauer wird individuell verschieden sein und von verschiedenen Faktoren abhängen, wie z. B. vom Lebensalter des Individuums, dann auch von der öfteren Wiederholung desselben Sehaktes, der zu der ersten Wahrnehmung geführt hat. Eine solche Wiederholung ist aber durchaus nicht immer notwendig, wir brauchen bekanntlich das Ding nicht immer wieder vor uns zu haben, um es uns zu vergegenwärtigen: an die optische Vorstellung hat sich die optische Erinnerung angeschlossen. Sehen wir nun zu, wie sich diese Vorgänge bei den Seelenblinden abspielen.

Wie oben gezeigt wurde, hat die Bahn der optischen Wahrnehmung drei Hauptstationen; sie sind: der Augapfel, der Sehnerv und das Großhirn. Eine Störung oder Aufhebung des Sehaktes kann daher sein: Augenblindheit, Sehnervenblindheit oder Gehirn(rinden)blindheit. Letztere unterscheidet sich von den beiden andern Arten der Blindheit dadurch, daß bei ihr keinerlei Reize, weder Lichtreize noch mechanische oder elektrische, Lichtempfindung hervorrufen. Die teilweise Auswechslung der Sehnerven vor ihrem Eintritt in das Gehirn bewirkt, daß,

Digitized by Google

wenn der Krankheitsherd auch nur in einer Gehirnhemisphäre liegt, die Erblindung sich doch auf beide Augen erstreckt, aber nur auf die gleichnamige — rechte oder linke — Seite ihres Gesichtsfeldes, es besteht die sogenannte halbseitige Blindheit (Hemianopsie). Diese blinde Hälfte erscheint den Kranken manchmal wie im Nebel, meistens aber haben sie davon überhaupt keine Empfindung, sie existiert für sie ebensowenig wie das, was hinter ihrem Rücken liegt; Personen, die auf dieser Seite an ihnen vorübergehen, verschwinden plötzlich, wie in die Erde versunken.

Von den oben erwähnten Arten von Blindheit fand man nur bei der Mehrzahl der bis jetzt bekannten Seelenblinden diese halbseitige, so auch bei der Hamburger Dame, nicht aber bei Charcots Patienten; sie ist also gewiß ein wichtiges Merkmal der Seelenblindheit, erschöpft aber keinesfalls ihr Wesen, ebensowenig wie eine andre dabei fast immer nachgewiesene Sehstörung: die mangelhafte oder ganz aufgehobene Erkennung der verschiedenen Farben. In dieser Beziehung ergab sich bei einigen Patienten der merkwürdige Befund, daß sie nicht im stande waren, die Farbe der ihnen vorgelegten Gegenstände zu nennen, wohl aber aus einem Gemisch verschiedener Farben die von jener fraglichen auszusuchen. Unsre Patienten sind also jedenfalls nicht blind im gewöhnlichen engeren Sinne des Wortes, daran ist kein Zweifel, wohl aber ist die Frage erlaubt, ist ihre Sehschärfe wirklich eine ganz normale; hat das Bild, das von dem betrachteten Gegenstand in ihrem Gehirn entsteht, wirklich alle Eigenschaften, die es haben muß, um auch ein deutliches, dauerhaftes Erinnerungsbild zu erzeugen? Ist dieses der Fall — auf das Gegenteil komme ich nachher gleich zurück —, kommt also ein ganz normales Wahrnehmungsbild zu stande, so verschiebt sich, wie es scheint, die Erklärung der Seelenblindheit ganz auf das psychische Gebiet. Was hier fehlt, ist die Erinnerung an identische Wahrnehmungen, an die daraus hervorgegangene Vorstellung, diese wird nicht in dem Augenblick reproduziert, in dem jene Wahrnehmung entsteht. Bin ich bei obigen Darlegungen von der Voraussetzung ausgegangen, daß die Gesichtswahrnehmung eine in allen Stücken normale sei, so wäre nun doch noch zu untersuchen, ob nicht schon dabei, also vielleicht schon im ersten Stadium des Sehaktes Mängel oder Unregelmäßigkeiten sich eingemischt haben, die auf die Gestaltung der Gesichtsvorstellung einen störenden Einfluß ausüben. Ich habe in meiner operativen Praxis oft Gelegenheit gehabt, über diesen Punkt Erfahrungen zu sammeln, von denen ich einiges kurz berichten möchte.

Es war mir schon lange aufgefallen, daß am grauen Star Operierte, besonders alte Leute bei den ersten Sehprüfungen oft eigentümliche, übereinstimmende Fehler im Erkennen der ihnen vorgezeigten, von früherer Zeit her wohlbekannten Gegenstände machten, die mit der Güte des durch die Operation wieder gewonnenen Sehvermögens in einem ganz auffallenden Mißverhältnis standen. Sie erkannten Dinge nicht, die weit größer sind als die Striche, Ziffern und Buchstaben, durch die ihre Sehschärfe festgestellt worden war; dies war nun namentlich der Fall, wenn die fraglichen Gegenstände auch nur im geringsten von der Form und Farbe abwichen, in der sie diese zu sehen gewohnt waren.

Digitized by Google

Sehr häufig mußte der Tastsinn aushelfen; wenn sie sie anfühlten, selbst in die Hand nehmen durften, so waren sie sofort orientiert. Davon nur einige Beispiele: ein Waschschwamm gewöhnlicher Größe wird sofort erkannt, ein kleineres Augenschwämmchen aber nicht, trotzdem es immer noch viel größer ist als die Probebuchstaben, die der Patient ohne Zögern erkannt hat, ebenso eine gewöhnliche Medizinflasche, nicht aber ein kleines Fläschchen, in dem seine Augentropfen sich befinden; ein Zimmerschlüssel wird sogleich richtig benannt, nicht aber ein Schlüsselbund, wenn man ihn nicht klirren läßt, eine große Schere in aufrechter Stellung erregt kein Bedenken, sind die Spitzen nach abwärts gerichtet, so scheint sie ein unbekanntes Ding zu sein.

Diese Proben werden Tag für Tag wiederholt und gewöhnlich sehr bald gut bestanden, ohne daß die Sehschärfe indessen wesentlich zugenommen hätte. Also nicht diese allein ist es, nicht einmal vorzugsweise, der jene Ungeschicklichkeit zuzuschreiben wäre, es wirken da zwei andre Momente mit. Der Patient hat während seiner Blindheit ein wenig vergessen, das Bild, das er vor seinen Augen in seinem Innern trug, ist etwas abgeblaßt, so daß einesteils eine etwas geschwächte Sehkraft, andernteils aber schon eine ganz geringe Abweichung von der früher bekannten Form genügt, um das Wiedererkennen schwierig oder unmöglich zu machen. — Der Alte fällt wieder auf ein andres Mittel des Erkennens zurück, auf den Tastsinn, dem er als Kind die ersten sicheren Wahrnehmungen verdankt hat. Auch der durch eine glückliche Operation wieder zum Licht gebrachte Blindgeborene vertraut nur langsam und zögernd dem neuerschlossenen Sinn und will viel lieber alles greifen, alles betasten, die optischen Eindrücke sind ihm noch zu blaß, zu unsicher; jede kleine Formverschiedenheit, jeder Farben- oder Beleuchtungswechsel stört ihn noch in seinem Urteil.

Eine ähnliche Erfahrung habe ich auch bei meinen Schuluntersuchungen gemacht. Viele von den kleinen Abcschützen stockten bei gewissen Probebuchstaben, nicht weil sie diese nicht deutlich sehen konnten, sondern weil ihre Form, wenn auch nur ein ganz klein wenig anders war, als die, die man ihnen in der Schule gezeigt hatte.

Wir entnehmen auch aus diesen Beispielen, es treten mehrere Faktoren zusammen, um aus dem Sehen ein Erkennen zu machen: es bedarf, wenn das Erinnerungsbild durch irgend eine Ursache abgeschwächt worden ist, z. B. durch höheres Alter, länger dauernde Versäumnis des Anblicks eines Dinges, durch Zerstreutheit, oder wenn es wegen mangelhafter Uebung noch kein festes, deutliches geworden ist — denn auch hier gilt der Goethesche Spruch:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen" —

in all diesen Fällen bedarf es nur einer geringen Störung des physiologischen Vorgangs, des Sehaktes im engeren Sinne, um das Erkennen zu erschweren. Wie groß dabei unter Umständen der Einfluß der Funktion des Auges selbst ist, hat auch ein Experiment gezeigt, das Siemerling auf dem Berliner physiologischen Institut an sich selbst anstellte. Er wurde dazu veranlaßt durch die

Digitized by Google

Beobachtung eines Kranken, bei dem plötzlich zugleich mit einer bedeutenden Abschwächung der Sehkraft beider Augen sich die Symptome der Seelenblindheit eingestellt und Hand in Hand mit der Besserung des Sehvermögens sich auch wieder verloren hatten.

Siemerling setzte sich eine Brille mit trüben Gläsern auf und war dann in der That nicht im stande, sich im bekannten Zimmer ordentlich zurechtzufinden und vor ihm liegende bekannte Dinge, trotzdem er sie noch genügend sehen konnte, sofort zu erkennen.

Der Experimentator hat selbst seinen Zustand als Pseudoseelenblindheit bezeichnet, da zwischen der wahren und jenem doch einige wesentliche Unterschiede vorhanden waren, schon durch den Ort der Krankheitsursache, hier im Gehirn, dort im Auge.

Haben uns nun diese Betrachtungen gelehrt, daß die verschiedensten Störungen der Gesichtswahrnehmung das Erkennen im hohen Grade beeinflussen können, so können wir doch das hier Gelernte da nicht in Anwendung bringen, wo jene in vollkommener Weise zu stande kommt, wo wir also annehmen müssen, daß das Individuum eine völlig normale Vorstellung gewonnen hat; also z. B. bei unsern beiden Seelenblinden. Hier muß also der Defekt wo anders liegen.

Man könnte nun, um da zu einem Verständnis zu gelangen, annehmen, daß die Veränderung, die jener physiologische Prozeß in den Gehirnzellen des Sehzentrums herbeigeführt hat, und die wenigstens in gewissem Maße eine bleibende sein sollte, durch irgend einen krankhaften Prozeß wieder zerstört worden sei, so daß die neuanlangende Erregung nicht im stande wäre, jene wieder zu erwecken und dem Bewußtsein zu überliefern: es würde durch eine solche Annahme die Erinnerung selbst wieder als eine Funktion der Wahrnehmung aufgefaßt werden. Eine solche Annahme würde mir vom physiologischen Standpunkte aus als die einfachere erscheinen und in gewissen Altersveränderungen des Gedächtnisses manche Stütze finden.

Sie würde aber auch verschiedenen gewichtigen Einwendungen begegnen, die vielmehr dafür sprechen, daß die Wahrnehmungsbilder kein Gedächtnis haben, wie man kurz sich ausdrücken könnte.

Ich will, da ich auf eine ausführliche Diskussion der Frage hier nicht mehr eingehen kann, nur einen dieser Einwände anführen, der schon von Schroeder v. d. Kolk dagegen erhoben worden ist.

Jedes Wahrnehmungsbild muß, sobald die vom Auge zugeleitete Erregung aufhört, wieder verschwinden, da sein längeres Beharren gegenüber neuentstehenden Bildern eine große Konfusion anrichten würde; dasselbe muß also, wenn eine Erinnerung überhaupt möglich sein soll, irgend wo anders aufbewahrt werden, wo es der Seele zu freier Verfügung überlassen bleibt. Denn das steht ja fest, daß unsre Phantasie mit diesen Bildern ganz willkürlich operieren kann; wir können sie in jeder Weise kombinieren und umgestalten.

Dieser Besitz ist nun in gewissen Grenzen ein dauernder. Ein schon vor langen Jahren Erblindeter kann sich die Stunden seiner Einsamkeit, die ihn um-

Digitized by Google

gebende Leere mit den Gestalten bevölkern, die er in seinen lichten Tagen geschaut hat. Von einem Geisteskranken, einem etwa fünfzigjährigem Mann, der in frühester Lebenszeit das Augenlicht durch eine zerstörende Entzündung völlig verloren hatte, erfuhr ich, daß ihm in seinen periodisch auftretenden Hallucinationen die Fronleichnamsprozession in Wien, die er als Knabe geschaut hatte, in allen Einzelheiten vorschwebte. Auch dem geistig gesunden Blinden erscheint im Traume, was er vor vielen Jahren gesehen hat.

Wo aber die Erinnerungsbilder erloschen sind, da fehlen auch die Traumgestalten, wenn auch das Geschehene, Erlebte als Thatsache noch nicht vergessen worden ist; so haben auch die beiden Seelenblinden, die ich Ihnen vorgeführt habe, sich sehr gewundert, daß nach ihrer Erkrankung ihre Träume so gestalt- und farblos waren.

„Jetzt träume ich nur noch Worte," schreibt der Kaufmann, „während ich früher in Bildern träumte." Daß der Verlust des optischen Gedächtnisses gerade bei solchen Personen, bei denen dieses so hervorragend entwickelt ist, wie bei jenen beiden, eine ungeheure Umwälzung in ihrem ganzen Seelenleben hervorbringen muß, liegt auf der Hand; bis ihre überaus lebhaften und dauerhaften Gesichtseindrücke durch andre Sinnesthätigkeiten ersetzt waren, mag wohl lange Zeit vergangen sein: an Stelle der optischen mußten nun die akustischen vorzugsweise gepflegt werden.

Wenn wir die beiden Funktionen, die optische Wahrnehmung und optische Erinnerung, nun voneinander trennen müssen, wozu uns gerade die Erscheinungen der Seelenblindheit fast zu zwingen scheinen, so werden wir auch deren anatomische Grundlage im Gehirn an verschiedene Stellen verlegen wollen. Selbstverständlich ist aber dann, daß diese beiden „Herde" durch Nervenfäden miteinander in Verbindung stehen müssen. Solche Verbindungen, die in der Physiologie des Gehirns überhaupt eine große Rolle spielen, nennt man Associationsbahnen. Es läßt sich nun annehmen, daß durch gewisse Gewebszerstörungen im Hirn gerade solche Verbindungen unterbrochen sein könnten, dauernd oder auch nur vorübergehend, dann wäre der Fall gegeben, daß einesteils wohl die Erregung der Netzhaut im Auge eine Gesichtswahrnehmung hervorruft, ohne aber bis zum Erinnerungsfeld vorzudringen. Der Kranke sieht den Gegenstand, aber er erkennt ihn nicht, da ihm das Erinnerungsbild davon fehlt, er erscheint ihm darum fremd, wie wenn er ihn zum erstenmal erblickte. Nun ist aber nicht zu vergessen, daß bei dem Erkennen eines Dinges außer seiner Form auch noch andre Momente mitwirken, die dann auch dem Erinnerungsbild anhaften und dessen Wiedererweckung wesentlich erleichtern: dahin gehört natürlich zunächst die Farbe und gehören gewisse Empfindungen, die mit den mit dem Einstellen des Blicks auf das Objekt und dessen Umgebung verbundenen Augenbewegungen verknüpft sind. Letztere, wenn man sagen dürfte das „Milieu", in dem wir den Gegenstand wahrnehmen, prägt sich auch der Erinnerung so oft und so fest ein, daß wir sie selbst noch nach langer Zeit in unsrer Vorstellung davon kaum trennen können; also auch hierbei machen sich Associationsbahnen oder ihre etwaigen Unterbrechungen geltend.

Digitized by Google

Durch solche könnte man nun etwa gewisse Symptome der Seelenblindheit erklären, und so haben in der That verschiedene Beobachter diese auszulegen versucht; einer davon hat sogar eine besondere Form der Krankheit als „associative“ bezeichnet. Einwandfrei aber sind diese Erklärungen keineswegs und gesichert schon darum nicht, weil die normale Anatomie solche getrennte Zentren beim Menschen im Gebiete des betreffenden Hirnteils bis jetzt nicht nachgewiesen hat; auch die Sektionen des Gehirns solcher Kranken, deren in den letzten Jahren mehrere gemacht werden konnten, haben darüber einen bestimmten Aufschluß nicht gebracht.

Wie in dem Wilbrandschen Falle, waren auch in den andern die bei der Leichenöffnung gefundenen Zerstörungen im Gehirn mehrfach und so ausgebreitet, daß ein eindeutiges Resultat in Bezug auf die fragliche Lokalisation daraus nicht entnommen werden konnte. Wohl zeigten sich am meisten die Gehirnabschnitte erkrankt, in denen das sogenannte Sehzentrum gelegen ist, aber für eine räumliche Trennung der einzelnen Faktoren des Erkennens und Wiedererkennens ergaben sich keine bestimmten Anhaltspunkte.

In seinen Experimenten am Tier hat freilich der Berliner Physiologe Hermann Munk, dem wir auch die Einführung des Namens „Seelenblindheit“ verdanken, im Hundehirn ein solches besonderes Zentrum für diese Krankheit entdeckt, eine Entdeckung, die übrigens noch keine allgemeine Anerkennung gefunden hat.

Andre Versuche, die Seelenblindheit auf rein physiologischem Wege zu erklären — wie etwa der von Mauthner herrührende —, durch eine Lähmung derjenigen Nervenfasern, die von dem sogenannten gelben Fleck unsrer Netzhaut, der Stelle des schärfsten Sehens, ausgehen, konnten aus verschiedenen Gründen nicht genügen. Wie viele Beobachtungen an Augenkranken beweisen, führt der Verlust des dadurch aufgehobenen „zentralen“ Sehens niemals zu jener Krankheit. Eine ihr fast regelmäßig zukommende mangelhafte Orientierung im Raum würde eher einem entgegengesetzten Zustand, einer hochgradigen Einschränkung des Gesichtsfeldes zugeschrieben werden können. Aber auch damit kämen wir nicht aus, und so haben sich denn bis jetzt, wie gesagt, alle rein physiologischen Erklärungen der Seelenblindheit, wenn auch als teilweise richtig, doch als unzureichend erwiesen, wir sind eben genötigt, dabei auf das psychologische Gebiet überzugreifen, das des Hypothetischen freilich erst recht viel enthält. In eine ausführlichere Diskussion auf ihm darf ich aber wohl die Leser dieser Zeitschrift kaum führen, schon des mir gestatteten Raumes wegen, besonders aber auch, da ich diese auch mit Berücksichtigung der davon handelnden neueren Litteratur zu einem befriedigenden Abschluß doch nicht bringen könnte. — Ich beschränke mich daher nur noch auf wenige darauf bezügliche Andeutungen.

Je mehr wir uns in das Studium des Sinnenlebens vertiefen, wozu gerade der Verlust des einen oder andern Sinnes eine günstige Veranlassung bietet, um so mehr drängt sich uns die Wahrheit des Satzes auf, den Galton wohl zuerst ausgesprochen hat: daß jeder Sinn sein besonderes Gedächtnis habe. Daran

Digitized by Google

knüpft sich nun auch eine interessante Thatsache, die, so überraschend sie im ersten Augenblick erscheinen mag, doch auch gewiß schon manchem meiner Leser durch Selbstbeobachtung sich aufgedrängt hat, für die nun aber wieder unsre Seelenblinden einen ganz eklatanten Beleg abgeben.

Die verschiedenen Menschen bevorzugen bei den geistigen Erwerbungen, die sie machen und aus denen sie sich den Schatz ihrer Erinnerungsbilder sammeln, den einen oder andern Sinn; die einen benutzen dazu vorzugsweise den Gesichtssinn, andre aber das Gehör — Klänge sind es, Laute, durch die diese Gelesenes wie Gesprochenes sowie auch gewisse akustisch wahrnehmbare Naturerscheinungen in ihr Gedächtnis sich einprägen, der innere Wortklang vermittelt sogar einen großen Teil ihres Verkehrs; ihn müssen die besonders pflegen, denen eine Krankheit das optische Gedächtnis geraubt hat oder die nicht mehr in der Lage sind, durch das Auge neue Eindrücke aufzunehmen. Am Anfange des Lebens ist es in einem solchen Notfalle allerdings ein andrer Sinn, der die Beziehungen zur Außenwelt vermittelt. Der Blindgeborene macht seine Erfahrungen durch die Finger und bewahrt sie in Form von Tasteindrücken in seinem Gedächtnis.

„Meine Mutter hat ihren blauen Schurz angehabt," erzählte mir ein blindgeborenes Mädchen, das nach mehrjährigem Aufenthalt in der Blindenanstalt einen Besuch in der Heimat gemacht hatte. Auf meine Frage: „Woher weißt du denn, daß der Schurz blau war?" antwortete es prompt: „Ich habe es gefühlt." Es hatte die gleiche Tastempfindung wie früher, da man ihm die Farbe bezeichnet hatte. Auf einem solchen vortrefflichen, durch besondere Uebung geschärften Gedächtnis für Tasteindrücke beruht offenbar zum großen Teil die wunderbare manuelle Geschicklichkeit vieler Blinden, nicht aber, wie neuere Untersuchungen gegenüber der früheren ziemlich allgemeinen Annahme gezeigt haben, auf einem besonders feinen Tastsinn oder besonders „feinen Tastnerven", wie man gewöhnlich sagt.

Bei den meisten Tieren ist es dann bekanntlich der Geruchsinn, womit sie die meisten und zuverlässigsten Wahrnehmungen machen, die dann ebenso treu in ihrem Gedächtnis haften, wofür ja schon unsre Haustiere so glänzende Belege liefern.

Ein recht belehrendes Beispiel für die Verwertung solcher durch die verschiedenen Sinne erworbenen Erinnerungsbilder bietet uns nun auch der Akt des Besinnens oder eigentlich Sichbesinnens. Wenn die Menschen sich auf etwas besinnen, ein Wort, einen Namen z. B., so thun sie das auf verschiedene Weise. Dem einen schwebt die Form des gedruckten oder geschriebenen Wortes oder auch nur des Anfangsbuchstabens vor, er überlegt, ob es ein langes oder kurzes sein soll, dem andern summt der Klang des dominierenden Vokals im inneren Ohre, wieder ein andrer sucht durch äußerlich kaum wahrnehmbare Mundbewegungen die Bewegungen nachzumachen, die das Aussprechen des gesuchten Namens erfordert: den einen führt dieser, den andern jener Weg zum Ziele; scheinbar plötzlich ist er da und wird, wenn wieder vergessen, fast immer auf dem gleichen Wege wieder gefunden. Es sind das allerdings, das

Digitized by Google

darf nicht vergessen werden, nicht die einzigen Bahnen des Sichbesinnens, häufig genug ist dabei die sogenannte „Ideenassociation“ beteiligt, mit der wir uns hier nicht weiter beschäftigen wollen.

Die von einem Individuum mit Vorliebe benutzte Bahn des Erinnerns mag in einer angeborenen Anlage gegeben sein, sie ist aber gewiß auch oft ein Produkt der Erziehung und kann durch eine geradezu einseitige Uebung zu einer ganz besonderen Vollkommenheit entwickelt werden, wie wir sie an manchen Gedächtnisvirtuosen bewundern.

Schon im Eingang dieses Aufsatzes habe ich angedeutet, daß ein ganz isolierter Verlust des optischen Gedächtnisses ohne irgend eine andre psychische oder physische, vom Gehirn ausgehende Störung wohl kaum vorkomme. In der That, wenn man die betreffenden Krankengeschichten durchgeht, so findet man darin, abgesehen von dem Einfluß des höheren Alters, in dem mehrere dieser Patienten standen, die verschiedensten Komplikationen jenes uns besonders interessierenden Defektes. Von der Einschränkung des Gesichtsfeldes, von der halbseitigen Blindheit war oben schon die Rede; außer diesen fanden sich bei den Seelenblinden aber auch oft genug andre Krankheitssymptome, selbst vollständiger Verlust der Lesefähigkeit mit oder ohne Erhaltung der Schreibfähigkeit, oft genug auch Sprachstörungen; lauter Störungen, die mit der Seelenblindheit in einem näheren oder entfernteren, gewiß oft kausalen Zusammenhang stehen, auf die ich hier nicht näher eingehen kann. Ich will hoffen, daß auch, ohne daß ich mich auf das weite Gebiet, auf das diese hinüberführen, begebe, meine Leser aus den vorstehenden Mitteilungen, so enge Grenzen ich ihnen auch ziehen mußte, entnehmen können, daß in dem, was wir über diese merkwürdige Seelenblindheit bis jetzt wissen, auf dem geheimnisvollen Grenzgebiet zwischen Leib und Seele ein Forschungsresultat vorliegt, das durch das glückliche Zusammenarbeiten verschiedener Wissenschaften — der physiologischen Optik, der Experimentalphysiologie, der menschlichen Pathologie, der Psychiatrie und der pathologischen Anatomie — gewonnen worden ist, ein Resultat, das, so viel Hypothetisches zurzeit auch noch daran hängt, doch der psychologischen Forschung einen Boden geschaffen hat, fester und fruchtbarer, als er durch die glänzendste philosophische Spekulation oder gar durch spiritistische Offenbarung erobert werden konnte.



Digitized by Google

Johanna Kinkels Glaubensbekenntnis.

Mitgeteilt von ihrer Tochter

Adelheid v. Asten-Kinkel.

Wenn wir die religiösen Ansichten eines Menschen auf gerechte Weise beurteilen wollen, müssen wir bis zu dessen ersten Lebensjahren zurückgehen. Denn die Seele eines Kindes, das „unbeschriebene Blatt“, nimmt alles in der Klarheit der ersten Morgensonne auf, und im späteren Leben werden wir meistens finden, daß diese ersten Eindrücke sich nie verwischt haben, während die Erlebnisse der mittleren Jahre zum großen Teil der Vergessenheit anheim fielen.

Johanna Mockel stammte, wie bekannt, von streng katholischen Eltern. Nicht nur mußte sie schon als kleines Kind in dunkeln Winternächten die Frühkirche besuchen, sondern auch alle üblichen Formalitäten einhalten. Einmal, als sie mit ihrem Brüderchen zur Beichte gehen sollte, kam sie in große Verlegenheit, denn die beiden Kinder hatten wirklich am vorhergehenden Tage nichts Namhaftes verfehlt. Da war guter Rat teuer, aber die wißbegierige kleine Johanna machte sich heimlich an ihres Vaters, des Gymnasiallehrers, Bibel und gab ihrem sechsjährigen Brüderchen auch die nötigen Instruktionen. Als nun der Beichtvater bei dem Kleinen anfing, erklärte dieser mit zitternder Stimme, daß er seines Nächsten Weib begehrt habe. Johanna hatte sich eine andre Uebertretung der Gebote ausgesucht. Der Beichtvater wird wohl alle Mühe gehabt haben, seine Mundwinkel stillzuhalten, machte aber ein ernstes Gesicht und sagte: „Geht wieder nach Hause, Kinder — ihr wißt nicht, was ihr da schwatzt.“

Was Johanna unter dem Druck der ihr aufgezwungenen äußerlichen Formalitäten leiden mußte, lasse ich sie in einem Brief, der später folgt, selbst erzählen.

Aber sie war, wie die damalige Generation überhaupt, zu dem strengsten Gehorsam erzogen, es fiel ihr also gar nicht ein, sich gegen das, was die Eltern von ihr verlangten, auch nur mit einem Gedanken, geschweige denn mit einem Wort aufzulehnen. Außerdem war sie, wie alle großen Naturen, zu jeder Zeit geneigt, das, was ihr von außen entgegenkam, mit dem strahlenden Enthusiasmus der eignen Seele zu erleuchten. Sie blieb also bis zu ihrem 25. Lebensjahr eine strenggläubige Katholikin.

Als ihr kleiner Bruder im Alter von neun Jahren durch einen Unfall ums Leben kam, kannte die Liebe der Eltern dem zurückgebliebenen Töchterchen gegenüber keine Grenzen. Sie wurde verzärtelt und bewacht und von Morgen bis Abend ermahnt und erzogen. Ohne hierfür gerade undankbar zu sein, litt sie doch unter dem beständigen Zwang. Sie war ein kleiner genialer Wildfang, über alle Begriffe musikalisch und poetisch angelegt, und da ihre Mutter alle idealen Regungen in das zukünftige Leben verschieben wollte und in dieser Welt

Digitized by Google

nichts Höheres kannte als den Stand einer vorzüglichen Hausfrau, gab es oft Reibereien.

Indessen hatte der Vater der Kleinen doch schon früh guten musikalischen Unterricht geben lassen. Mit fünfzehn Jahren bat Johanna um die Erlaubnis, die Musik zu ihrem Beruf zu machen, was aber nicht gestattet wurde. Statt dessen wurde sie in einen Gasthof geschickt, um die perfekte Küche zu erlernen. Das musikalische Talent ließ sich aber nicht ersticken, und es ist einem Teil meiner Leser vielleicht bekannt, daß Johanna Mockel schon früh komponierte und in ihrem Elternhause kleine Theateraufführungen mit begleitender Musik veranstaltete. Ihr Lehrer hatte sie hauptsächlich sogenannte Salonstücke spielen lassen, da sie ja damals doch nur eine Dilettantin werden sollte, aber das strebsame und begabte Mädchen füllte die Lücken, die in ihrer musikalischen Erziehung zurückgeblieben waren, durch eignes ernstes Studium aus, vertiefte sich in die Klassiker und komponierte im 20. Jahre die Vogelkantate, die in ihrem Kränzchen aufgeführt wurde und ihr in der damaligen gebildeten Welt eine Berühmtheit verschaffte. Ihre Eltern, stolz auf die Erfolge ihres einzigen Kindes, ließen sie nun auch mehr musizieren; trotzdem waren die Anforderungen, die durch die täglichen religiösen Gebräuche und außerdem in Bezug auf häusliche Arbeit an sie gestellt wurden, etwas zu hoch für ihre von jeher schwache Nervenkraft. Aber ihre Energie wurde mit allem fertig, und dieses waren wohl die sorgenlosesten Jahre ihres Lebens. Sie war mit Begeisterung für alles Schöne in Natur und Kunst erfüllt, und wer am Ufer des Rheines wohnt und noch obendrein einen eignen Nachen zur Verfügung hat, kann wohl glücklich sein!

Aber das Schicksal klopft an jeder Pforte, und hier sollte es in der Gestalt eines Freiers erscheinen. Johanna konnte ihn nicht lieben, hoffte aber, daß diese Gefühle mit der Zeit kommen würden. Die Eltern rieten dringend zu dieser Verbindung, die, wie sie glaubten, der Tochter für die Zeitdauer ihres Lebens eine angenehme Existenz sichern würde. Johanna hatte kurz vorher, mit bewundernswürdiger Selbstverleugnung, aus Rücksicht für eine befreundete Persönlichkeit, auf die Liebe eines ihr höchst sympathischen Mannes verzichtet und glaubte nie wieder ähnliches empfinden zu können — zudem wußte der neue Bewerber sich so zu verstellen, daß man ihn für ein Muster der Frömmigkeit halten mußte —, das unschuldige und arglose Mädchen glaubte ihm alles und entschloß sich bald zu dieser Vernunftheirat. Aber schon nach vierzehn Tagen warf Mathieux die heuchlerische Maske ab und zeigte sich in seinem wahren, grausamen Charakter. Johanna that alles, was sie konnte, um ihm ein angenehmes und behagliches Heim zu gründen, sie kochte ihm mit der größten Sorgfalt seine Lieblingsspeisen, brachte Ordnung in sein vernachlässigtes Geschäft, versuchte auch ernstlich, seine Launen zu ertragen — alles umsonst! — sie wurde so unglücklich, daß sie nach etwa sechs Monaten in einer geradezu verzweifelten Stimmung, mehr tot als lebendig, zu ihren Eltern zurückkehrte.

Selbstverständlich fehlte es nicht an bösen Zungen, die ihre Handlungsweise im höchsten Grade verurteilten. Freunde nahmen ihre Partei, Feinde die Partei

Digitized by Google

des Gatten. Ich unterlasse jede indiskrete Erklärung dieser Angelegenheit schon deshalb, weil niemand an das objektive Urteil einer Tochter glaubt, aber einfache Thatsachen dürfen zu jeder Zeit konstatiert werden, und da das mit Stempel und Amtssiegel versehene Attest, mit dem meine Mutter ihr Scheidungsgesuch einleitete, heute noch in meinen Händen ist, gebe ich es hier wörtlich wieder:

„Frau Johanna Mathieux, geborene Mockel, habe ich in Bonn während des Frühlings und Sommers im Jahre ein tausend acht hundert drey und dreißig behandelt. Sie litt an einer Nervenzerrüttung mit Abzehrungsfieber, veranlaßt durch Mißhandlungen vermittelst ausgesuchter Quälereyen, die sie von ihrem Manne während sechs Monaten ihrer Verheiratung fast ununterbrochen zu erdulden hatte. Derselbe hat mehrere Thatsachen, wodurch die Gesundheit seiner Frau und ihrer Mutter zerrüttet worden ist, in meiner Gegenwart eingestanden; wie er nämlich durch Gesundheit verderbliche Eingriffe auf ihr Gemüth ihr alle Ruhe bei Tag und Nacht geraubt hat, wobey er gleichzeitig erklärte, daß ein friedliches Leben nur für Schwächlinge passe und daß Zank und Streit die Nerven stärke. Da er von seiner Behandlungsart nicht im mindesten abgehen wollte, sondern erklärte, seine Maßregeln künftig noch zu schärfen, so habe ich der Frau Mathieux Eltern, in deren Haus dieselbe während ihrer Krankheit gebracht worden war, erklärt, daß dieselbe unfehlbar sterben würde, wenn sie den Mißhandlungen ihres Mannes länger ausgesetzt bliebe. Während seiner Besuche im elterlichen Hause hat er, um die Familie zu quälen, sich so wohl körperlich- als auch geisteskrank gestellt, welches ich (zur Hülfe gerufen), endlich als Verstellung erkannte. Durch den dadurch veranlaßten Schrecken und durch die anhaltende Betrübniß ist die Mutter der Frau Mathieux ebenfalls kränklich geworden und bis dato in meiner Behandlung. Die Folgen des Uebels der Frau Mathieux sind erst jetzt in so weit gehoben, daß sie ohne Gefahr eines Rückfalls jede Reise antreten kann.

Bonn, den 12. November 1836.

Der Königliche Kreisphysikus
Dr. Velten.“

Leider sieht das Gesetz in den raffiniertesten moralischen Quälereien keinen Grund zur Scheidung, und da Herr Mathieux in eine sogenannte gegenseitige Uebereinkunft nicht einwilligen wollte, konnte das traurige Verhältnis nicht offiziell gelöst werden. Indessen blieb Johanna von da an selbstverständlich bei ihren Eltern in Bonn.

Eine große Veränderung war in ihr vorgegangen. Denn für eine von vornherein religiös angelegte Natur ist nichts so gefährlich wie der Verkehr mit Heuchlern, die die Gesetze der Heiligen Schrift stets im Munde führen, ohne danach zu handeln, vielmehr immer nur die Regungen ihrer rohen Selbstsucht rücksichtslos durchsetzen.

Daß ein Mensch, der überall für seine ganz besondere Frömmigkeit gerühmt wurde, so an ihr gehandelt hatte, hatte den Glauben der jungen Frau erschüttert,

Digitized by Google

ja für die Zeit geradezu vernichtet, und sie bat ihre Eltern flehentlich, sie jetzt vom Besuch der Kirche zu dispensieren, was diese in Anbetracht ihres krankhaften Zustandes bewilligen mußten.

Jetzt wurde die heißgeliebte Kunst ihr zur Religion, sie beschloß, sich ihr ganz zu widmen und allen sonstigen Lebensfreuden zu entsagen, um so mehr, da sie ja durch den Eigensinn ihres Gatten an einen Felsen geschmiedet war, also gar nicht hoffen konnte, jemals wieder in der Liebe eines Mannes ihr Glück zu finden. In diese Zeit fällt die Reise nach Frankfurt und die nähere Bekanntschaft mit Mendelssohn und Ferd. Hiller, die das Talent der strebsamen Künstlerin im höchsten Grade anerkannten, auch der längere Aufenthalt in Berlin zum Zweck einer gründlichen Ausbildung in der Harmonielehre. Dort verkehrte meine Mutter, wie bekannt, hauptsächlich mit den Familien v. Arnim und v. Henning, deren liebenswürdige Gastfreundschaft ihr viele genußreiche Stunden verschaffte. Im Laufe des Jahres 1839 teilten ihre Eltern ihr plötzlich mit, daß Herr Mathieux sich zu einer gerichtlichen Scheidung bereit erklärt habe, und dieses veranlaßte die Schwergeprüfte, sofort nach Bonn zurückzukehren, um die nötigen Schritte einzuleiten.

Aber sie sollte wieder bittere Enttäuschungen erleben! Als sie sich eben in der Vaterstadt eingelebt und ihre Berufsthätigkeit als Klavierlehrerin zum zweitenmal aufgenommen hatte, zeigte Herr Mathieux sich wieder unentschlossen, und so schwebte sie lange zwischen der Hoffnung, ihre Freiheit zu erringen, und der Furcht, für ihr ganzes Leben gebunden zu sein. In diesem unbestimmten Gemütszustand lernte sie den jungen Kandidaten der Theologie, Gottfried Kinkel, in einer Privatgesellschaft kennen. Sie hatte ihn als Kind einmal gesehen, aber kaum beachtet. Ueber diese merkwürdige Begegnung wahlverwandter Seelen ist viel in der Presse erschienen, und ich verweise hauptsächlich auf die Briefe von Johanna Kinkel in den August- und Septemberheften der Preußischen Jahrbücher 1899, die ein so schönes und treues Bild der Sachlage geben, daß meine Feder hier unnötig erscheint.

Was aber nur vorübergehend erwähnt wird, ist der tiefgreifende Einfluß, den der damalige religiöse Enthusiast auf die Seele seiner Freundin ausübte.

Um dieses zu erklären, muß ich nochmals auf die ersten Jugendjahre der beiden Beteiligten zurückgehen. Die Lebensverhältnisse waren ganz verschieden gewesen. Johanna, nicht nur ein einziges Kind, sondern auch das einzige Enkelkind der beiderseitigen Großeltern, noch dazu in durchaus angenehmen und bequemen Vermögensverhältnissen, wurde insofern sehr verwöhnt, als man ihr die Veranlassung gab, sich in der Familie als Mittelpunkt anzusehen und ihr persönliches Schicksal für eine sehr wichtige Sache zu halten. Der Katholik ist auch in der Verneinung irdischer Glückseligkeit lange nicht so streng wie der Pietist.

Gottfried Kinkel, der Sohn des armen Landpfarrers, der schon früh Mutter und Schwester unterstützen mußte und, da man ihn damals für schwindsüchtig hielt, sein väterliches Erbteil auf der italienischen Reise aufgezehrt hatte, wußte,

Digitized by Google

was entsagen heißt. Oft mußte er, um keine Schulden zu machen, manche Entbehrung erdulden. Zudem kam seine Verlobung mit einem höchst liebenswürdigen, aber geistig unbedeutenden Mädchen, die von seiner Schwester eingeleitet wurde. Es ist meinen Lesern vielleicht nicht bekannt, daß Gottfried Kinkel sich schon in den ersten Tagen nach dieser Verlobung sehr unglücklich fühlte und daß es also gewiß nicht allein die spätere Liebe zu Johanna Mathieux war, die ihn seiner Braut entfremdete. Er fühlte vielmehr schon gleich, daß er sich übereilt hatte, aber sein Ehrgefühl veranlaßte ihn, die Sache als unzerreißbar anzusehen, und so schleppte sich dieses Verhältnis drei Jahre lang weiter. Er fügte sich mit stiller Ergebenheit in das einmal Beschlossene und zwang sich mit der ganzen Kraft seines Charakters zu der Ueberzeugung, daß die Freude nur in einem späteren Leben zu finden sei.

Seine Freundschaft zu Johanna war zuerst rein geistiger Natur. Einmal, als sie ihm ihr Schicksal klagte, lenkte er ihren Sinn auf das Unwandelbare, die höhere Welt, und machte ihr klar, daß derjenige, der zu den Sternen emporsieht, die Entbehrungen des irdischen Daseins gern ertragen kann.

O Stern Orion, Geistesbild!
Seit Ewigkeit stürmt gegen dich der Stier,
Du aber hältst, in blanker Waffenzier,
Ewig entgegen ihm das Sternenschild!

Wie ein Blitzstrahl traf diese Anschauung das empfängliche Gemüt der Freundin, und ein Brief, den ich unter alten Papieren fand, giebt ein Bild ihres damaligen Seelenzustandes:

Bonn, 17. März 1840.

Liebste Frau Müller!

Kann ich Ihnen auch nicht sagen, „ich bin geheilt,“ so glaube ich doch wenigstens, auf dem Wege zur Besserung zu sein. Es hat sich alles so wunderbar zum Guten gewendet, daß ich fast denken möchte: es mußte all dies grenzenlose Elend kommen, um ein neues Wesen aus mir zu machen. Ich begreife nach und nach, wie alles aus dem einen ersten Unheil folgte, dem kindischen Hochmut, der da wähnte, mit der Willenskraft allein könne man sich auf der Höhe erhalten, ohne Religion, ohne Gott, ohne jede Stütze. Ich mußte gestraft werden, und bin noch viel zu gnädig bestraft! — Was die innere stille Melancholie betrifft, die gefährlicher war als alle Aufregung, so hat mich ein menschlicher Geist zur rechten Stunde aus wenigen Aeußerungen durchschaut und den eigentlichen Zauberspruch gefunden, mit dem auf mich zu wirken war. Ich wage nicht, Ihnen die Richtung darzulegen, die ich genommen, denn ich weiß, wie Sie allem feindlich, was man als mystisch mißdeuten könnte. Lassen Sie sich damit genügen, daß ich mich wie von göttlicher Hand gefaßt und gehalten fühle. Warum habe ich immer so schnöde von der Reue gedacht? Ich erkenne sie nun als eine mehr selige als bittere Empfindung. Zuerst habe ich einmal damit angefangen, die möglichste Schonung gegen die Eltern mir

Digitized by Google

anzuerziehen; sie scheinen erstaunt und glücklich über meine Verwandlung; ach! ich habe sie seit Jahren kaum mehr freundlich angeredet!

Es ist noch Zeit, ich kann noch andern Gutes thun von dem Reichtum, den mir Gott gegeben, und wahrlich, ich habe nur einen Wunsch noch: daß mir Kraft und Zeit bleibt, durch Selbstverleugnung die Jahre abzubüßen, die ich in Egoismus und Thorheit verschleudert habe. Doch schwer wird es mir werden! Verzweifelte Augenblicke kommen wieder, wo ich nur glühende Gebete zu meinem Trost ausspreche. Doch Gott hört mich, das ist gewiß, ich habe ihn einmal wiedergefunden und lasse nicht mehr ab!

Ihnen danke ich von neuem für die liebevollen Briefe, die gewiß zu meinem Heil vieles beitragen. Ich stehe wie Wilhelm Tell, der mit gewaltigem Fußstoß hinter sich schleudert das Schifflein in den Schlund der Wellen und sich auf den Felsen hinaufschwingt.

Das Unwandelbare sei nur geliebt!

Dankbarsten und herzlichen Kuß Ihrer

J. Mathieux.

Dieser Freundin gegenüber klagt Johanna auch ihr Leid in Bezug auf die Unentschlossenheit ihres Gatten:

Bonn, den 8. Mai 1840.

Liebste Frau Müller!

Ihre Briefe machen mir immer die herzinnigste Freude! In meinem Gemüt ist jetzt wieder Friede, trotz vieler unerwarteter Stöße, die mich seit vier Wochen erschütterten, aber nicht umwarfen ...

Mathieux kam abwechselnd selbst oder ein bösartiger Brief an uns, er stellte neue, unerfüllbare Bedingungen und erklärte, ohne diese erschiene er nicht zum letzten Termin, nach welchem Erscheinen erst die Scheidung ausgesprochen werden konnte.

Bis zum letzten Augenblicke quält und plagt er uns und denkt sich den ärgsten Unsinn aus, um uns wenigstens noch das letzte Tröpfchen Geduld auszupressen.

Die letzten Tage des Aprils waren kaum zu überstehen, vor Kopfweh konnte ich keine Flechte mehr leiden und mußte mit herunterhängenden Haaren herumgehen.

Die Nacht vom letzten April zum 1. Mai konnte ich kein Auge schließen, mir war als könne ich diese Stunden der Angst nicht überleben; es trieb mich immer, das Fenster zu öffnen und hinabzuspringen. Dies war freilich Fieberzustand. Endlich kam der Tag, endlich zwölf Uhr Mittag, wir gingen in den Gerichtshof — Mathieux war nicht da! Notar Hahn kam und erzählte: er habe erklärt — er wolle nicht! ... Wir gingen in den Gängen des Appellhofs auf und ab, da stand allerlei Gesindel und Gendarmen oder Polizei, es war mir selten schlimmer zu Mut. Endlich kam ein Abgesandter von Mathieux, der vom Präsidenten noch eine Frist verlangte. Dieser konnte nur bis halb eins

Digitized by Google

Bedenkzeit geben. Es wurde halb eins — endlich kam er. Die Erscheinung dieses Gehaßten war uns diesmal so freudig, daß wir hätten jauchzen mögen. Nun gingen alle Förmlichkeiten vor sich, wie immer. Als die entscheidende Frage an M. gestellt wurde, schwieg er fast fünf Minuten lang. Es war eine Totenstille, mir schlug das Herz, daß ich zu zerspringen meinte, „wird er ja, wird er nein sagen?“ Endlich sagte er, kaum hörbar, „ja“. „Ja“, fiel ich laut ins Wort dem Präsidenten, ohne das Ende seiner Rede abzuwarten, weil ich in der Todesfurcht war, es könne eins schlagen. So kam ich heraus zu meinem Vater, der vor der Thüre auf mich gewartet. Er weinte laut auf vor Freude, da er schon alle Hoffnung aufgegeben hatte ...“

Drei Wochen später wurde die Scheidung endlich ausgesprochen, und die unglückliche junge Frau war von ihren qualvollen Ketten erlöst! Sie gab sich nun mit frischer, erneuter Kraft ihren geistigen und musikalischen Bestrebungen hin und hoffte wieder glücklich und gesund zu werden. Sie wollte ganz nach Berlin übersiedeln, wo ihren Talenten mehr Anregung geboten wurde. Aber nach reiflicher Ueberlegung fand sie nicht die Kraft, ihren alten Eltern diesen Schmerz anzuthun, und in der exaltiert dankbaren Stimmung, die sie infolge ihrer wiedererlangten Freiheit erfüllte, konnte sie auf ihren Lieblingswunsch verzichten, was ihr indessen nicht ganz leicht wurde, da ihre Eltern ihrem regen Geist nicht das nötige Verständnis entgegenbrachten, vielmehr ihre künstlerische Entwicklung durch nüchterne Anforderungen hinderten.

Aus den vorhin erwähnten, in den Preußischen Jahrbüchern veröffentlichten Briefen ergiebt sich, daß Johanna sich in dem rein geistigen Freundschaftsverhältnis mit dem jungen Kandidaten vollständig befriedigt fühlte und keinen andern Wünschen Raum gab. Auch Kinkel glaubte dieses Freundschaftsverhältnis nach seiner nun bald bevorstehenden Verheiratung mit Fräulein Boegehold fortsetzen zu können — aber schon in den ersten Wochen nach der erneuten Bekanntschaft der beiden Freunde hatten böse Zungen ihr möglichstes gethan, um andre Gefühle vermuten zu lassen. Johanna, stets sehr ängstlich in Bezug auf ihren guten Ruf, hatte es von vornherein vermieden, mit Kinkel öfter zusammenzukommen — da gründete eine befreundete Dame den Leseverein, der später unter Gottfried Kinkels Leitung „Maikäferbund“ genannt wurde, und lud die beiden Freunde dazu ein. Kinkel fühlte sich hierdurch überaus glücklich, da er sich vorzüglich mit der geistreichen Frau unterhalten konnte. Als nun die Scheidung zwischen ihr und Mathieux ausgesprochen war, wurde das Gerede immer peinlicher. Um der Sache ein Ende zu machen, bewarb der junge Geistliche sich, wenn auch mit blutendem Herzen, um eine kleine Pfarrstelle, die ihn für alle Zeiten in die Einsamkeit des Landlebens verbannt hätte. Er wollte Sophie dann heimführen. Sonderbarerweise wurde dieser Entschluß, wie bekannt, gerade durch die streng orthodoxe Partei vereitelt. Man hatte sich allgemein über Kinkels freisinnige Predigten beklagt, namentlich darüber, daß er sich erlaubte, den Zuhörern die Lehren der Heiligen Schrift durch einfache Lebensbilder klar zu machen,

Digitized by Google

anstatt an dem strengen Buchstabenglauben festzuhalten. Außerdem hatte er merken lassen, daß er an Gott in der Natur und im Menschen glaube und nicht an ein fernes, persönliches Wesen, das dem Menschen streng und fremd gegenübersteht.

„Was fürchtest du dich, o Menschenkind?
Kannst mit dem Tod nicht scherzen?
Und bist nur ein Hauch aus Gottes Geist,
Ein Puls aus seinem Herzen!“

Zu den andern Klagen kam, von seiten der Kollegen, vielleicht noch ein gewisser Grad von Eifersucht, denn wenn Kinkel predigte, waren die sonst spärlich besetzten Kirchen überfüllt. Genug — er bekam die Stelle nicht, war also auch nicht in der Lage sich zu verheiraten.

Die Nachricht, daß man seine Bewerbung ablehnte, nahm Kinkel kühl und ruhig auf, er hatte seine Pflicht gethan und glaubte hier einen Fingerzeig des Schicksals zu sehen, der ihm klar machen sollte, daß ihm andres bestimmt sei.

Obwohl ich nicht verbürgen kann, daß das Gedicht „Im Pfarrhause“ aus der Cottaschen Sammlung gerade in dieser Zeit geschrieben ist, giebt es doch ein treues Bild von seinen damaligen Empfindungen und seinem prophetischen Sinn:

„Still die Nacht, es weht die Kühle
Von den nahen Bergen her;
Alles träumt in Sommerschwüle,
Schlummer waltet, still und schwer.

Mag ich auch am Fenster lauschen,
Schweigt das Leben weit und breit;
Nur ein sanftes Waldesrauschen
Gleitet durch die Einsamkeit.

Sel'ger Friede! Weltverbittert
Flüchtet sich das Herz dir zu:
Durch den wunden Busen zittert
Leis die Ahnung ew'ger Ruh'.

Ja, mein Herz, du könntest tragen
Diese Weltverlassenheit,
Und du würdest stiller schlagen,
Wär' dir solch ein Los bereit.

Aber auch die Kraft gegeben
Ward dir zu dem heißen Kampf,
Schreitest stark durchs wirre Leben,
Kühn durch Blitz und Wolkendampf.

Wem die harte Faust verliehen,
Die nicht matt wird an dem Schwert,
Dürft' er aus dem Streite fliehen
Zu des Friedens frommem Herd?

Morgen leuchtet! Frisch gewandelt
In des Lebens Not hinaus,
Ernst gestrebt und fest gehandelt,
Lebe wohl, du glücklich Haus!“

Kurz nachher ereignete sich das Unglück auf der abendlichen Heimfahrt von einer Landpartie, wo der Nachen, in dem Gottfried und Johanna nebst andern saßen, von einem Dampfer angerannt wurde, und Kinkel seine angebetete Freundin aus den dunkeln Fluten des Rheins rettete. Auch diese Begebenheit, die den Wendepunkt in den Gefühlen des Dichters bezeichnet, ist in den „Briefen von Johanna Kinkel“ genau beschrieben.

Als mein Vater mir im Jahre 1866 die Werke von Hölderlin schenkte, sagte er, daß ein darin enthaltenes Gedicht ihn und meine Mutter nach langem Schwanken zu dem Entschluß gebracht habe, nie wieder voneinander zu lassen:

Digitized by Google

„Trennen wollten wir uns? Wähnten es gut und klug?
Da wir's thaten, warum schreckte, wie Mord, die That?
Ach, wir kennen uns wenig,
Denn es waltet ein Gott in uns!"

Er sagte ferner, daß es ihm nach dieser Rheinfahrt ganz unmöglich gewesen sei, die Liebe zu meiner Mutter in seinem Herzen abzutöten. Dabei hat er wiederholt zugegeben, daß er gegen Sophie Boegehold nicht richtig gehandelt habe, indem er sich auf Wunsch seiner Verwandten (damals allerdings erst 22 Jahre alt) mit ihr verlobte; hätte er sich aber jetzt, mit einer andern Leidenschaft im Herzen, mit ihr verheiratet, so wäre dieses Verhältnis für sein Gefühl ein unsittliches gewesen, und er achtete das unschuldige und liebenswürdige Mädchen viel zu hoch, um sie so zu erniedrigen. Sie selbst sah das auch ein und hat jeden Vorwurf mit bewunderungswürdigem Edelmut unterlassen. Aber bei seinen geistlichen Kollegen gab es keine Gnade, als man erfuhr, daß er die Katholikin der Protestantin vorgezogen hatte, und daß gerade diese „christlich Gesinnten" ihn, ohne ihm nur den leisesten Verstoß gegen die strengsten Regeln der Sittlichkeit vorwerfen zu können, seines Predigeramtes entsetzten, daß man ihm seine Erfolge als Dozent unmöglich machte und sein Gehalt als Gymnasiallehrer immer mehr schmälerte, bis er, wie er selbst erzählt hat, die Qualen des Hungers gründlich kennen lernte, trug nicht dazu bei, seinen Glauben an die Vertreter der damaligen protestantischen Kirche zu stärken. Und vielleicht war es gerade diese Bekanntschaft mit dem bittersten Mangel, die ihm in späteren Jahren das nötige Verständnis für die Leiden des Proletariers gegeben hat, ein Verständnis, das der Tolerante nicht von demjenigen verlangen kann, der täglich einen reichlichen und anmutig gedeckten Tisch vorfindet.

Seine Freunde merkten aber nichts von seinen Sorgen, und in seiner Stellung als Gymnasial- und Privatlehrer mußte er ja auch einen gewissen äußeren Anstand beobachten. Endlich stand er am Rande der Verzweiflung. — Zu einer unlauteren Handlungsweise konnte er sich nicht entschließen, und von den Eltern Johannas irgendwelche Unterstützung anzunehmen, hätte sein Ehrgefühl für alle Zeiten vernichtet.

Da kam Hilfe in der äußersten Not. Auf Empfehlung einiger treuen Freunde erhielt er ein Anerbieten von Cotta für „Otto der Schütz" nebst andern Gedichten und ferner Bestellungen für die Augsburger Zeitung. Von dieser Zeit an ging es mit seinen pekuniären Verhältnissen wieder bergan — er war gerettet.

Hätte er sich nun mit Johanna öffentlich verloben können, so wäre alles gut gewesen, aber eine geschiedene Katholikin durfte nicht wieder heiraten, und zu einem Uebertritt zum protestantischen Bekenntnis hatte sie sich damals noch nicht entschlossen. Zudem mußten, nach dem damaligen Gesetz, drei Jahre vergehen, ehe eine Geschiedene ein neues Ehebündnis schließen durfte. Es blieb den beiden Freunden also nichts andres übrig, als diese Zeit geduldig auszuhalten und die giftigen Verleumdungen, die bösartige Gegner verbreiteten, mit stoischem Gleichmut zu ertragen.

Digitized by Google

Endlich gingen diese schweren Jahre auch ihrem Ende entgegen. Aber nun entstand noch die ängstliche Frage, ob man Johanna in die evangelische Kirche aufnehmen würde. Dieses erschien eben deshalb zweifelhaft, weil sie zu wahrheitsliebend war, um ein Glaubensbekenntnis abzugeben, das sie ihrem Gewissen gegenüber nicht verantworten konnte. Da erinnerte Kinkel sich eines früheren, edelgesinnten Studiengenossen, der jetzt eine Pfarrstelle in Westfalen bekleidete. Dieser von religiöser Begeisterung erfüllte wahre Christ war gar nicht im stande, einen aufrichtig Bittenden von sich zu stoßen, und erklärte sich bereit, Kinkels Wunsch zu erfüllen. Die Korrespondenz meiner Eltern mit dem liebevollen und gütigen Seelsorger wurde mir zur Verfügung gestellt und enthält so viel Schönes und Interessantes, daß ich sie hier veröffentliche.

Johanna Mathieux an Pfarrer E...

Bonn, den 29. August 1842.

Verehrter Herr Pfarrer!

Die Bitte, die ich in diesem Briefe an Sie richte, wollte ich Ihnen schon in den ersten Tagen nach Ihrer Abreise schriftlich vortragen, aber ein Geschäft, das nicht aufgehoben werden konnte, zehrte mir Zeit und Gedanken völlig auf. Glauben Sie indes nicht, daß ich leichtsinnig das erste und wichtigste um einer Nebensache willen von mir schob; ich hielt es im Gegenteil nur darum geraten, alles Zerstreuende vorerst abzuthun, um Sammlung und eine völlig befreite Gemütsstimmung zu gewinnen.

Was mir unser Freund Gottfried schon früher über Ihre Gesinnung mitgeteilt, wie auch unser Gespräch an jenem Nachmittage, wo ich Sie persönlich kennen lernte (und der mir zu den liebsten und reinschönsten Erinnerungen gehört), gab mir vollkommen Vertrauen, gerade Ihnen meinen Wunsch hinsichtlich des Wiedereintritts in die Kirche darzulegen. Einen Uebertritt kann ich diesen Schritt nicht eigentlich nennen, da ich seit ungefähr zehn Jahren schon außer allem äußeren kirchlichen Leben stehe und innerlich seit meiner Kindheit mich von dem mir angeborenen und gewaltsam anerzogenen Katholizismus losfühlte.

Gestatten Sie mir, Ihnen die Form zu schildern, in der mir die ersten religiösen Eindrücke wurden, damit Sie den Widerwillen verzeihlich finden, mit dem ich so viele Jahre hindurch alles Kirchliche von mir stieß.

Außer wenigen Kindergebetchen, die ich im zweiten Jahr auswendig wußte, wurden mir von einer alten Großmutter, einer überaus gutmeinenden, aber ganz unwissenden Frau, sämtliche Heiligenlegenden als unumstößliche Glaubenswahrheiten erzählt. Später lernte ich Religion nur als Zeremonie kennen. Der Begriff eines Christen war mir kein andrer als: der da Sonntags die Messe hört, Freitags Fisch speist u. s. w. Unsre Gebetbücher quälten mich mit der schauerlichsten Langweile. Ich forderte, man solle mich in Gedanken beten lassen; dies gestatteten mir meine Angehörigen nicht in der Kirche, weil sie dann keine Gedankenkontrolle üben konnten. Die sonntägige Messe schien mir gar nicht zu überstehen, weil die neben mir knieende Großmutter stets aufpaßte, ob ich kein

Digitized by Google

andres Gebet zu meiner Unterhaltung aufschlug. Ich war angewiesen, mich genau nach der Stelle zu richten, die vorgeschrieben war, z. B. zum Offertorium, zur Wandlung u. s. w. Da nun der Priester die dazu gehörige Zermonie bei weitem langsamer machte, als ich las, so mußte ich stets das Gebetchen von neuem anfangen, um genau mit ihm auszukommen. Ich kann sagen, daß ich im Lauf meiner Kinderjahre tausende Mal diese nämlichen Zeilen überlesen gemußt. Mein Herz ward auf das äußerste geängstet, da ich mit den Gedanken immer von der Messe wegschweifte und nur mechanisch las, was man mir als eine große Sünde darstellte. Wirklich blieb dies bei der Beichte die stehende Sünde: „Nicht andächtig die Messe gehört," für die mich die auferlegte Buße regelmäßig in neue Sünden stürzte, denn ich bekam nebst mehreren andern auch jedesmal die Litanei von allen Heiligen und von der Jungfrau Maria (ich glaube, fünfmal nacheinander?) zur Strafe abzubeten. So müßte ich denn die Langweile als den ersten Hebel bezeichnen, der mich vom Kirchlichen loslöste. Ich will nicht so ungerecht sein, zu verneinen, daß der Katholizismus (der sich mir in seiner allerunwürdigsten Form aufdrang) damals vielleicht in einer edleren Gestalt befriedigend auf mich hätte einwirken können. Jetzt wäre auch das zu spät. Meinem Verstande widerstrebte es, mich zu einer Kirche zu bekennen, die, sich für unfehlbar haltend und sich die alleinseligmachende bezeichnend, somit jeden Fortschritt innerhalb ihres Gebiets aufhebt. Auch erinnere ich mich sehr wohl, daß Sünden gegen Gott und Welt im Beichtstuhl leicht verziehen wurden, hingegen eine Vernachlässigung priesterlicher Autoritäten unendliche Rüge nach sich zog. Dem katholischen Christen ist eben nicht erlaubt, nur Christus als Mittler zwischen sich und Gott anzuerkennen, nein, die Geistlichkeit schiebt sich noch einmal als Mittler zwischen ihn und den Mittler. Nach meinem 17. Jahr begann ich aufmerksam unsre großen Dichter zu lesen und fand bald manche Stelle aus, die mir verriet, daß die Klugen nicht eben alles glauben, was die Priester lehren.

Auf die ersten Zweifelsäußerungen erhielt ich von den Frauen die Antwort: „Jene Bücher sind nicht von Christen, sondern von Protestanten geschrieben; wer noch nicht alt und fest genug ist, sollte solche Religionsspöttereien lieber gar nicht lesen." Die Männer ließen merken: „Der christliche Glaube ist nur da, um das Volk im Zaum zu halten; die Gebildeten brauchen ihn nicht." Es währte nicht lange, so hatte ich im Innern jede Schranke umgeworfen und ersehnte nur eine glückliche Gelegenheit, mich auch von dem äußeren Zwange zu befreien.

Von dem, was gut und böse sei, hatte ich sehr oberflächliche Begriffe. Ich für meine Person hielt mich sogar für besonders gut, da man mir unbedingten Gehorsam gegen die Eltern als erste Tugend eingeschärft hatte und ich diese eine gute Strecke über die Kindesjahre hinaus übte. Dann aber begannen alle meine Neigungen und Ansichten einen schnurstracks entgegengesetzten Weg zu nehmen, und in dem Maße, wie mein Glauben an die Unfehlbarkeit fremder Autorität sich verminderte, wuchs die (wohlgemeinte) Tyrannei der Erziehenden.

Die Hoffnung, mich diesem geistigen Zwange zu entziehen, vermochte mich

Digitized by Google

zum Teil zu einer Heirat, die ich (von vielen Seiten überredet) gegen meine Ueberzeugung schloß, nicht wie man ein freudiges Liebesbündnis eingeht, sondern wie man zu bestimmter Zeit etwa ein Amt antritt, weil es so hergebracht.

Die wenigen Monate, die ich verheiratet in Köln zubrachte, führten nebst viel unsäglichem Unglück auch noch die Pein eines bei weitem größeren Zwanges zu religiöser Heuchelei mit sich. Herr M. gestand mir unverhohlen, daß er nichts glaube, daß es aber sein Geschäft fordere, sich die Geistlichkeit zum Freunde zu halten.

Innerlich empört und erzürnt, mußte ich mit ihm vor den Knöchelchen der 11000 Ursula-Jungfrauen nachmittags auf den Knieen liegen und früh oft zwei Messen nacheinander aushalten. Krank kam ich ins elterliche Haus zurück mit dem Entschluß: auf Scheidung anzutragen. Die speziellen Ursachen gehören nicht hierher; nur das berühre ich noch, daß niemand, dem sie bekannt geworden, sie leichtsinnig begründet fand . . .

Daß ich in den letzten zehn Jahren ohne alle religiösen Empfindungen, ohne Gebet, ohne Sehnsucht nach einem Höheren nur so hingelebt hätte, kann ich nicht sagen, nur ward ich selten an Gott gemahnt, da ich von tausend Dingen mein Inneres zerstreuen ließ. Ich meinte mich berechtigt, Ersatz für ein verlorenes Lebensglück zu suchen, und indem ich dem Schimmernden, Freude verheißenden eifrig nachjagte, ward ich dem ärgsten Egoismus zur Beute und trug seine Strafe. Von Hochmut, Sucht zur Isolierung, Ueberdruß am Leben, ganz zerrissen, auf dem Punkte eines völligen inneren Zerfalls, lernte ich unsern herrlichen Freund Gottfried kennen; er schenkte meinem Schicksal seine Teilnahme, und damit fing ein helles, geordnetes Leben für mich an. Nächst Gott danke ich ihm alles, was ich jetzt habe und bin, was ich zu werden hoffe; er hat mir zwiefach das Leben erhalten und sein eignes Glück an meine Rettung gesetzt.

Ich hatte, bei unserm ersten vertrauteren Zusammentreffen, ihm meinen Unglauben nicht verhehlt und ward durch seine Antworten mit Erstaunen belehrt, daß unter den Geistlichen nicht nur die Beschränkten und Unwahren die Gläubigen sind. Ich las nun zum erstenmal die Bibel und ward von dem Christentum so gefaßt, daß ich nie mehr ganz in mein altes Heidentum zurück könnte. Die Schwärmerei der ersten Monate, wo ich in Reuethränen, Gebeten, Selbstverdammung mich halb selig, halb elend fühlte, gingen freilich bald vorüber, und ich wünsche auch solche ungesunde, extreme Zustände nie mehr zurück. Später las ich außer religiösen Schriften fleißig Geschichte. Hier lernte ich recht genau Kirche und Religion unterscheiden. Haß und Verachtung gegen Priesteranmaßung, gegen die ungeheure Perfidie des Papsttums erfüllten mich. Mit Begeisterung hingegen versetzte ich mich in die Reformationszeit und mußte mir gestehen, daß, wenn ich damals gelebt hätte, ich gewiß mit unter den frühesten der neuen Bewegung gefolgt wäre, in der ich einen großen, wahren Fortschritt erkenne, wenn ich gleich nicht umhin kann, dem heutigen Protestantismus ebenfalls einen neuen Fortschritt zu wünschen.

Um Gottfried einmal predigen zu hören, ging ich in Köln in die evangelische

Digitized by Google

Kirche, die ich nachher öfter besuchte, und immer ward ich erbaut, befriedet und herzlich gerührt.

Nicht allein kann ich dies der Person des Redners zuschreiben. Ich ward dort an das Gottesgebot frisch gemahnt, sammelte mich von manchem Verwirrenden, was mir bei einsamem Bibellesen nicht stets so gut gelang, und fühlte mich vor allem den mir längst entfremdeten Menschen wieder mit einem gemeinsamen Liebesband verbunden.

Jede Form des kirchlichen Gottesdienstes hat freilich etwas Kleines, sehr Kindliches der ungeheuren Idee eines Weltgeistes gegenüber; aber hier trat mir wenigstens nichts Lächerliches entgegen, nichts, was die gesunde Vernunft und den Schönheitssinn beleidigt, und vor allem that dem Gemüte diese ernstruhige, würdige Form einer Sonntagsfeier überaus wohl.

Bei mir beschloß ich damals, auch äußerlich zur evangelischen Kirche zu treten, nur wollte ich Gottfrieds Verheiratung abwarten, um nicht den Schein zu geben, als habe ich unredliche Nebenabsichten. Habe ich mit diesem durch Rücksichten veranlaßten Aufschub einen Fehler begangen, so trage ich die Strafe doppelt dafür, indem ich bei den jetzigen Verhältnissen diesem Schein gar nicht mehr entgehen kann.

Ich frage Sie aufrichtig: Kann mich die evangelische Kirche auf dieses innige Verlangen hin aufnehmen, indem ich die Gründe dieses Verlangens nur wie folgt ausdrücken kann:

„Solange ich mein Christentum als Geheimnis bewahre und nicht öffentlich bekenne, befürchte ich sowohl die Resultate meiner Bestrebungen für das Gute geschmälert zu sehen, wie das weiter ausgreifende Wirken desjenigen, der seine Zukunft mit der meinen verbinden wird, da Liebe und Vertrauen der Menschen sich von demjenigen wenden, der sich von ihnen abgesondert hat."

Ueber alle einzelnen Punkte des Glaubens will ich gerne Rede stehen und Belehrung suchen. Eines kann ich mit voller Ueberzeugung aussprechen: daß ich an Christus als den Erlöser von der Sünde glaube — durch das Vorbild, das der Menschheit sein Leben und Sterben gab, und vermittelst seiner edeln, göttlich schönen Lehre; daß ich mich den Geboten dieser Lehre nach Kräften in meinem künftigen Leben unterwerfen will, daß ich von der Gnade Gottes die Fortdauer der Seele nach dem Tode erhoffe. Von allen bestehenden Kirchen erscheint die evangelische meiner Einsicht diejenige, die sich der ideellen, die Christus stiften wollte, am meisten nähert. Wenn es Ihnen Ihr Gewissen gestattet, mir zum Eintritt in diese Kirche den Weg zu eröffnen, so bitte ich Sie dringend, es so bald als möglich zu thun.

Ich kann mir kaum denken, daß mir zum zweitenmal eine Persönlichkeit wie die Ihrige begegnen möchte, die so milde und vorurteilslos meine Bestrebungen ansah. Soviel habe ich erfahren, daß die milderen, freieren Geister, zu denen ich Sie und Gottfried zählen muß, gewiß dem Christentum mehr Seelen gewinnen werden wie die starren, in enge Grenzen abgeschlossenen.

Digitized by Google

Leben Sie wohl. Herzinnig hoffe ich, Sie wiederzusehen oder doch bald von Ihnen zu hören. Voll wahrer Verehrung

Johanna Mathieux geb. Mockel.

Johanna Mathieux an Pfarrer E...

Bonn, den 3. November 1842.

Verehrter Herr!

Statt meines Freundes, der tief in Geschäften vergraben ist, beantworte ich Ihren lieben Brief, der uns beide aus vieler Sorge gerettet hat.

Das verlangte Glaubensbekenntnis lege ich hier bei, innigst wünschend und hoffend, daß es genügend gefunden werde, um meinen redlichen Willen zu bezeugen.

Wir thun wohl am besten, meine Reise zu Ihnen auf Weihnachten festzustellen. —

Wie herzlich freue ich mich darauf, ein paar Tage in Ihrem näheren Umgang, vielmehr in Ihrem Unterrichte zu verleben, denn jedes Wort von Ihnen war mir noch belehrend und wohlthuend. Wenn es nur geschieht! Wenn nur kein Hindernis mehr hinzutritt! Zu den Persönlichkeiten der hiesigen Geistlichkeit habe ich so gar wenig Vertrauen. Leben Sie recht wohl; Ihre baldige Herstellung wird unser täglicher, inniger Wunsch sein. Grüßen Sie Ihre liebe, uns noch unbekannte Frau auf das freundlichste von Ihrem Freunde und Ihrer

dankbar ergebenen

Johanna Mathieux Mockel.

Mein Glaubensbekenntnis:

Nichts, was dein Herz nicht innig glaubt,
Sollst mit den Lippen du bekennen.

Gottfried Kinkel.

Ich glaube an einen Gott, der die Welt geschaffen hat und regiert, der jeden Menschengeist mit seinem Leben durchdringt, und die Fähigkeit und den Trieb in ihn gelegt hat, zur Wahrheit und Tugend hinzustreben, der mit Liebe und Gerechtigkeit über allen Wesen waltet und den Weltlauf zu dem Ziele lenkt, daß Liebe und Gerechtigkeit über Haß und Sünde den Sieg davontragen.

Ich glaube, daß dieser Gott, wie die Schrift sagt, von keinem Menschen fern ist, daß unter allen Völkern und unter allen Glaubensformen diejenigen ihm wohlgefällig sind, die ihn fürchten und seine Gebote halten.

Ich glaube, daß keine menschliche Autorität uns die Form vorschreiben und gebieten darf, in der wir ihn äußerlich verehren und anbeten sollen; daß zwischen ihm und der einzelnen Seele keine priesterliche Vermittlung notwendig ist, und daß er vor allem durch reinen Wandel, heilige Liebe zu ihm und Brudersinn gegen unsern Nächsten geehrt sein will.

Ich glaube, daß Jesus Christus das vollkommene Bild der religiösen Menschheit in sich darstellt, und daß in ihm das unsichtbare Wesen Gottes als

Digitized by Google

Liebe, Gnade, Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit so vollständig sich ausspricht, als es der menschlichen Fassungskraft möglich ist, dies Wesen zu begreifen.

Ich erkenne, daß in der Menschheit die Selbstsucht den Antrieben des von Gott in uns gelegten Geistes und den Forderungen des Gewissens widerstrebt, und daß sie mich und alle (im natürlichen Lauf der Entwicklung) zur Sünde als zum Thun dessen fortreißt, was wider Gottes Willen ist.

Ich glaube, daß Jesus Christus durch sein Leben, seinen Tod und seine Lehre die Macht der Sünde in der Welt gebrochen hat und sie endlich ganz überwinden wird.

Ich glaube, daß Jesu Leben der Menschheit das vollkommenste Beispiel der Selbstverleugnung gewährt und daß seine Lehre vollständig die Pflichten der religiösen und moralischen Vortrefflichkeit in sich schließt. Ich erkenne ihn als meinen Herrn und Meister, und sein Wort als für meine Handlungsweise maßgebend und verpflichtend an ...

Ich glaube, daß jedem Menschen, der im Vertrauen auf die Liebesfülle Gottes von diesem Geiste sich durchdringen läßt und getreu danach trachtet, dem Beispiel und der Lehre Jesu gemäß zu wandeln, seine früheren Sünden vergeben sind und ihn nicht mehr hindern, der Liebe Gottes gewiß zu werden.

Ich hoffe, im Glauben an Gottes Liebe, auf ein unsterbliches Leben nach dem Tode des Leibes, in dem das hier begonnene, aber durch Sünde, Irrtum und Schwäche oft unterbrochene Werk der Heiligung zur Vollendung durchdringen werde. —

Ich erkenne die evangelische Kirche, ohne die andern bestehenden Kirchen als unchristlich zu verurteilen, für diejenige an, die am treuesten das echte Wort Jesu in seiner Reinheit von menschlichen Zusätzen bewahrt hat, die auch in der Sittenlehre die Grundgedanken des Evangeliums am entschiedensten festhält und am kräftigsten die christliche Freiheit vom Gesetze des Buchstabens vertritt.

Ich verpflichte mich, diesen von mir ausgesprochenen Glauben nach Kräften im Leben durch Bruderliebe zu bewähren, weder aus Scheinfrömmigkeit noch Menschenfurcht oder aus andern äußeren Gründen jemals zu verleugnen und besonders in Demut, Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit nach dem Maße der Kraft weiterzustreben, die Gott mir auf mein Gebet verleihen wird. Solches gelobe ich treu zu halten, so wahr mir Gott helfe. Amen.

Johanna Mathieux Mockel.

Bonn, im November 1842.

Pfarrer E... an Frau Joh. Mathieux.

Am 18. November 1842.

Geschätzte Frau!

Es freut mich, Sie benachrichtigen zu können, daß der sehnlich herbeigewünschten Erfüllung Ihres Wunsches nun nichts mehr im Wege steht. Ihr Glaubensbekenntnis habe ich mit lebendiger Teilnahme gelesen, und es genügt mir, um Sie in unsre Kirche aufzunehmen. In Gottes Namen also! Die Auf-

Digitized by Google

nahme wird vor versammeltem Presbyterio geschehen — das Minimum von Oeffentlichkeit, was gestattet ist, und eine größere werden Sie wahrscheinlich nicht wünschen. —

So leben Sie denn für jetzt wohl, bis wir Sie hier sehen. Meine Frau läßt Sie freundlich grüßen, und wir hoffen nicht minder als Sie, schöne Tage zusammen zu verleben. E..., Pfarrer.

Gottfried Kinkel an denselben.

21. November 1842.

Mein geliebter Freund!

Dein heute früh erhaltener Brief entreißt uns der letzten Hauptsorge und macht mir Mut, nun wieder fröhlich in die Zukunft zu sehen, nachdem die Gegenwart mir so vielen Gram gebracht hat. Ich darf wieder das Beste erwarten, da es mir nun möglich ist, ein Freundschaftsverhältnis, das mir ohne allen Grund so manche Feindschaft zugezogen hat, vor aller Welt rechtskräftig als Ehe zu erklären. Auch mir thut es wohl, mich nach so langer Entfernung von der Kirche, die in allen ihren offiziell mit mir verkehrenden Vertretern mich nicht als Mutter, sondern als Unterdrückerin behandelt hat, wieder gerecht und gemäßigt behandelt zu sehen. Ja, ich darf nun hoffen, daß von Mai an auch mein Glücksstern wieder steigen wird...

Ich werde Dir Deine sorgende Güte nie vergessen, mein vielgetreuer Freund, denn ich erkenne ja, wieviel neben dem guten Recht meiner Sache auch Deine Liebe zu mir mitgewirkt hat, um den Entschluß in Deiner Seele zu zeitigen. Ich bin arm und machtlos zu dieser Zeit, meine Gegner haben es fertig gebracht, daß ich dies Geständnis thun muß. Ich glaube, es wird nicht immer so bleiben, und Du hast künftig ein Recht, auch an mich Forderungen zu stellen. Gebrauche es, und Du wirst sehen, daß ich das Herz auf dem rechten Fleck habe. —

Nimm noch im besondern meinen Dank für die Liebe, mit der Du Johanna Dein Haus gastfrei öffnest. Sie kommt gewiß nicht ohne Beklemmung; ein Konfessionswechsel ist eine so ernste, verantwortungsvolle, eine im Leben so einzige Sache, daß ich ihn nur mit Schließung der Ehe vergleichen möchte. Im Geiste will ich bei ihr und Euch sein! Lieb wäre mir, wenn ich die Stunde wüßte, in der an jenem Sonntag das Abendmahl in Deiner Kirche ausgeteilt wird.

Meinen hochachtenden Gruß Deiner gütigen Hausfrau! Lebe wohl und sei meiner Liebe gewiß. Herzlichst

Dein

Kinkel.

In einem andern Brief geht Kinkel näher auf die Ungerechtigkeit der öffentlichen Meinung ein — ihm und seiner Braut gegenüber:

28. Dezember 1842.

Unser Verhältnis ist als bräutliches nunmehr offenkundig ausgesprochen, nachdem ich die Gestattung der Eltern gewonnen habe. Unter den eigentlich

Digitized by Google

Wohlmeinenden scheint die Opposition nachzulassen. Es ist so, wie Du richtig die Sache aufgefaßt hattest. Man fürchtete, ich möchte eine bloß bürgerliche Ehe schließen, wo man dann Einschreiten der Staatsgewalt vermutete. Da wir durch jenen von Dir vermittelten Schritt unsre Bereitwilligkeit zur Versöhnung dargethan haben, scheint sich das Urteil allgemach zu wenden. Die Meinungen der Geschwätzigen sind aber durch die Masse der Verleumdungen, die man gegen uns aussäte, und die sich dann am Ende immer als unwahr herausstellten, allgemach interesselos geworden, der Platzregen des Geredes ist abgerauscht, und so findet man die Sache doch am Ende langweilig. Der Verleumdung gegenüber, daß Johanna schon bei mehreren Pfarrern den Uebertritt versucht habe, gebe ich mein Ehrenwort, daß wir außer Dir nie einen Versuch gemacht haben, einen Geistlichen oder Laien für diesen Uebertritt zu gewinnen. Die Frechheit, mit der jene Lüge ausgebreitet worden ist, mag Dir den Maßstab geben zur Beurteilung alles andern, was etwa über uns zu Deinen Ohren gekommen wäre oder kommen möchte.

Mein Leben verfließt ruhig und im ganzen gleichmäßig, nur kann ich mir nicht leugnen, daß diese Teilung meines Herzens, indem es halb im Poppelsdorfer Schloß, halb in der Josephsstraße zu Hause ist, mich sehr am Arbeiten hindert. In den acht freien Tagen der Weihnachtszeit habe ich nichts Rechtes und Ganzes fertiggebracht. Ich sollte Briefe und journalistische Artikel abfertigen, historische Quellen lesen u. s. w. Davon ist nichts geschehen. Auch hier hoffe ich viel von meiner Verheiratung, die es mir heimatlich auf meiner Kneipe und mich selbst pünktlicher machen wird, da namentlich Johanna einen fast pedantischen Ordnungssinn hat. Ja, das Doppelte hoffe ich dann zu leisten, ohne mich so oft wie jetzt mit Platens Worten mißmutig zu verzehren:

„O wehe, wie hast du die Tage verbracht!"

Als Student kneipt man — und genießt wenigstens beim Nichtsthun; aber schlimm ist es, wenn einen in reiferer Zeit solche Trägheiten anwandeln, denn da bringen sie nur Verdruß. Doch es wird dies vorübergehen — vielleicht zu Neujahr, obwohl ich sonst auf dieses Besserwerden bei einem bestimmten Tag wenig Wert lege.

Aus den Gebieten der Litteratur hätte ich wenig Neues von Bedeutung zu melden, wenigstens nichts, was Dich sonderlich interessieren möchte. Denn ich lese, ganz in historische Interessen verschlagen, wenig streng Theologisches. Es ist gut von Dir, daß Du von Neujahr an die „Augsburger Allgemeine Zeitung" halten willst. Dies Blatt bespricht die litterarischen Erscheinungen recht gründlich, und es ist dies auch vorzüglich die Seite, wo ich mitarbeite. Wenn Du Immermanns Schriften, besonders den Münchhausen noch nicht kennst, so mag er Dir besonders wichtig sein. In letzterem Buche ist das westfälische Wesen meisterhaft gezeichnet, wie wir kaum über einen deutschen Volksstamm eine so klare Darstellung in der schönen Litteratur haben. Immermann ist nach Schiller und

Digitized by Google

Goethe der wichtigste Schriftsteller für die Entwicklung unsrer neueren Litteratur. Seine Einwirkung auf die jüngere Schriftstellerwelt ist für den Augenblick noch nicht sehr spürbar, da jetzt die sogenannte politische Poesie an der Tagesordnung ist und alle jungen Leute in dies Horn stoßen, eine bequeme Sache, die ein paar Ideen, Freiheit, besonders Preßfreiheit, Russophobie u. s. w. in ein rhetorisches Gewand gehüllt werden, das oft von echt empfundener Lyrik weit entfernt ist. Wird diese Mode aufhören, dann wird jene gemäßigte, namentlich das Christentum sehr hochachtende, in ihrem Grundcharakter die Wahrheitsliebe vor allen andern Tugenden empfehlende Tendenz Immermanns um so mächtiger hervortreten ...

Grüße hochachtend Deine Frau —
Gruß, Kuß und biederer Handschlag von Deinem

Kinkel.

Johanna Mathieux an Pfarrer E...

Verehrter Herr Pfarrer!

Vorgestern war Gottfried zum Abendmahl; das nächste Mal hoffe ich es mit ihm zu feiern. Herrn Pfarrer Wichelhaus habe ich gleich nach meiner Rückkunft meinen Uebertritt schriftlich angekündigt, aber noch nicht erfahren, wie er diese Nachricht aufgenommen. Frau v. Bethmann-Hollweg nahm die Nachricht mit höchster Teilnahme und herzinnigster Freude auf und hat mir außerordentlich wohl gethan, durch ihre volle Anerkennung meines aufrichtigen Willens. Ich erzählte ihr von Ihnen und wie Ihre Persönlichkeit auf mich gewirkt. Sie nannte es eine rechte Schickung des Himmels, daß ich Sie gefunden. Auch manche, die mir bisher fremd und unfreundlich begegnet, scheinen sich mir wieder zuzuwenden, was mich um so mehr überrascht, da ich schon auf das Gegenteil gefaßt war.

Infolge eines unsrer Gespräche auf Ihrem Studierzimmer habe ich noch einmal die Offenbarung Johannis prüfend durchgelesen und bin abermals — schütteln Sie nicht zu sehr mit dem Kopfe — von diesem poetischen Zauber, der darin atmet, überwältigt worden. Es ist freilich viel Schwüles, Dumpfverworrenes, Unverständliches darin, was an Jean Pauls oder Novalis Phantasien erinnert; aber es ist nicht zu verkennen, wie die Kunst (auch die bildende) aus dem überreichen Quell von gewaltigen, farbenglühenden Anschauungen geschöpft hat, vom Mittelalter an bis heute. Ich erinnere mich an viele Gemälde, die ich gesehen, wo die wundersamen Gestalten nachgezeichnet, die dem Johannes in seinen Weltgerichtsträumen erschienen. In Oratorien sind die mächtigsten musikalischen Motive aus eben dieser Offenbarung genommen. Verzeihen Sie es, daß ich vielleicht allzuviel Wert auf dergleichen gebe.

„Des Meisters Liebling war es Johannes doch,
Und sein Geheimnis schauen ist die Poesie!“

Die Epistel des Jakobus, die mir früher minder hervorragend geschienen,

Digitized by Google

hat mir jetzt einen sehr tiefen Eindruck gemacht. Mehr und mehr überzeugt man sich doch im Lesen der neutestamentlichen Schriften, daß keine Gefahr da ist, wenn man auch noch so uralt werden sollte, je Mangel an religiösen Erweckungen zu leiden.

Ein Kapitel, das man nur wenige Monate nicht mehr gelesen, bringt ja stets neue und frische Mahnungen — überraschende Blitze in unser innerstes Thun und Denken —, und wir müssen uns gestehen, daß erst Schritt für Schritt die heiligen Worte von uns verstanden werden und jede Lebensstufe ein tieferes Verständnis eröffnet.

Mein Gesangverein studiert jetzt den Salomo von Händel, eines der schönsten Oratorien des großen Meisters. Der erste Teil enthält Lob- und Preischöre zu Ehren Jehovas. Auch die Schöne des Hohenlieds und Salomons Liebe zu ihr werden besungen. Zum lieblichsten, was es im weiten Reich des Klanges giebt, gehört der sogenannte Nachtigallenchor: „Umweht sie, ihr Zephyrn, ihr duftenden Blumen erquickt sie, ihr Nachtigallen naht euch mit süßem Gesang!“ Man hört die Quellen rauschen, und die Haine flüstern, die den langgezogenen Ton der Nachtigall umspielen. Der zweite Teil enthält die Geschichte von den zwei Müttern, wo die Melodien, die beiden sehr charakteristisch zugeschrieben sind, uns auch ohne Salomons Urteil genau die wahre und die falsche Mutter unterscheiden lassen. Im dritten Teil besucht die Königin von Saba den Weisen, er zeigt ihr alle Herrlichkeiten seines Palastes und führt ihr seine Sängerchöre vor. Hier sind nun die mannigfaltigsten Motive für die Harmonie. Schlachtgesang, Lob der Musik, wie die Flut dahinrollt im sturmbewegten Meer, der hoffnungslosen Liebe Qual — das wechselt in den überraschendsten Formen vor unserm Ohr. Durch das Ganze schlingt sich immer der Preis Jehovas in ernsteren, großartigen Doppelchören. Nun habe ich Ihnen allerlei von meinen Freuden erzählt, was Ihnen vielleicht nichtig erscheint. Wenn Sie mich allzusehr von der Lust am geistigen Genießen erfüllt finden, so entschuldigen Sie es damit, daß es mein Element ist, das mich rings umgiebt, und dem ich mich ebensowenig entziehen kann als der Gärtner dem Treibhaus. Wohl sage ich mir täglich: es kann dir das alles jeden Augenblick genommen werden, klammere dich nicht zu fest. Doch sind diese goldenen Tage ja auch ein Gottesgeschenk, für das ich nicht besser danken kann, als indem ich's wie ein Kind hinnehme und mich darüber freue. Daß der Gottfried mich liebt, daran kann ich mich noch immer nicht gewöhnen, jeden Morgen, wenn ich aufwache, sage ich mir's wieder vor, und wie der Sonnenaufgang oder des Frühlings erste Keime, dünkt es mir ein frisches Wunder! Nun tadeln Sie mich gewiß wieder im stillen, daß das irdische Glück mir so gar im Vordergrunde steht! und ich wie eine Taube jeden Augenblick die Schwingen zu dem engen Hain herabsenke, der meine Seelenheimat ist, statt unermüdeten Flugs hinaufzustreben! Aber dieses höchste Oben giebt ja allein allem irdischen Glück die süßen milden Farben; wer könnte friedlich den Augenblick genießen, der nicht die Empfindung des Ewigen hätte, dem wir im Schoße ruhen, auch wenn der Geist schlummert!

Digitized by Google

Zum Schlusse nehmen Sie noch einmal das Bekenntnis meiner innigsten Verehrung und unwandelbaren Dankbarkeit.

Herzliches Lebewohl

Ihrer ergebenen

Johanna Mathieux-Mockel.

*

Schloß Poppelsdorf, den 27. Mai 1843.

Geehrter Herr Pfarrer!

Seit dem vorigen Montag bin ich mit Gottfried verheiratet und so glücklich, als man auf Erden sein kann. Unsre häusliche Einrichtung ist noch sehr unfertig; wir beschäftigen uns gemeinsam damit und werden erst um Pfingsten unsre Hochzeitsreise antreten. In unserm Schloß leben wir wie auf einer Zauberinsel; kein Laut ringsum ist vernehmbar als fernes Glockengeläut, Nachtigallenschlagen und Windrauschen in den Zweigen. Sehr schön war unser Hochzeitstag. Zwei liebe Freunde, Jakob Burckhardt und Emanuel Geibel (beide Dichter) fanden sich dazu ein und brachten durch Gesang, Improvisation und unerschöpfliche Laune den fröhlichsten Schimmer über das Fest, zu dem einige wenige genaue Freunde und Freundinnen eingeladen waren. Um halb zwölf war die Stunde, wo die gesetzliche Frist [1]) ablief, die meiner Verheiratung noch im Wege stand. Um zwölf auf dem Rathause fand die bürgerliche Trauung statt. Dann fuhren wir in die Wohnung des Pfarrers Wichelhaus, der uns eine ganz vortreffliche Rede hielt und den Segen über unsern Bund sprach. Am Rolandseck hielten wir Mittagstafel, wobei meist ernste, theoretische Gespräche vorwalteten, das unsrer Stimmung natürlich am meisten zusagte. Die Heimfahrt war wunderschön, recht ein Bild der letztüberstandenen Jahre. Dann schwere Gewitterwolken, die alle Berge in Schatten hüllten, dann strahlendes Sonnenlicht, in dem die herrlichen Formen und Farben unsrer Rheingegend noch reizender erschienen. Die Stunden bis zum Abendbrot wurden den Künsten gewidmet. Geibel improvisierte ganz wunderwürdig. In den reinsten Versen kann er stundenlang die freundlichsten Bilder der Seele vorführen. Alle Horchenden waren entzückt, nicht bloß das Brautpaar, an das seine meisten Lieder gerichtet waren — auch die Alten, die sonst nicht viel nach derartigen Genüssen fragen, riß er hin, und die jungen Damen waren vollends im Entzücken-Rausch. In meinem alten Musikstübchen phantasierte ich darauf zum letztenmal über ein Motiv, das Gottfried mir angab. Dann wurde das Pianoforte geschlossen und ertönte erst wieder in den heiligen Räumen, wo nur Friede wohnen soll, wenn Gott unserm Wollen das seine nicht versagt. Wie glücklich ist man in einem Hause, wo die Wände noch keine unsrer Thränen gesehen, wo noch kein Wort des Zwiespalts ertönt ist. Mir ist, als müsse es immer so bleiben, denn so wie ich Gottfried kenne, giebt es gar keinen milderen,

---

[1]) Drei Jahre nach der Ehescheidung von Herrn M.

Digitized by Google

zufriedeneren Menschen unter allen, die ich zu nennen weiß. Nur die Ungerechtigkeit erregt ihn zum Widerstand, und wer dürfte das tadeln!

Viele Zeichen der Liebe sind uns in diesen Tagen geworden, manche Menschen, die uns wehe gethan, suchen selbst die Versöhnung auf. Auch die letzten Pfeile des Hasses wurden an unserm schönsten Feste auf uns verschossen, aber wie leicht verschmerzt man die, wenn der höchste Wunsch endlich erreicht ist. Wir sind noch einmal so fleißig wie vorher, seit wir in Ruhe beisammen sind. Nun vergeben Sie mir, daß ich nichts Objektives zu schreiben gewußt. Den allzu Glücklichen wie den allzu Unglücklichen ist's zuzeiten nachzusehen, wenn sie über sich selbst nicht hinauskönnen. Grüßen Sie vieltausendmal die Ihrigen!

Voll herzlicher Verehrung

Johanna Kinkel.

*

Nachschrift von Gottfried Kinkel:

Mein Freund!

Inmitten eines Glücks, das ich geahnt, aber so still, mild und friedlich beseligend nie geträumt, denke ich nächst frohem Aufblick zum ewigen Vater und Meister der Geschicke auch Deiner! Dir und dem Gotte, dem wir dienen, erkenne ich mich jetzt verpflichtet, in meinem Amte fortzufahren trotz allen Hemmnissen, und so habe ich denn am Hochzeitstage selbst meinen Religionsunterricht nicht versäumt und am Morgen nach demselben meine Vorlesungen begonnen. Vor mir dehnt sich ein neues, reiches Leben aus, und ich gedenke an Hölderlins Wort, das er vom Verheirateten sagt:

Und ihm gehet sein Tagewerk!

Doppelte Kraft der Thätigkeit blüht mir auf, und in der Liebe des innigsten Weibes reicht der Blick des denkenden Geistes unendlich tiefer als früher in die Wahrheit und die Menschenverhältnisse hinein; so mag ich Dir sagen, daß ich glücklicher bin als je. Leb herzlich wohl! Dankbar

Dein Gottfried.

Und diese auch in religiöser Beziehung ideale Stimmung wäre geblieben, wenn Kinkels Feinde nicht wieder gegen ihn intrigiert hätten. Trotzdem es ihm gelang, seine Schüler für die höchsten Dinge zu begeistern, suchte man doch einen Vorwand, um ihm sein Amt als Gymnasiallehrer zu nehmen, und ein solcher Vorwand ist stets leicht zu finden.

Er hatte im Beisein der Schüler seine Bedenken darüber geäußert, ob Moses wohl richtig gehandelt habe, indem er einen Menschen, der am Sabbat Holz sammelte, steinigen ließ, auch sah er in der Duldung der Vielweiberei und der Blutrache eine Maßregel, die, seiner Ansicht nach, nicht auf göttliche Eingebung zurückgeführt werden konnte.

Digitized by Google

Dieses genügte; man gab ihm zu verstehen, daß man sein Entlassungsgesuch gern sehen würde, und er reichte es ein.

Und so blieb den unaufhörlich Verfolgten nichts andres übrig, als sich ein für allemal von den damaligen Vertretern der Kirche loszusagen. Ob aber Gottfried und Johanna Kinkel sich jemals vom wahren Christentum, in der selbstverleugnenden Thatkraft und Menschenliebe losgesagt haben, darüber wird die Zukunft das entscheidende Urteil fällen.



Ueber Epilepsie.[1]

Von

Adolf Kußmaul.

Vorwort.

Die kleine Schrift, die dem Publikum hiermit zu freundlicher Aufnahme und den ärztlichen Kollegen zu nachsichtiger Beurteilung übergeben wird, ist ein Versuch gemeinverständlicher Darstellung eines der wichtigsten Kapitel aus der Pathologie des Nervensystems.

---

[1]) Unter den nachgelassenen Schriften Kußmauls fand sich die vorliegende Arbeit über Epilepsie, die ihn in den letzten Jahren viel beschäftigt hat. Kußmaul hat sich die Aufgabe nicht leicht gemacht. Er hat nicht nur die umfangreiche ältere und neuere Litteratur des Gegenstandes gründlich studiert, sondern er hat die Resultate seiner Studien in ausführlichen Abhandlungen, die die Unterlage für seine Arbeit bildeten, niedergelegt. Besonders die Anatomie und Physiologie des Zentralnervensystems und die Geschichte der Tierexperimente und Entdeckungen, die unsre Kenntnisse über die Beziehungen des Seelenorganes zu seinen Funktionen gefördert haben, werden in diesen Abhandlungen ausführlich erörtert. Ebenso finden sich eigne Kapitel über Bewußtsein, Gedächtnis, Aufmerksamkeit, Gemüt, Geist und Willen, von denen es zweifelhaft bleibt, inwieweit er sie bei der definitiven Redaktion der Arbeit verwerten wollte. Obgleich der vorliegende Entwurf als letzte Bearbeitung des Gegenstandes zweifellos kenntlich ist, hätte er ihn wohl noch einer letzten Umarbeitung vor der Drucklegung unterzogen, allein der plötzliche Tod hinderte ihn daran und machte es unmöglich festzustellen, ob er selbst diese Bearbeitung schon für druckreif hielt.

Es wird nicht fehlen, daß manche Freunde Kußmauls die Drucklegung eines unfertigen Produktes seiner Feder mißbilligen werden, während andre sich auch an dem Torso, der reich ist an den intimen Reizen Kußmaulscher Darstellungskunst, erfreuen werden und die vollständige Unterdrückung der mühevollen Arbeit sehr bedauern würden. Das Manuskript mit den Vorstudien zu der Arbeit werde ich der Straßburger Universitätsbibliothek, der Kußmaul seine medizinische Büchersammlung vermacht hat, übergeben, und es dadurch denjenigen, die sich dafür interessieren, zugänglich machen.

Vinzenz Czerny.

Digitized by Google

Den Anlaß dazu gaben die treffenden Worte eines Briefes vom 15. Dezember 1900, worin mich die Redaktion der Wiener Wochenschrift „Die Zeit" aufforderte, ihr einen kurzen Beitrag zu liefern. Sie lauteten:

„Auf dem Gebiete der Heil- und Naturwissenschaft ist unser (d. h. der Redaktion) Bedürfnis nach neuen Beiträgen größer als auf irgend einem andern. Gerade hier ist der Wunsch des gebildeten Publikums nach Aufklärung besonders groß und andrerseits die populäre Schriftstellerei sehr unverläßlich und spärlich. Wie sehr dies zu der unnatürlichen und nachteiligen Auffassung der Medizin als einer Geheimwissenschaft Anlaß gab, brauchen wir hier nicht des weiteren anzuführen."

Es war nicht möglich, der freundlichen Aufforderung zu entsprechen, doch ging sie mir nicht verloren. Gerade damals war ich eifrig beschäftigt, meine Papiere zu ordnen, und bekam unter andern zwei Abhandlungen in die Hände, die ich als Heidelberger Dozent in den Jahren 1855 bis 1859 herausgegeben hatte und nun, nach nahezu 50 Jahren, mit großer Neugierde las. Es war mir so vieles fremd geworden, neue Anschauungen sind an die Stelle alter getreten, aber den Entwicklungsgang unsers Wissens zu verfolgen, bietet dem Alter einen besonderen Reiz. Alte Liebe rostet nicht; was uns in der Jugend anzog, ist noch in der späten Herbstzeit des Lebens wert und teuer. Ich konnte der Lockung nicht widerstehen, die Entdeckungsreisen zu verfolgen, die seither ungemein zahlreich auf den weiten Gebieten ausgeführt wurden, in die ich einst als einer der ersten auf dem Wege methodischer Versuche einzudringen unternahm.

Die eine Abhandlung mit der Aufschrift „Untersuchungen über den Ursprung und das Wesen der fallsuchtartigen Zuckungen bei der Verblutung, sowie der Fallsucht überhaupt", habe ich, unterstützt von meinem Freunde Tenner, 1857 in Moleschotts Zeitschrift [1]) veröffentlicht; die andre, „Untersuchungen über das Seelenleben des neugebornen Menschen", ist 1859 bei C. Winter in Heidelberg erschienen. [2]) Jene teilt die Ergebnisse klinischer Erfahrungen und Tierversuche über den Gegenstand mit, dem dieses Schriftchen gewidmet ist, diese die Versuche an neugebornen Menschen zur Prüfung des Entwicklungsstandes ihres Seelenlebens. Obwohl sie ohne Bezug aufeinander ausgeführt worden sind, wird der Leser bald gewahr werden, daß viele Erscheinungen der Fallsucht nur dann verständlich werden, wenn wir die Entwicklungsgeschichte des Nervensystems und seiner seelischen Verrichtungen zu Rate ziehen.

Angeregt durch die oben erwähnten Worte, legte ich mir die Frage vor, ob ich es wagen solle, bei der großen Bedeutung, die die Fallsucht im Familien-

---

[1]) Moleschotts Untersuchungen z. Naturlehre des Menschen und der Tiere, Bd. 3. Auch als selbständige Schrift erschienen im Verlage dieser Zeitschrift, Frankfurt a. M., Meidinger u. Söhne. Im Auftrage der New Sydenham Society von Dr. E. Bronner 1859 ins Englische übersetzt.

[2]) Sie hat noch zwei Auflagen mit unverändertem Texte erlebt, die in Tübingen 1884 und 1896 bei A. Moser (A. Pietzker) erschienen sind.

Digitized by Google

und bürgerlichen Leben spielt, und bei der erstaunlichen Natur ihrer bunten Erscheinungen, den Versuch zu machen, das Publikum darüber aufzuklären, soweit es eben der heutige Stand der Medizin ermöglicht. Die Ansichten der Aerzte über die Zweckmäßigkeit und den Nutzen populärer Abhandlungen aus dem Gebiete der Heilkunde gehen bekanntlich weit auseinander. Viele betrachten sie als schädlich und nur dazu geeignet, die Leser zu Hypochondern und Pfuschern heranzuziehen, woran jedenfalls so viel richtig ist, daß sie mit Vorliebe von Hypochondern gelesen und von Pfuschern abgefaßt werden. Dennoch halte ich es mit der Redaktion der Wochenschrift. Die geradezu greuliche Unwissenheit des Publikums in medizinischen Dingen trägt hauptsächlich schuld an seiner Geringschätzung der medizinischen Wissenschaft und seines blinden Vertrauens auf die unsinnigsten Behauptungen frecher Schwindler. Somit ist die wissenschaftliche Belehrung des Publikums in medizinischen Dingen ein Gebot der ärztlichen Pflicht, leider aber hat die volkstümliche Schriftstellerei nirgends mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, als gerade in der Medizin. Es ist keineswegs der Perückendünkel gelehrter Ueberhebung, der sachverständige Autoritäten davon zurückhält, sondern die mangelhafte Vorbereitung des Publikums zu richtigem Verständnis wissenschaftlich gehaltener populärer Schriften aus diesem Gebiete.

Zwar haben bereits in dunkler Vorzeit von dem Tempel des delphischen Apollo die goldenen Worte: „Erkenne dich selbst!“ weit in die Lande hinaus gestrahlt, aber die Mahnung hat bis heute wenig gefruchtet. Bis zu den Spitzen der Gesellschaft hinauf fehlt es in den weitesten Kreisen am anthropologischen Einmaleins, wie soll da mit den Logarithmen der Medizin gerechnet werden? Gerade den Auserlesensten der feinen Welt sind anatomische Präparate und physiologische Vorgänge ein Ekel und Abscheu, größer noch als „Ungeziefer“, Kröten und Spinnen. Mit Hunden und Pferden sind sie oft besser vertraut, als mit dem eignen Organismus, und die Eingeweide, an deren Verrichtungen Leben und Denken, Wirken und Handeln, Wohl- und Uebelbefinden geknüpft ist, sind ihnen häufig nur von der Tafel her als mehr oder minder schätzbare Gerichte in allerlei Zubereitungen bekannt.

Somit kann es als ein Wagnis erscheinen, das Publikum zu einem Besuche der Werkstätten einzuladen, worin die Medizin nach den Ursachen der Gesundheit und Krankheit mit wissenschaftlichen Methoden und Werkzeugen forscht. Dennoch geschieht es im Vertrauen auf die doch immerhin große Zahl wißbegieriger und unbefangener, dem Un- und Aberglauben gleich abholder Geister, denen es um die Erkenntnis des wahren Grundes der Dinge ernstlich zu thun ist. Ihren Glauben an das redliche Streben und Ringen der heutigen Medizin nach Wahrheit und Klarheit zu stärken, mag wohl gelingen und wäre Lohns genug. Auch erreicht die Schrift vielleicht den Zweck, dem denkenden Leser zu zeigen, wie wenig berechtigt die weitverbreitete Auffassung ist, wonach die Medizin nichts sei als ein Gewerbe und höchstens eine technische Wissenschaft.

Digitized by Google

I.

Alter und Verbreitung der Epilepsie.

Die Frage nach dem Ursprung der Epilepsie hat, wie es scheint, schon die Menschen der Steinzeit beschäftigt. Manche Schädel aus der späteren Steinzeit haben elliptische Löcher, und Broca, der berühmte Chirurg und Anthropologe, vermutet, die Schädel hätten Epileptikern und Geisteskranken angehört, denen die prähistorischen Heilkünstler die Löcher mit scharfen Feuersteinen ausgebohrt hätten, um den bösen Geistern, die ihr Wesen darin trieben, einen Ausweg ins Freie und damit den Kranken Heilung zu verschaffen.[1]) Ist die Vermutung richtig, so verlegten bereits die Aerzte der Urzeit den Sitz der Epilepsie in das Schädelgehäuse und Gehirn, und die Idee und Ausführung der Trepanation zur Heilung der Epilepsie, die noch heute von wilden Naturärzten und wissenschaftlichen Chirurgen ausgeübt wird, reicht in die fernsten und dunkelsten Tage der Heilkunst zurück.

Das Schauspiel eines ausgebildeten epileptischen Anfalls ist furchtbar genug, um auch starknervige, von Aberglauben freie Menschen zu erschrecken, geschweige denn rohe Völker und Individuen. So begreift es sich, daß die dämonengläubigen Griechen und Römer in den Anfällen das Werk übernatürlicher Mächte sahen, und die Krankheit die heilige nannten (morbus sacer). Das Wort Epilepsie stammt von dem griechischen Zeitwort epilambano, ich ergreife, fasse, mit dem Futurum: epilepso. Die starke Hand eines Gottes, des wild schäumenden und stampfenden Mars oder der unheimlichen Hekate, ergreift den Unglücklichen, und mit gellendem Schrei stürzt er zu Boden; sie würgt ihn; er wird blau, schäumt und zuckt, sinn- und willenlos, am ganzen Leibe in heftigen Krämpfen; schon droht er zu ersticken, da löst der Gott die Fesseln, die Atmung wird frei, das Gesicht blaß, die Glieder erschlaffen, und allmählich kehrt die Besinnung zurück.

Die älteste wissenschaftliche Bearbeitung der Epilepsie wird Hippokrates zugeschrieben und trägt den Titel: *Περὶ ἱερῆς νούσου*, d. i. Von der heiligen Krankheit. Die Römer legten ihr außer dem Namen des Morbus sacer noch den des Morbus comitialis bei. Er hängt gleichfalls mit dem Dämonenglauben zusammen. Ereignete sich in ihren Volksversammlungen, den Komitien, ein epileptischer Anfall, so unterbrachen sie die Verhandlungen und verlegten sie auf einen andern Tag, denn sie sahen in dem Ereignis ein warnendes Zeichen, an dem Unglückstage zu beraten. Der alte Dämonenglaube liegt auch der Lehre von der Besessenheit und dem Exorcismus als ihrem Kurmittel zu Grunde; Epileptische, Hysterische und Tobsüchtige gelten noch heute in vielen Gegenden und Köpfen für besessen und behext, und die bösen Geister werden mit Beschwörungen, Gebeten und sympathetischen Wundermitteln mannigfachster Art ausgetrieben.

---

[1]) Vgl. E. v. Bergmann, Die chirurgische Behandlung der Hirnkrankheiten. Berlin 1899, S. 386 und 387.

Digitized by Google

Wenn man bedenkt, welch breiten Raum der Aberglaube noch heute bei vielen Gebildeten einnimmt, und erwägt, daß mehr als 2000 Jahre vergangen sind, seit Hippokrates seine Schrift über die Epilepsie abfaßte, und die Lehre verfocht, daß sie ebensowenig übernatürlichen Ursprungs sei wie irgend eine andre Krankheit, so wird man den Verstand des ehrwürdigen Vaters der Heilwissenschaft nicht hoch genug anschlagen können, die Epilepsie gehe aus natürlichen Ursachen hervor, und die Anpreisung von Zaubertränken und Sprüchen sei Aberglaube oder Betrug. Er beschrieb viele ihrer Erscheinungen, kannte ihr vorwiegendes Vorkommen bei Kindern und jungen Leuten und die Bedeutung der erblichen Anlage, verlegte ihren Sitz in das Gehirn und riet, ihre Behandlung nach der Eigentümlichkeit des besonderen Falls einzurichten.[1])

Die Epilepsie ist eine der schlimmsten Geißeln des Menschengeschlechts. Ihre Anfälle führen zwar selten zum Tode, aber bei häufiger Wiederholung berauben sie manche Kranken allmählich ihrer geistigen Fähigkeiten, und dies ist schlimmer als der leibliche Tod. Sie ist zugleich eine der verbreitetsten Krankheiten, eine treue Begleiterin des Menschengeschlechts aller Rassen, der wilden wie der kultivierten Völker, in den alten und neuen Weltteilen, den Tropen wie den Polarländern.[2]) Darum ist sie noch furchtbarer als die großen Seuchen, die nur zeitweise verheerend durch die Welt schreiten. In Europa allein zählen die Epileptischen nach Hunderttausenden.[3])

Sie ist keine dem Menschen ausschließlich eigne Krankheit, wenn auch die reinen, nicht durch anatomische Veränderungen des Nervensystems verursachten Epilepsien in der Tierwelt weit seltener vorkommen. Sie befällt die Pferde,[4]) Rinder und Hunde,[5]) auch nach den alten Pathologen die Ziegen. Bei Meerschweinchen läßt sie sich leicht künstlich erzeugen, wovon später die Rede sein wird. Auch fand ich irgendwo eines epileptischen Raben gedacht. Bei Fröschen lassen sich zwar durch Reizung der Großhirnrinde und des verlängerten Marks

---

[1]) Näheres in Haesers großem Lehrbuch der Geschichte der Medizin. 3. Bearbeitung. Jena 1875. Bd. 1. S. 177 u. f.

[2]) Vgl. A. Hirsch, Handbuch der historisch-geographischen Pathologie. Bd. 2. 1862—1864. S. 565 u. f.

[3]) Genauere Angaben bei Ch. Féré, Les épilepsies et les épileptiques, 1890. Uebersetzung von P. Ebers, Die Epilepsie, Leipzig 1896. S. 558. — Ferner bei O. Binswanger, Die Epilepsie, Wien 1899, S. 171 u. f. — In Frankreich wurde die Gesamtziffer der Epileptischen auf 33000, in Italien auf 28000—30000 berechnet. Allein in den Heilanstalten des Deutschen Reichs befanden sich in den Jahren 1889—1891 14340 Epileptische. In Montenegro zählte man 1877 in einer Bevölkerung von 236000 Einwohnern 405 Epileptische.

[4]) H. Drexler, Die Nervenkrankheiten des Pferdes. Leipzig und Wien 1899. S. 224 u. f.

[5]) Friedberger und Fröhner, Lehrbuch der speziellen Pathologie und Therapie der Haustiere. Bd. 1. Stuttgart 1900. S. 833 u. f. — Unter 30000 Dienstpferden der preußischen Armee kam die Epilepsie in den Jahren 1891 und 1892 nur je dreimal vor; unter 70000 von 1886 bis 1894 in der Berliner Klinik zugeführten Hunden 419mal. Bei den Rindern und in Gestüten wird sie als „Erbfehler“ betrachtet.

Digitized by Google

Anfälle erzeugen, die den epileptischen ähnlich sind, aber einen Frosch mit spontanen epileptischen Krämpfen dürfte bis zur Stunde niemand gesehen haben.[1])

II.
Definition der Epilepsie.

Um die inneren Vorgänge zu begreifen, deren Ausdruck die Erscheinungen des epileptischen Anfalls darstellen, bedarf es einer genauen Kenntnis der organischen Werkstätte des Anfalls und der Werkzeuge, die ihn ermöglichen, sowie der Eigenschaften, die den Verrichtungen dieser Werkzeuge zu Grunde liegen, mit andern Worten, das Verständnis der Vorgänge, die der Epilepsie zu Grunde liegen, setzt gründliche anatomische und physiologische Kenntnis des Nervensystems als der Ursprungsstätte dieser Krankheit voraus. Die Krankheitslehre oder Pathologie hat dann die weitere wissenschaftliche Aufgabe, die Bedingungen zu ermitteln, unter denen das Nervensystem die abnormen Verrichtungen ausführt, die als epileptische Anfälle in die Erscheinung treten.

Vor allen Dingen hat die Pathologie die Anfälle genau zu beschreiben, aus deren Symptomen und ihrer besonderen Art sich zu verketten und abzulaufen das Vorhandensein der epileptischen Krankheit erschlossen wird. Es sind stets nur die Anfälle, die uns ihr Bestehen verraten. In den Zeiträumen zwischen den Anfällen können wir die Diagnose nur vermutungsweise stellen, wenn die Anfälle gewisse Folgezustände hinterließen, die mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit auf vorausgegangene Anfälle hinweisen. Dahin gehören Wunden und Narben im Gesichte, namentlich an der Stirn, die Folgen körperlicher Verletzung, wenn die Kranken beim Niederstürzen wie gewöhnlich nach vorn auf den Boden fielen. Ferner Bißwunden und Narben an der Zunge, wenn die Zunge beim Krampfe der Kiefermuskeln zwischen die Zähne geriet. Endlich Störungen seelischer Natur, die nach den Anfällen in Gestalt von Gedächtnisschwäche, Aufgeregtheit und Verwirrtheit sich bemerklich machen, insbesondere die gänzlich mangelnde Erinnerung an die Vorgänge des Anfalls.

Es soll jedoch die Möglichkeit nicht bestritten werden, daß in der Zukunft irgend ein sicheres Kennzeichen der Epilepsie in der Zeit zwischen den Anfällen entdeckt werden könne, etwa mit Hilfe des Augenspiegels, wenn es gelänge, einen chemischen Stoff aufzufinden, der dem kreisenden Blute ohne Schaden einverleibt werden könnte und die Fähigkeit besäße, die Sehhaut (retina) der Epileptischen eigentümlich zu färben.

Die ersten genaueren Beschreibungen der ausgebildeten epileptischen Krampfanfälle, die als klassische, gewissermaßen mustergültige, in den Büchern hervorgehoben werden, lieferten die griechischen Aerzte der hippokratischen Schule, etwa vierhundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Auch erkannten diese feinen Beobachter bereits den epileptischen Charakter plötzlicher Anfälle, worin die

---

[1]) M. Lapinsky, Ueber Epilepsie beim Frosche. Pflügers Archiv für die gesamte Physiologie. 1899. Bd. 74, S. 47.

Digitized by Google

Kranken plötzlich wie Automaten davonlaufen, bis sie zusammenstürzen und nach dem Anfall nicht wissen, was sich begab (Epilepsia procursiva). In der römischen Kaiserzeit waren es dann die großen Aerzte Aretaeus, der Kappadocier, und Galenus von Pergamos, die bemerkten, daß die Anfälle nicht immer mit Aufhebung des Bewußtseins beginnen, sondern von abnormen Empfindungen eingeleitet werden können, worauf erst das Bewußtsein schwindet und die Zuckungen eintreten. Galen beschrieb als solche Empfindung einen kalten Hauch, der vom Körper zum Kopf hinaufströme, und die Pathologie bezeichnet seitdem alle abnormen Empfindungen der Gefühls- und Sinnesnerven, die epileptische Anfälle einleiten, als Aurasymptome, auch wenn sie mit einer Hauchempfindung nichts gemein haben. Sie sind äußerst mannigfach: Blitze und Funken, Flammen und Flimmern, auch farbige Nebel, Töne und Klänge, Geräusche und Laute, üble Geschmäcke und Gerüche, Schmerzen und allerhand Gefühle von Brennen und Kälte, Ekel, Uebelkeit u. s. w. Freilich sind die Symptomengruppen oder Krankheitsbilder, unter denen die Epilepsie in den Anfällen zu Tage tritt, weit reicher und mannigfaltiger, als die griechischen Väter der Heilkunde ahnten. Es mußten mehr als tausend Jahre dahingehen, bis es allmählich gelang, sie aus der unendlichen Fülle mehr oder minder verwandter Krankheitsbilder abzuscheiden und ihre epileptische Natur richtig zu erkennen. Erst mit dem Siege des Humanismus über den blinden Autoritätsglauben und die Scholastik des Mittelalters lernten die Aerzte aufs neue die vergessene Kunst, die Dinge unbefangen, so wie sie in der Natur und nicht, wie sie in den Büchern und der Ueberlieferung geschildert werden, zu betrachten und zu beschreiben. Dazu kam unterstützend die Entdeckung neuer Erdteile, die den geistigen Horizont erweiterte und mit neuen Vorstellungen und Gedanken bereicherte. Die Erfindung der Buchdruckerkunst trug sie rasch durch die Länder. Ein starker Drang bemächtigte sich der abendländischen Menschheit, zu forschen, zu entdecken, zu erfinden. Die natürlichen Werkzeuge unsrer Sinne genügten ihr nicht mehr, sie schärfte sie durch künstliche: Teleskope, Mikroskope, feine Meßinstrumente und Wagen. So gelang es, weiter und tiefer in das Weltganze und die Einzelwesen einzudringen. Arm in Arm mit den Naturwissenschaften reinigte die Medizin ihren Wissensstand von überkommenen Irrtümern und schuf sich in hartem Ringen einen festen anatomischen und physiologischen Boden, ohne den sie nichts ist als ein wüster Tummelplatz dicksten Aberglaubens und frechsten Betrugs. Der Weg zur Wahrheit ist schwierig und voller Fallstricke; die Kunst, zu beobachten, lernt sich nicht leicht. Es hat bis tief in das 19. Jahrhundert hinein gewährt, ehe es gelang, die sehr mannigfaltigen Bilder, worunter die Epilepsie sich darstellt, in ihren Hauptformen zu erkennen; bis zur Ergründung des Wesens der Krankheit aber hat es noch weite Wege.

Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts schien es ein leichtes Unternehmen, die Epilepsie nach den Haupterscheinungen ihrer Anfälle zu definieren. Das große Handbuch der medizinischen Klinik von Canstatt,[1]) das den Stand

[1]) C. Canstatt, Handbuch der medizinischen Klinik, 2. Aufl. 1843, Bd. 3, Abt. 1, S. 347.

Digitized by Google

der inneren Heilkunde vor 50 Jahren getreu wiedergiebt, definierte 1843 die Epilepsie als eine Krankheit, bestehend „aus Paroxysmen vollständiger Unterbrechung des Bewußtseins und der Sinnesfunktionen mit Konvulsionen“. Diese summarische Beschreibung oder rein symptomatologische Begriffsbestimmung läßt an Präzision nichts zu wünschen übrig, sie war aber schon damals nicht ganz zutreffend und ist nach unsrer heutigen Auffassung der Epilepsie viel zu enge und lange nicht ausreichend. Die Epilepsie kurz zu definieren, wie es noch Canstatt gethan hat, ist ganz unmöglich geworden, und die neuesten und besten Monographen der Krankheit in Frankreich und England haben auf ihre Definition überhaupt so gut wie verzichtet. Férés[1]) Definition kann doch kaum als solche gelten, da die Epilepsie nichts sei, als „ein Symptomenkomplex aus verschiedenen Ursachen, ein Gemische von motorischen, sensoriellen, visceralen und psychischen Erscheinungen“. Gowers,[2]) einer der bedeutendsten Nervenärzte der Gegenwart, befindet sich offenbar in ähnlicher Verlegenheit wie sein französischer Kollege. Der Anlauf, den er zu einer Definition nimmt, geht fast mehr darauf aus, zu bestimmen, was die Epilepsie nicht ist, als was sie ist. Nur der Verfasser der neuesten deutschen Monographie, Prof. O. Binswanger[3]) in Jena, hält an dem alten Herkommen fest und giebt eine sehr durchdachte und zutreffende, aber lange Definition, die erst dann verständlich ist, wenn man sich mit den Gesamterscheinungen der Krankheit vertraut gemacht hat.

Mit diesen Erscheinungen den Leser bekannt zu machen, sei meine nächste Aufgabe.

III.

Die epileptischen Anfälle und die typischen im besonderen.

Wie die angeführte Definition von Canstatt lehrt, galten bis tief in das 19. Jahrhundert hinein die Konvulsionen für ein wesentliches Kennzeichen des epileptischen Anfalls, vorausgesetzt, daß die Krämpfe unter plötzlicher Aufhebung des Bewußtseins ausbrechen, auch rasch wieder enden mit Erschlaffung der Muskeln, und daß nach der Wiederkehr des Bewußtseins jede Erinnerung an die Vorgänge im Anfall fehlt. Nur Anfälle, die diesem klassischen Bilde entsprachen, durfte man unbedenklich als epileptische ansehen.

Eine fortgesetzte und genaue Beobachtung epileptischer Kranker erschütterte diese Anschauung und erwies sie als irrig. Bei denselben Individuen, die klassischen Anfällen unterworfen waren, beobachtete man auch anders geformte Anfälle, mitunter waren sie den klassischen lange vorausgegangen und wechselten

---

1) Ch. Féré, Die Epilepsie, übersetzt von P. Ebers, Leipzig 1896, S. 2—4.

2) W. R. Gowers, Handbuch der Nervenkrankheiten, übersetzt von Karl Grube, Bonn 1892, Bd. 3, S. 134 u. f.

3) O. Binswanger, Die Epilepsie (Bd. XII, T. 1, Abt. 1 der speziellen Pathologie und Therapie von H. Nothnagel), 1899, 4, S. 11. Nach ihm ist die Epilepsie eine Krankheit des Zentralnervensystems, die durch die verschiedensten Ursachen hervorgerufen wird. Ihre Symptome bestehen entweder in öfters wiederkehrenden Krampfanfällen mit Bewußtlosigkeit, oder in Teilerscheinungen dieser Anfälle, oder in psychischen Begleit- oder Folgeerscheinungen.

Digitized by Google

dann mit ihnen ab. Trotz mancher Verschiedenheit ihrer Bilder besaßen die beiden Formen verwandte Züge, die auf einen gemeinsamen Ursprung hinwiesen. Die Anfälle trafen nicht nur dieselbe Auswahl der Personen, sie stimmten auch vielfach überein in der Art ihres Eintritts, Verlaufs und Abschlusses und übten dieselbe tiefe und verderbliche Einwirkung auf die Grundfesten des geistigen Ichs aus. Daraufhin sah man sich gezwungen, neben der klassischen oder typischen Form der Anfälle davon abweichende, atypische Formen aufzustellen. Es giebt Anfälle dieser Klasse, die man als unausgebildete (rudimentäre) Formen den ausgebildeten typischen gegenüberstellen kann, und sie lassen sich in zwei Arten unterscheiden. Bei der einen wird das Bewußtsein vorübergehend völlig aufgehoben, aber die Krämpfe sind wenig ausgebildet und oft kaum angedeutet; bei der andern kommt es nur zu Symptomen einer sensorischen und motorischen Aura, und der Anfall endet, ehe das Bewußtsein schwindet. Verschieden von diesen beiden atypischen Formen ist eine dritte, die sich als seelischer Dämmerzustand darstellt. Das Bewußtsein wird hier in den Anfällen nicht völlig aufgehoben, sondern nur verdunkelt und getrübt. Es kommt nicht zu wirklichen Krämpfen, sondern zu Aeußerungen gestörter Seelenthätigkeit: Delirien, Wahnvorstellungen, Affektbewegungen und verkehrten Handlungen, die die Kranken häufig in Kollision mit den Strafgesetzen bringt. — Die Diagnose der atypischen Formen ist oft schwierig; ihre epileptische Natur wird häufig erst dann erkannt, wenn die Epilepsie ihre ungewohnte Maske ablegt und in dem gewohnten klassischen Gewande die Bühne betritt.

Indem ich zur Schilderung der Hauptformen epileptischer Anfälle übergehe und mit den großen, klassischen beginne, mag es unglaublich erscheinen, daß ihr Bestehen sich oft jahrelang der Kenntnis der Kranken selbst und ihrer Umgebung entzieht. Niemand ahnt, daß ein kräftig gebauter, vielleicht sogar geistig hervorragender Mann ab und zu von großen Anfällen heimgesucht wird, und er selbst weiß davon nichts, bis ein Zufall die Thatsache ans Licht bringt. Die Anfälle treten bei manchen Epileptischen nur nachts im Schlafe ein und bleiben lange verborgen, wenn der Kranke allein schläft. Ein auffallendes Röcheln lockt vielleicht einen Zimmernachbarn an sein Bett, worin er in furchtbaren Krämpfen mit schäumendem Munde und blau gedunsenem Gesichte das furchtbare Schauspiel des großen Anfalls darbietet. Am nächsten Morgen begreift der Erwachte, der keine Ahnung von seinem Leiden hat, nicht, warum er seine Glieder wie zerschlagen und den Kopf so wüst fühlt. Erst ein beigezogener Arzt, der an der Zunge eine frische Bißwunde konstatiert, belehrt ihn vielleicht über den Grund seines morgendlichen Uebelbefindens. — Die Franzosen erzählen einen in dieser Hinsicht lehrreichen Rechtsfall von einem Epileptiker, der seine Frau erschlagen hatte. Daß er an Epilepsie litt, entdeckten erst die Wärter, die ihn nachts im Gefängnisse bewachten.

Die großen Anfälle beginnen nicht immer sofort mit völliger Aufhebung des Bewußtseins, sie werden nicht selten durch ein flüchtiges Aurastadium eingeleitet, eine Erfahrung, die bereits, wie wir gehört haben, den griechischen Aerzten bekannt war.

Digitized by Google

Fehlt das Aurastadium, so stürzen die Kranken da, wo sie gerade stehen oder gehen, erblassend plötzlich zusammen, meist einen gellen Schrei ausstoßend, worauf die Krämpfe ausbrechen. Dabei können sie Schaden leiden, Wunden im Gesichte davontragen, indem sie in der Regel nach vorne auf den Boden niederstürzen, möglicherweise in Abgründe oder Flüsse fallen, Gliedmaßen brechen, verrenken oder das Leben einbüßen.

Leitet eine Aura den Anfall ein, so vermag der Kranke die Sinnesempfindungen oder Gefühle, die ihm von irgend welchen Organen zugehen, wahrzunehmen; er kann sie sogar, wenn sie nicht allzu flüchtig sind, vorsorglich zu seiner Sicherung im Anfalle verwerten und sich noch rechtzeitig in eine Lage bringen, wo der drohende Sturm über den empfindungs- und willenlosen Leib ohne Schaden hinweggeht. Andernfalls kann es geschehen, daß der Unglückliche in einer kleinen Pfütze, hilflos mit dem Gesicht ins Wasser getaucht, erstickt, oder im Zimmer am glühenden Ofen furchtbare Brandwunden erleidet.

Oft werden schon die Auragefühle von Muskelkrämpfen begleitet, die die gleichen Körpergebiete ergreifen, von wo die Gefühle ausströmen. Mitunter vermag der Befallene die Gefühle und Krämpfe in ihrem Laufe zu verfolgen. Er fühlt z. B., wie plötzlich ein kalter Hauch von einem Daumen aufwärts strömt, der Daumen starr wird, und er bemerkt dann erstaunt, daß der Daumen zu zucken beginnt, gleich nachher auch die Hand und bald der ganze Arm und die gleiche Gesichtshälfte. Erst jetzt schwindet mit einem Male die Besinnung, die ganze Körperhälfte und in der Regel auch die andre, nur minder heftig, wird von den Krämpfen ergriffen. So örtlich beschränkte Muskelkrämpfe, die der Aufhebung des Bewußtseins vorausgehen, hat man analog der sensorischen Aura als motorische bezeichnet.

Man darf diese einleitenden Aurasymptome, die ein erstes, wenn auch unbeständiges Stadium des großen Anfalls darstellen, nicht mit den Vorboten verwechseln, die ihm länger, oft viele Stunden lang, vorausgehen: halbseitiges Kopfweh, Eingenommenheit des Kopfes, gereizte Stimmung, Uebelkeit u. dgl.

Wenn die Anfälle ohne Aura beginnen, die Kranken plötzlich erblassen und mit einem gellenden Schrei niederstürzen, so muß man schon diese Erscheinungen auf unwillkürliche Muskelkontraktionen zurückführen. Das Erblassen beruht in einer Verengung der kleinsten Arterien, die der Haut das rote Blut liefern. Eine solche krampfhafte Verengung der kleinsten Arterien wurde auch im Innern des Augapfels an der Sehhaut mittels des Augenspiegels im Beginn der Anfälle nachgewiesen (Professor Knies in Freiburg). Und das Niederstürzen ist kein rein passiver Vorgang, der sich einzig aus der plötzlichen Aufhebung des Willens erklärte, da es so beständig nach vorn erfolgt; die Ferse wird durch die Kontraktion der Strecker des Fußes früher gehoben als die Fußspitze. Ebenso darf der Schrei nicht als ein Angstschrei der erschreckten Seele aufgefaßt werden, da noch kein einziger Epileptiker sich erinnert hat, daß er ihn ausstieß. Er ist das unbewußte Erzeugnis eines Krampfs der Stimm- und Atemmuskeln,

Digitized by Google

worauf wir bei Erörterung der epileptischen Reflexerscheinungen zurückkommen werden.

An diese Erscheinungen schließt sich bei den großen Anfällen die Erweiterung und Starre der Pupillen an, ein Symptom, das schon um deswillen wichtig ist, weil die Betrüger, die zur Erzielung von Mitleid und Almosen oft mit großem Geschick die Anfälle nachahmen, nicht im stande sind, die Pupillen gegen einfallendes Licht unempfindlich zu machen. Man kann es zu ihrer Entlarvung verwenden. Das grellste Licht bringt bei ausgebildeten Anfällen die Pupillen nicht zur Verengung, wohl aber bei dem Simulanten, er müßte sich denn Atropin ins Auge geträufelt haben. Dann aber besteht die Erweiterung nach dem simulierten Anfalle fort, während nach wirklichen Krämpfen die Beweglichkeit der Pupille wiederkehrt. Ihre Aufhebung im großen Anfall ist die Folge krampfhafter Vorgänge an den zarten Muskelgebilden im Augapfel, die die Bewegungen der Regenbogenhaut (Iris) vermitteln, wodurch das Sehloch in ihrer Mitte (die Pupille) je nach der Stärke des einfallenden Lichtes enger oder weiter wird.

Mit dem Schrei beginnt bereits die Behinderung der Atmung und des Kreislaufs infolge der krampfhaften Kontraktionen der Muskulatur der Atmungs- und Stimmorgane, wodurch es rasch zum Stillstand der Atmung und zum Verschlusse der Stimmritze kommt. Mit der wachsenden Sticknot wird der Blutlauf in Schädel und Gehirn mehr und mehr erschwert, das Gesicht gedunsen und blau.

Eine Streckung des ganzen Leibs samt den Gliedmaßen mit Steifwerden und Starre leitet die allgemeinen Krämpfe ein; dieses Stadium tonischen Krampfes währt 10 bis 20 Sekunden. Hierauf folgt das Stadium der klonischen Krämpfe, die dem Laien am meisten ins Auge fallen. Es ist eine Reihe stoßweise, ungefähr von Sekunde zu Sekunde einander folgender heftiger Zuckungen, bedingt durch abwechselnde Kontraktion der Beuger und Strecker des Leibs und der Gliedmaßen. Dabei gerät die Zunge häufig zwischen die Zähne, und ein blutiger Schleim entquillt dem Munde, auch das Gesicht wird durch Krämpfe verzerrt, und nicht selten öffnen sich die Pforten des Leibes zu unwillkürlichen Entleerungen. Nach einigen Minuten, nur selten überdauert diese Scene 10 bis 12, enden die klonischen Krämpfe mit einer Streckung von Leib und Gliedern, ähnlich wie sie mit einer solchen einsetzten. Mit einem tiefen Seufzer wird die Atmung frei, alle Muskeln erschlaffen, Gedunsenheit und blaue Farbe des Gesichtes weichen, aber das Bewußtsein kehrt in der Regel nur langsam zurück, es können 10 bis 30 Minuten darüber hingehen, bis die volle Besinnung wieder erlangt ist. Diesen Zustand hat man als das Stadium des Stupors, der Betäubung bezeichnet. Es endet mit einem tiefen, oft stundenlangen Schlafe.

Nach dem Erwachen fehlt jede Erinnerung an die Vorgänge im Anfall bis zu dem Augenblicke zurück, wo das Bewußtsein schwand. Viele Stunden und selbst Tage lang nach dem Anfall bleibt das Gedächtnis mehr oder weniger geschwächt. Wiederholen sich die Anfälle rasch und oft, so leidet die Intelligenz

und ist angestrengter Arbeit nicht mehr gewachsen. Energische Personen, die unter solchen Umständen die Arbeit erzwingen wollen, laufen Gefahr, geistig gestört zu werden. — Ein hervorragender, von Jugend auf hie und da an epileptischen Anfällen leidender Jurist von kräftigem Körperbau wurde als Staatsanwalt infolge geistiger Ueberanstrengung häufiger davon heimgesucht. Mit Hilfe großer Gaben von Bromkalium versuchte er gesteigerte Aufgaben seines Amtes zu bewältigen, aber er geriet in wachsende Aufregung und mußte wegen ausgebrochener Manie ins Irrenhaus gebracht werden. In dessen ruhiger Abgeschiedenheit genas er nach einigen Wochen und erlangte wieder den Vollbesitz seiner geistigen Kräfte, so daß er bis zu seinem Tode, der in vorgerückten Jahren an einer akuten Krankheit erfolgte, trotz vereinzelter epileptischer Anfälle, hohe Richterstellen ausfüllen konnte. — Besonders verderblich für die Intelligenz sind ganze Anfallsketten ohne Pausen erlangten Bewußtseins, die durch viele Stunden, ja einen halben Tag und sogar einen ganzen Tag und länger sich erstrecken; die Pathologie bezeichnet sie als Status epilepticus.

So wenig als die Glieder einer großen Familie bei aller Aehnlichkeit sich völlig gleichen, stimmen die Bilder der typischen Anfälle bei verschiedenen Kranken und selbst bei demselben Kranken immer genau überein. Die Dauer der Anfälle und ihrer einzelnen Stadien, die Aurasymptome, die Stärke und Ausbreitung der Krämpfe, ihre Reihenfolge, der Wechsel von tonischen und klonischen, der seelische Zustand im Stadium des Stupors und nach dem Schlafe zeigen sehr große Verschiedenheiten. Mitunter hinterlassen die Krämpfe Lähmungen meist von kurzer Dauer. Ausnahmsweise treten keine wirklichen Krämpfe, sondern nur Zitter- und Schüttelbewegungen ein, wie im Fieberfroste, andre Male automatische Drehbewegungen des Leibes, wie nach gewissen Hirnverletzungen. Endlich kommen in komplizierten Fällen mit wirklichen Krämpfen untermischt allerlei Zwangsbewegungen vor, wobei die Muskeln geordnete Kontraktionen vollziehen, wie sie in der Jugend beim Greifen und Fassen, Gehen, Laufen und Tanzen eingeübt werden. Es sind Mittelformen zwischen den typischen und atypischen Anfällen.

IV.

Unausgebildete Anfälle.

Von den unausgebildeten epileptischen Anfällen sind am längsten diejenigen bekannt, die man nach ihrem auffälligsten Symptom, der plötzlichen Unterbrechung des Bewußtseins (absentia mentis) als epileptische Absenzen bezeichnet. Sie sind sehr häufig, namentlich bei Kindern, kommen jedoch auch bei Erwachsenen vor, und die Epilepsie kann sich monate- und jahrelang nur durch solche Absenzanfälle offenbaren. Die Franzosen nennen sie „petit mal“, kleines fallendes Weh, zum Unterschiede von dem großen, dem „grand mal“ oder „haut mal“.[1])

[1]) Kürzer als das Hochdeutsch könnte das Pfälzer Deutsch das petit mal und grand mal als kleine und große Krenk wiedergeben. „Krenk“ bedeutet dem Pfälzer, wie mal dem Franzosen, nicht jede beliebige Krankheit, sondern die schlimmste von allen, die „fallende“.

Digitized by Google

Sie werden oft lange verkannt und ihre Bedeutung unterschätzt, bis ein ausgebildeter Anfall den gefährlichen Feind, der sich dahinter verbirgt, auch den Augen des Laien verrät.

Das wesentliche Kennzeichen der epileptischen Absenzanfälle ist die plötzliche und sehr flüchtige, nur nach Augenblicken zählende, vollkommene Unterbrechung des Bewußtseins, das ebenso plötzlich wiederkehrt, ohne daß die Betroffenen selbst der Unterbrechung sich bewußt wären. Diese Anfälle stellen sich unvermutet ein und wiederholen sich gerne in kurzen Zwischenzeiten, ohne daß ein deutlicher Anlaß dafür vorliegt, wie bei den Ohnmachtanwandlungen, die durch Erschöpfung und Blutverluste herbeigeführt werden. Der Ausfall des Bewußtseins verrät sich der Umgebung, falls sie den Vorgang richtig beurteilt, aus der plötzlichen unmotivierten Einstellung irgendwelcher, gerade im Gange befindlichen Thätigkeit, die nach kurzer Unterbrechung ebenso unmotiviert wieder aufgenommen wird, als wenn nichts vorgefallen wäre. Wer schärfer zusieht, konstatiert im Anfall bald mehr, bald minder deutliche krampfhafte Bewegungen dieses oder jenes Muskelgebietes, die von Unerfahrenen leicht als Ungeschick oder Unart irrig gedeutet werden, namentlich bei Kindern, die am häufigsten dem „petit mal“ unterworfen sind. Mitten in der Unterhaltung stockt die Rede, der Kranke starrt ins Leere, und fährt nach einer kurzen Pause da fort, wo er die Rede abgebrochen hat. Oder ein Kind schneidet plötzlich mitten im Spiel, bei der Handarbeit oder bei Tisch ein Gesicht, schmatzt vielleicht mit den Lippen, verdreht die Augen und den Kopf, läßt das Spielzeug oder Strickzeug aus der Hand fallen, verschüttet die Suppe auf dem Weg zum Mund aus dem Löffel, schleudert auch wohl den Löffel, die Gabel aus der Hand. Ebenso plötzlich kehrt das Bewußtsein zurück, das Kind will zu spielen, zu stricken, zu essen fortfahren, vermißt die Gegenstände, die es noch eben in der Hand hielt, wird verdrießlich, zürnt auch wohl und meint, man habe sie ihm weggenommen, beruhigt sich jedoch rasch, sobald es wieder in ihren Besitz gelangt, und beginnt aufs neue zu spielen, zu arbeiten, zu speisen. Daß dem vermeintlichen Ungeschick oder der vermeintlichen Unart solcher Kranker Muskelkrämpfe zu Grunde liegen, hat Féré durch einfache Versuche nachgewiesen.

Bei Erwachsenen können sich ärgerliche Scenen ereignen, die die Würde des Amtes verletzen, das sie bekleiden, des Richterstandes, des Priestertums, dem sie angehören. Mitten in der richterlichen Verhandlung, am Altar, auf der Kanzel versagt die Sprache, wird der Kopf verdreht, macht das Gesicht Grimassen. Das Publikum, die Gemeinde sind erstaunt, beunruhigt, da kommt die Rede wieder, das Gesicht gewinnt wieder seinen würdigen Ausdruck, die Verhandlung, die Predigt wird richtig zu Ende geführt.

Die Verwünschung: „Kriech die Krenk!“ ist dem Pfälzer zur Interjektion geworden. Er richtet sie an Freund und Feind, an die Bringer erfreulicher und betrübender Nachrichten, wenn er in Aufregung gerät, ohne sich der eigentlichen Bedeutung des Ausrufs bewußt zu werden.

Digitized by Google

Wenn diese kleinen Anfälle sich rasch und häufig wiederholen, wie es so oft geschieht, selbst zwanzigmal und öfter an einem Tage, so untergraben sie die Intelligenz nicht minder sicher wie die großen, häufig wiederkehrenden Anfälle. Dies zeichnet sie in bedenklicher Weise aus vor den krampfhaften Bewegungen beim kleinen Veitstanz, die gleichfalls von unerfahrenen Eltern und Lehrern nicht selten für Unart gehalten und durch Züchtigung verschlimmert werden. Auch charakterisiert diese tiefe, verderbliche Einwirkung auf die Grundlagen der Intelligenz, das Gedächtnis und die Gabe der geistigen Auffassung (Apperception), die Epilepsie gegenüber der Hysterie, welche kleine und große Krampfanfälle wie sie erzeugt. Das Bewußtsein wird bei der Hysterie nur ausnahmsweise so plötzlich und gänzlich verdunkelt, und auch große und häufige Anfälle schädigen die Wurzeln der Psyche nicht so tief in die feinsten Fasern hinab. Die Diagnose zwischen Hysterie und Epilepsie ist jedoch nicht immer leicht, zumal da sich beide Zustände verbinden können. Es ist hier nicht der Ort, auseinanderzusetzen, welcher Mittel sich der Arzt bedient, hysterische und epileptische Anfälle zu unterscheiden. Trousseau, einer der größten Aerzte aller Zeiten, hat diese Aufgabe vorbildlich gelöst.[1])

Man bezeichnet die eben beschriebenen kleinen Anfälle auch als epileptischen Schwindel (vertige épileptique), doch sollte man diesen Namen nur solchen erteilen, die sich durch Schwindelgefühle und Schwindelbewegungen auszeichnen und unter diesen Erscheinungen als kleine, flüchtige Anfälle verlaufen, oder mit völligem Schwinden des Bewußtseins und typischen Krämpfen enden, somit die Gestalt von großen, ausgebildeten annehmen.

Ein ganz andres Gepräge als die epileptischen Absenzen trägt eine Klasse von unausgebildeten, flüchtigen Anfällen, die erst im Laufe der letzten 50 Jahre, hauptsächlich auf Grund der klinischen Beobachtungen eines scharfsinnigen englischen Arztes, Hughlings Jackson, genauer beschrieben und bekannt geworden sind. Die Anfälle setzen sich aus sehr mannigfaltigen sensorischen und motorischen Reizungserscheinungen, bestimmten Empfindungen dieses oder jenes Sinnesnerven oder Gefühlen dieses oder jenes Leibesorgans und aus krampfhaften Bewegungen dieses oder jenes Muskelgebietes zusammen, wobei das Bewußtsein erhalten bleibt, so daß die Kranken selbst ihre Anfälle wahrnehmen und mitunter genau beschreiben können. Man sieht, es sind dieselben Gruppierungen sensorischer und motorischer Erscheinungen, wie sie als Aurasymptome viele große Anfälle einleiten, und in der That sind sie nichts andres als Anfälle, die mit dem Aurastadium abschneiden. Man könnte sie kurz und zutreffend als epileptische Auraanfälle bezeichnen. Es giebt Anfälle von Gesichtsschmerz, Migräne, Funkensehen mit Zuckungen am Gesichte, von Heißhunger, mit Uebelkeit und Erbrechen endigend, von Asthma mit Krampf der Atemmuskeln, Neuralgien der Arme und Beine mit Zuckungen des betreffenden Gliedes u. s. w., die die Bedeutung epileptischer Anfälle haben. Während aber der epileptische Charakter

---

1) A. Trousseau, Medizinische Klinik des Hôtel Dieu in Paris. Nach der 2. Auflage deutsch bearbeitet von Culmann. 2. Band 1868, Seite 97 u. f.

Digitized by Google

der Absenzanfälle auf die Dauer kaum unerkannt bleiben kann, auch wenn es zu keinen ausgebildeten Anfällen kommt, ist die epileptische Natur dieser Auraanfälle erst dann erwiesen, wenn sie in ausgebildete übergehen. Es kann dann geschehen, daß derselbe Kranke bald nur von kleinen Anfällen des Auragepräges, bald von großen klassischen Anfällen heimgesucht wird.

Wie Empfindungen und Bewegungen durch die eigentümliche Erregung des Nervensystems, die den epileptischen Anfällen zu Grunde liegt, ausgelöst werden, so auch Absonderungen (Sekretionen) der Drüsensäfte, die der Organismus in Gestalt von Speichel, Schweiß, Verdauungssäften, Harn u. s. w. liefert. Die mikroskopischen Laboratorien der Drüsenzellen, die sie bereiten, stehen unter dem Einfluß der Nerven; das Speicheln beim Anblick leckerer Speisen, der Angstschweiß des armen Sünders und der Durchfall des Rekruten im Feuer des ersten Gefechts sind bekannte Thatsachen. Reichliche Ausscheidungen von Speichel, halbseitige oder allgemeine Schweiße, Entleerungen nach unten oder oben beobachtet man mitunter schon im Aurastadium, häufiger im weiteren Verlauf epileptischer Anfälle. Man hat sich überzeugt, daß solche abnorme Sekretionen ausnahmsweise als selbständige Aeußerungen epileptischer Erregung zwischen ausgeprägten Anfällen vorkommen: sekretorische Anfälle.

V.

Epileptische Dämmerzustände.

Unter physiologischen und pathologischen Umständen kann das Bewußtsein so verdunkelt werden, daß es zu einer richtigen Wahrnehmung und Auffassung der Erscheinungen mehr oder minder unfähig wird; trübe Bilder erwecken irrige Vorstellungen und Gefühle, die zu Abwehrbewegungen, Affektausbrüchen und verkehrten Handlungen treiben. Wir sprechen dann von seelischen Dämmerzuständen.

Im Schlafe finden Verdunklungen des Bewußtseins statt, die sehr verschiedene Grade, vom Halbschlummer und sogenannten Traumwachen bis zum tiefsten, totenähnlichen Schlafe, erreichen. Lebhafte, leicht erregbare Personen, solche zumal, die schwere Kämpfe um das Dasein führen, reden, streiten und lärmen im Schlafe, zerwühlen das Bett und erfahren morgens staunend von ihren Zimmernachbarn, daß sie diese um Ruhe und Schlaf in der ganzen Nacht gebracht haben. Auch manche Formen leichten Nachtwandelns, wie sie nicht selten bei jungen Leuten beobachtet werden, fallen noch in die physiologische Breite. Sie richten sich im Schlafe auf, verlassen das Bett, schreiten durchs Zimmer, geben auf Zuruf sogar verständliche oder unverständliche Antwort und kehren ins Bett zurück, ohne am nächsten Morgen Kenntnis des Vorgangs zu haben.

Auch im tiefen Schlafe ist die Wahrnehmung für hinreichend starke Eindrücke nicht ganz aufgehoben, aber es fehlt an der richtigen Deutung, und die Träume und Bewegungen, die sie bewirken, hinterlassen keine Erinnerung. Ich schlief so fest in meiner Jugend, daß ich mich noch als Student mehrmals morgens beim Erwachen vor dem Bette auf dem Stubenboden statt im Bette liegend fand,

Digitized by Google

ohne mich eines Traumes oder des Falls auf den Boden zu erinnern. Auch versuchte mich in einer Nacht bei vermeinter Feuergefahr die ganze Familie durch Zuruf und Rütteln vergebens zu erwecken, selbst einige wohlgezielte Wangenstreiche führten nicht zum Ziele. Man mußte mich hoffnungslos meinem Schicksal überlassen. Und doch brachte es ein andres Mal ein Schuhnagel, den man mir ins Bett praktiziert hatte, fertig, daß ich mich eine halbe Nacht hindurch im Traum abmühte, einen Gegner im Duell auf Stoßdegen kampfunfähig zu machen. Kam ich auf die Spitze des Nagels zu liegen, so erhielt ich einen Stich in die Seite, ich wendete mich auf die andre und bohrte nun den Degen dem Gegner in die Brust, aber bald gewann er wieder die Oberhand, weil ich in die alte Lage zurückgekehrt war. Endlich brachte mich ein äußerst schmerzhafter Stich zum Erwachen, ich griff an die verletzte Stelle und entdeckte den Nagel. Solche Erfahrungen machen es begreiflich, daß auch in krankhaften Zuständen tiefer Verdunklung des Bewußtseins starke sinnliche Eindrücke Traumbilder und Wahnvorstellungen erzeugen können.

Der Uebergang vom Schlafe zum wachen Zustande erfolgt nicht immer mit einem Schlage, sondern häufig allmählich, wie die Nacht sachte zum Tag andämmert. Bei Kindern spielen sehr oft lebhafte Traumbilder in die Zeit des Erwachens hinein. So sah ich ein kleines Mädchen morgens, eben erwacht, hurtig das Bett verlassen und vor die Thür eilen, um eine Puppe zu holen, die ihm das Christkind im Traume in den Hausgang beschert hatte. Betrübt kehrte es mit leeren Händchen ins Bett zurück. — Reizbare Kinder erwachen aus alpartigen Träumen in Todesangst, sehen drohende Gestalten und lassen sich nur schwer beruhigen. Andre schlagen, zur Unzeit aufgeweckt, schlaftrunken um sich. Auch Erwachsene halten mitunter in der Schlaftrunkenheit, wenn sie, aufgerüttelt, nicht zu sich kommen, die ermunternden Freunde für Feinde oder Räuber, packen sie an der Kehle und schlagen mit Fäusten auf sie ein.[1])

Plötzlich eintretende und rasch vorübergehende pathologische Dämmerzustände wurden von den Irrenärzten als transitorisches Irresein, transitorische Verwirrtheit und Tobsucht beschrieben, ehe es sich herausstellte, daß solche Anfälle häufig epileptischer Natur sind; sie wurden dann gern, wenn sie sehr flüchtig verliefen, in der Rubrik des petit mal und vertige épileptique untergebracht. Sie können jedoch auch aus plötzlichen Störungen des Kreislaufs, wodurch die genügende Versorgung des Gehirns mit Blut notleidet, und aus Erschöpfungszuständen hervorgehen, ohne daß Epilepsie bereits zu Grunde liegt; immerhin kann sich diese im Laufe der Zeit daraus entwickeln.

Einen solchen Anfall transitorischer Verwirrtheit, der sich aus einer plötzlichen Unordnung im Kreislaufe erklären läßt, erlebte ich als Dozent in Heidelberg bei einem Studiosus juris, der an einem Klappenfehler des Herzens litt. Er hatte sich mit zwei Freunden bei einem meiner Schüler, der ganz in meiner Nähe

---

[1]) Beispiele bei P. Jessen, Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie. Berlin 1855, S. 683 u. f.

Digitized by Google

wohnte, an einem Sonntagnachmittag zu Whist und Kaffee zusammengefunden. Mitten im Spiel erhob er sich unerwartet plötzlich, blickte verstört und starr vor sich hin und murmelte: „Ich muß etwas thun, ich muß etwas thun.“ Die Freunde versuchten vergeblich, ihn zu sich zu bringen, und mein Schüler eilte fort, um mich zu holen. Ich ging sogleich mit ihm. Bei unsrer Ankunft war die Verwirrung bereits gewichen, aber das Herz schlug noch äußerst unordentlich, und der kleine Puls setzte häufig aus. Der Kranke hatte noch nie an solchen Anfällen gelitten, blieb auch, solange er noch in Heidelberg verweilte, davon verschont. An Epilepsie litt er nicht. Der starke Kaffee hatte ihn sehr aufgeregt, plötzlich befiel ihn mitten im Spiel eine große Angst mit der Anwandlung, durch Dreinschlagen einer drohenden Gefahr zu entgehen. Die Angst war geschwunden, ein Gefühl von Beengung bestand noch fort. Der Kaffee hatte das kranke Herz stark erregt, seine Thätigkeit in Unordnung und dadurch die Verrichtungen des Gehirns in Verwirrung gebracht.

Anfälle von vorübergehender Verdunklung des Bewußtseins flößen den Verdacht epileptischen Ursprungs ein, wenn keine andre zu ihrer Erklärung ausreichende Ursache dafür nachzuweisen ist, wenn sie keine Spur von Erinnerung zurücklassen, wenn sie von Zeit zu Zeit in ähnlicher Gestalt wiederkehren, der Kranke mit der Anlage zu Epilepsie oder schweren Nervenkrankheiten überhaupt erblich belastet ist, und der Verdacht steigert sich zur Gewißheit, wenn ausgebildete epileptische Anfälle sich dazu gesellen.

Ein merkwürdiges Beispiel von epileptischen Dämmerzuständen sei Trousseaus Clinique médicale de l'hôtel-Dieu entlehnt,[1]) dieser Schatzgrube reichster ärztlicher Erfahrung:

Einer seiner Freunde war Gerichtspräsident in der Provinz, ein Mann von großer Intelligenz, aber in seiner Familie war mehrmals Wahnsinn vorgekommen, und seine Schwester war geisteskrank. Er selbst litt an Nervenstörungen, ohne je einen großen Anfall gehabt zu haben. Eines Tages erhob er sich mitten in der Sitzung, murmelte unverständliche Worte, ging in das Beratungszimmer, urinierte und kehrte nach einigen Sekunden zurück, ohne zu wissen, was er gethan hatte. Seine Ideen blieben danach einige Minuten verwirrt. Dieser Vorgang wiederholte sich; Trousseau riet ihm, sein Amt niederzulegen, er konnte sich aber dazu erst entschließen, nachdem es zu einem Skandal in der Sitzung gekommen war. Er war von seinem Sitz aufgestanden, hatte einige Schritte im Saale gemacht, an die Anwesenden einige unzusammenhängende Worte gerichtet, war dann wieder auf seinen Platz zurückgegangen und fuhr ohne weitere Störung fort, die Verhandlungen zu leiten. Nachdem ihn die Richter von diesem Vorgang in Kenntnis gesetzt hatten, begriff er jetzt, daß seine Urteile Gefahr liefen, für ungültig erklärt zu werden, wenn die verurteilten Parteien ihre Kassation beantragten, weil er zur Zeit ihrer Fällung nicht bei klarem Verstande gewesen sei. Er nahm seine Entlassung und zog nach Paris, wo er sich mit großem

---

[1]) Uebersetzt von Culmann, Bd. 2, S. 64.

Digitized by Google

Eifer geschichtlichen Arbeiten widmete und Mitglied einer Gesellschaft wurde, die im Hôtel de Ville zusammenkam. Eines Tages stand er mitten in der Verhandlung auf, ging hinaus, die Treppe hinab und, allen Hindernissen, Wagen und Fußgängern mit Sicherheit ausweichend, auf das Quai de Gesvres, wo er ohne Hut und Mantel Wind und Wetter ausgesetzt war. Er kommt zur Besinnung, wundert sich, hier zu stehen, kehrt in die Gesellschaft zurück und nimmt wieder teil an der Verhandlung mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn, seinem Feuer und seiner Gelehrsamkeit.

Wenn dieser Kranke las, hielt er plötzlich inne und wiederholte dann mit großer Geschwindigkeit den letzten Vers oder das letzte Satzglied, bei dem er stehen geblieben war. Sein Gesicht bekam dann einen fremdartigen Ausdruck, aber beinahe unmittelbar darauf nahm er wieder sein Buch zur Hand und fuhr fort zu lesen.

Trousseau bemerkt, daß sein Freund an großen Anfällen nicht gelitten habe. Wenn er trotzdem die Diagnose seines Leidens auf Epilepsie stellte, so berechtigte ihn dazu die häufige Wiederkehr der Anfälle ohne irgend nachweisbare andre Ursache und ihr ganzes Gepräge. Er bezeichnete sie als vertige épileptique, aber eigentliche Schwindelerscheinungen sind nicht notiert, und um reine Absenzanfälle handelte es sich auch nicht. Mit Recht vergleicht Trousseau das Verhalten des Kranken bei dem Anfall im Hôtel-Dieu, wo er bei dem Gang zum Quai de Gesvres anscheinend unbewußt allen Hindernissen sicher auswich, dem Nachtwandeln. Der Somnambulismus ist ein Dämmerzustand, der die sichere Ausführung geordneter Bewegungen gestattet, die wir in der Jugend durch lange Uebung erlernen und die dann wie automatische ablaufen, nicht bloß auf das Geheiß des Willens, sondern unter bestimmten Bedingungen auch auf einfache Traumvorstellungen hin. Doch geht es dabei nicht immer ohne Unfälle ab.[1])

Es wurde bereits der Epilepsia procursiva gedacht, in deren Anfällen sinnlose Laufbewegungen gewissermaßen die Stelle der tonischen und klonischen Krämpfe der typischen Anfälle einnehmen, „Aequivalente“ der Krämpfe sind. Man hat sie namentlich bei Kindern beobachtet. Unter plötzlicher Benommenheit des Bewußtseins wird das Gesicht starr, die Empfindung ist nicht ganz aufgehoben, die Befallenen stoßen mitunter einen Schrei aus und beginnen zu rennen, als wollten sie einer Gefahr entfliehen; sie laufen, bis sie auf einen Widerstand stoßen oder von selbst niederstürzen; erwacht, schauen sie erstaunt umher und wissen nicht, was geschehen. Ein Angstgefühl, die dunkle Vorstellung einer drohenden Gefahr scheint die Kranken in den Anfällen zum Entfliehen, zum Laufen anzutreiben. Sie erinnern an die ihres Großhirns beraubten Ratten des Physiologen Vulpian, die davonrannten, als sie Geräusche hörten, die das Nahen einer Katze verkündeten.

---

[1]) Hughlings Jackson berichtet von einem Kranken, der an ähnlichen Anfällen litt. Einmal warf ihn ein Omnibus zur Seite, in einem andern Anfall geriet er schier in die Themse.

Digitized by Google

Ein besonderes Interesse bieten die Anfälle, die man hauptsächlich im Auge hat, wenn man von epileptischen Aequivalenzanfällen spricht, wo die Kranken Handlungen ausführen, die das Gepräge von absichtlichen oder doch im Affekt ausgeführten an sich tragen. Die Diagnose ihrer epileptischen Natur kann hier mit großen Schwierigkeiten verbunden sein und verlangt sorgfältige Untersuchung der Persönlichkeit des Thäters, genaue Ermittlung seiner Lebensgeschichte und der Umstände, unter denen die That begangen und wie sie ausgeführt wurde, sowie endlich, wie sich der Thäter danach verhielt.

Es sind häufig Handlungen, die die Schicklichkeit oder die Sitten- und Rechtsgebote verletzen und in diesem Falle die Thäter vor die Schranken der Polizei und des Strafgerichts bringen. Der Kranke stellt entblößte Leibesteile zu öffentlicher Schau aus (sogenante Exhibitionisten); erotische Triebe unterdrücken das anerzogene Schamgefühl.[1] Oder er eignet sich ungescheut fremdes Eigentum an, wie das Kind, das jeden Gegenstand, der ihm Lust erregt, in seinen Besitz zu bringen strebt. Oder endlich, von sinnloser Wut ergriffen, fällt er mit brutaler Gewalt zerstörend über leblose Dinge her oder gefährdet Leib und Leben seiner menschlichen Umgebung.

Lassen sich im gegebenen Falle die gewöhnlichen psychologischen Motive sitten- oder rechtswidriger Handlungen, Eigennutz, Rachsucht u. s. w., nicht nachweisen, oder reichen sie zu ihrer Erklärung nicht aus, so ist es die Aufgabe des Psychiaters, zu untersuchen, ob sie nicht zu erklären sind aus Impulsen krankhafter Gefühle und Vorstellungen, denen das Ich in seinem Dämmerzustande keinen willenskräftigen Widerstand entgegensetzt, weil ihm die Unterstützung durch zügelnde gemütliche Gefühle und klare Vorstellungen abgeht. Dem Richter kann es dabei völlig gleichgültig sein, in welchen pathologischen Rahmen der Psychiater einen vorliegenden Fall unterbringt, wenn ihm der Arzt nur den Beweis liefert, daß der Angeklagte wirklich krankhaften Impulsen widerstandsunfähig unterlag. Je genauer aber der Arzt die Diagnose begründet, desto vertrauenswürdiger wird sie dem Richter erscheinen.

Welche Stützpunkte stehen nun dem Arzte in zweifelhaften Fällen für die Diagnose der Epilepsie als wirkliche Ursache solcher zweifelhaften Handlungen zu Gebote?

Der Nachweis allein, daß der Thäter an ausgeprägten epileptischen Anfällen leidet, reicht dazu nicht aus. Epileptische können während der freien

---

[1]) Wie fest es haften und wie stark es werden kann, lehrte mich eine klinische Beobachtung. Ein Mann in den Fünfzigern, durch einen blutigen Gehirnschlagfluß seiner Besinnung völlig beraubt, wurde gleich nachher in das Hospital gebracht und starb nach 48 Stunden, ohne die Besinnung wieder zu erlangen. Ich untersuchte ihn am Abend vor seinem Tode. Das einzige nachweisbare Zeichen von nicht völlig erloschenem Bewußtsein waren rasche Bewegungen des rechten Arms, sobald man seinen Unterleib entblößte; er versuchte augenblicklich mit der Hand die Schamteile zu verdecken. Ich habe, um sicher zu gehen, den Versuch mehrmals wiederholt. Weder Zuruf, noch Rütteln brachten ihn wach. Am nächsten Morgen gelang der Versuch nicht mehr; das Bewußtsein war völlig erloschen.

Digitized by Google

Intervalle im vollen Besitze hinreichender, vielleicht sogar ungewöhnlicher Geisteskräfte sein und möglicherweise eine sträfliche Handlung mit Vorbedacht in der Voraussetzung begehen, ihre notorische Epilepsie werde sie vor Bestrafung schützen. Demnach muß der Beweis darauf gerichtet sein, daß die That nicht in einem freien Intervall, sondern unter dem Zwang epileptischer Erregung und Verwirrtheit ausgeführt wurde. In dieser Beziehung ist es wichtig, festzustellen, ob die That kurz vor einem ausgebildeten Anfall ausgeführt worden ist, wo erfahrungsgemäß das Nervensystem der Epileptischen schon ungewöhnlich erregt ist, oder kurz nachher im Zustande der Unbesinnlichkeit und Erregtheit, des Stupor, der zuweilen sogar den Schlaf überdauert, womit die Aufälle gewöhnlich abschließen.

Am häufigsten kommt es zu solchen Aeußerungen von Verwirrtheit und Aufgeregtheit mit Sinnestäuschungen, triebartigem Thun und Ausbrüchen von sinnloser Angst und Wut in der nächsten Zeit nach den Anfällen. Man bezeichnet die vielgestaltigen psychischen Störungen, die aus der noch fortdauernden epileptischen Erregtheit nach ausgebildeten Anfällen hervorgehen, als postepileptische.

Eine Beobachtung von postepileptischem Dämmerzustande, die besonders lehrreich ist, weil sie einen Blick in die oft so dunkeln Motive der verkehrten Handlungen solcher verwirrten Kranken gestattet, entlehne ich der großen Monographie von Professor Biswanger.[1])

Eine zweiundzwanzigjährige unbescholtene Näherin, die Tochter achtbarer Eltern, litt seit sieben Jahren an großen, von Angstgefühlen eingeleiteten epileptischen Anfällen. Eines Tages hatte sie in dem Geschäfte, worin sie arbeitete, einen schweren Anfall und schlief danach mehrere Stunden auf dem Sofa. Um sieben Uhr abends erwachte sie, erklärte, daß sie nach Hause gehen wolle, nahm Hut und Mantel und nahm den Heimweg durch die gewohnten Straßen. An einem Schirmladen nahm sie im Vorbeigehen mehrere Schirme aus einem unbewachten Ständer mit nach Hause, schloß die Wohnung auf und stellte sie in eine Ecke. Dann legte sie sich zu Bette und fiel aufs neue in einen tiefen Schlaf. Am nächsten Tage wußte sie von diesen Vorgängen am vergangenen Tage nichts mehr. Der Vater aber muß sie richtig vermutet haben, denn er brachte die Schirme wieder in den Laden zurück. Sie hatte wiederholt den Wunsch geäußert, einen neuen Schirm zu kaufen. Der Anblick der Schirme beim Vorübergehen weckte die Begierde, einen zu besitzen, sie griff ohne weitere Ueberlegung zu und nahm gleich mehrere weg. Gerade dieser Umstand sprach für ein geistiges Unvermögen der Kranken, bedingt durch den epileptischen Anfall, dem Drang zu widerstehen, sich in den Besitz eines Schirmes zu setzen. Die einfachste Ueberlegung mußte ihr sagen, daß eine solche Handlung ihren Eltern bei deren rechtlichem Charakter nicht verborgen bleiben konnte, am allerwenigsten aber die Entwendung mehrerer Schirme auf einmal. — Die Sache lief gut ab.

---

[1]) A. a. O. S. 301.

Digitized by Google

Wie hätte sie aber geendet, wenn der Ladenbesitzer sie auf frischer That ertappt und einem Schutzmann übergeben hätte? Würde man der Versicherung so leicht Glauben geschenkt haben, daß sie ohne klares Bewußtsein die Schirme weggenommen habe?

Hier trieb der Anblick eines längst begehrten Gegenstandes zur Entwendung, andre Male können mächtige Sinnesreize die postepileptische starke Erregtheit zur blinden Wut steigern. So begreift man das Attentat des geistesschwachen Epileptikers auf unsern Kaiser in Bremen, das kürzlich die ganze Welt bewegte. Außer sich im Gedränge und Lärm der Menschen, Karossen und Pferde, schleuderte er ein Stück Eisen dahin, wohin alle Blicke sich richteten.

Mißlicher wird die Diagnose der Epilepsie, wenn die Dämmeranfälle eintreten, ohne daß große oder kleine Anfälle von entschiedenem epileptischem Charakter vorausgingen oder damit abwechseln. Eine besondere Anlage der Befallenen zu Nervenleiden, insbesondere erbliche zu Epilepsie und Geistesstörungen, rechtfertigt für sich nur den Verdacht auf epileptischen Ursprung, eine größere Wahrscheinlichkeit erwächst erst aus dem Nachweis gewisser Eigentümlichkeiten der Anfälle in ihrem Eintritt und Verlauf, ihren seelischen Aeußerungen und Folgen.

Nicht selten gehen den epileptischen Dämmeranfällen dieselben Vorboten und Auraerscheinungen voraus wie den klassischen Anfällen, worauf dann plötzlich das Bewußtsein dunkel wird und der Dämmerzustand eintritt, der bald nur einige Minuten oder Stunden, ausnahmsweise tagelang andauert; auch die Irrenärzte beschreiben sogar epileptische Dämmerzustände mit Erregtheit und auffallendem Wandertrieb, die wochenlang anhielten. Wie der geistige, ist auch der sinnliche Horizont des Bewußtseins umwölkt, nur von einzelnen Lücken durchbrochen; die Kranken erteilen zuweilen mit Verständnis Antworten, weichen Hindernissen geschickt aus. Ihre in der Regel unverständlichen Handlungen sind der Ausdruck ihrer krankhaften Stimmungen und Gefühle, unwiderstehlicher Triebe und Wahnvorstellungen, deshalb mannigfacher Art. Automatische Bewegungen wiederholen sich in den Anfällen bei demselben Kranken gerne nach der gleichen Schablone. Wilde Brutalität kennzeichnet die Wutausbrüche des Epileptikers; es genügt ihm nicht, seine Opfer zu töten, er zerfleischt sie. Gewissensbisse empfindet er nicht, mitunter verschafft ihm die Entladung der ängstlichen Spannung, die ihn gequält hat, eine Erleichterung durch die Unthat. Ein tiefer, langer Schlaf kann den Anfall zum Abschluß bringen. Erwacht, fehlt ihm jede Erinnerung an die Vorgänge im Anfalle, mitunter sogar an solche, die weiter zurückliegen, und man spricht von retrograder Amnesie, als ob nicht jede Amnesie retrograd wäre. Diese Unfähigkeit des Nervensystems, in den Anfällen und mitunter schon eine Zeitlang vorher Abdrücke der Ereignisse auf seinen Gedächtnistafeln aufzunehmen, ist eines der wesentlichsten Kennzeichen der Epilepsie. (Fortsetzung folgt.)



Digitized by Google

Erinnerungen an Heinrich Laube.

Von
Rudolf v. Gottschall.

Mehrere Jahrzehnte hindurch stand Heinrich Laube im Mittelpunkte des deutschen Theaterlebens; sein Ruhm wurde in allen Tonarten gesungen, und selbst diejenigen, die von dem Dramatiker Laube nicht viel wissen wollten, gewährten dem Dramaturgen ein volles Maß der Anerkennung. In der That wird sein Name in der Theatergeschichte wie in der Litteraturgeschichte eine dauernde Stätte finden, obschon unverkennbar in der Gegenwart sich sein Ruhm verdunkelt hat. Andre Dramatiker beherrschen jetzt die Bühne; Laubes Dramen erscheinen noch weit seltener auf dieser als diejenigen Gutzkows. „Die Karlsschüler“ und „Graf Essex“, seine erfolgreichsten Stücke, sind in mancher Saison wie in der Versenkung verschwunden, und eine funkelnagelneue Dramaturgie will von Laube so wenig wissen wie von Aristoteles. Jedenfalls mit Unrecht! Laube war ein Vorkämpfer des modernen Geistes in Litteratur und Theater; er war ein Gegner alter Ausgrabungen, der Shakespearomanie, der spanischen Dramatik; er war ein Realist de pur sang! Gerade durch seine Einseitigkeiten war er der jüngsten Schule geistesverwandt. Wir wissen zwar nicht, was er über Ibsen und Björnson gedacht haben würde; das aber wissen wir, daß er, moderner als die Modernen, die Rückfälle dieser in die Romantik, in die Märchendramatik, in die deutsame Symbolisterei schonungslos verurteilt haben würde, während er für den Naturalismus, auch in seiner krassen, splitternackten Gestalt, doch immer gewisse Sympathien empfunden hätte. „Das Moderne ist das dritte Kongruum zum Antiken und Romantischen,“ sagte Gutzkow einmal; in diesem Sinne hat das auch Heinrich Laube und die jungdeutsche Schule aufgefaßt; es ist ein verzerrter Begriff des Modernen, den viele Jüngstdeutsche vertreten, indem sie eine in die alte Traum- und Zaubersphäre eingefangene Poesie zu Markte bringen.

Heinrich Laube war eine eigenartige Persönlichkeit; er war ein Diktator, über dem es keine Instanz mehr gab; er war das verkörperte Unfehlbarkeitsdogma; seine Erlasse waren Encykliken; seine Meinungen Ordonnanzen und Ukase. Das lag einmal in seiner Natur, schloß übrigens einen späteren Widerruf nicht aus. Diese Selbstgewißheit sicherte ihm stets einen großen Einfluß; denn die Mehrzahl der Sterblichen läßt sich leicht imponieren und pariert gern Ordre, wenn sie eine sichere Führung sieht, und kommt ein gewisser Heiligenschein der Autorität dazu, so geht es um so leichter mit dem Gehorsam. An die Orakel muß man glauben, aber die Orakel müssen zuerst an sich selbst glauben. Laube war so davon überzeugt, daß er die Wahrheit verkündigte, wenn er den Mund öffnete, wie nur irgend eine Pythia auf dem delphischen

Digitized by Google

Dreifuß. Das war keine Eitelkeit, keine Anmaßung; das war ihm selbstverständlich. Auch war es ihm nicht um seine Person, sondern um die Sache zu thun. Die mußte so sein, wie er es wollte; die mußte so gehen, wie er befahl. Bisweilen spielte etwas Humor in sein befehlshaberisches Wesen hinein. Im ganzen aber war er von soldatischer Strenge und Kürze, aber auch nicht ohne ein mildes Lächeln, wenn er das theatralische Deutschland zum Pantoffelkuß zuließ. Damit hing es zusammen, daß er fanatisch war, wo er eine Gegnerschaft spürte, gönnerhaft, wo er zu fördern suchte. Er konnte keine Freunde haben, die ein gleiches Recht in Anspruch nahmen, nur Schützlinge, die er zu etwas gemacht, nur Jünger und Schüler, Anhänger und Apostel. Unbequem war es ihm, wenn die öffentliche Meinung ihm irgend jemand zur Seite oder gegenüber stellte; erhob aber ein solcher das Banner der Opposition, so hieß es mit Voltaire: „Ecrasez l'infame!“

Ich selbst sah Heinrich Laube zuerst in Leipzig im Jahre 1846, als ich mit dem Grafen Reichenbach aus Schlesien zum alten Itzstein auf sein Weingut Hallgarten reiste, wo eine Versammlung der liberalen Parteihäupter aus allen deutschen Gauen stattfinden sollte. Ich war damals ein junger Doctor juris, den die Alma mater in Königsberg kreiert hatte, nach einer sehr gestrengen, in lateinisches Gewand gekleideten Doktorprüfung, bei der zwei schriftliche Arbeiten und die Promotionsschrift in lateinischer Sprache abgefaßt, lateinisch auch das mündliche Examen und die feierliche Promotion in der großen Aula waren. Ich hatte auch einiges Lyrische und Dramatische gesündigt, und gerade diese poetischen Sünden stellten sich meiner akademischen Carriere in den Weg, weil sie den Geist des vom Kultusministerium geächteten ostpreußischen Liberalismus atmeten. Laube war damals ein gefeierter Schriftsteller, sein Roman: „Das junge Europa“ hatte ihm eine Anklage und mehrfache Gefängnisstrafen zugezogen; in seinen Reisenovellen ging er die Wege Heinrich Heines: man nannte ihn Heinrich den Zweiten. Gerade um diese Zeit, die Zeit meiner ersten Begegnung mit ihm, suchte er, dem Beispiel Gutzkows folgend, sich die Bühne zu erobern; er hatte soeben mit seinem Schauspiel „Monaldeschi“ Erfolge errungen. Ich war natürlich sehr gespannt darauf, seine Bekanntschaft zu machen. Er galt in Leipzig als primus inter pares, und er hatte das volle Bewußtsein seiner Führerschaft in der Pleißestadt. Sein Aeußeres erweckte keine Sympathien; seine Züge hatten etwas vom kalmückischen Typus, seine kleine, gedrungene Gestalt aber ein festes Rückgrat, und wenn er sprach, belebten sich die unschönen Formen seines Gesichtes durch einen geistigen Hauch, und auch seine Augen hatten einen lebhaften Ausdruck. Freilich, ein Dichter, wie ihn die Phantasie der Frauen sich ausmalt, ein Minnesänger, „am blauen Bande die Zither“, ein Lyriker mit schwärmerischem Augenaufschlag oder Feuerblick oder idealem Profil war Laube nicht, wie er denn überhaupt keine lyrische Ader besaß und man seinen Dramen zwar alle möglichen Sünden, aber keine unzeitigen lyrischen Ergüsse vorwerfen kann. Seine kurzangebundene, fast befehlshaberische Sprechweise machte ihn auch wenig zum Salonhelden geeignet, der mit ästhetischen Plaudereien aufwartet; doch er

Digitized by Google

wußte sich damit ein Ansehen zu geben, das durch geistige Bedeutung unterstützt wurde. Der Gesamteindruck, den der Dichter des „jungen Europa" auf mich machte, war kein ungünstiger, obschon er einem jungen Poeten gegenüber, der eben erst an der Krippe des Ruhmes die ersten Halme geknuspert hatte, einen gönnerhaften Ton anschlug.

Laube war damals nicht mehr der Burschenschafter, der auf der Mensur eine gute Klinge schlug; sein Hallischer Löwentrotz war längst gezähmt. Auch war er nicht mehr der Stürmer und Dränger wie in seinem ersten großen Roman; selbst in stilistischer Hinsicht hatte er eine Säuberung vorgenommen und war unter Varnhagens Einfluß in eine goethisierende Richtung geraten. Die Folgen davon waren zunächst einige sehr unbedeutende Erzählungen und eine Verminderung seines schriftstellerischen Ruhms, den er einige Jahre später wieder als Dramatiker, besonders durch sein Schauspiel „Die Karlsschüler" hob.

In Leipzig war inzwischen der stürmische Weltverbesserer Redakteur eines sehr friedlichen Blattes, der „Zeitung für die elegante Welt", geworden; er hatte die Redaktion derselben zuerst schon 1833 übernommen; sie wurde aber durch seine Prozesse und Gefangenschaften unterbrochen. Im Jahre 1840 war er von Paris wieder nach Leipzig zurückgekehrt und übernahm nun wieder die Leitung dieses Blattes. In der Pleißestadt hatte er schon 1836 sein häusliches Glück begründet, indem er die Witwe des Professors Hänel, Iduna, heiratete. Die Gattin Laubes wird allen Zeitgenossen, die sie kennen lernten, in freundlicher Erinnerung bleiben; sie war eine feingebildete Dame von sanfter Sinnesart und ganz dazu geeignet, die Schroffheiten Laubes im gesellschaftlichen Verkehr zu mildern. Ihr stiller Einfluß wurde niemals zu aufdringlicher Einmischung in Laubes schriftstellerische und theatralische Angelegenheiten; sie präsidierte mit Anmut den nachmittäglichen Kaffeekränzchen, die in Wien und Leipzig stets die Anhänger Laubes zu ungezwungenem Meinungsaustausch versammelten.

Es ist meiner Erinnerung entfallen, ob und inwieweit Laube damals in der von ihm selbst empfohlenen Modekleidung erschienen war. Da er die Welt nicht reformieren konnte, so wollte er wenigstens die Mode reformieren, und dafür hatte er ein Organ zur Hand, das Modeblatt, das der „Zeitung für die elegante Welt" beigegeben war. Mit Hilfe einiger Düsseldorfer Maler hatte er eine neue Herrentracht erfunden und das nachahmenswerte Modell in seinem Modeblatt zur Schau gestellt. Es bestand aus einem modernisierten altdeutschen Rock, anschließendem Beinkleid, Stiefeln, die bis unter das Knie reichten, einem langen malerischen Mantel und einem breitkrempigen Hut. Ich hatte mehr auf Laubes Charakterkopf acht, als auf seinen Rock und seine Stiefel, und da ich ihn nur im Zimmer sah, konnte ich seinen Mantel und seinen Hut nicht ins Auge fassen. Doch ich wußte, daß er in diesem Kostüm durch die Straßen der Stadt und im Rosenthal herumspazierte, und daß auch seine Leibgarde, die aus jungdeutschen Strebern bestand, diese Uniform trug.

Der Bundestag, der früher Laubes Schriften verboten hatte, konnte diese Wandlung des burschenschaftlichen Heros mit schmunzelndem Behagen be-

Digitized by Google

trachten: das war eine Revolution, die nicht das Vaterland gefährdete, sondern nur den Schneidern zu gute kam. Auch die harmlose „Zeitung für die elegante Welt“ war kein Brutnest politischer Empörung oder sozialer Umwälzung. In einer Epoche, in der bereits die „Halleschen“, später „Deutschen Jahrbücher“ in Konflikt mit den Regierungen geraten waren, machte das Laubesche Blatt den Eindruck einer weißgekleideten Unschuld. Damals setzten allerdings die Jung-Hegelianer bereits den Jungdeutschen heftig zu, und auch Laube mußte sich von ihnen gehörig am Bart zupfen lassen. War der Löwe von Halle doch fast zu einem Modekupfer geworden. Man darf den damaligen Journalismus nicht mit dem heutigen Maßstab messen; er hatte noch nicht das Unpersönliche, das heute für ihn charakteristisch ist. Das Blatt trug die Physiognomie des Herausgebers, eines Gutzkow, Mundt, Laube — heutzutage haben die Zeitschriften, die zum Teil verbildert oder verwildert sind, mit wenigen Ausnahmen kein bestimmtes litterarisches Gepräge mehr: vielköpfige Redaktionskörper und Lesekomitees stehen an ihrer Spitze. Das war damals anders; der Redakteur und sein Blatt, Laube und die „Elegante Welt“ verschmolzen in eins zusammen. Später schrieb übrigens Feodor Wehl die Berliner Korrespondenzen für diese Zeitschrift und noch später Julian Schmidt, der für das leichte Feuilleton nicht den rechten Ton fand, weil in ihm schon der voluminöse Litterarhistoriker schlummerte.

Ich sah Laube damals in Gesellschaft des Herrn v. Corvin, des späteren Rastatter Rebellen, der mit Held, dem späteren Volksredner vom Kreuzberg, in Leipzig eine „Illustrierte Weltgeschichte“ herausgab. Corvin, ein pensionierter preußischer Leutnant, verkehrte mit Laube gesellschaftlich, gehörte aber nicht zu seinem eigentlichen litterarischen Gefolge. Er war ein politisch Radikaler, Laube war es gewesen. Dagegen war sein eifriger Anhänger Robert Heller, der Verfasser mehrerer geschichtlicher Romane, ein Feuilletonist mit der Zunge mehr als mit der Feder, doch ein schlagfertiger Herr, der ja später einmal Bogumil Dawison mit der Pistole in der Hand verfolgte, um ihn zum Zweikampf zu zwingen. Heller war und blieb Laubes treuester Jünger; als Feuilletonist der „Hamburger Nachrichten“ blieb er immer darauf bedacht, die Interessen seines Herrn und Meisters zu wahren und hat ihm später für die Burg hervorragende Kräfte wie die Charlotte Wolter empfohlen. Damals waren auch in Leipzig die beiden böhmischen Dichterdioskuren, Alfred Meißner und Moritz Hartmann, und wenn sie sich auch nicht gerade unter Laubes Fittiche flüchteten, so fanden sie doch an dem gereiften und einflußreichen Litteraten eine Stütze.

Es verging eine geraume Zeit, bis ich Laube wiedersah: es war im Jahre 1864; er war damals Direktor des Wiener Hofburgtheaters und stand auf dem Zenit seines Ruhms; er war im Begriff, mein Lustspiel „Pitt und Fox“ in Scene zu setzen, das schon vor einem Jahrzehnt die Runde über die meisten deutschen Bühnen gemacht hatte. Doch Laube fand, daß das Gebaren mit wichtigen historischen Staatsmännern zu leichtsinnig für die Wiener Hofbühne sei. „Erst als Sonnenthal so weit entwickelt war, daß ich ihm den Fox

Digitized by Google

geben konnte, entschloß ich mich zur Scenierung, weil ich in seinem gehaltvollen Wesen eine erhöhende Unterlage fand für die ausgelassene Figur des berühmten Ministers. Der Verfasser gestattete einige weitere Milderungen, und so machte das Stück gutes Glück."

Hier sah ich nun Laube unter den Seinen als Selbstherrscher im Reiche der Bühne; ich war oft hinter den Kulissen und war auf den Proben zugegen, und ich kann nicht leugnen, daß ich hier einen günstigen bleibenden Eindruck erhielt. Das war eine Schauspielergemeinde, die andächtig an ihrem Herrn und Meister hing; es waren ja meistens Künstler, die er entdeckt hatte. Da sah ich sie zusammen auf der Leseprobe von „Pitt und Fox": den glänzenden Konversationsschauspieler Sonnenthal, den jungen Charakterspieler Lewinsky, der einen neuen Franz Moor geschaffen, abweichend von allen früheren Auffassungen, Herrn Meixner, den schneidigen Komiker, das pikante Fräulein Baudius und neben diesen Darstellern des Fox, des Pitt, des Snoughton, der Harriet, die alle von Laube in das Ensemble der Burg eingereiht worden waren, noch ein bemoostes Haupt der alten Schule, Fichtner, der den König spielte, wie Laube selbst sagt, „ein Künstler im Lustspiel ohnegleichen; es vergehen oft Generationen, ohne daß der Bühne ein solches Talent ausgebildet wird — ein Talent von so künstlerischer Strenge und Feinheit und gleichzeitig von so reiner Liebenswürdigkeit, von so anspruchslosem und doch so wohlthuendem Humor." Man hat Laube oft den Vorwurf gemacht, daß er die älteren Künstler, die großen Namen des Burgtheaters zurücksetzte gegen die von ihm engagierten Darsteller — ich teile dieses sein Urteil über Fichtner hier mit, um zu zeigen, daß er auch mit Anerkennung für ältere Mitglieder seiner Bühne nicht geizte.

Wie sehr aber die neuen an ihm hingen, das sah ich bei diesen Leseproben — waren sie doch alle

„In seines Glückes Schiff miteingestiegen
Und setzten wie auf eine große Nummer
Ihr Alles auf sein einzig Haupt."

Laube hatte eine kleine Scene zwischen Snoughton und dem Juden eingelegt — er las sie vor, und sie wurde mit stürmischem Beifall begrüßt. Sie war ja an sich ganz artig; doch lag in dem Beifall zugleich eine Huldigung für den Dramatiker Laube.

Auf den Theaterproben nun war er in seinem Element. Der kleine Herr im grauen Mantel machte den Eindruck eines Elementargeistes, der hier allerlei Schätze hütet und fördert. Er war immer ganz bei der Sache, bei der Dichtung, bei dem Wort und der Situation; alles, was drum und dran hing, kümmerte ihn wenig; bei Dekorationen und Kostümen sah er nur auf das, was für die Handlung nötig und unerläßlich ist. Ich wohnte in demselben Burgtheater später den Proben meiner „Amy Robsart" unter Dingelstedts Leitung bei — kein größerer Gegensatz als Dingelstedt und Laube; jener rügte aufs heftigste, wenn die Farbe eines Teppichs nicht zu demjenigen der Zimmerdekoration paßte; bei diesem hätte die Einrichtung der Bühne in allen möglichen Regenbogenfarben

Digitized by Google

durcheinander schimmern können, das hätte ihn weiter nicht beunruhigt, und wenn die Krieger nur mit Schwertern, Schilden und Spießen erschienen, was sie dabei für Jacken und Waffenröcke anhatten, war ihm gleichgültig. „Der Insceneſetzer, er muß nachdichten," sagt er selbst in seiner Schrift über das Wiener Burgtheater, „das äußerliche Arrangement der Scene, Gruppierungen, Aufzüge, Putz, Schmuck und all dergleichen, ist wohl auch seine Sache, aber es ist verhältnismäßig Nebensache. Die Motive des Stückes zur Geltung zu bringen, das ist Hauptsache." Man findet auch in der ganzen so wertvollen Schrift nirgends Bemerkungen über Dekorationen und Kostüme — nur ein einzigesmal, wo er von den „nackten Knieen" in den Römerstücken spricht, die das Publikum allmählich satt bekam. Doch das ist mehr eine Geschmacksache als eine Kostümfrage.

Die eigentliche Domäne der Regiethätigkeit Laubes war das Lustspiel; hier fühlte er sich am behaglichsten; hier hatte er schauspielerische Improvisationen, die den Darstellern sehr förderlich waren; er gab ihnen kleine Züge der Detailmalerei an, besonders bei Verwendung der Requisiten als Darstellungsmittel, wobei er oft einen feinkomischen Tic zeigte; er spielte ihnen dies oder jenes vor, allerdings nur in Andeutungen, die aber rasch verstanden und künstlerisch verwertet wurden. Ebenso sprach er ihnen oft den Dialog vor; auch hierin konnte es sich nur um Andeutungen handeln, denn sein Organ, das einen durchaus rauhen Klang hatte, war wenig dazu geeignet, Dichterworte in Prosa oder Vers sympathisch zu machen. Und doch war er in seiner Art ein Vortragskünstler; er setzte die rechten Accente für das Verständnis und selbst für die Stimmung ein, und die mit guten Stimmmitteln gesegnete Künstlerschar konnte solche Andeutungen erfolgreich verwerten. Doch gilt dies alles mit Einschränkung nur für das Schauspiel und Lustspiel, weniger für die Tragödie. Da überwog bei ihm das Schwunglose und Begeisterunglose, und er suchte zur Unzeit das berechtigte Feuer seiner Darsteller zu dämpfen. Schuld daran trug nur zum Teil sein Naturell, das, wenn auch zu einem klugen Gleichmaß herabgestimmt, doch nicht ohne Temperament war, weit mehr eine Theorie, die sich in einen solchen Widerspruch gegen das Deklamatorische und Pathetische, gegen die Tradition der Weimarschen Schule verrannt hatte, daß ihm alles, was einen höheren Schwung atmete, in Dichtung und Darstellung unbequem war und er darin eine Versündigung gegen die Lebenswahrheit sah. Ihm verschwamm der Unterschied zwischen falschem und wahren Pathos, welch letzteres niemals aus der Tragödie verbannt werden kann, ohne ihr innerstes Wesen zu zerstören. Er war hierin ein Vorgänger der neuen Naturalisten, und er hätte als Kritiker vielleicht die Schillerverzerrungen des Berliner Deutschen Theaters unter der Leitung des Schillerbiographen Otto Brahm gutgeheißen, die mit Recht fast von der gesamten Presse verurteilt wurden.

Die Direktion des Wiener Burgtheaters ist der Glanzpunkt in Laubes Leben; er hatte diesem Kunstinstitut eine maßgebende Bedeutung verschafft, mit seltenem Scharfblick und Spürsinn hervorragende Talente entdeckt, ein Repertoire gebildet, das den verschiedensten dichterischen Kräften und Richtungen gerecht

Digitized by Google

wurde. Seine Schrift über das Wiener Burgtheater ist ein dramaturgisches Werk ersten Ranges; seine Urteile über Stücke und Schauspieler sind meistens sehr treffend, er versteht es zu charakterisieren und Physiognomien zu zeichnen. Die Schrift enthält eine Fülle goldener Regeln, die er freilich bei seiner späteren Praxis oft selbst nicht befolgt hat.

In seinem kleinen Salon, in dem hohen Stockwerk, wo seine Wohnung lag versammelte sich alltäglich zum Nachmittagskaffee eine auserlesene Gemeinde, der Frau Iduna mit Grazie den Mokka kredenzte: Schauspieler, Schriftsteller, Theaterfreunde, persönliche Bekannte und Freunde des Direktors. Hier führte dieser nicht immer das Wort, wenn auch öfters einer seiner diktatorischen Orakelsprüche eine Gesprächspause ausfüllte. In der Regel wurde die Unterhaltung nicht allgemein; sie zersplitterte sich in verschiedenen Gruppen. Theater war natürlich das Hauptthema, doch es war ja auch das Lieblingsthema der Kaiserstadt an der Donau; das Bild eines Burgschauspielers hing neben den Kaiser- und Prinzenbildern in jeder Hütte. Die Politik wurde wenig berührt; nach den Schlachten von Magenta und Solferino hüllte man sich in Wien lieber in Schweigen, und zwei Jahre nach meiner Anwesenheit in Wien kam zu jenen Unglückstagen noch derjenige von Königgrätz dazu. Doch trotz der politischen Windstille in diesem Salon wurde mir eine der lebhaftesten Jugenderinnerungen wachgerufen; ich sah mich in die Zeit meines Sturms und Drangs, die zugleich die Sturm- und Drangepoche der deutschen Nation war, zurückversetzt, und zwar in die Villa des badischen Abgeordneten und deutschen Freiheitsmannes Itzstein, wo im Jahre des Herrn 1846, wie schon erwähnt, aus allen Gauen die liberalen Vorkämpfer zusammengekommen waren. Da saß zu meiner Rechten jener Freiherr v. Gagern, eine der wichtigsten Persönlichkeiten jener Zeit, nicht lange darauf der erste Präsident des deutschen Reichstags in Frankfurt, und das Bild des energischen Mannes, der auch damals in Hallgarten den kleinen Kreis beherrschte, der so viele Berühmtheiten des Jahres 1848 enthielt, hatte sich meiner Seele tief eingeprägt. Und hier im Laubeschen Salon sah ich ihn wieder. Der jetzt neben mir auf dem Stuhle saß und eine Tasse Mokka schlürfte, war nicht mehr der Mann des „kühnen Griffes“ von 1848, der später noch für die deutsche Sache in Schleswig-Holstein gefochten hatte; er, der seinerzeit Oesterreich aus dem deutschen Staatenbunde ausschließen wollte, war ins großdeutsche Lager übergegangen; er lebte in Wien als hessen-darmstädtischer Gesandter, und in der That, ich hatte Mühe, in diesem etwas zugeknöpften Diplomaten den schwunghaften und imponierenden Träger des deutschen Einheitsgedankens wieder zu erkennen. Jene Villa in Hallgarten, wo ich ihn zuerst gesehen, lag am Fuße des Johannisbergs, und wenn Fürst Metternich von der berühmtesten Höhe des Weinlandes auf diese subalternen Rebenberge herabsah, so mochte er kaum wissen, welch eine weitverzweigte Verschwörung da unten am Sturze seines Systems arbeitete. Jetzt aber war der Häuptling der Frankfurter Rebellion unter Oesterreichs Fittiche zurückgekehrt. Laube hatte ja auch im Frankfurter Parlament gesessen und seinerzeit Gagern neben den andern

Digitized by Google

Herren in der Paulskirche sauber porträtiert. So begegneten sich im Laubeschen Salon das Welttheater, wo Gagern seine Rolle ausgespielt hatte, und die Theaterwelt, wo Laube jetzt ein in ganz Deutschland anerkanntes Zepter führte.

Um diese Zeit schrieb Laube auch an seinem großen historischen Roman: „Der deutsche Krieg“. Er hatte den ersten Teil, „Junker Hans“, bereits vollendet und überreichte mir die ersten vier Bände desselben zur Besprechung, da ich damals die Redaktion der „Blätter für litterarische Unterhaltung“ übernahm; ich konnte in meiner späteren Kritik das Verdienst der epischen Darstellung anerkennen, die uns Schritt für Schritt durch Raum und Zeit führt mit jener vollen, eingehenden Motivierung, wie sie dem Epiker zukommt, mit einer Bild auf Bild uns vor die Augen rückenden Anschaulichkeit. Bei diesem Anlaß beklagte sich Laube über die Ungunst des deutschen Lesepublikums, eine Klage, die er schon früher einmal gegen mich geäußert, als er mir seine dramatischen Werke übersandte. In der That war der buchhändlerische Erfolg der Laubeschen Schriften ein sehr bescheidener, besonders wenn man ihn mit dem heutigen Erfolg beliebter Dramen und Romane vergleicht; er blieb offenbar hinter dem Verdienst jener Werke zurück; in erstaunlichem Mißverhältnis stand er aber zu dem Glanze, der damals den Namen Laubes umgab. Und wenn die Lesewelt sich spröde gegen seine Schriften verhielt, so wurde ihm doch auf der andern Seite von den maßgebenden Autoritäten der Aesthetik und Litteraturgeschichte der Nimbus eines Klassikers vorenthalten, obschon die Klassiker, nach Lessings bekanntem Ausspruch über Klopstock, das Vorrecht haben, nicht gelesen zu werden.

Fünf Jahre waren seit jener Zeit verflossen, als Laube nach Leipzig kam, und zwar als Direktor des Leipziger Stadttheaters. Seinem Vorgänger, Herrn v. Witte, war aus irgend einem Grunde der Leipziger Boden zu heiß geworden; Flugblätter einer fanatischen Gegenpartei verfolgten ihn und bedrohten ihn. Im Jahre 1868 war das schöne Neue Theater eröffnet worden, und das erste Theaterjahr war ein sehr günstiges gewesen; das Publikum strömte allabendlich in den Kunsttempel am Schwanenteich; eine Schar tüchtiger Künstler und Künstlerinnen, Klara Ziegler, Rosa Link, Ludwig Barnay, Herzfeld u. a., übten eine nie versagende Anziehungskraft aus; die Einnahmen waren glänzend; Witte zog sich vom Theater zurück als ein sehr vermögender Mann und empfahl selbst als seinen Nachfolger Heinrich Laube. Dieser war seit einem Jahr von der Direktion des Wiener Burgtheaters zurückgetreten und hatte als erbitterter Kritiker den neuen Intendanten Friedrich Halm in der „Neuen Freien Presse“ aufs heftigste angegriffen; doch er sehnte sich wieder nach einer praktischen Thätigkeit, wo er etwas schaffen, wo er anordnen und befehlen konnte. Und so übernahm er die Pacht des Leipziger Stadttheaters, als sie ihm auf Wittes Empfehlung hin von dem Rat der Stadt angetragen worden war. Nun hätte man glauben sollen, daß diese Empfehlung die Gegner Wittes, die sofort als fanatische Anhänger Laubes Fahne aufsteckten, entwaffnet haben würde, denn wenn sie auch mit Hosianna Blumen auf Laubes Pfade streuten, so war es

Digitized by Google

doch Witte, der ihnen diese Huldigungen und den Einzug des neuen Direktors in die Pleißestadt ermöglicht hatte; statt dessen aber dauerten die Angriffe auf Witte fort, während um Laube das Weihrauchfaß geschwungen und der „kommende Mann“ in den Himmel gehoben wurde. Das Gerechtigkeitsgefühl der Leipziger, die mit der Direktion Wittes keineswegs unzufrieden gewesen, empörte sich gegen dieses Vorgehen, und auch ich, der ich gegen Laube keineswegs eine feindliche Gesinnung hegte, konnte damit nicht einverstanden sein. In der That liegen hier die Keime der späteren Leipziger Theaterunruhen; die bacchantische Vortänzerei vor einem kommenden Gotte hatte alle Nüchternen von Hause aus in ein feindliches Lager gedrängt. In den Feuilletons der meisten deutschen Zeitungen war die Leipziger Musterbühne bereits fix und fertig aufgebaut, die Unfehlbarkeit des neuen Direktors wurde mit beredten Zungen verkündigt, noch ehe er die Hand ans Werk gelegt hatte. Gegenüber diesem Taumel einer durch die deutschen Blätter rauschenden Apotheose glaubte ich bei einer Begrüßung Laubes als Kritiker des Leipziger Tagblattes bei aller warmen Anerkennung seiner Verdienste doch die Unabhängigkeit der Kritik ausdrücklich wahren und das Recht einer „gesinnungsvollen Opposition“ in Anspruch nehmen zu dürfen. Doch Laube war kein König Friedrich Wilhelm IV., er wollte nichts von einer gesinnungsvollen Opposition wissen. Einmal verhandelte ich mit ihm darüber eine Stunde lang, vor den Pforten des Musentempels auf und ab gehend: doch keiner vermochte den andern zu bekehren; ich war seinen Gründen betreffs einer Kritik mit gebundenen Händen um so weniger zugänglich, als ich ja wußte, daß er in demselben Jahre in Wien den Intendanten Halm so zerzaust hatte, daß er ihm kein gutes Haar ließ. Mit diesen kritischen Niedermetzelungen konnte sich meine wohlwollende Begrüßung des neuen Direktors durchaus nicht vergleichen.

Laube hatte seinen Generalstab: es befanden sich in demselben gute Freunde von mir, die einige Jahre vorher mir zu meinem 25jährigen Schriftstellerjubiläum eine litterarische Feier improvisiert hatten: Adolf Silberstein, ein junger Philosoph der Herbartschen Schule, Emil Claar, ein junger Schauspieler, der mit der Feder gut Bescheid wußte. Der erstere hatte eine Schrift über mein bisheriges litterarisches Wirken erscheinen lassen, eine Schrift voll wärmster Anerkennung; der zweite hatte mir sogar ein schwunghaftes Gedicht gewidmet. Doch der Laube-Fanatismus zerriß alle Bande; jeder Tadel des Meisters erbitterte seine Jüngerschaft. In den andern Leipziger Lokalblättern wurden meine Kritiken in gehässiger Weise wiederkritisiert; vor allem aber wurde in der auswärtigen Presse über die verständnislose Opposition gegen die Leipziger Musterbühne gezetert. Wie thöricht diese Anklagen waren, das beweisen ja die vorliegenden Dokumente, meine Kritiken im Tageblatt; man wird daraus ersehen, welches Lob ich verschiedenen Aufführungen gespendet, derjenigen des „Demetrius“, der „Makkabäer“, des „Julius Cäsar“, des „Coriolan“, und zwar vor und nach den Theatertumulten, während ich allerdings auch Verfehltes wie die Aufführungen der „Jungfrau von Orleans“, des „Faust“, des „Fiesko“ rügen mußte, besonders

Digitized by Google

wegen unrichtiger Besetzung vieler Hauptrollen. Hatte Laube doch die Jungfrau von Orleans von einer Soubrette, Fräulein Feuerstake, spielen lassen. Das entfesselte einen Sturm des Unwillens auf der sogenannten Eselswiese, dem Inseratenteil des Leipziger Tageblatts, auf dem sich damals viele Dramaturgen aus dem Volke mit kecken Improvisationen und heftigen Angriffen auf Laube tummelten. Ich selbst befand mich bald im Stande der Notwehr, und als einmal in angesehenen auswärtigen Blättern, in der Kölnischen Zeitung, der Augsburger Allgemeinen, die Leipziger Tageblatt-Kritik schonungslos verurteilt wurde, da ließ ich mich verleiten, auch selbst schärfere Saiten anzuschlagen und eine über mein gewohntes Maß hinausgehende Kritik einer Tellaufführung zu schreiben, die verhängnisvolle Folgen haben sollte. Laube gab jetzt die Losung aus, ich müsse fort von Leipzig, und sofort wurde zu einer vernichtenden Attacke geblasen. Zuerst erschien Emil Claar auf dem Wahlplatze mit einem langen gegen mich gerichteten Artikel, der an Schärfe nichts zu wünschen übrig ließ; er schien sein Lobgedicht auf mich vergessen zu haben; ich aber konnte, was der Preußenkönig in dem Heineschen Gedicht von Herwegh sagt, auf Claar anwenden:

„In Versen hat er mich entzückt,
Doch mir gefällt nicht seine Prosa!“

Maßvoller als dieser Artikel Claars in den Leipziger Nachrichten war eine Antikritik, die Silberstein in einem andern Leipziger Lokalblatt erscheinen ließ, doch durch ein unglückliches Mißverständnis brachte gerade diese Kritik den Funken in die Zündschnur. In einer Wendung derselben sah der Schauspieler Herzfeld, und zwar mit vollem Unrecht, eine Beleidigung seiner Braut, des Fräulein Link, stürzte in den Mittelbalkon, wo Silberstein mit ganz ruhigem kritischem Gewissen saß, und mißhandelte ihn thätlich an der offenen Thür. Es konnte nicht ausbleiben, daß darauf ihm Laube seine Entlassung gab. Er hat einen Schriftsteller, einen Kritiker mißhandelt, hieß es allgemein; doch man fügte hinzu: warum wird denn Claar nicht entlassen, der ebenfalls gegen einen Kritiker und Schriftsteller, wenn auch nicht mit Realinjurien, angriffsweise vorgegangen ist? Und aus diesem Gedankengange entwickelte sich die Lynchjustiz, deren Opfer einige Tage nachher Claar werden sollte. Es erhob sich bei seinem Auftreten im Neuen Theater eine so lärmende Opposition, daß der Vorhang fallen mußte und dann nur mit Mühe weitergespielt werden konnte. Noch schlimmer gestalteten sich die Dinge tags darauf im Alten Theater; hier war der Lärm so groß, daß die Vorstellung gänzlich unterbrochen wurde und Fräulein Delia, die Braut Emil Claars, infolge der Aufregung in Ohnmacht fiel und erst nach einem langen Krankenlager wieder auftreten konnte. Es war einer der größten Theaterskandale, von denen die Geschichte der deutschen Bühne zu berichten weiß, und niemals ist einem schlechten Theaterdirektor von seinem Publikum so arg mitgespielt worden, wie hier dem Mann, der für den besten in Deutschland galt. Die Laube-Partei rührte sich nicht. Im Leipziger Tageblatt waren Artikel aus der Feder eines jungen Juristen erschienen, die die ganze Partei aufs schärfste verurteilten, wenn sie auch die Verdienste Laubes

Digitized by Google

anerkannten. Da ich bei der Redaktion des Blattes in keiner Weise beteiligt war, so wußte ich vorher von diesen Artikeln nichts; sie waren in sehr beweiskräftiger und schlagkräftiger Weise abgefaßt und hatten Oel ins Feuer gegossen. Die Anarchie hatte indes den Theaterkörper selbst ergriffen; eine fast von allen Mitgliedern unterzeichnete und in den Blättern veröffentlichte Erklärung wandte sich gegen die eigne Direktion und ihre Maßnahmen besonders im Falle Herzfeld. Jetzt mischte sich auch der Rat ein, der für Laube wenig Sympathien hatte; dieser mußte Ordre parieren, und wie nach einer Revolution durch öffentliche Anschläge die Entlassung eines mißliebigen Ministeriums verkündet wird, um die Gemüter zu beruhigen, so verkündeten Plakate an allen Pforten des künstlerischen Heiligtums die Entlassung Emil Claars, der zum Sündenbock der Laubeschen Direktion geworden war.

In jenen Tagen herrschte eine Aufregung in Leipzig wie in Revolutionszeiten, wo ein Straßenkampf in Aussicht steht. Die Parteien gingen nur mit Stöcken ausgerüstet über die Straße; mißtrauisch blickte der Direktor, wenn er am Café Français mit seinem Freß- und Preßgefolge, seinem getreuen Hund und seinem getreuen offiziösen Preßbureau vorüberging, zu den Fenstern dieses Kaffeehauses empor, in dem er das feindliche Lager sah. Zu mir selbst kamen Anhänger Laubes, die aber auch zu mir hielten, Dr. Franz Hirsch, Dr. Paul Lindau u. a., in erregter Kampfesstimmung und mit Stöcken von verschiedenstem Kaliber bewaffnet, um mir die bedrohliche Situation zu schildern, für die sie übrigens, viel unparteiischer als Laube, mich nicht verantwortlich machten.

Inzwischen kam nach dem Zugeständnis, das durch die Entlassung Claars der öffentlichen Meinung gemacht worden war, auch die Partei Laubes zu Worte; er selbst sprach mehrmals von der Bühne herab zum Publikum, und zwar mit lebhaftem Beifall; eine in den angesehensten Kreisen Leipzigs zirkulierende Adresse, von vielen Großkaufleuten, Professoren und Beamten unterzeichnet, sprach Laube und seiner Direktion volle Anerkennung aus. Er hatte mit seinem Abgang gedroht; doch er ließ sich durch diese Zustimmungserklärung erbitten und blieb. Alles kam nun wieder ins alte Geleise; er dirigierte, seine Künstler spielten, seine Jünger schwangen das Weihrauchfaß, ich kritisierte; nur auf der Eselswiese war es still geworden. Die fieberischen Erscheinungen hörten auf, die Krisis war überstanden.

Doch mit des Geschickes Mächten ist, wie es in dem „Lied von der Glocke“ heißt, kein ew'ger Bund zu flechten, und wenn hier der Dichter singt, daß der Segen von oben kommt, so kam diesmal der Unsegen von oben, und zwar vom Plafond des Neuen Theaters. Es „begann dort auf einmal zu bröckeln“, der damalige Theaterinspektor, nachher langjähriger Direktor des Kölner Stadttheaters, brachte diese unerfreuliche Mitteilung. Der Rat beschloß, das Neue Theater auf einige Wochen zu schließen; dazu waren aber Verhandlungen mit dem Direktor nötig; Laube zeigte sich wenig fügsam; er hatte überhaupt durch sein „patziges“ Wesen die Gunst des Bürgermeisters Koch verscherzt. Und ein

Digitized by Google

Oberbürgermeister hat gewiß das Recht, so unfehlbar zu sein wie ein Theaterdirektor, und wenn zwei Unfehlbarkeiten aufeinanderplatzen, so kommt es nur darauf an, auf welcher Seite beim Anprall die Gewalt des Stoßes größer ist. Laube hatte bei den Verhandlungen seinem Unwillen durch die gelegentliche Aeußerung, er wolle abgehen von der Direktion, Ausdruck gegeben. Darauf hin hielt der Bürgermeister Vortrag beim Stadtrat, beantragte die Entlassung Laubes, begab sich noch an demselben Abend zu den Stadtverordneten, um die Zustimmung dieses Kollegiums einzuholen, die auch nicht ausblieb, und so erhielt Laube gleich darauf seine mit dem Ratssiegel versehene Entlassung. Er war darüber aufs äußerste betroffen und suchte dieselbe rückgängig zu machen. Vergeblich! Seine Direktion hatte den Leipziger Volksaufstand glücklich überstanden, war dann aber sachte „abgebröckelt“.

Ich habe Laube seitdem nicht wieder gesehen, er hat ja dann seiner Passion als Theaterleiter wieder am Wiener Stadttheater gehuldigt. Ueber die Leipziger Vorgänge hat er in seiner Schrift über das „Norddeutsche Theater“ und in seinen „Erinnerungen“ Enthüllungen gemacht, die entweder auf Selbsttäuschung oder falscher Berichterstattung beruhen. Ich selbst kam dabei natürlich schlecht genug weg; er läßt durchblicken, daß ich das böswillige Agens dieser Theaterskandale gewesen sei, — mit Unrecht! Ich wußte vorher nichts davon und wurde durch diese so überrascht wie er selbst! Ebenso deutet er an, daß meine kritische Stimmung der Direktion gegenüber durch die Aufführung oder Nichtaufführung meiner Stücke beeinflußt worden sei. Das ist ein wohlfeiler Vorwurf, ein naheliegender Stein, den man leicht zum Wurf aufheben kann, wenn es gilt, einen Theaterkritiker zu treffen, der zugleich dramatischer Dichter ist. Ich als Dichter hatte aber nicht den geringsten Grund, mit dem Theaterdirektor Laube unzufrieden zu sein; er hatte meine „Katharina Howard“ und mein Lustspiel „Pitt und Fox“ mit guter Besetzung und schönem Erfolg gegeben — spielte doch der geniale Mitterwurzer sowohl den Fox wie den König Heinrich VIII. Und diese Aufführung meines Lustspiels fand kurz vorher statt, ehe ich meine Theaterkritik über den „Tell“ vom Stapel ließ, die ich nur um der Sache willen schrieb; persönliche Motive hätten mich eher abhalten sollen, sie zu schreiben. Wenn er meinen kritischen Standpunkt als den der Weimarschen Schule verurteilt, so muß ich zwar zugeben, daß ich für Schiller und Goethe etwas eingenommen bin, daß ich aber das falsche Pathos ebenso verwerfe wie Laube, nur daß ich damit nicht zugleich allen dichterischen Aufschwung in die Pfanne hauen will. Doch über alle diese Vorgänge ist längst Gras gewachsen; ich habe später auch mit den Hauptbeteiligten der Gegenpartei, mit dem leider früh verstorbenen Adolf Silberstein und Emil Claar stets auf freundlichem Fuße gestanden. Die Gehässigkeiten Laubes in seinen Aufzeichnungen und Denkschriften habe ich ruhig über mich ergehen lassen und bisher in keiner Weise erwidert. Auch das Bild Laubes, wie ich es in allen neuen Auflagen meiner Litteraturgeschichte, in meinen Essays in „Unsre Zeit“ und den „Litterarischen Totenklängen und Lebensfragen“ eingehend

Digitized by Google

und mit Liebe entworfen und koloriert habe, trägt nirgends die Spuren persönlicher Feindseligkeit; ja, von allen Litterarhistorikern der Gegenwart ist keiner den schriftstellerischen Verdiensten Laubes in gleicher Weise gerecht geworden; von vielen wird er nur wie eine halbverschollene Größe betrachtet oder mit einer vornehmen Handbewegung beiseite geschoben, wie es die Neuesten den Vorkämpfern der jungdeutschen Epoche gegenüber zu thun pflegen.



Ueber Liebig und das Arbeitsfeld des Chemikers.

Von

F. Fittica.

Die heutigen Paläste, die sich die Hochschulen, sei es Universität oder Polytechnikum, für Chemie zu eigen machen, verdanken wir Liebig. Liebig, der mit Leib und Seele allem voran war, wenn es sich um die praktische Lösung wissenschaftlich-chemischer Fragen handelte, empfand frühe das Bedürfnis, nicht nur für sich, sondern für Mitarbeiter und Schüler ein Lokal zu schaffen, in dem er nach Herzenslust seine chemische Thätigkeit entfalten konnte zum Wohle der Universität und seiner Mitmenschen. Ihm genügte es nicht, analog seinen Vorgängern in einem privaten Arbeitsraum sich zu verschließen, umgeben höchstens von einem Freunde, Privatassistenten oder Mitarbeiter, der die Ideen des Meisters ausführen und verbreiten sollte; vielmehr war er der Mann dazu, eine größere Schule ins Leben zu rufen, der Mann, dem wir nicht nur für Deutschland, sondern für die ganze Welt eine allgemeine wissenschaftliche Unterrichtsanstalt verdanken, in der nicht nur Chemie gelehrt, sondern auch geübt sowie technisch-wissenschaftlich bethätigt werden konnte.

In seinen Jugendjahren hat es Liebig, analog seinen bedeutenden Vorgängern Mitscherlich, Davy und Berzelius, bitter empfunden, daß es damals weder allgemein Hochschullehrer für Chemie gab, noch allgemeine Bildungsanstalten hierfür. Mitscherlich (1794 bis 1863), der aus der Nähe des zu Zeiten Bismarcks manchmal genannten Jever (Großherzogtum Oldenburg), aus Neuende, stammte, hat wie Berzelius (1779 bis 1848) nur auf Umwegen seiner Lieblingswissenschaft, der Chemie, sich widmen können. Letzterer hatte einen Schulvorstand zum Vater, von dem er zwar in Sprachen und ferner allgemeinen Naturwissenschaften, keineswegs aber in deren Grundlehren (Chemie und Physik) unterrichtet werden konnte. Mitscherlich erging es noch schlimmer; er wurde auf Anregung des berühmten Geschichtsforschers Schlosser, der in seinen (Mitscherlichs) Schuljahren in Jever Gymnasiallehrer war, anfangs Philologe, als welcher er

Digitized by Google

in Heidelberg studierte und in Göttingen promovierte, so daß nur eine scheinbar zufällige Begegnung mit Berzelius, der als Professor der Medizin in Stockholm sich damals vorübergehend in Berlin (dem späteren Wohnsitz Mitscherlichs) aufhielt, Veranlassung für ihn wurde, die Philologie gänzlich mit Chemie zu vertauschen. Derartige Umsattlungen hat zwar Liebig (1803 bis 1873) nicht durchgemacht. Er hat im Gegenteil seine frühreife Neigung zur Chemie dadurch sattsam bethätigen dürfen und auch bethätigt, daß er nicht nur in seinem 14. Lebensjahre sämtliche chemischen Werke der Bibliothek seines Geburtsortes Darmstadt durchgelesen hatte, sondern auch die darin beschriebenen Versuche nachgemacht. Sein Vater, ein Material- und Farbwarenhändler, war allerdings um so weniger mit diesem Selbstunterricht einverstanden, als die Schularbeiten des Sohnes zugleich dadurch vernachlässigt wurden, so daß der junge Liebig eine Reihe von Tadelsvoten sich mußte gefallen lassen. Da er ferner seinen Lehrern nichts weniger als genial beanlagt erschien und ihm die Erlangung eines Reifezeugnisses eine unerreichbare Aufgabe bedünkte, sodann aber seine Neigung zur Chemie übermächtig sich entwickelte, gab der Vater ihn zu einem Apotheker in Heppenheim (bei Darmstadt) in die Lehre, wo er nach damaliger Sitte und Möglichkeit die ersten Grundlagen als Chemiker sich zu eigen machen sollte. Allein bereits nach zehn Monaten konnte er die Apotheke verlassen, respektive mußte sie verlassen, weil eine unglückliche Explosion mit Knallquecksilber (mit dessen Bereitung er sich in den Mußestunden befaßte) seinen Lehrherrn gegen ihn aufbrachte. Nachdem er nunmehr in Darmstadt seine mangelhaften Schulkenntnisse ergänzt hatte, konnte er mit Unterstützung seines Landesfürsten Ludwig I. zunächst nach Bonn und sodann nach Erlangen zum Studium unter Kastner gehen sowie hier promovieren. Im letzteren Orte machte er ferner Bekanntschaft mit Platen, gelegentlich Schellings Vorlesungen über Philosophie, die jene gleichzeitig besuchten, über welche letztere er allerdings später sich sehr mißliebig aussprach.

Indes war damals Deutschland kein Land zur höheren Ausbildung in Chemie. Als Lehrer hierfür hätte höchstens dort Mitscherlich in Frage kommen können, der um jene Zeit (1822) zwar in Berlin bereits schon Professor war, allein kein allgemeines Laboratorium besaß sowie kein Talent war, seinen Namen nach außen hin glänzen zu lassen. Dies verstanden vielmehr die im übrigen sehr tüchtigen und bedeutenden Chemiker Frankreichs: Gay-Lussac, Thénard und Dulong, die damals in Paris lebten und wirkten. Hierhin wendete sich Liebig, und es gelang ihm namentlich im Laboratorium Thénards Eingang zu finden sowie Untersuchungen auszuführen, die Veranlassung wurden, daß (1823) unter andern auch Alexander v. Humboldt auf ihn aufmerksam wurde. Dieser, der damals die bedeutendsten Naturforscher zu Freunden und Bekannten hatte sowie mit einer Reihe von Fürsten auf vertrautem Fuße stand, empfahl ihn Gay-Lussac, der ihn ausnahmsweise in sein Privatlaboratorium aufnahm, so daß Liebig nunmehr auf das eingehendste mit den hervorragenden chemischen Kenntnissen der damaligen Zeit ausgestattet werden konnte. Nach

Digitized by Google

Absolvierung dieser seiner eigentlichen chemischen Hochschulzeit nahm aber Alexander v. Humboldt Veranlassung, ihn gemäß dem günstigen Urteile Gay-Lussacs seinem Landesherrn, dem genannten Großherzoge, warm zu empfehlen, der nunmehr Liebig in dessen 21. Jahre zum außerordentlichen Professor in Gießen ernannte.

In Gießen hat Liebig (seit 1826 als Ordinarius) die größte Zeit seines Lebens zugebracht, und obwohl die Stadt weder damals wie heute ebensowenig durch Schönheit als auch Verkehr oder Industrie glänzte, hat er wesentlich aus Dankbarkeit gegen seinen Landesherrn zunächst Berufungen nach dem Inlande wie dem Auslande beharrlich abgelehnt. Aber nicht nur aus diesem Grunde, sondern auch deshalb geschah dies, weil sich Liebig, allerdings mit Mühe und Entsagung, dort ein Arbeitsfeld schuf, das als damalige einzige Einrichtung dieser Art allmählich ihm die jungen Chemiker Deutschlands und sodann der ganzen Welt zuführte, zu seiner Wonne und Freude. Dagegen war es anfangs der Neid und Groll seiner Kollegen, die ihm sein Leben dadurch verbitterten, daß sie ihn bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit wissen ließen, er verdiene seine Stellung ebensowenig durch seinen Mangel an Schulbildung als auch gesellschaftlichen Formen. Gleiche Gründe waren es auch wohl, wenigstens der Neid, die sein Bestreben, ein allgemeines Laboratorium einzurichten, anfangs vereitelten, vor allem mit dem Hinweise darauf, daß es nichts wie persönliche Annehmlichkeiten seien, die Liebig mit der Einrichtung eines Laboratoriums bezwecke. Endlich aber bewirkte ein gereizter Brief (1834) an den hessischen Kanzler Linden in Darmstadt das, was Bitten und demütige Vorstellungen bis dahin vergeblich gesucht hatten.

In diesem Briefe machte er darauf aufmerksam, daß man ihm kein Laboratorium gegeben habe, sondern lediglich vier Wände statt eines ausgerüsteten Arbeitsraumes. Man wäre aber, so führt er aus, nicht im stande, ohne Instrumente und Präparate die Stelle eines Hochschullehrers in Chemie zu bekleiden, so daß er jährlich drei- bis vierhundert Gulden aus eignen Mitteln dazu habe verwenden müssen. Für die Anstalten einer Universität aber dürfe man die größten Summen verwenden, weil dies die Achtung und Anhänglichkeit an sie steigere, obschon die strengste Kontrolle über die Zweckmäßigkeit ihrer Verwendung geführt werden müsse. Indem er aber solche Summen aus eignen Mitteln hergegeben habe, habe er von den 800 Gulden seiner Besoldung so viel eingebüßt, daß er von Kummer und quälenden Nahrungssorgen bedrückt sei.

Derartige Ansichten hatte bezüglich des chemischen Unterrichts bereits der oben genannte Berliner Chemiker Mitscherlich geäußert, indes ohne Erfolg zu verwirklichen gestrebt; Liebig jedoch erreichte nicht nur seinen Zweck, sondern auch den, daß man von jetzt an allgemein seiner begründeten Ansicht, zum gründlichen chemischen Studium gehörten gründliche Hilfsmittel, in Regierungskreisen beitrat. In der Folge ist es ferner Liebigs Verdienst gewesen, in Deutschland eine chemische Schule, eine chemische Hochschule ins Leben zu rufen, derart, daß von da an ohne Umschweife allgemein einem zu berufenden Hochschullehrer für

Digitized by Google

Chemie die hierfür nötigen Laboratorien mit Arbeitsplätzen gebaut und eingerichtet wurden.

Diese Laboratorien hatte man bis dahin nicht gekannt. Nicht nur war ein Teil der vor Liebig wirkenden Chemiker aus dem Pharmaceutenstande heraus emporgewachsen, sondern ein andrer, nicht minder bedeutender Geister hatte seiner ganzen Jugendbildung nach der Chemie so fern als möglich gestanden. Der obige Mitscherlich war dieser seiner Ausbildung nach Historiker und Philologe; ein englischer Vorgänger von ihm, Priestley (1733 bis 1804), Theologe; ein andrer, Dalton (1766 bis 1844), Wanderlehrer, wesentlich in Mathematik; der große französische Reformator Lavoisier (1743 bis 1794) lebte in einer staatlichen Anstellung als Generalpächter; der Franzose Berthollet (1748 bis 1822), dem wir die wichtigsten, heute noch teilweise geltenden Sätze über chemische Verwandtschaft (chemische Liebe) verdanken, war sein ganzes Leben hindurch in technischen und technologischen Stellungen; auch wurde er von Napoleon I. zu staatlich-wissenschaftlichen Zwecken herangezogen. Diejenigen Forscher sodann, die weder als Pharmaceuten noch als Autodidakten vorgebildet waren, vereinigten in ihrer Lehr- oder Forscherthätigkeit Chemie mit Physik, wie Gay-Lussac (1778 bis 1850), der Lehrer Liebigs, oder mit Medizin, wie Berzelius (1779 bis 1848), der zu Anfang des Aufsatzes bereits besprochene große schwedische Chemiker. Nur wenigen Männern der früheren Zeiten gelang es, sich, sei es durch die Gunst von befreundeten Staatsleitern, sei es durch die Entdeckung von Stoffen, die weiteren Kreisen verständlich und vorteilhaft zum Gebrauch waren, sich besondere Lehrstühle für Chemie zu verschaffen; zu jenen gehörte Fourcroy (1755 bis 1809), Professor am Pariser Jardin des Plantes; zu letzteren Davy (1778 bis 1829), Professor an der Londoner Royal Institution. Was insbesondere noch die aus dem Pharmaceutenstande herausgewachsenen Chemiker betrifft, so waren sie, wie der Schwede Scheele (1742 bis 1786), einer der bedeutendsten Chemiker aller Zeiten, dem wir die Entdeckung des Sauerstoffs, des Chlors sowie einer Anzahl Metalle verdanken, auf dem Gebiete der Chemie in Wahrheit Autodidakten, da die spärlichen chemischen Kenntnisse der früheren Zeiten den Pharmaceuten hierin keine methodische Ausbildung ermöglichten.

Genug, eine methodische Ausbildung in Chemie war vor Liebig auf der Hochschule nicht möglich, um so weniger auf dem Gymnasium, respektive der Mittelschule, die erst in den letzten Jahrzehnten hierfür allgemeine Stunden und Einrichtungen erhalten haben. Seinem Vorgange entsprechend sind indes gegenwärtig die Universitäten wie die technischen Hochschulen mit Laboratorien versehen, die nebst einzelnen Arbeitsplätzen größere Räume besitzen, in denen für allgemeine Operationen wie die der Destillation und Filtration, der Entwicklung schädlicher und übelriechender Gase, der Ausmittelung der Zusammensetzung organischer Verbindungen durch Verbrennung sowie andrer mittels des Eigengewichts ihrer Dämpfe, der sorgfältigen Wägung solcher Verbindungen oder auch solcher des Mineralreichs (anorganischer Körper) entsprechende Einrichtungen getroffen wurden. Diese bestehen zunächst in der Anlage von Gas- und Wasserleitung, besonderer

Digitized by Google

Brenner und Oefen sowie eines Lagers verschiedener Glas-, Porzellan- und Metall-, insbesondere Platingefäße, welch letztere vor allem dazu dienen, bestimmte Stoffe mit energisch wirkenden Reagentien oder bei sehr hohen Temperaturen zu behandeln, zu deren Zwecken Glas oder Porzellan nicht genügend Widerstand bieten. Die überaus fein gearbeiteten Wagen ermöglichen es uns, die Zusammensetzung bestimmter Verbindungen oder Gemische sowohl für rein chemische als auch medizinisch- oder gerichtlich-chemische Untersuchungen bis auf den Bruchteil eines tausendstel Grammes festzustellen; sodann aber auch, die große Zahl der Mineral-, Pflanzen- und Tierstoffe in ihren Wirkungen und Zersetzungen der Menge nach zu studieren. Was endlich die Art des Unterrichts in diesen Laboratorien betrifft, so werden an einfachen Beispielen zunächst Wirkung und Gegenwirkung einfacher Stoffe gezeigt, sodann deren Nachweis in Gemischen geführt, die, anfangend mit einfachen und leicht zu erkennenden Stoffen, allmählich komplizierter und reichhaltiger werden, bis sie schließlich aus dem Mineral- (dem anorganischen) Reich in das des organischen (meistens Pflanzenreichs) übergehen. Die zugleich in den allgemeinen Vorlesungen erörterten Gegenstände betreffen ausschließlich Eigenschaften und Wirkungen sowohl von Metallen als Nichtmetallen (sogenannten Metalloiden), zu welch letzteren z. B. die Bestandteile der uns umgebenden Luft, des Wassers sowie einer Reihe von Stoffen gehören, wie sie aus faulenden oder gärenden Materien in die Atmosphäre treten. Zwei sehr bekannte Körper, Schwefel und Phosphor, gehören ferner hierher, wie ein bekanntes Gift, das Arsenik. Die Erörterung der Eigenschaften und Wirkungen von Stoffen des Pflanzen- und Tierreichs, der organischen Körper, bildet den Gegenstand der Vorlesungen für die Fortgeschrittenen, weil hierbei eine Reihe von Erscheinungen des anorganischen Reichs als bekannt vorausgesetzt werden muß. Ist auch hiermit der Praktikant vertraut geworden, so wird ihm die Darstellung verschiedener Präparate an die Hand gegeben, Präparate, zu denen die Operationen des Auflösens, Niederschlagens aus Lösungen, ihrer Klärung durch Filtration, ihrer Ausscheidung durch Krystallisation, ihrer Reinigung (bei flüchtigen Stoffen) durch Destillation sowie die Feststellung ihrer chemischen Eigenschaften mittels der Erscheinung ihrer Wirkung auf andre vonnöten sind. Ereignet es sich später sodann, daß Darstellung und Eigenschaften solcher Körper für die Wissenschaft einen Fortschritt vorstellen, weil sie neu und wichtig sind, so können sie zugleich den Ausgang für eine Promotionsarbeit geben.



Digitized by Google

Großherzog Peter von Oldenburg und die schleswig-holsteinische Frage.[1]

Von
Staatsminister a. D. G. Jansen.

Es war ein Erbfolgestreit innerhalb des oldenburgischen Fürstenhauses, der mit dem Tode des Dänenkönigs Friedrich VII. am 15. November 1863 die Kugel ins Rollen brachte und in seinem Verlauf und seinen Folgen das Angesicht des Erdballs veränderte.

Man kann sagen, daß das Leben des Großherzogs Peter von Oldenburg unter dem Zeichen der schleswig-holsteinischen Angelegenheit stand.

Der Großherzog war gleich seinem Großvater, dem Herzog Peter Friedrich Ludwig, mit dessen Wesen das seinige manches Verwandte hatte, eine echt holsteinische Natur. Seiner holsteinischen Abkunft und seiner Zugehörigkeit zum Hause Holstein sich voll bewußt, fühlte er sich auch auf seinen holsteinischen Besitzungen am wohlsten. Die Geschichte des Landes und seines Hauses beherrschte er wie kaum ein andrer, und wenn er einmal zäher an einer Auffassung festhielt, als manchem gefiel, so machte er dafür gern in scherzender Wendung seinen „holsteinischen Kopf" verantwortlich.

Die schleswig-holsteinische Frage war schon früh in den Gesichtskreis des jungen Fürsten getreten; er war 19 Jahre alt, als der „Offene Brief" Christians VIII. das Programm der dänischen Politik gegenüber den deutschen Herzogtümern enthüllte und seinen Vater, den Großherzog Paul Friedrich August, und dessen Regierung zu entschiedener Verwahrung gegen die beabsichtigte Vergewaltigung der Rechte alter Erblande des oldenburgischen Hauses aufrief.

Vier Jahre später, nachdem die Erhebung der von den deutschen Großmächten im Stich gelassenen Herzogtümer gegen Dänemark ein trauriges Ende genommen hatte, fand sich der junge Erbgroßherzog zum ersten Male selbst in die Wirrsale der schleswig-holsteinischen Angelegenheit verstrickt. Der 2. August 1850 bezeichnet das Datum des ersten Londoner Protokolles, durch das die auswärtigen Mächte Rußland, England, Frankreich und Schweden unter Beiseiteschiebung Preußens und Oesterreichs die Entscheidung über die Zukunft Schleswig-Holsteins in die Hand nahmen und die Aufrechterhaltung des dänischen Gesamtstaates für eine politische Notwendigkeit im europäischen Interesse erklärten. Hand in Hand damit ging die Regelung der Staatserbfolge in den von der Krone Dänemark beherrschten Landen, da nach menschlicher Voraussicht das Aussterben

[1] Aus einer demnächst zur Veröffentlichung gelangenden größeren Schrift des Verfassers: Erinnerungen an den Großherzog Nikolaus Friedrich Peter von Oldenburg 1864 bis 1900.

Digitized by Google

der dort regierenden älteren Linie des oldenburgischen Hauses in nicht ferner Zeit zu gewärtigen war und nach dem Willen der maßgebenden Mächte der Gefahr begegnet werden sollte, daß nicht beim Ableben König Friedrichs VII. der alte Streit zwischen den Bestandteilen der dänischen Monarchie sich erneuere. Hier setzte der mächtige Einfluß des die politische Situation in der Herzogtümerfrage beherrschenden Kaisers Nikolaus ein. Es waren Erbansprüche der Häuser Hessen, Holstein-Gottorp (durch Rußland und durch Oldenburg vertreten), Augustenburg und Glücksburg, mit denen in solchem Falle zu rechnen war; politisch kam es darauf an, für die künftige Stellung eines König-Herzogs eine Persönlichkeit zu finden, die man den ungewöhnlichen Schwierigkeiten der Aufgabe für gewachsen hielt. In diesen Erwägungen lenkte sich das Augenmerk des Kaisers an erster Stelle auf den damals 23jährigen Erbgroßherzog als Glied der jüngeren Linie des Gottorpschen Hauses. Ein russischer Abgesandter erschien in Oldenburg, um mit dem Erbgroßherzog und seinem Vater, dem Großherzog Paul Friedrich August, über die dänische Thronkandidatur und deren Bedingungen zu unterhandeln.

In Oldenburg ward man durch diese Eröffnungen ebenso erschreckt wie überrascht — erschreckt bei dem Ausblick auf die ungeheuren Schwierigkeiten, die man für die künftige Gestaltung der Verhältnisse in Dänemark wie in den Herzogtümern mit richtigem Blick voraussah, überrascht, weil seit dem „Offenen Brief" Christians VIII. gerade Oldenburg am Bundestage wie in der Oeffentlichkeit keine Gelegenheit hatte vorübergehen lassen, für die bedrohten Rechte der deutschen Herzogtümer mit Offenheit und Entschiedenheit einzutreten. Gleichwohl erheischte schon die Rücksicht auf die damals noch schwerwiegende Stellung des Kaisers Nikolaus als Chef der Gottorper Linie des oldenburgischen Gesamthauses, die gemachten Vorschläge und Anerbietungen in ernsteste Erwägung zu ziehen; der junge Erbgroßherzog war mit seinem Vater vollständig darüber einverstanden, daß eine unbedingte Ablehnung unthunlich sei, ebenso fest aber von vornherein in dem Entschluß, sich auf keine Abmachungen einzulassen, durch die den Rechten der Herzogtümer Eintrag geschehen könnte. Man erklärte sich deshalb zu weiteren Verhandlungen über das Ansinnen des Kaisers zwar bereit, formulierte aber gleichzeitig die vorläufig sich aufdrängenden Bedenken in einem dem russischen Abgesandten übergebenen Memoire, in dem vor allem die Notwendigkeit der vollen Achtung der Rechte der Herzogtümer wie derjenigen der erbberechtigten Agnaten und Cognaten bei dem wegen der Thronfolge zu treffenden Abkommen betont wurde.

Der Erbgroßherzog stand, als die russischen Anerbietungen in Oldenburg eintrafen, eben im Begriff, vor Antritt einer längeren Reise nach Italien und Griechenland noch eine Reise in das Fürstentum Birkenfeld zu unternehmen, die ihn zunächst nach Schloß Schaumburg an der Lahn zum Besuch seines Vetters, des Erzherzogs Stephan von Oesterreich, führte. Unterwegs und dort ließ ihn der Gedanke an den ihn persönlich wie die Zukunft seines Hauses und des Oldenburger Landes so nahe berührenden Plan des Kaisers Nikolaus

Digitized by Google

nicht los, und es drängte sich ihm das Bedürfnis auf, über das Für und Wider, wie es vor seinen Augen bei stets erneuerter Prüfung sich schließlich gestaltete, in einer schriftlichen Aufzeichnung sich klar zu werden. Er verfaßte sie in Schaumburg und beendete die Ausfertigung auf der Reise in Bernkastel an der Mosel. Von hier sendete er sie am 7. September 1850 seinem Vater, dem Großherzog, als „das Resultat einer langen ernstlichen Erwägung“.

Diese Niederschrift ist nicht allein ein für die Zeitgeschichte nicht uninteressantes Aktenstück, sondern vor allem für die Persönlichkeit und die Anschauungsweise des verewigten Großherzogs in hohem Grade charakteristisch und läßt in ihren Ausführungen schon die ethischen und politischen Grundsätze erkennen, die den Großherzog während einer nahezu fünfzigjährigen Regierung auch in den Verwicklungen, die in späteren Zeiten die schleswig-holsteinische Frage wiederum für ihn und sein Haus mit sich brachte, unentwegt zum Leitstern gedient haben.

Es sei gestattet, einige besonders bezeichnende Stellen aus dem Zusammenhang herauszuheben.[1])

„Der alte Satz justitia fundamentum regnorum hat sich stets bewährt. Er ist die Moral, die uns die Geschichte lehrt, und auch die neueste Zeit hat viele Belege dazu geliefert, namentlich die unglückliche Geschichte der schleswig-holsteinischen Verwicklungen. Nur durch die gewissenhafte Wahrung des Rechtsbodens kann das Wohl der Staaten begründet werden; denn nur dadurch hat eine Regierung moralische Gewalt, deren sie besonders in einer Kombination wie die beabsichtigte bedarf, wo zwei Völker, die sich hassen und in blutigem Kampfe begriffen sind, versöhnt werden sollen. Dies allein schon macht die Verpflichtung, die bestehenden Rechte zu achten, zu einer doppelt heiligen.“ Dann anknüpfend an die Andeutung, daß gewisse Entschädigungen auf das Großherzogtum verwiesen werden könnten: „Ich könnte eine solche Beeinträchtigung der Rechte unsers Hauses nie gegen den in Deutschland zurückbleibenden Zweig desselben verantworten, noch weniger gegen meinen unmündigen Bruder. Eine Zerstückelung des Großherzogtums würde ich aber auch weder meinem Hause noch dem Lande gegenüber verantworten können, denn ich bin zuerst Erbgroßherzog von Oldenburg und habe als solcher heilige Pflichten gegen mein Land zu erfüllen. Sollte das Geschick das große Opfer von mir verlangen, meine Heimat zu verlassen, so will ich dies wenigstens mit gutem Gewissen thun können und nicht von der Ueberzeugung gefoltert sein, aus — wenigstens scheinbar — ehrgeizigen Absichten Oldenburgs Interessen geopfert zu haben.“ — „Ich halte, was meine individuellen Wünsche betrifft, das Gelingen der Kombination für ein persönliches Unglück. Ich habe nicht jenen Ehrgeiz, der vom Besitz einer Krone sich blenden läßt. Ich wünsche mir keine, am wenigsten diese, wo man zwischen zwei feindlichen Parteien stehen wird und, außer dem Hasse beider oder wenigstens einer derselben ausgesetzt zu sein, in tausend Gefahren, Ungerechtigkeiten und Inkonsequenzen

---

[1]) Nach (Jansen) „Großherzog Nikolaus Friedrich Peter von Oldenburg. Ein Rückblick“. Jahrbuch für oldenburgische Landesgeschichte, Band IX, 1900.

Digitized by Google

zu begehen, geraten würde. Als Großherzog von Oldenburg brauche ich keine welthistorische Rolle zu spielen, in Dänemark müßte ich es. Meiner Ehre bin ich es schuldig, keine solche zu übernehmen, die ich nicht durchführen kann. Abgesehen von meinen unzureichenden Kräften glaube ich selbst für einen großen Mann die Aufgabe allzu schwer, die mir hier zugeteilt werden soll. Aber trotz aller dieser Bedenken halte ich mich eventuell für verpflichtet, mit Aufopferung meiner eignen Wünsche und Neigungen und trotz der geringen Aussicht auf Erfolg die undankbare Rolle eines König-Herzogs zu übernehmen, falls dadurch der Frieden des Nordens und namentlich der durch den Krieg ausgesogenen Länder erhalten werden könnte. Aber dabei muß die Grundbedingung sein, daß ich dies mit der frohen Ueberzeugung thun könne, das Recht in dieser schwierigen Lage als feste Stütze auf meiner Seite und hierdurch auch zugleich die Interessen Oldenburgs nicht verletzt zu haben." — „Ohne Sicherstellung der Rechte der Herzogtümer" — heißt es weiter mit einem prophetischen Ausblick auf die Zukunft — „würde ich nie die beiden Kronen annehmen auf die Gefahr hin, als der Urheber des Unglücks verschrieen zu werden, das dann über die betreffenden Länder, über Europa selbst hereinbrechen würde. Mein gutes Gewissen wird mich dann von aller Schuld freisprechen, aber die Geschichte die Urheber einer so frevelhaft leichtsinnigen Politik nur zu bald verurteilen."

Den entschiedenen Bedenken des Erbgroßherzogs gegenüber, deren Geltendmachung in den Augen der Londoner Mächte einer Ablehnung der dänischen Krone gleichkam, verfolgte der Kaiser Nikolaus seinen Gedanken nicht weiter, sondern setzte sich nunmehr mit dem gefügigeren Prinzen Christian von Schleswig-Holstein-Glücksburg — dem nachmaligen König Christian IX. — in Verbindung, dessen Thronfolge in Dänemark und den Herzogtümern nach dem Aussterben des regierenden Königshauses alsdann durch das zweite Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 festgesetzt ward. Dem jungen Erbgroßherzog aber trug seine loyale und klare Haltung in dieser Angelegenheit den lebhaften Unwillen des mächtigen Chefs der Gottorper Linie des oldenburgischen Gesamthauses ein, der an Durchkreuzungen seines Willens nicht gewohnt war. Ueber schroffe Aeußerungen dieser Verstimmung wurde in Oldenburg allerlei erzählt; gewiß ist, daß der Kaiser bald nachher eine Anfrage des Großherzogs, ob eine Vorstellung seines Sohnes bei einer kaiserlichen Anwesenheit in Warschau genehm sei, unfreundlich ablehnend beantworten ließ.

Indessen machten diese Verstimmungen mit der Zeit einer gerechteren Beurteilung Platz. Als der Großherzog bald nach seinem Regierungsantritt, wie es die Pflicht der Höflichkeit gegenüber dem Chef seines Hauses gebot, am russischen Hofe wegen eines Besuches in St. Petersburg anfragen ließ, erfolgte eine in den freundlichsten Ausdrücken gehaltene Einladung an ihn und seine Gemahlin, der er im Sommer des Jahres 1853 folgte. Der Empfang in St. Petersburg war ein überaus zuvorkommender, und die großherzoglichen Herrschaften wurden wie nahe Verwandte von der kaiserlichen Familie mit Aufmerksamkeiten überhäuft. Während dieses russischen Aufenthaltes bot sich dem

Digitized by Google

Großherzog auch Gelegenheit, auf die dänische Thronfolge zurückzukommen und auf einem längeren gemeinsamen Spaziergang in dem weitläufigen Park von Gatschina dem Kaiser die bestimmenden Gründe seines damaligen Verhaltens offen und eingehend darzulegen. Der Kaiser würdigte die Auffassung des Großherzogs vollkommen, und war noch ein Rest von Verstimmung vorhanden, so war und blieb er jetzt beseitigt. Der Großherzog gedachte im vertrauten Gespräch, wenn sich ein Anlaß dazu bot, später noch gern dieser Episode von Gatschina.

In den folgenden Jahren hinderten die den Mächten gegenüber übernommenen Verpflichtungen den Uebermut des Eiderdänentums nicht, das nächste Ziel der dänischen Politik, die Einverleibung Schleswigs, unentwegt anzustreben. Nachdem diese im Jahre 1858 thatsächlich ins Werk gesetzt war, sollte die dänische Gesamtstaatsverfassung von 1863 die eigenmächtig geschaffenen Verhältnisse in gesetzliche Form bringen. Am Frankfurter Bundestage verschwand die schleswig-holsteinische Frage und die Erwägung von Maßregeln, Dänemark zur Erfüllung seiner Verpflichtungen bezüglich Holsteins und Schleswigs zu zwingen, nicht von der Tagesordnung.

Einem so scharfblickenden Herrn wie dem Großherzog konnte nicht entgehen, daß unter diesen Umständen nach menschlicher Voraussicht der Tod Friedrichs VII. eine neue Krisis heraufbeschwören und die Kombination des Londoner Protokolls zu Fall bringen werde. Auf die alsdann eintretende Situation bereitete er sich mit langer Hand vor, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß in den alten Erbrechten des Holstein-Gottorpschen Hauses die Grundlage gegeben sei, eintretenden Falles die Herzogtümerfrage einer ebensosehr dem bestehenden Recht wie den nationalen Interessen entsprechenden Lösung entgegenzuführen. Diese Ueberzeugung stützte sich auf gründliche Studien der letzten Jahre.

In Deutschland galt wie in den Herzogtümern als politischer Glaubenssatz, daß nach dem Aussterben des Mannsstammes der in Dänemark regierenden Glückstädter Linie des oldenburgischen Hauses das Haus Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg zur Erbfolge in Schleswig und Holstein berufen sei. Diese Annahme fand um so leichter und willigen Eingang, als sie dem politischen Bedürfnis entsprach und durch eine geschickte Publizistik unterstützt wurde. Bei Abfassung seiner Denkschrift vom 7. September 1850 über die dänische Thronfolge war auch der junge Erbgroßherzog augenscheinlich noch in dieser Annahme befangen. Anders dachte man in Rußland und in Dänemark. In St. Petersburg bestand die Ansicht, daß bei einer etwaigen Auflösung der dänischen Monarchie Erbansprüche der Gottorper Linie des oldenburgischen Hauses wenigstens bezüglich bedeutender Teile der Herzogtümer in erster Linie zu Raume kämen, und im Sinne dieser Auffassung bildete eine Uebertragung dieser Ansprüche auf den künftigen König von Dänemark die Grundlage des Londoner Protokolls. In Dänemark selbst erkannte man augustenburgische Ansprüche auf Schleswig und Holstein niemals an und ließ demnach, als nach der Niederwerfung des Widerstandes der Herzogtümer im Jahre 1850 der Herzog Christian von Augustenburg das Land räumen mußte, diesen bei Uebernahme seiner Güter durch den

Digitized by Google

dänischen Staat nicht auf Erbansprüche verzichten, sondern lediglich versprechen, nichts gegen die Regierung des demnächstigen Königs Christian IX. zu unternehmen. Auch lassen sich aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts Zeugnisse beibringen, aus denen hervorgeht, daß Mitglieder der Augustenburger Familie selbst damals von schleswig-holsteinischen Erbrechten ihres Hauses nach Aussterben des dänischen Königshauses nichts wußten. Erst in den dreißiger Jahren setzt die Ausbildung der Augustenburger Doktrin ein und bethätigte unter Einwirkung politischer Verhältnisse und Wünsche in Deutschland wie in den Herzogtümern ihre werbende Kraft. Im stillen spielte dabei auch die Furcht vor Rußland ihre Rolle.

Schon im Laufe der fünfziger Jahre führten den Großherzog eingehende Studien auf der Grundlage des im Oldenburger Staatsarchiv vereinigten urkundlichen Materials auf die Spur der Wahrheit in der schleswig-holsteinischen Erbfolgefrage, wie man im oldenburgischen Sinne das gefundene Ergebnis bezeichnen zu dürfen glaubte. Bei diesen Studien stand dem Großherzog eine Persönlichkeit zur Seite, die während einer Reihe von Jahren auf seine Anschauungen auf dem Gebiet der schleswig-holsteinischen Frage einen bedeutenden Einfluß geübt hat und vielleicht die erste gewesen ist, die seine Aufmerksamkeit auf die zweifelhafte Fundierung der Augustenburger Doktrin und die vorgehenden Erbansprüche des Gottorper Hauses lenkte. Es war dies ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit und vollständiger Beherrschung des geschichtlichen und urkundlichen Stoffes, der damalige Archivar Dr. Wilhelm Leverkus, der im Fortgange seiner Thätigkeit in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit allmählich zum Referenten im Staatsministerium und zum Staatsrat aufrückte. Von ihm wurden in überaus gründlichen Arbeiten die Materialien für den Nachweis zusammengebracht, daß nach der Ordnung der Staatserbfolge in den Herzogtümern nach dem Erlöschen des dänischen Königshauses nicht das Haus Sonderburg, sondern das Haus Holstein-Gottorp zur Nachfolge berufen sei. Die Leverkusschen Deduktionen mögen namentlich in Beziehung auf Schleswig von gewissen Lücken nicht frei gewesen sein, gewannen aber den Großherzog, der dabei auf selbständige Prüfung niemals verzichtete, nach reiflichster Ueberlegung vollständig für sich, und auch der erste Berater des Großherzogs, Minister v. Rössing, der sich anfangs, wie ich glauben möchte, mehr skeptisch verhalten und die Zweifelspunkte hervorgekehrt hatte, fügte sich allmählich der Beweiskraft der vorgebrachten Argumente. Alle diese Dinge vollzogen sich unter der Mitwissenschaft weniger, und in Oldenburg hatte von dem, was zu jener Zeit in der Seele des Großherzogs vorging, sonst niemand eine Ahnung.

Es mag sich die Frage aufwerfen, wie es geschehen konnte, daß so weittragende Rechtsansprüche unter den Lebenden völlig in Vergessenheit geraten waren und erst durch eine neue Entdeckung gewissermaßen wieder ausgegraben werden mußten. Darauf wäre zu erwidern, daß eine solche Vergessenheit in dem nächstbeteiligten, die ältere Linie des Gottorper Hauses vertretenden Rußland niemals stattgefunden hat, sondern diese Rechte (Londoner Protokoll) thatsächlich

Digitized by Google

zur Geltung gebracht sind, wenn sich ein Anlaß dazu bot. In Oldenburg, als dem Sitz der jüngeren Linie des Gottorper Hauses, hatte man seit dem Jahre 1773 keine Veranlassung mehr, sich um diese verwickelten und weitabliegenden Dinge zu kümmern, und der Minister des Herzogs Friedrich August, Graf Friedrich Levin v. Holmer, ist wohl der letzte oldenburgische Staatsmann gewesen, der die Materie der schleswig-holsteinischen Erbfolgeverhältnisse vollkommen beherrschte. Dann kam mit der französischen Revolution und dem Untergang der alten deutschen Reichsverfassung, der französischen Occupation Oldenburgs, den Freiheitskriegen und der inneren Umgestaltung Deutschlands eine vollständige Wandlung der Zeiten, die diese Dinge dem Gesichtskreise der Mitlebenden noch mehr entrückte, bis endlich nach einer langen Reihe von Jahrzehnten die Zuspitzung der schleswig-holsteinischen Frage wieder auf sie zurückführte und Auffassungen, die seit Generationen verloren gegangen waren, wieder belebte. Auch mochte man früher davor zurückgescheut haben, Auffassungen näherzutreten, die in erster Linie Rußland zu gute zu kommen schienen.

Der politische Plan des Großherzogs für die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage, der auf dieser wiedergewonnenen Rechtsauffassung sich aufbaute, zielte auf eine Uebertragung der schleswig-holsteinischen Erbrechte der älteren Gottorper Linie auf die jüngere ab; es sollte also nach dem Scheitern der Londoner Kombination zu Gunsten Oldenburgs nur geschehen, was Rußland zu Gunsten Holstein-Glücksburgs zu thun bereit gewesen war. Beruht doch der Rechtsbestand des gegenwärtigen Großherzogtums Oldenburg ebenfalls auf einer durch die Austauschverträge von 1767 und 1773 vollzogenen Zession der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst von seiten der älteren Gottorper Linie an die jüngere, und wie diese Verträge zu ihrer Zeit nach ihrem eignen Ausdruck „die Ruhe des Nordens" zu sichern bestimmt gewesen waren, so würde jetzt durch eine entsprechende Wiederholung dieses Vorganges den Herzogtümern eine einheimische Dynastie unter voller Wahrung ihrer altverbrieften Rechte gesichert und auf diesem Wege die schleswig-holsteinische Frage auch im nationalen Sinne befriedigend gelöst werden können. Dabei ward davon ausgegangen, daß — was die politische Lage Europas ausschloß — der Kaiser von Rußland an eine unmittelbare Geltendmachung eigner Ansprüche ebensowenig wie an eine russische Sekundogenitur in den Herzogtümern denken, sondern bereit sein werde, einen angemessenen Austrag innerhalb des oldenburgischen Gesamthauses herbeizuführen. Dafür die geneigte Stimmung des Kaisers und der ihn beratenden russischen Staatsmänner zu gewinnen, erschien als die nächste Aufgabe.

Im Sommer 1862 unternahm der Großherzog mit seiner Familie wiederum eine längere Reise nach Rußland, um dort den Kaiser Alexander II. zum ersten Male nach seiner Thronbesteigung zu begrüßen. Vor seiner Abreise ließ er in der geheimen Registratur des Staatsministeriums ein versiegeltes Konvolut niederlegen mit der Aufschrift: „Nach meinem Tode zu öffnen durch den Regierungsnachfolger oder den Regenten" und unter dem Couvert die Worte enthaltend: „Hierin ist mein politisches Testament." Die Oeffnung dieses bis

Digitized by Google

dahin unberührt gebliebenen Konvolutes fand erst 38 Jahre später in Gegenwart des jetzt regierenden Großherzogs statt und ergab als Inhalt umfassende eigenhändige Aufzeichnungen des hohen Herrn, die sozusagen sein politisches Glaubensbekenntnis in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit bildeten, mit ausführlichen Belegen versehen waren und für den Fall seines Ablebens dem Regierungsnachfolger die treue Befolgung der aufgestellten Grundsätze in dieser für das oldenburgische Haus so wichtigen Sache warm ans Herz legten — wertvolle Beweisstücke, wie ernst und in wie idealem Sinne der Großherzog die Aufgabe auffaßte, die er sich gestellt hatte. Als die Oeffnung des Konvolutes geschah, gehörten diese Dinge längst einer abgeschlossenen Vergangenheit an und hatten nur noch Interesse für eine rückblickende Geschichtsbetrachtung und nicht am wenigsten für die Beurteilung der Denkweise und der Gesinnungen des dahingeschiedenen Herrn.

Auf der russischen Reise begleitete von seinen politischen Vertrauensmännern nur der Kabinettssekretär Herr v. Beaulieu-Marconnay den Großherzog. In St. Petersburg waren die bevorstehenden Verwicklungen in Schleswig-Holstein Gegenstand eingehender vertraulicher Erörterungen, und dem Großherzog, der sich auch mit dem Fürsten Gortschakow in Verbindung setzte, gelang es, den Kaiser Alexander II. von den Vorzügen seines politischen Planes zu überzeugen. Das greifbare Ergebnis dieser Verhandlungen war eine vom Fürsten Gortschakow gezeichnete geheime Versicherung, die für den Fall des demnächstigen Scheiterns der Kombination des Londoner Protokolls die Uebertragung der alsdann an den Kaiser von Rußland zurückfallenden Erbrechte der älteren Gottorper Linie auf Schleswig-Holstein an den Großherzog als Haupt der jüngeren Linie in Aussicht stellte. So durfte der Großherzog mit dem Bewußtsein eines einstweiligen Erfolgs nach Oldenburg zurückkehren.

Am 15. November 1863 starb auf dem Schlosse zu Glücksburg König Friedrich VII., eben zu der Zeit, als der Frankfurter Bundestag sich endlich anschickte, wegen der rechtswidrig erlassenen Gesamtstaatsverfassung, die mit dem 1. Januar 1864 ins Leben treten sollte, mit Zwangsmaßregeln in Holstein vorzugehen. Damit brach die Kombination des Londoner Protokolls zusammen; König Christian IX. bestieg den Thron in Dänemark; in Holstein aber rückten am 24. Dezember die Bundestruppen ein, und nachdem Dänemark ein deutsches Ultimatum wegen Zurücknahme der Gesamtstaatsverfassung abgelehnt hatte, überschritten am 1. Februar preußische und österreichische Truppen die Eider und besetzten Schleswig und demnächst Jütland. Der Bündnisvertrag zwischen Preußen und Oesterreich — ein politisches und diplomatisches Meisterstück des großen preußischen Staatsmannes, das nie genug bewundert werden kann — war am 16. Januar 1864 abgeschlossen worden. Schon vor Ablauf des Jahres 1863 war der Erbprinz Friedrich von Augustenburg — in dem Glauben an sein gutes Recht durch gewiegte Ratgeber, die große Mehrheit der juristischen Welt und die öffentliche Meinung in Deutschland und den Herzogtümern gestützt — in Kiel erschienen und dort von der Bevölkerung als rechtmäßiger Herzog

Digitized by Google

empfangen und begrüßt worden. Der Bruder des Erbprinzen, Prinz Christian von Augustenburg, war am 26. November in Oldenburg, um dem Großherzog dessen „Thronbesteigung“ anzuzeigen. Der Großherzog erklärte dem Prinzen ganz offen, er könne den Erbprinzen als Bestberechtigten nicht anerkennen, sondern nehme selbst nähere Rechte für das Gottorper Haus in Anspruch, wolle sie aber im gemeinsamen Interesse gegen Dänemark einstweilen ruhen lassen.[1]) In Oldenburg, wo von einer Sonderstellung des Großherzogs in der schleswig-holsteinischen Frage noch nichts bekannt war, wurden dem Prinzen Ovationen dargebracht.

Durch die rasche Entwicklung der Dinge in den Herzogtümern war eine Sachlage geschaffen, die der Geltendmachung oldenburgischer Erbansprüche von vornherein erschwerend in den Weg trat. Dazu kam, daß sich die förmliche Ausfertigung der russischen Zession nicht so rasch beschaffen ließ, wie man gehofft hatte. Erst am 19. Juni 1864 wurde in Kissingen die Uebertragung der Gottorper Erbansprüche von Kaiser Alexander II. durch ein eigenhändiges Handschreiben vollzogen. Der Kaiser war dort vom Fürsten Gortschakow begleitet; auch der Großherzog hatte sich mit den Herren v. Rössing, Leverkus und v. Beaulieu in Kissingen eingefunden. Die Anmeldung der Oldenburger Erbansprüche bei der Bundesversammlung und den beteiligten Mächten konnte nunmehr am 23. Juni erfolgen; in der in jenen Tagen in London vereinigten Konferenz hatte der russische Vertreter die Uebertragung der schleswig-holsteinischen Erbrechte des Kaisers von Rußland an den Großherzog von Oldenburg „zur Förderung des Friedenswerks“ schon am 2. Juni mitgeteilt.

In Oldenburg mußte nun, nachdem der Bundestag an die verschiedenen Erbprätendenten — Augustenburg und Oldenburg trat später noch Brandenburg hinzu — die Aufforderung zu näherer Begründung ihrer Ansprüche gerichtet hatte, für die Ausarbeitung der Begründungsschrift gerüstet werden. Die Materialien dafür lagen nach mehrjähriger gründlicher Vorbereitung so gut wie vollständig vor; da aber der Geheimrat Leverkus kein Jurist und kein Geschäftsmann im Sinne der Routine war, so ergab sich die Heranziehung auswärtiger staatsrechtlich geschulter Kräfte als notwendig. Dafür fiel die Wahl auf den Professor Dr. Herbert Pernice, einen Sohn des bekannten Staatsrechtslehrers in Halle, der vor kurzem von der hannoverschen Regierung nach Göttingen berufen war, um dort angeblich ein Gegengewicht gegen die liberale Richtung des Professors Zachariä zu bilden, und auf den Etatsrat Theodor Schultze, der Mitglied der letzten holsteinischen Regierung in Plön gewesen und mit Rücksicht auf seinen dem König von Dänemark geleisteten Eid in die augustenburgische Verwaltung nicht übergegangen war. Pernice, ein heiterer Lebemann von unverwüstlicher Laune, orientierte sich rasch und leicht und führte eine gewandte Feder; Schultze, Sohn eines Apothekers in Oldenburg in Wagrien, war eine trockene und ernste Natur, verfügte über ein massives Wissen und eine ebenso massive Arbeitskraft

[1]) Jansen und Sammer, Schleswig-Holsteins Befreiung, Wiesbaden 1897, S. 131.

Digitized by Google

und leistete auch später noch schätzbare Dienste, indem es ihm gelang, aus den Archiven des Reichshofrats in Wien wichtige Schriftstücke herbeizuschaffen, die den in der oldenburgischen Begründungsschrift dargelegten Rechtsauffassungen zu weiterer Stütze zu dienen geeignet waren.

Es war um die Zeit, als diese Herren in Oldenburg eintrafen, daß ich, damals ein junger Hilfsarbeiter bei der Regierung in Oldenburg, zur Mitarbeit an den Schleswig-Holstein angehenden Angelegenheiten zunächst in der Presse herangezogen wurde. In der Gunst der Menge hatte die augustenburgische Kandidatur, schon weil sie seit Jahrzehnten in der Oeffentlichkeit vorbereitet und rechtzeitig am Platze gewesen war, der oldenburgischen den Wind aus den Segeln genommen; das Vorgehen des Großherzogs fand fast durchweg — selbst im eignen Lande — eine unfreundliche Beurteilung, die oldenburgische Kandidatur wurde später sogar als eine Veranstaltung Bismarcks verdächtigt. Der Vertretung der Gottorper Erbansprüche in der Presse war deshalb ihre Aufgabe vorgezeichnet; es galt vor allem, die politische Loyalität des Großherzogs gegen grobe Mißverständnisse sicherzustellen und die Begründung der von ihm erhobenen Ansprüche in faßlicher Form dem Verständnis weiterer Kreise und namentlich solcher näher zu bringen, die sich in der augustenburgischen Strömung Unbefangenheit genug bewahrt hatten, um selbständig zu prüfen. In diesem Sinne wurde versucht, mit Zeitungen verschiedener Parteirichtung Beziehungen anzuknüpfen; insbesondere bereitwillig zeigten sich die in Hannover erscheinende Deutsche Nordseezeitung und die Neue Hannoversche Zeitung; auch die Weserzeitung, die Kreuzzeitung und durch befreundete Vermittlung mitteldeutsche und süddeutsche Blätter konnten gelegentlich benutzt werden; in Schleswig-Holstein selbst stellte die in Cappeln erscheinende Angeler Zeitung ihre Spalten zur Verfügung. Auch gelang es, in den Herzogtümern durch Vertrauenspersonen eine Art Nachrichtendienst zu organisieren, der über dortige Stimmungen und Zustände zuverlässigere Mitteilungen überlieferte, als der durch das Parteiwesen beeinflußten Tagespresse zu entnehmen waren. Der Großherzog interessierte sich lebhaft für alle Vorgänge auf diesem Gebiet und stellte die dafür erforderlichen Mittel bereitwilligst zur Verfügung; auch die Entwürfe größerer Zeitungsartikel ließ er sich gern vorlegen und gab dafür manchmal selbst die Direktiven. Dem Gang der Erörterung der schleswig-holsteinischen Dinge in der Presse folgte er aufmerksam, ohne sich auf seinem Wege durch ungünstige oder feindselige Beurteilungen irgendwie beirren zu lassen.

Inzwischen nahm die Bearbeitung der Begründungsschrift einen langsameren Fortgang, als der Großherzog gehofft hatte, da eine Verständigung zwischen den drei Bearbeitern bei der Verschiedenheit der Temperamente und einzelner Auffassungen nicht immer leicht war. Indessen kam die Arbeit allmählich in geordnete Geleise, und nach Ausgleich einiger Differenzpunkte wurde endlich die Feststellung des Textes und die Drucklegung beendet. Am 3. November 1864 konnte die Vorlage durch den oldenburgischen Gesandten dem Bundestage überreicht werden,

Digitized by Google

und der Großherzog trat eine Reise von einigen Wochen in das südliche Frankreich an, um sich von den politischen Strapazen des letzten Jahres zu erholen.

Im Laufe des Sommers ward am 1. August der Präliminarfriede zwischen Preußen, Oesterreich und Dänemark abgeschlossen, dem am 30. Oktober der endgültige Wiener Frieden folgte, in dem der König von Dänemark die Landeshoheit über die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg an den König von Preußen und den Kaiser von Oesterreich abtrat. Inzwischen dauerte in den Herzogtümern das Schachspiel zwischen den beiden verbündeten Großmächten fort. Oesterreich begünstigte nach anfänglich abwehrender Haltung entschieden die Kandidatur des Erbprinzen von Augustenburg, während Preußen nach der bekannten Unterredung Bismarcks mit dem Prätendenten am 1. Juni 1864, bei der dieser sich allen Zugeständnissen auf militärischen und andern Gebieten abgeneigt zeigte, von dieser Kandidatur sich förmlich lossagte und in St. Petersburg und Wien erklären ließ, daß nach der Abtretung der Gottorpschen Erbansprüche an den Großherzog von Oldenburg dieser Prätendent nunmehr in den Vordergrund trete. Auch im Juni 1865 gab es in dem weiteren Verlaufe der preußisch-österreichischen Differenzen noch einen Moment, in dem Preußen in Wien sich zur sofortigen Einsetzung eines Herzogs bereit erklärte, wenn Oesterreich anstatt des Erbprinzen von Augustenburg den Großherzog von Oldenburg annehme.[1]) Oesterreich aber, gegenüber dem Erbprinzen und den diesen begünstigenden Regierungen der deutschen Mittelstaaten gebunden, verhielt sich ablehnend.

In Wien trat dann im August 1865 nach des preußenfeindlichen Schmerling Ausscheiden aus dem Ministerium vorübergehend eine gewisse Wandlung in den Anschauungen ein, die, nach Bismarcks Wort, „den Riß noch einmal zu verkleben“ gestattete. Dieser Umschwung fand Ausdruck in der Gasteiner Konvention vom 14. August, durch die verabredet wurde, daß fortan die Ausübung der gemeinsamen Hoheitsrechte in Holstein durch Oesterreich, in Schleswig durch Preußen zu erfolgen habe. Lauenburg sollte gegen Geldentschädigung an Preußen fallen, auch in der Frage des Kieler Hafens und des Nord-Ostsee-Kanals gab Oesterreich nach. In Holstein übernahm nunmehr der Feldmarschalleutnant v. Gablenz, in Schleswig der General v. Manteuffel die Verwaltung. Kurz vorher (im Juli 1865) hatte das Gutachten der preußischen Kronjuristen die Begründung Augustenburger und Oldenburger Erbansprüche verneint und war zu dem Ergebnis gelangt, daß über die von Dänemark abgetretenen Herzogtümer nur Preußen und Oesterreich auf Grund des Wiener Friedens zu verfügen hätten.

Unter der Signatur der Gasteiner Konvention fand am 24. August die Verlegung des großherzoglichen Hoflagers von Oldenburg nach Eutin statt. Im vorhergegangenen Jahre hatte der Großherzog wegen der politischen Spannung und weil ihn die Bearbeitung der Begründungsschrift nicht von Oldenburg

[1]) v. Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck, Erinnerungen aus den Jahren 1846—1872, Berlin und Stuttgart 1901, S. 159, 212.

Digitized by Google

fortließ, den üblichen Herbstaufenthalt in Holstein, so sehr daran sein Herz hing, sich versagen müssen. Auch jetzt wurden Zweifel laut, ob ein persönliches Erscheinen in Holstein geraten sei; doch legte der Großherzog diesen Bedenken, zumal nach der neuesten Gestaltung der politischen Lage in den Herzogtümern, ein entscheidendes Gewicht nicht bei. Die großherzoglichen Herrschaften waren von zahlreichem Gefolge begleitet; diesem gehörten bis zum Ende des auf volle zehn Wochen sich erstreckenden Aufenthaltes auch der Minister v. Rössing und der Bundestagsgesandte v. Eisendecher an.

Es bestand eine gewisse Spannung, wie zu dem ihnen politisch kaum willkommenen Erscheinen des oldenburgischen Hoflagers inmitten von Holstein die amtlichen Träger der österreichischen Herrschaft und ebenso die mehr oder minder einflußreichen Magnaten der schleswig-holsteinischen Ritterschaft sich stellen würden, in deren Kreisen die politischen Sympathien sich je nach ihren und ihrer Familien Antecedenzien in verschiedenen Richtungen bewegten.

Ueber sein Verhalten ließ der Statthalter, der anfangs gegenüber dem noch in Kiel weilenden Erbprinzen von Augustenburg straffere Saiten aufgespannt hatte, allmählich aber augustenburgischen Einflüssen mehr und mehr nachgab, keinen Zweifel; es wurde, wenn auch die geheimen Regierungskreise am Sophienblatt in Kiel mürrisch dareinschauten, von seiner Seite jede Höflichkeit und Zuvorkommenheit beobachtet, die irgendwie erwartet werden konnte. Feldmarschall-leutnant Gablenz, eine elegante und ritterliche Erscheinung, dem äußeren Eindruck nach fast mehr Hofmann als Militär, obgleich in dem Kriege des folgenden Jahres er der einzige österreichische Führer war, der eines Erfolges sich rühmen durfte, erschien am 2. Oktober persönlich in Eutin, um den großherzoglichen Herrschaften seinen Besuch zu machen. In seiner Begleitung befand sich neben seinem militärischen Gefolge der Ziviladlatus Ministerialrat v. Hofmann, der später als Reichsfinanzminister eine Rolle spielte und als Generalintendant der kaiserlichen Schauspiele geendet hat. Der Großherzog führte die österreichischen Gäste auf einer zu freier Unterhaltung Gelegenheit bietenden Fahrt durch die reizenden Umgebungen des Kellersees; nachher fand große Hoftafel im Rittersaale des Schlosses statt. Auf die mit dem Statthalter und insbesondere mit dem Baron Hofmann geführten eingehenden Gespräche kam der Großherzog noch manchmal zurück; in dem letzteren erblickte er wohl mit Recht den spiritus rector des österreichischen Regimes im Norden der Elbe. Auch die Offiziere des in Plön liegenden österreichischen Regiments Windischgrätz-Dragoner verkehrten viel am Hofe in Eutin.

Von den Mitgliedern der Ritterschaft hielten sich diejenigen dem oldenburgischen Hofe fern, die entschieden zur Fahne des Augustenburgers geschworen hatten. Dagegen fanden sich andre notable Persönlichkeiten aus den Kreisen des Großgrundbesitzes und der vornehmen Gesellschaft zahlreich ein. Dem Großherzog brachten diese wechselnden Berührungen vielfache Anregung und erhielten ihn in guter Stimmung, wenn auch der Gang der politischen Ereignisse die Aussichten der Oldenburger Kandidatur in immer weitere Ferne zu rücken schien.

Digitized by Google

Gegen Ende Oktober führte mich die schleswig-holsteinische Angelegenheit von Eutin aus für einige Tage nach Schwerin und Rostock. Der Großherzog wünschte gewisse Partien des Gutachtens der preußischen Kronsyndici einer wissenschaftlichen Beleuchtung von unbeteiligter Seite unterzogen zu sehen, und man hoffte dafür eine geeignete Persönlichkeit innerhalb der Rostocker Juristenfakultät zu finden, die bei der bekannten demonstrativen Kundgebung der deutschen Juristenfakultäten zu Gunsten des Erbprinzen von Augustenburg eine achtungswerte Selbständigkeit und Zurückhaltung bewährt hatte. Die Aufgabe wurde von dem bekannten, bald darauf nach Göttingen berufenen Staatsrechtslehrer Professor Dr. Otto Mejer übernommen.[1]) Wie die Verhältnisse lagen, konnte es sich dabei nur noch um eine akademische Erörterung handeln.

Im Laufe des Winters zeigte sich bald, daß die „Verklebung des Risses“ durch die Gasteiner Konvention nicht von Dauer sein sollte. Die von Oesterreich geduldete fortdauernde Anwesenheit des augustenburgischen Prätendenten in Kiel und dadurch hervorgerufene preußenfeindliche Volksdemonstrationen in Holstein führten zu lebhaften Beschwerden von seiten Preußens und einem immer gereizter werdenden Notenwechsel zwischen Berlin und Wien. Mit der schleswig-holsteinischen Frage begann allmählich die deutsche Frage sich zu verquicken, und in den Gemütern diesseits und jenseits bereitete man sich mehr und mehr auf eine kriegerische Lösung der bestehenden Verwicklungen vor. Inzwischen beruhten die Begründungen der schleswig-holsteinischen Erbprätendenten beim Bundestage in Frankfurt.

Der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich löste alsdann die schleswig-holsteinische Frage in dem von Bismarck mit langer Hand und überlegenem Geschick vorbereiteten Sinne einer Vereinigung der vielumstrittenen nordalbingischen Herzogtümer mit der preußischen Monarchie. Der Großherzog war ein zu klarsehender Herr, als daß er, zumal nach der Gasteiner Konvention, diesen Ausgang nicht schon hätte kommen sehen sollen. Sympathisch konnte ihm dieser nach den Hoffnungen, die er für sich und sein Haus an die Entwicklung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit geknüpft hatte, und auch aus allgemein politischen Rücksichten nicht sein, aber daß dieser Ausgang sich nach dem Verlauf der Dinge mit geschichtlicher Notwendigkeit vollzog, hat der Großherzog nie verkannt.

So unterstützte er denn selbst die Errichtung der preußischen Herrschaft in Schleswig-Holstein dadurch, daß er mittels Staatsvertrags vom 27. September 1866 die ihm in Kissingen vom Kaiser von Rußland cedierten Gottorpschen Erbrechte auf Schleswig-Holstein an den König von Preußen übertrug. Die Entschädigung für diesen Verzicht erfolgte durch die Ueberweisung holsteinischer Gebietsteile (insbesondere des Amtes Ahrensbök) zur Arrondierung des oldenburgischen Fürstentums Lübeck, so daß der Großherzog die Genugthuung haben durfte, durch seine schleswig-holsteinische Politik und Kandidatur auch seinem

[1]) Dr. O. Mejer, Zur Kritik des preußischen Kronsyndikatsgutachtens. Rostock 1866.

Digitized by Google

Lande einen wesentlichen Dienst erwiesen zu haben. Eine außerdem vereinbarte Barsumme ward zur Erweiterung des Fideikommißbesitzes des großherzoglichen Hauses verwendet.

Mit diesen Abmachungen schied aus dem Leben des Großherzogs ein Interesse aus, das seit mehr als fünfzehn Jahren seine Gedanken und Bestrebungen erfüllt hatte.



Die Beruhigung Südafrikas.

Von

Sir Alexander Edmund Miller,

Ritter des Star of India und ehemaligem Mitgliede des Governor Generals Council of India.

Jetzt, da die natürliche Freude über die Beendigung des südafrikanischen Krieges Zeit gehabt hat, sich zu legen, und man der Zukunft mit festem Auge entgegensehen kann, darf man sich der Thatsache nicht verschließen, daß die Aufgabe der dem Frieden folgenden Wiederberuhigung sich als eine recht schwierige erweisen wird, da sie — was sie besonders kompliziert — eine Menge verschiedener und sich widerstreitender Erwägungen in sich schließt und zu ihrer Lösung kein geringeres Maß von Geduld, Nachsicht und gegenseitigem guten Willen zu bethätigen sein wird.

Es ist zwecklos, und es würde undankbar sein, sich über Recht oder Unrecht bei den Streitigkeiten zwischen den Regierungen der Kapkolonie und Transvaals auszusprechen, die im Sommer 1899 die öffentliche Meinung so stark in Anspruch nahmen; weder die Unterdrückung der Uitlanders noch der berüchtigte und wahnwitzige Einfall Jamesons war etwas Weiteres als der sprichwörtliche „letzte Strohhalm“; die wirklichen causae causantes lagen tiefer in der Geschichte der Kolonie und in den sich widerstreitenden Bestrebungen rivalisierender Nationen, Bestrebungen, die einen Kampf um die Suprematie in Südafrika früher oder später zu einem unvermeidlichen und die besondere Gelegenheit, die den Konflikt zum Ausbruch brachte, nur zu einem Zufall oder Vorwand machten.

Wieviel Berechtigtes auch in der Behauptung der Burenregierung gelegen haben mag, daß ihre Beziehungen zu den Uitlanders eine Angelegenheit lediglich der internen Regulierung gewesen sei, mit der die suzeräne Gewalt nichts zu thun gehabt habe — und ich glaube, daß sich über diese Frage von beiden Seiten manches sagen läßt —, so sank doch jedenfalls, sobald die Regierungen der beiden Republiken das famose Ultimatum vom 9. Oktober 1899 erlassen hatten (man muß sich gegenwärtig halten, daß der Oranje-Freistaat mit den vorhergehenden Verhandlungen nichts zu thun gehabt hatte), und sie diesem erstaunlichen Dokument nicht nur binnen 48 Stunden den Angriff gegen beide

Kolonien, sondern auch Proklamationen über die Annektierung der nur zeitweilig in Besitz genommenen Distrikte hatten folgen lassen, alles das, was den Gegenstand der früheren Differenzen gebildet hatte, zur Bedeutungslosigkeit herab, und es blieb als einzig mögliche Erklärung nur das alte Sprichwort übrig: Quem Deus vult perdere, prius dementat.

Ueber die letzte Folge des Britannien so aufgenötigten Krieges hat niemals, selbst nicht während der dunkelsten Stunden der Woche von Colenso, auch nur für einen einzigen Augenblick, ein Zweifel geherrscht; die Lehren, die man aus dem Schwanken und dem Kleinmute der letztvergangenen 20 Jahre hatte schöpfen können, waren sehr wohl beherzigt worden, und die Nation war darauf gefaßt, erforderlichenfalls — und einmal schien es, als solle es dazu kommen — lieber der Hälfte Europas in den Waffen entgegenzutreten, als eine Wiederholung jener Erniedrigung über sich ergehen zu lassen. Niemals war seit der Niederlage der spanischen Armada die Nation sich mit größerer Einhelligkeit über etwas so einig, wie bezüglich des ein für allemal gefaßten Entschlusses, mit dieser Sache „reine Bahn“ zu machen, und zwar so gründlich reine Bahn zu machen, daß mit ihr für immer aufgeräumt werde. Und die Thatsache, daß die Aufgabe sich als bei weitem schwieriger erwies, als man vorausgesetzt hatte, wirkte nicht nur nicht entmutigend, sondern reizte das Volk nur noch zu um so hartnäckigerer Entschlossenheit an. Nun aber, da jener Teil der Aufgabe bewältigt ist, ergiebt sich eine Sachlage von noch viel größerer Schwierigkeit. Es war verhältnismäßig leicht, selbst Feinden gegenüber, die sich als so tapfer und so zäh erwiesen wie die Buren, den Widerstand durch eine ihnen bei weitem überlegene Anzahl und thatsächlich unerschöpfliche Hilfsquellen zu brechen; eine weit schwierigere Sache ist es, die so geschlagenen Wunden zu heilen, ein stolzes und hartnäckiges Volk mit den Konsequenzen seiner Niederlage auszusöhnen und bis auf die Unversöhnlichen alle mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß „der Verlust des heutigen der größere Gewinn des morgigen Tags“ ist.

Facilis descensus Averni ...
Sed revocare gradum, superasque evadere ad auras,
Hoc opus, hic labor est.

Es ist nicht wohl anzunehmen, daß ein Volk, das bei zwei gesonderten Veranlassungen lieber sein Heim verlassen hat und in die Wüste gezogen ist, um sich neue Wohnsitze zu suchen, als daß es sich der Herrschaft Großbritanniens gefügt hätte, leicht von seinen erkorenen Idealen lassen und sich neuen und seinem Wesen nicht genehmen Bedingungen anbequemen wird. Man kann die Loyalität der Buren, mit der sie im Felde die Folgen ihrer Uebergabe auf sich genommen haben, kaum hoch genug veranschlagen, ebenso wie das vorzügliche Verhalten, das von beiden Seiten seit Abschluß des Friedens an den Tag gelegt worden ist; allein es würde im höchsten Grade unklug sein, auf eine Fortdauer des gleichen Geistes zu rechnen, wenn die gegenwärtige Erregung gewichen sein und die unvermeidliche Reibung während der Neuordnung der Verhältnisse Zeit gehabt haben wird, ihre natürliche Wirkung auszuüben. Die Verschmelzung

Digitized by Google

eines unterworfenen Volkes mit den Siegern ist im günstigsten Falle eine langwierige Sache, und wenn auch in dem gegenwärtigen Falle ganz außergewöhnlich günstige Umstände vorhanden sind, kann man kaum im Verlaufe einer Generation darauf rechnen. Das Verwachsen der Normannen und Sachsen zu einer Nation hat in England 200 Jahre in Anspruch genommen, allein obwohl ein dreimal so langer Zeitraum seit der Niederlassung der Engländer in Irland verlaufen ist, ist dort die Assimilierung der beiden Volksstämme noch sehr weit von ihrer Vollendung entfernt. In dieser Hinsicht ist das einzige, worauf wir hoffen können, die Zuversicht, daß „mit Geduld schließlich noch alles erreicht werden wird“. Ich stehe mit meiner Zuneigung weder auf seiten des blinden Optimismus, der in dem gegenwärtigen Verhältnis zwischen Buren und Briten schon den Beweis eines dauernden, in sich abgeschlossenen Erfolges erblickt, noch auf Seiten der verzweifelnden Nervosität, die sich aus dem natürlichen Ausdruck der Unzufriedenheit das Anzeichen eines geplanten Aufstandes zurecht macht. Gleichzeitig kann ich nicht leugnen, daß in jüngster Zeit auf beiden Seiten ein Mangel an wünschenswerter Einsicht zu Tage getreten ist. Die „Loyalisten“ befürchten, die geschlagenen Buren möchten mit einer Rücksichtnahme behandelt werden, die sich nicht mit der vollen Anerkennung der höheren Ansprüche derjenigen vereinigen lasse, die für ihre imperialistischen Sympathien oder ihre britische Nationalität zu leiden gehabt hätten; die Buren andrerseits sind in der bei ihnen immer noch nicht erloschenen Erinnerung an den schmählichen Abfall derjenigen Burgher, die sich im Kriege von 1881 auf die britische Seite schlugen, mißtrauisch und argwöhnisch; schon beklagen sich die lokalen Blätter über den „aufrührerischen Geist“, der von dem holländischen Klerus und den Burenfrauen an den Tag gelegt worden sei, als ob diese beiden Klassen nicht stets und überall die letzten gewesen seien, die neue Ideen angenommen oder sich in neue Verhältnisse gefügt hätten; während es von seiten der Burgher nicht an Andeutungen darüber gefehlt hat, daß die Versprechungen, von denen man angenommen habe, daß sie während der Friedensverhandlungen gemacht worden seien, nicht gehalten würden. Ich bezweifle nicht, daß die Klagen stark übertrieben sind, wenn man es auch wahrscheinlich für undurchführbar halten wird, die Erwartungen dieser oder jener Seite zu erfüllen; thatsächlich widerlegen diese Klagen in manchen Fällen sich selbst: wenn der „Natal Witneß“ sich der Beibehaltung der Taalsprache in den Schulen aus dem Grunde widersetzt, daß wir dadurch den vorgeblichen Entschluß der Burenfrauen, den Rassenhaß für immer aufrecht zu erhalten, begünstigten, so vergißt der Schreiber, daß der Einfluß der Frau im häuslichen Kreise (wenn er überhaupt in der befürchteten Weise zur Geltung kommen sollte, wofür noch kein genügender Beweis vorliegt) nur noch vermehrt werden würde, wenn er durch den Geist einer Unterdrückung gefördert werden sollte, einer Unterdrückung, die obendrein noch den Charakter der Verhetzung und des Kleinlichen an sich tragen würde. Ein andrer Fall: ein „Burenkommandant von nicht zu unterschätzendem Einflusse“ soll behauptet haben, die Burgher hätten es sehr übel vermerkt, daß, sobald die

Digitized by Google

Verkäufe (von Tieren, die nicht länger zu militärischen Zwecken requiriert wurden) begonnen hätten, sich in den Städten Burghersyndikate gebildet hätten, die die Pferde, Maulesel und Esel aufgekauft und an die Farmer mit einem Nutzen von 5 bis 10 £ (100 bis 200 Mark) wiederverkauft hätten. Liegt es nicht auf der Hand, daß das eine Angelegenheit ist, mit der die Behörden, die bürgerlichen wie die militärischen, absolut nichts zu thun haben können, und in die sie sich nur einmischen könnten, wenn sie in den Ruf der Tyrannei geraten wollten? Klagen dieser Art aber stehen, selbst wenn durchaus begründet, im Zusammenhang mit Dingen, die lediglich vorübergehend und wahrscheinlich unter den Umständen, unter denen sie vorkommen, unvermeidlich sind. Die Wiederaufrichtung der Industrie und die Wiederherstellung der Ordnung, die Repatriierung von nahezu 40000 Exilierten und die Vergütung des Kriegsschadens auf einem Territorium, das halb so groß wie Europa ist, kann nicht in einem Tage bewerkstelligt werden, ebenso nicht ohne die Verhängung von Härten und die Heraufbeschwörung eines guten Teiles von Enttäuschung. Daß diejenigen, die mit den betreffenden Pflichten betraut worden sind, alles gethan haben, jetzt noch thun und thun werden, was vernünftigerweise von ihnen verlangt werden kann, läßt sich nach allem, was über ihr früheres Vorgehen unter ähnlichen Umständen verlautet, nur annehmen.

Lassen wir die Sachen dieser Art beiseite, so treten doch drei Fragen von nicht nur vorübergehender Bedeutung an uns heran, von deren richtiger Lösung der Erfolg oder das Gegenteil des Experimentes abhängt. Es würde unmöglich sein, wenn man innerhalb der Schranken eines Artikels von der Art des vorliegenden, und es würde anmaßend sein, wenn man überhaupt den Versuch machen wollte, im einzelnen die Art und Weise anzugeben, wie diesen Fragen näher zu treten sei oder gar bestimmte Schritte zu ihrer Lösung vorzuschlagen; ich werde mich darauf beschränken, möglichst deutlich auf die „drohenden Klippen“ hinzuweisen, es denen überlassend, deren Amt es ist, die Heilmittel anzugeben.

Das Nächste und Wichtigste von den in Frage kommenden Punkten ist die Behandlung der Eingeborenen. Eine nicht zu schlichtende Meinungsverschiedenheit über diesen Punkt gab die Veranlassung zu dem ursprünglichen „Treck“; und wenn sich auch die Ansichten auf beiden Seiten seit jener Zeit nicht unwesentlich geändert haben, bleibt doch der Zwiespalt zwischen ihnen noch so markant wie nur je, und die eine Partei ist geneigt, wenn auch nicht als wünschenswert zu rechtfertigen, so doch als Auskunftsmittel gelten zu lassen Ansichten und Handlungen, die die andern als tyrannisch verdammen. Die brennende Frage der Negerbefreiung ist thatsächlich bis nach Einführung einer Repräsentativverfassung vertagt worden (was ganz vernünftig ist, da es absurd sein würde, dem Kaffer ein Privilegium zu gewähren, das dem Weißen noch nicht zugestanden ist); aber es bleiben die schwierigen Fragen über Arbeit, Erziehung und Staatsdienst zurück, über die selbst die Ansichten der in Südafrika lebenden Engländer in scharfem Gegensatz zu denen ihrer Landsleute im Mutterlande stehen dürften.

Digitized by Google

Die Schwierigkeit der Lage wird verschärft durch die Bestimmungen der Verfassung der Kapkolonie, da wir wohl, zumal im Hinblick auf die bevorstehende Konföderation, kaum damit einverstanden sein können, daß dauernd eine materielle Verschiedenheit des Standes zwischen den Eingeborenen in aneinandergrenzenden Kolonien aufrecht erhalten werde. Das wenigstens darf als ausgemacht gelten, daß der „apprenticeship", der siebenjährigen Wartezeit vor Zuerkennung des Bürgerrechts, wie sie bisher in Transvaal bestanden hat, sofort ein Ende gemacht werden muß, wenn sich auch nicht leicht voraussagen läßt, was an ihre Stelle treten soll. Ich habe kürzlich diese Frage ziemlich ausführlich in einer englischen Zeitschrift behandelt[1]) und habe dem dort Gesagten nichts hinzuzufügen.

Die nächste wichtige Frage ist die der Entwaffnung. Von dem bereits erwähnten Kommandanten ist nachdrücklich darauf hingewiesen worden, daß die Banden von Eingeborenen, die das Land mit erkauften, gestohlenen oder während des Kriegs gefundenen Flinten durchstreifen, unverzüglich polizeilich entwaffnet werden sollten, da sie für den nach seiner Farm zurückkehrenden Burgher eine Gefahr bildeten; in der That ist kürzlich eine Anzahl von Burgher in der Nähe von Roos Senekal von Eingeborenen vertrieben worden. Es sollten, so meint er, aus Eingeborenen Kommissionäre gewählt werden, die Kenntnis des Landes besäßen, und man sollte die alten Gesetze bezüglich der Eingeborenen einstweilen in Kraft lassen.

Was den letzten dieser Vorschläge anlangt, so kann man über ihn, da von seiner Verwirklichung nicht die Rede sein kann, kurzer Hand hinweggehen. Aber auch die Hauptfrage zeigt sich uns unter einem Aspekte, der sie nicht als so ganz und gar einfach erscheinen läßt. Zunächst: ein beträchtlicher Teil des Gemeinwesens verlangt ernstlich und nachdrücklich die Entwaffnung der holländischen Bevölkerung sowohl in der Kapkolonie wie in den neuen Territorien, weil es, solange irgend ein größerer Teil derselben in wirksamer Weise bewaffnet sei, keine hinreichende Gewähr für die Fortdauer des Friedens gebe. Zum Beweise ihrer Behauptung führen sie die Geschichte von 1878 bis 1881 an. Zweitens: die Gefahr der Unterdrückung von Eingeborenen durch Weiße, Holländer oder Engländer, verdient ebenso ernst genommen zu werden wie die der Raubzüge der Kaffern gegen Ansiedler; die Geschichte von Goshen, Stellaland und Kamas Land, die der Behandlung unbewaffneter Eingeborenen während des letzten Krieges, das alles vereinigt sich, um darzuthun, daß die Entwaffnung der einen Klasse, während, wie es gewöhnlich geschieht, die andre im Besitze der Waffen gelassen wird, keine „praktische Politik" ist. Lord Kitcheners Antwort auf die Beschwerde über die Bewaffnung eines Teils der Bevölkerung in Zululand, daß, „wenn die Eingeborenen angegriffen würden, es ihnen gestattet sein müsse, sich zu verteidigen," hat an ihrer Richtigkeit noch nicht das mindeste eingebüßt. Andrerseits liegt, um keinen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen, das Nutzlose einer allgemeinen Entwaffnung der Bevölkerung auf der Hand und

[1]) „Fortnigthly Review", Juni 1902, S. 968 ff.

bedarf keines weiteren Beweises. Selbst wenn sie, wie in Indien, Hand in Hand mit einem vorurteilslos ausgeübten System von Lizenzen ginge, die dort auf Ansuchen gewährt werden, würde sie sich in der Praxis als eine Last erweisen und schwer durchzuführen sein.

Schließlich: die Buren sind wesentlich ein Hirtenvolk, und ein Land, das als Weide dienen soll, ist naturgemäß dünn bevölkert. Dann aber haben die Buren bei sich das Verlangen nach Vereinsamung so sehr die Ueberhand gewinnen lassen, daß sie schließlich noch weiter gegangen sind als die amerikanischen Hinterwäldler, die immer weiter nach Westen zogen, wenn ein Nachbar ihnen auf 10 Meilen nahe kam, weil sie das „Völkergedränge“ nicht leiden konnten. Der Brite dagegen ist ein Herdentier und, soweit seine Beschäftigung eine ländliche ist, ein Ackerbauer; nichts ist ihm dabei mehr zuwider als der Besitz großer Länderstrecken in der Hand desjenigen, der sie zuerst für sich in Anspruch genommen; die Geschichte der Landgesetzgebung in Australien und die dort vorhandene Einrichtung der „Free Selectors“ beweisen das am besten. Nun ist aber ein wesentlicher Zug der in Aussicht genommenen Beruhigungsmaßregel die in großartigem Maßstabe geplante Einführung neuer Ansiedler aus Großbritannien und den sich selbst regierenden Kolonien mit hauptsächlicher Berücksichtigung solcher, die im Kriege gedient haben, und es dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach die Regelung der Beziehungen zwischen den neuen Ansiedlern und den in das Vaterland zurückgekehrten Buren eine etwas gar heikle Sache werden. Die Schwierigkeit, die sich in dieser Hinsicht ergiebt, dürfte wohl erst nach Einführung einer repräsentativen Regierung gelöst werden; wenn die Zeit dazu kommt, wird die Regierung der Kolonie sich dem folgenden Dilemma gegenüber befinden: Wenn das britische demokratische Element in der kolonialen Landesvertretung die Oberhand gewinnt, wie es jetzt in Natal der Fall ist, so wird das die Zerstückelung der großen Weidegüter zur unausbleiblichen Folge haben, zum größten, aber nur zu leicht zu erklärenden Verdrusse der holländischen Bevölkerung, und aus diesem Verdrusse könnte sich leicht eine Abneigung entwickeln, die um so schwerer zu bekämpfen sein würde, als sie nicht ganz ungerechtfertigt wäre. Aber der „beutelüsterne Instinkt“ kümmert sich nur wenig um das, was „gerechtfertigt“ ist; die 10000 Acker Farmland würden in Transvaal überfallen werden, wie die „Runs“ der „Squatters“ in Australien überfallen worden sind. Andrerseits wird, wenn die Buren stark genug sind, das britische Element thatsächlich von den ländlichen Distrikten fernzuhalten und es auf die Bergwerks- und Handelszentren einzuschränken, die Trennung der beiden Nationalitäten, die am besten doch möglichst gemildert oder ganz überwunden würde, noch schärfer werden und einen dauernden Charakter annehmen. Am besten würde es wohl sein, wenn man die Einführung einer repräsentativen Regierung bis nach Fertigstellung der Föderation vertagte; von dem Bundesparlament läßt sich vielleicht annehmen, daß es der Frage gegenüber einen höheren und staatsmännischeren Standpunkt einnehmen wird, als er von einer nur lokalen Vertretung erwartet werden kann.

Digitized by Google

Eine Quelle der Beunruhigung andrer Natur entsteht aus dem Gerüchte, das wohl nicht ganz ohne stichhaltigen Grund verbreitet wird, ein nicht unbeträchtlicher Teil unzufriedener Burgher habe vor, nach deutschem Gebiet auszuwandern. Vor ein paar Jahren noch würde man einen derartigen Bericht mit der größten Gleichgültigkeit vernommen haben. Trotzdem bei uns ein Teil der höheren Klassen in den Jahren 1870 und 1871 aus seinen Sympathien mit Frankreich kein Hehl machte, stand doch die große Majorität der Nation (wenn wir von den irischen Katholiken absehen, deren Politik von ihrer Religion beherrscht wird) ganz und gar auf seiten der Deutschen, und es hat, soweit die Erinnerung der ältesten Leute zurückreicht, keinen Fremden gegeben, der bei dem englischen Volke sich einer so allgemeinen Beliebtheit erfreut hätte, wie Kaiser Friedrich III. Was mich persönlich anlangt, so hat die von Mr. Chamberlain gestreifte und neuerdings von Mr. Whitelaw Reid in eine bestimmte Form gebrachte Idee von einem thatsächlichen, wenn auch nicht formellen Bündnisse zwischen den drei großen germanischen Nationen, die vereint die Welt beherrschen könnten, stets den „Traum meines Lebens“ gebildet, und ich war bis vor kurzem nicht ganz ohne Hoffnung, daß er sich verwirklichen werde. Aber in den letzten zehn Jahren „ist eine Veränderung über den Geist meines Traumes gekommen“. Die Geschichte der Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland während der letzten Jahre ist, namentlich soweit Südafrika dabei in Betracht kommt, nicht erfreulich zu lesen, und man möge es mir nicht verübeln, wenn ich nicht ohne ernste Besorgnis dem Ergebnisse entgegensehe, daß die Bevölkerung von Deutsch-Ostafrika einen großen, uns feindlichen Zuwachs erhalten soll. Ich würde jeden Bruch der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den zwei Nationen für eines der schwersten Unglücke für sie beide halten. Allein ich kann meine Augen der Thatsache nicht verschließen, daß ihre Freundschaft während der letztvergangenen Jahre eine Spannung fast bis zum Zerreißungspunkte erfahren hat. Ich bin nicht gesonnen, am Schlusse eines Artikels, der ohnehin schon zu lang geraten ist, in eine Untersuchung darüber einzutreten, wer an diesem unerfreulichen Stande der Dinge die Schuld trägt; es kommt nur selten vor, daß das Unrecht ganz und gar auf einer Seite liegt; aber, wie dem auch sei, alles, was bei dem gegenwärtigen Zustande der beiden Nationen geeignet ist, mehr als es bisher der Fall gewesen, den Anlaß oder Ausgangspunkt zu einem Konflikt zu bilden, ist auf das tiefste zu beklagen. Und die Gefahr ist nicht nur in der Einbildung vorhanden, solange die Presse bei ihrer gegenwärtigen Haltung verharrt. „Siehe,“ sagt der Apostel,[1]) „ein kleines Feuer, welch einen Wald zündet es an! Und die Zunge ist auch ein Feuer, eine Welt von Ungerechtigkeit. Also ist die Zunge unter unsern Gliedern, und beflecket den ganzen Leib, und zündet an unsern ganzen Wandel, wenn sie von der Hölle entzündet ist.“

Absit omen!

[1]) Ep. Jakobi, III., 5 und 6.



Digitized by Google

Ein Brief des Generals Grafen Wartensleben-Carow.

Carow, 8. September 1902.

Die „Denkwürdigkeiten" des Generals v. Stosch, abgedruckt in der „Deutschen Revue", enthalten im Mai-Heft d. J., Seite 133 ff. eine Schilderung von Vorgängen in und nach der Schlacht von Königgrätz. Danach wäre man im königlichen Hauptquartier und bei der I. Armee während der Schlacht in gedrückter Stimmung gewesen; es sei sogar schon an Rückzug gedacht worden, und weder am Schlachtabend noch am folgenden Tage ein wirkliches Siegesbewußtsein zum Ausdruck gelangt.

Lebenserinnerungen, selbstredend in gutem Glauben niedergeschrieben, bleiben doch immer mehr oder weniger subjektiv gefärbt. Stosch gehörte damals zum Stabe des Kronprinzen; ich befand mich im königlichen Hauptquartier, an jenem Schlachttage fast beständig an der Seite des Generals Moltke. Deshalb verweise ich auf meine „Erinnerungen von 1866", die auf Seite 34 bis 43 ein von der obigen Darstellung abweichendes Bild ergeben. Es herrschte auf unsrer Front zwar kein Uebermut, aber auch keine Niedergeschlagenheit; der Prinz Friedrich Karl mußte sogar von einem vorzeitigen Angriff zurückgehalten werden. Und schon am Nachmittag waren wir uns eines entschiedenen Sieges, wenngleich noch nicht in seinem vollen Umfange, bewußt.

Deutlich entsinne ich mich meiner damaligen Begegnung und kurzen Unterhaltung mit einem mir wohlbekannten Bataillonskommandeur in der Gegend von Langenhof. Er meinte, nach dem Geschützfeuer zu schließen, müssen auch anderwärts Gefechte im Gange sein, und war dann freudig erstaunt, als ich ihm sagte: „Das sind nicht einzelne Gefechte; wir haben eine große Schlacht gewonnen." General Moltke hat das wohl mindestens ebenso gut gewußt wie ich. Es ist ja ziemlich bekannt, daß er schon um Mittag auf dem Roskosberge, als der König ihn nach dem Stande der Schlacht befragte, die zuversichtliche Antwort gab: Euer Majestät werden in einigen Stunden Schlacht und Feldzug gewonnen haben. —

General v. Bronsart (damals Hauptmann im Generalstab des großen Hauptquartiers, 1893 bis 1896 Kriegsminister, jetzt auf Marienhof in Mecklenburg) bestätigt und ergänzt meine Angaben in einer mir zugesandten längeren Erörterung. Er sagt darin unter anderm:

„Es ist möglich, daß über die Kriegslage nicht unterrichtete Personen des großen Hauptquartiers — und deren gab es viele — die ins Stocken gekommene Vorwärtsbewegung als ein gefährliches Symptom betrachtet und sich mit ernsten Rückzugsgedanken beschäftigt haben. Bei den im engeren Sinne des Worts das große Hauptquartier bildenden Offizieren war hiervon aber nicht die Rede; vielmehr waren sie sämtlich der Meinung, daß, je energischer sich die Oesterreicher in der Front festbissen, um so erfolgreicher der umfassende Angriff der Armeen des Kronprinzen und des Generals v. Herwarth zur Geltung kommen und die Schlacht zu einem entscheidenden Siege für uns gestalten würde ... Sofern der General v. Boyen dem Kronprinzen die Gefechtslage in der Front als schlecht bezeichnet hat, muß dies auf seine subjektiven Eindrücke zurückgeführt werden ... Der König war schon um drei Uhr nachmittags unter dem Eindruck der endgültig gewonnenen Schlacht mit der Kavalleriedivision Hane über die Bistritz vorgegangen. Er hatte in der eroberten großen Batterie bei Lipa Gardeschützen und Teile des 2. Garde-Regiments begrüßt ... Er war also schon vor dem Zusammentreffen mit dem Kronprinzen völlig davon unterrichtet, daß er die Armee Benedeks geschlagen hatte."

Graf Wartensleben-Carow,
General der Kavallerie à la suite des Dragoner-Regiments v. Arnim.

* * *

Digitized by Google

Auf vorstehenden Brief erwidert der Herausgeber der „Denkwürdigkeiten“ folgendes:

Oestrich, 18. 9. 1902.

Es ist historisch, daß im Großen Hauptquartier im Laufe des Vormittags des 3. Juli eine gewisse Besorgnis Platz gegriffen hatte. Ebenso historisch ist, daß Graf Moltke in unerschütterlicher Ruhe den glücklichsten Ausgang der Schlacht vorhersagte. — Hier handelt es sich um die Eindrücke, die der Stab der 2. Armee über die Stimmung im Großen Hauptquartier erhielt. Sie wurden vermittelt durch den General v. Boyen, der in seinen Erinnerungen selbst erzählt, der Auftrag des Königs habe gelautet: „Schaffen Sie mir ein Armeecorps vom Kronprinzen; es ist die höchste Gefahr im Verzuge.“ — General v. Verdy erwähnt die Sendung mit den gleichen Worten, die also in dieser Form auch wohl als historisch gelten dürfen.

Mein Vater aber, der kurz darauf niederschrieb, was er erlebte und hörte, durfte sich in seiner Schilderung wohl auf Boyen berufen.

U. v. Stosch, Hauptmann a. D.



Litterarische Berichte.

Handbuch der Wirtschaftskunde Deutschlands. Herausgegeben im Auftrag des Deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen von Regierungsrat Dr. Stegemann. I. Band. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner.

Der in vielen kaufmännischen Unterrichtsanstalten empfundene Mangel eines brauchbaren Hand- und Lehrbuches für den handelsgeographischen Unterricht gab den Anstoß zu dem mit dem vorliegenden ersten Band unter glücklichen Auspizien in Angriff genommenen Werk, eine Vorführung des gesamten Materials aus den verschiedensten Wissenschaften, auf Grund dessen erst ein zuverlässiger Leitfaden abgefaßt werden kann. Das Gesamtwerk soll drei Bände umfassen. Der vorliegende enthält eine Einleitung: Das Verhältnis der Wirtschaftskunde zur Geographie und zu den Wirtschaftswissenschaften von Dr. H. Lehmann in Aachen; eine allgemeine Beschreibung Deutschlands nach seiner Lage, Bodenbeschaffenheit, natürlichem Reichtum und Vorbedingungen für Landwirtschaft, Industrie und Handel, in sieben Abschnitten von Fachmännern behandelt, dann einen umfänglicheren Beitrag von dem Direktor des Frankfurter statistischen Amts Dr. Heinrich Bleicher über die Bevölkerung des Deutschen Reiches nach örtlicher Verteilung, sozialem Aufbau und allgemeinen Erwerbsverhältnissen — einer ganz hervorragenden Leistung in der Bewältigung und Durchgeistigung des sprödesten Zahlenwustes, die durch eine Menge von Karten, Diagrammen und Tabellen zu bequemster Anschaulichkeit gestaltet ist. Nicht mindere Anerkennung verdient die auf der Höhe der modernen Landeskunde stehende „Allgemeine geographische Beschreibung Deutschlands“ von Professor Blind in Köln, selbstverständlich unter stetem Bezug auf die Volkswirtschaft. Daß bei den zahllosen Einzelheiten Druckfehler immer wieder sich dem Auge des Korrektors entziehen, vermag der Anerkennung kaum Eintrag zu thun; wir notierten z. B. Erdlinger Moos statt Erdinger, Taginger See statt Waginger, Kehlheim statt Kelheim, Mittenwalde statt Mittenwald. Den Druckfehler von 640658 Quadratkilometer für das Gebiet des Deutschen Reiches wird jeder Leser selbst berichtigen. Nicht einwandfrei ist die Behauptung, daß München den größten Teil seiner Bedeutung als Knotenpunkt des Verkehrs erhalten habe; das Ausschlaggebende gegenüber älteren Verkehrssammelplätzen wie Augsburg und Regensburg dürfte doch erst im 19. Jahrhundert die Erhebung zur Hauptstadt eines Staatswesens sein, dessen Umfang das alte Kurfürstentum weit überholte. Aber solche Einzelheiten sind nur nebensächlich.

—lth—

Ludwig Jacobowski. Ein modernes Dichterbild. Von Prof. Dr. Hermann Friedrich. Berlin 1901. Siegfried Cronbach. M. 1.—

Jacobowski hat nach F. eine dreifache

Digitized by Google

Bedeutung für die moderne Litteratur: als Herausgeber von Volksliedern und deutscher Dichter in Auswahl fürs Volk (ein Goetheheft erschienen); als Vorkämpfer für die „neue Kunst“ in seiner Thätigkeit als Redakteur der „Gesellschaft“ und schließlich durch seine eignen Dichtungen. Nach diesen Gesichtspunkten würdigt F. die Verdienste des Dichters, der am 2. Dezember 1900, erst 32jährig, aus dem Leben gerufen wurde. Das Büchlein wird den Freunden des verstorbenen Dichters sehr willkommen sein.

E. M.

Zur Analysis der Wirklichkeit. Eine Erörterung der Grundprobleme der Philosophie von Otto Liebmann. 3. Auflage. Straßburg, Verlag von Karl J. Trübner.

Die gegenwärtig vor sich gehende Neubelebung der Philosophie hat mehrere Werke gezeitigt, die als Einführung in die Gedankenwelt der Philosophen auftreten; auch ein Wörterbuch der Philosophie ist auf dem Plan erschienen. Unter diesen Büchern ist Liebmanns Analysis der Wirklichkeit, obwohl schon vor mehr als zwanzig Jahren geschrieben, eines der frischesten und anregendsten: es erörtert einige Grundfragen der Philosophie mit großer Schärfe und Lebendigkeit. Freilich ist auch dies Buch von der Zeit benagt worden. Nach den großen Fortschritten der Werttheorie erscheinen uns heute ethische Ausführungen wie auf Seite 581 und 686 etwas schwächlich, und die moderne Aesthetik dürfte sich kaum mit Liebmanns Erörterung des ästhetischen Ideals zufrieden geben. Aber der Schwerpunkt des Werkes liegt nicht hier, sondern in den ausgedehnten Darlegungen zur Erkenntnistheorie und Naturphilosophie. Wenn mich z. B. jemand fragte, was er zum Verständnis Kants lesen soll, so würde ich neben Langes Geschichte des Materialismus sofort das Kapitel „Die Metamorphosen des Apriori“ bei Liebmann nennen. Oder wenn es sich um Darwin und Häckel handelt, so würde ich unverzüglich an die besonnenen Erörterungen Liebmanns denken, die betitelt sind: Platonismus und Darwinismus, Das Problem des Lebens, Kausalität und Teleologie, Ueber den Instinkt. Es ist bewundernswert, wie der Verfasser den Schulstaub von allen diesen Dingen weggeblasen hat, so daß ihre Umrisse auch dem ungeübten Auge erkennbar werden. Er weiß viel und vielerlei. Doch ist dies Wissen so innerlich verarbeitet — vielleicht nicht ohne Kampf und Bitterkeit — und zugleich durch jahrzehntelange Lehrthätigkeit so zum Gebrauch geformt, daß ein zum Nachdenken spornendes und nirgends ermüdendes Werk entstanden ist. Gerade für den Leserkreis der „Deutschen Revue“ dürfte dies Buch als eine der besten Einleitungen in die Philosophie geeignet sein. M. D.

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Neue revidierte Jubiläumsausgabe. Band 1 bis 7. F. A. Brockhaus. Leipzig, Berlin und Wien.

Zu den eigentümlichsten Erscheinungen des deutschen Büchermarktes gehört es jedenfalls, daß ein Werk wie das altbewährte Brockhausche Konversations-Lexikon, nachdem erst eine verhältnismäßig kurze Spanne Zeit seit dem Abschlusse seiner in den Jahren 1891 bis 1897 zu stande gekommenen monumentalen Jubiläumsausgabe (der 14. seit dem ersten Hervortreten des Werkes) verflossen, und dieser Jubiläumsausgabe im Jahre 1898 eine, die sämtlichen 17 Bände umfassende revidierte Jubiläumsausgabe gefolgt ist, nunmehr, nach noch nicht einmal drei Jahren, in einer neuen revidierten Jubiläumsausgabe an uns herantritt. Konversations-Lexika sind allerdings Werke, die fortwährend, sozusagen von Tag zu Tag, einer Revision, d. h. einer Erneuerung, Ergänzung und Fortführung ihres Inhalts bedürfen, allein dieser Revision sind doch schon der technischen Herstellung wegen bestimmte Schranken gezogen; Jahr für Jahr lassen sich nicht 17 starke Lexikonbände auf den Markt werfen, und selbst ein zweijähriger Zwischenraum ist für eine derartige Ergänzung oder Erneuerung zu knapp bemessen. Man hat daher längst zu dem Auskunftsmittel der Supplementbände gegriffen, und das Brockhausche Unternehmen hat derartige Bände nicht nur früher erscheinen lassen, sondern stellt ausdrücklich auch einen Ergänzungsband für die „neue“ revidierte Jubiläumsausgabe in Aussicht, der dem Schlußbande dieser Ausgabe auf dem Fuße folgen soll. Wir glauben daher, daß der Grund für das Erscheinen von zwei Zwischenausgaben zwischen der 14. und der erst nach Jahren zu gewärtigenden 15. nicht in dem herkömmlichen Revisionsbedürfnisse wurzelt, sondern daß das Verlagshaus die Erfahrungen. die es während des Erscheinens der Jubiläumsausgabe und der dieser sich fast unmittelbar anschließenden ersten revidierten gemacht hat, benutzen will, um einen Typus für die künftige Ausgestaltung seines großen, epochemachenden Werkes aufzustellen. Das Brockhausche Konversations-Lexikon ist das älteste und es will auch das jüngste seiner Art, d. h. das am meisten dem Tagesbedürfnis entgegenkommende sein. Was die neueste Ausgabe vor allen andern auszeichnet, ist schon ihre äußere Gestalt, aber es hat nicht nur ihr Bewenden bei dieser, auch in der Anordnung des Textes ist ein Ausgleich eingetreten; die einzelnen Artikel sind nicht nur vermehrt und revidiert worden, sie haben auch eine knappere Gestalt erhalten, und es finden fortlaufend Vor- und Rückverweisungen auf die Bände des Werkes untereinander statt, ja es erstreckt sich eine Anzahl von Verweisungen bereits

Digitized by Google

auf neue oder größere Artikel des in Aussicht stehenden Supplementbandes. In erheblichem Maße kommen dabei die Fortschritte der graphischen Technik aus der jüngsten und allerjüngsten Zeit zur Geltung, namentlich bei den zahlreichen Tafeln und Abbildungen, die nicht nur ein Erläuterungsmaterial der vorzüglichsten Art bilden, sondern vielfach auch den Charakter künstlerischer Vollendung an sich tragen und als Buchschmuck in der eigentlichen Bedeutung des Wortes anzusehen sind. Alles in allem genommen darf die neue revidierte Jubiläumsausgabe als die Form der praktischen Real-Encyklopädie bezeichnet werden, wie sie von der Gegenwart erfordert wird und dabei gleichzeitig schon dem Bedürfnisse der Zukunft entgegenkommt.

l. h.

Ueber Harmonie und Komplikation. Von Dr. Viktor Goldschmidt, a. o. Professor an der Universität Heidelberg. Berlin, Verlag von Julius Springer. 1901.

Mit Vorliebe pflegt man heute akustische Schriften zur Hand zu nehmen, nicht ohne Gefühl der Enttäuschung wegzulegen. So auch das vorliegende. Außerordentlich verlockend ist hier der Versuch, drei verschiedene Gebiete, die Krystallkunde, die Lehre vom Schall und vom Licht mit gleichen Prinzipien anzupflanzen und zudem noch einiges andre zu besäen. Möge das alles gedeihen! Ja, es erscheint unzweifelhaft, daß der scharfsinnige Mathematiker für einfache, „harmonische“ Erscheinungen in Musik und Malerei eine elegante Auslegung gefunden hat. Die Aehnlichkeit der Harmonie und Komplikation der Krystalle mit den Verhältnissen der Töne und Farben ist ja gar nicht zu verkennen. Mit der Auffassung gewiegter Harmoniker stimmt auch die mehrfache Deutung der Accorde überein. Dagegen hat der Verfasser gerade beim Uebergreifen ins Aesthetische — worauf er sich etwas zu gute thut — entschiedenes Mißglück. Weder Beethoven noch Böcklin betrachten wir als Entarter; auf beide treffen die Vorwürfe übermäßiger Komplikation zu, sind wohl auch auf beide gemünzt. Nein, mit dem oberflächlichen Schönheitsbegriff, der schon von Lessing und Herder verlassen wurde, kommen die Physiker bei Beurteilung der Kunstwerke nicht durch. Sie hören mit Deutungen auf, wo dem Künstler die Sache erst recht interessant zu werden anfängt. Trotz der Schwäche des Psychologischen wird aber das Buch als Beitrag zur Musiktheorie und Farbenlehre seinen Rang behaupten.

Dr. K. Gr.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Zweiter Jahrgang. 1902. Heft VII. Monatlich ein Heft im Format 45:30 cm., mit mindestens 20 feinsten Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstdruckpapier à M. 1.—. München, Vereinigte Kunstanstalten A.-G.

Arnefeldt, F., Der Sohn des Sträflings. Roman. Band 105 von Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Berlin, A. Goldschmidt. M. 1.—

Cavazzutti, Dr. E. M., Projet d'Organisation du Mouvement scientifique universel en anglais, espagnol, français, allemand, italien. Dedié à Mr. Andrew Carnegie. Buenos Aires, Calle Cabildo 2226.

Ernst, Otto, Die größte Sünde. Drama in fünf Akten. (Neubearbeitung.) Leipzig, L. Staakmann.

Feeg, Otto, Die modernen Verkehrsmittel zu Wasser und zu Land. Heft 10 von „Frankfurter Zeitgemäße Broschüren“. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 50 Pf.

Gardini, Dr. Carlo, In der Sternbanner-Republik. Reiseerinnerungen. Mit 41 Illustrationen und einer Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nach der zweiten Auflage des italienischen Originals übersetzt von M. Rumbauer. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 5.—

Geist, Dr. Hermann, Das freie Reingöttliche im Menschen als das Grundelement aller echten Moral. Weimar, Herm. Böhlaus Nachf. M. 6.—

Graf, Franz, Kunterbunt fürs Brettl und Allerlei auch sonst dabei. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.50.

Handel-Mazzetti, E. v., Der Verräter. Fahrlässig getötet. Zwei Erzählungen. „Allgemeine Bücherei“ Band 12. Stuttgart, Roth'sche Verlagshandlung. 20 Pf.

Hellmut-Hell, Gestern und Heute. Gedichte. Berlin, M. Lilienthal. M. 1.50.

Hieronymus, Karl, Lebendige Kraft. Gedichte. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 1.60.

Jerome, K. Jerome, John Ingerfield und andere Erzählungen. Autorisierte Uebersetzung von Johanna M. Lankau. Halle, Hermann Gesenius. M. 1.—

Kralik, Richard v., Das deutsche Götter- und Heldenbuch. II. Die Wilzen- und Welsungensage. „Allgemeine Bücherei“ Band 13/18. Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagshandlung. M. 1.20.

Kralik, Dr. Richard v., Angelus Silesius und die christliche Mystik. Heft 11 von „Frankfurter

Digitized by Google

Zeitgemäße Broschüren". Hamm i. W., Breer & Thiemann. 50 Pf.

Lagerlöf, Selma, Jerusalem. Erzählung. München, Albert Langen. M. 3.50.

Laharpe, F. C. de, Le Gouverneur d'un prince. Frédéric César de Laharpe et Alexandre Ier de Russie. D'après les manuscrits inédits de F. C. de L. et les sources russes les plus récentes. Fribourg en Brisgau, C. Troemer.

Meneau, F. & A. Wolfromm, Deutsche Sprechübungen. Der Frühling nach Didiers Bildertafel. Paris, H. Didier. Frs. 1.80.

Mikulicz, Prof. Dr. J. v. und Frau Valeska Tomasczewski, Orthopädische Gymnastik gegen Rückgratsverkrümmungen und schlechte Körperhaltung. Eine Anleitung für Aerzte und Erzieher. Mit 103 Figuren im Text. Jena, Gustav Fischer. M. 3.—

Müller, Dr. Johannes, Blätter zur Pflege persönlichen Lebens. Dritte Auflage, erste öffentliche Ausgabe. Erster Band. Leipzig, Verlag der „Grünen Blätter" (Jos. Müller). M. 4.—

Nippold, W. K. A., Der Zeiten Wende. Drama in einem Vorspiel und zwei Teilen. Ausgabe für den Buchhandel; Vorspiel und erster Teil. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. M. 4.80.

Pasqué, Ernst, Das öde Haus. Eine Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert. Zweite Auflage. Band 106 von Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Berlin, A. Goldschmidt. 50 Pf.

Pauli, Dr. Wolfgang, Der kolloidale Zustand und die Vorgänge in der lebendigen Substanz. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. 60. Pf.

Quiñones, Ubaldo Romero, Reflexiones á Pablo (Sobre Sociologia). Guadalajara, Enrique Burgos, Una Peseta.

Raf, Therese, Sappho. Eine Novelle. „Allgemeine Bücherei" Band 19/20. Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagshandlung. 40 Pf.

Revue de Paris, La, 9e Année. Nr. 16. 15 Août 1902. Paris, Prix de la livraison Frs. 2.50.

Roberty, Eugène de, Frédéric Nietzsche. Contribution à L'histoire des idées philosophiques et sociales à la fin du XIXe siècle. Paris, Felix Alcan. Frs. 2.50.

Salomon, Ludwig, Geschichte des Deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs. Zweiter Band: Die deutschen Zeitungen während der Fremdherrschaft (1792 bis 1814). Napoleon und die deutsche Presse. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 3.—

Scheerbart, Paul, Liwûna und Kaidôh. Ein Seelenroman. Leipzig, Inselverlag.

Schwab, Dr. Rudolf, Der deutsche Nationalverein, seine Entstehung und sein Wirken. Berlin, Georg Reimer. M. 2.—

Schwabe, Toni, Die Hochzeit der Esther Franzenius. Roman. München, Albert Langen. M. 2.—

Sienkiewicz, Henryk, Briefe aus Afrika. Autorisierte Uebersetzung von J. v. Immendorf. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 3.—

Skram, Amalie, Ein Liebling der Götter. Roman. Autorisierte Uebersetzung von E. Mjoen. München, Albert Langen. M. 2.50.

Souchay, Theodor, Elegien und andere Gedichte. Cannstatt, H. Reitzels Hofbuchhandlung.

Spielberg, Gedanken und Meinungen. Stuttgart, Rob. Lutz.

Staatslexikon. Zweite, neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Dr. Julius Bachem. 24. bis 27. Heft. Erscheint in 5 Bänden von je 9 bis 10 Heften. M. 1.50 pro Heft. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Suchier, Dr., Der Orden der Trappisten und die vegetarische Lebensweise. München, Verlag der „Aerztlichen Rundschau" (Otto Gmelin). 80 Pf.

Thoma, Ludwig, Hochzeit. Eine Bauerngeschichte. München, Albert Langen. M. 2.—

Völker der Erde, Die. Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Zeremonien aller lebenden Völker. Lieferung 17. Von Dr. Kurt Lampert. Mit etwa 650 Abbildungen nach dem Leben. Erscheint in 35 Lieferungen zu je 60 Pf. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1903. 66. reich illustrierter Jahrgang. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung 50 Pf.

Wedekind, Franz, So ist das Leben. Schauspiel in fünf Akten. München, Albert Langen. M. 2.—

Weltall und Menschheit. Naturwunder und Menschenwerke. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Völker. Herausgegeben von Hans Kraemer. Mit circa 2000 Illustrationen, zahlreichen schwarzen und bunten Beilagen. Lieferung 7 u. 8. Vollständig in 100 Lieferungen à 60 Pf. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Comp.

Winicky, Ottokar, Cantilenen der Einsamkeit. Ein Gedichtbuch. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 75 Pf.

Zabel, Eugen, Zur Modernen Dramaturgie. Studien und Kritiken über das ausländische Theater. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 5.—

Zabel, Eugen, Zur Modernen Dramaturgie. Studien und Kritiken über das deutsche Theater. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 5.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Erinnerungen aus meinem Berufsleben.

Von

Generaloberst Freiherrn v. Loë.

V.

Ich nehme meine Arbeit wieder auf, nachdem ich in den beiden letzten Aufsätzen die Haltung Preußens während des Krieges 1859 erörtert hatte. Ich habe Sybels lobende Beurteilung der damaligen Berliner Staatskunst erwähnt, aber seine Anerkennung dehnt sich nicht auf die Politik der bewaffneten Vermittlung aus, die der Prinzregent im letzten Stadium des Feldzuges den kriegführenden Mächten durch die Mobilmachung der ganzen Armee aufzuerlegen versuchte. Daß die Mobilmachung 1859 zwecklos gewesen sei, ist der Vorwurf, der damals fast allgemein dem Prinzregenten gemacht wurde und heute vielfach aufrecht erhalten wird — aber die damalige Mobilmachung blieb keineswegs wirkungslos. — Denn sie verhinderte die Durchführung des Programms von Plombières: „Italien frei bis zur Adria." Sie zerstörte dadurch die französisch-italienische Allianz auf unabsehbare Zeit. Zu Villafranca wurde in das Bündnis der Keil der weltlichen Herrschaft des Papstes getrieben. Wohl erkannte des Kaisers Napoleon politischer Scharfblick, daß die weltliche Herrschaft unhaltbar und mit der Nationalitätenpolitik unvereinbar war, aber die Rücksicht auf die mächtige katholische Partei in Frankreich und ihre bis in die nächste Umgebung des Kaisers einflußreichen Vertreter zwang ihn gegen seine bessere Einsicht, die Herrschaft des Papstes in Rom, im Widerspruch mit Italien, durch Waffengewalt aufrecht zu erhalten. Dieser durch den Frieden von Villafranca hervorgerufene, für den Kaiser unheilvolle Gegensatz dauerte bis zum Untergange seiner Dynastie und hat zu diesem beigetragen. Wenn also nicht allein die Anhänger des Papsttums, sondern unparteiische, französische Staatsmänner den siegreichen italienischen Krieg den Beginn des Niederganges nannten, so hat die Geschichte ihnen recht gegeben. In diesem Sinne war der Friede von Villafranca ein großer Erfolg für die preußische Politik. Villafranca ist für den Regenten eine Etappe auf dem Wege zur preußisch-italienischen Allianz 1866 und damit zur Erfüllung seiner großen deutschen Aufgabe geworden. Ob die spätere, damals

Digitized by Google

nicht vorauszusehende Gesamtentwicklung der europäischen Politik, die zum großen Teile das Werk des Ministers Bismarck war, ob die für Preußen günstigen Zwischenfälle, die durch ihn herbeigeführt wurden, dem großen Staatsmann die Handhabe boten, um im Einklange mit seinem Souverän das Werk durchzuführen, ändert an der Richtigkeit der Thatsache nichts, daß der Prinzregent unter den 1859 obwaltenden Verhältnissen keine für Preußen und Deutschland vorteilhaftere Politik führen konnte, als er gethan hat. Wenn also der Prinz nach Beendigung des Krieges dem Herzoge von Koburg schrieb, daß er im etwaigen Wiederholungsfalle derselben Lage genau so handeln würde, wie er es gethan, so hat die Geschichte den Beweis geliefert, daß er zu diesem Ausspruche vollkommen berechtigt war.

Daß Villafranca der in seinen späteren Folgen so günstige Abschluß der bewaffneten Vermittlung sein würde, konnte allerdings damals der Regent nicht voraussehen, denn dazu hätte er im Momente des Entschlusses die Vorgänge vor und während des Krieges, namentlich den Inhalt des Vertrages von Plombières und den Ausgang der Schlachten kennen müssen.

Aber für die Beurteilung seiner Politik ist auch die Frage, inwieweit die Voraussicht der Folgen die Unterlage seines Planes bildete, bedeutungslos. Der maßgebende Faktor eines unparteiischen Urteils ist für den Politiker nächst der richtigen Schätzung des bestmöglichen Erfolges die Kenntnis der Persönlichkeit des Regenten, seines Charakters, seiner Eigenschaften, seiner politischen Entwicklung seit seiner Jugend. Wer sich diese Kenntnis auf irgendwelchem Wege, sei es durch den persönlichen Verkehr mit dem Prinzen, sei es durch verständnisvolles fleißiges Studium der Lebensgeschichte Wilhelms I. erworben hat, der gelangt bei der Beurteilung seiner Handlungsweise in jenem Abschnitte zu dem Ergebnisse, daß der Prinz von Preußen, der König, der große Kaiser, seiner Natur entsprechend nicht anders handeln konnte, als er jedesmal gehandelt hat, und daß die Wurzel aller seiner Erfolge die unverbrüchliche Treue gegen sich selbst war.

Wenn ich mich entschlossen habe, die „Erinnerungen aus meinem Berufsleben“ zu veröffentlichen, so befindet sich selbstverständlich von dem Zeitpunkte an, da meine Beziehungen zu Kaiser Wilhelm begonnen haben, seine Gestalt im Mittelpunkte dieser Erinnerungen. Alles übrige geht von ihm aus und kehrt zu ihm zurück. Der Anfang meines persönlichen Dienstverhältnisses zu ihm fällt nun ungefähr mit dem Beginne seiner Regierungszeit zusammen. Am 9. Januar 1858 wurde ich als Adjutant zum Militär-Gouvernement von Rheinland und Westfalen kommandiert, dessen Sitz nach der Uebersiedlung des Prinzen von Koblenz nach Berlin ebenfalls dorthin verlegt wurde. Damit trat ich in die militärische Umgebung des Prinzen ein und wurde, wenn auch vorläufig in untergeordneter Stellung, Augenzeuge der gesamten politischen Entwicklung, die sich seit Uebernahme der Stellvertretung durch den Prinzen von Preußen in unserm Staatsleben vollzog.

Die Schwierigkeiten, die der Prinz bei der Uebernahme zu überwinden hatte, sind damals in ihrem ganzen Umfange nur den nächstbeteiligten Persönlichkeiten

Digitized by Google

bekannt geworden. Ihre genaue Kenntnis und Würdigung ist aber von hohem geschichtlichem Interesse. Dem Thronfolger wurde die schwere Aufgabe gestellt, die Regierung als Stellvertreter seines Bruders nach dessen Grundsätzen mit denselben Ratgebern weiterzuführen. Die Art, wie der Prinz sich der Aufgabe unterzog und sie während eines ganzen Jahres bis zum Eintritte der Regentschaft (23. Oktober 1858) durchführte, stellt seine Persönlichkeit in ein so helles Licht und ist von solcher Bedeutung für seine ganze Regierung, daß jede Schilderung jener Zeit, sei es durch den Geschichtschreiber oder aus der Erinnerung eines noch lebenden Augenzeugen unvollständig wäre, wenn in ihr nicht das Verhalten des Prinzen bei der Uebernahme und während des ganzen Jahres der Stellvertretung einen hervorragenden Platz einnähme.

Die beiden wichtigsten Quellen aus damaliger Zeit für die Geschichte der Erkrankung König Friedrich Wilhelms IV. und des Uebergangs der Regierungsgewalt an den Prinzen von Preußen sind die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopolds v. Gerlach“, des langjährigen Generaladjutanten Friedrich Wilhelms IV. und das Werk des Generals v. Natzmer, „Unter den Hohenzollern“, das seine Korrespondenz mit dem Prinzen enthält. General v. Gerlach schildert in seinen „Denkwürdigkeiten“ tageweise den Verlauf der Krankheit, die beim Könige am 6. September 1857 wieder ausbrach. Sowohl bei der Königin als in der Umgebung, als bei den Ministern war vom ersten Tage an die Hoffnung auf Genesung gering. Dagegen gewann die Ueberzeugung, daß die Regierungsgewalt dem Thronfolger übertragen werden müsse, immer mehr Boden. Nur über die Form, in der die Uebertragung stattfinden solle, herrschte bei den maßgebenden Persönlichkeiten Zweifel und Ansichtsverschiedenheit.

Der Prinz von Preußen war nach der Erkrankung des Königs von Koblenz nach Berlin berufen worden. Während eines vollen Monats dauerten die Verhandlungen zwischen dem Thronfolger, der Königin Elisabeth und dem Ministerpräsidenten, bis am 23. Oktober der kranke König seinem Bruder die stellvertretende Ausübung der Regierungsgewalt auf drei Monate übertrug.

In wie loyaler und taktvoller Weise der Prinz gegen den kranken König und dessen treue Pflegerin, die Königin Elisabeth verfuhr, wie er durch die Klarheit seiner Bedingungen, durch seine Festigkeit in deren Aufrechterhaltung die Umgebung des Königs und die Minister für sich gewann, dafür legen die Denkwürdigkeiten des Generals v. Gerlach und die Korrespondenz mit dem General v. Natzmer ein glänzendes Zeugnis ab.

Der Prinz schrieb am 17. Mai 1858 nach sechsmonatlicher Führung der Stellvertretung über seinen Standpunkt bei der Uebernahme an seinen vertrauten Freund, den General v. Natzmer, die denkwürdigen Worte:

„Jede Stellvertretung in jedem Verhältnis ist etwas Peinliches; wieviel mehr die eines Monarchen und nun aus solchen Ursachen!

Allem Andringen, dieser Peinlichkeit ein Ende machen zu sehen, setze ich die bestimmte Ansicht entgegen, daß vor Ablauf eines Jahres daran nicht gedacht werden darf. Ist dann keine nahe Aussicht auf

Digitized by Google

die hergestellte Regierungsfähigkeit des Königs vorhanden, dann mögen die dazu Berufenen überlegen und handeln, ich kann die Initiative nicht übernehmen."

Diese Sätze enthalten die klare Erkenntnis seiner Aufgabe und ihrer Schwierigkeiten, denn der Prinz hatte das volle Bewußtsein seiner Pflicht, bei seinen Entscheidungen die Rücksicht auf die grundverschiedenen, ihm bekannten Ansichten des Königs und der bisherigen Minister vor den eignen Anschauungen vorwalten zu lassen. Er nahm sich vor, diesen Zustand bis zum Ablaufe eines Jahres zu ertragen, und wenn dann eine Aenderung notwendig erschien, sie auf verfassungsmäßigem Wege herbeizuführen. Seine Absicht hat er gewissenhaft ausgeführt, denn erst nach Jahresfrist übernahm er nach dreimaliger Verlängerung der Stellvertretung auf Antrag des Staatsministeriums am 8. Oktober 1858 die in der Verfassung vorgesehene Regentschaft.

Fast noch wertvoller ist die Anerkennung des Generals v. Gerlach für den ritterlichen Charakter des Prinzen, die er demselben in seinen „Denkwürdigkeiten" zollt, denn der Prinz hatte sich oft im Widerspruche mit den Ansichten des Generals befunden.

General v. Gerlach war ein überzeugungstreuer Mann, der vermöge seiner Denkungsart für die neue, seit Erlaß der Verfassung zu Recht bestehende Staatsform wenig Verständnis hatte, der aber der Dynastie bis in den Tod ergeben war.

Der damalige Widerwille der Armee gegen das neue Recht erklärt sich aus der Thatsache, daß ihr die Verfassung als ein Zugeständnis des in den Märztagen besiegten Königtums an die siegreiche Revolution erschien.

Wir Offiziere, jung wie alt, wir hatten damals alle dieselbe Empfindung. Es gehörte die ganze Weisheit des Prinzen von Preußen, seine Ehrfurcht vor den Gesetzen und vor der Unantastbarkeit des Hohenzollern-Wortes dazu, um die innere Abneigung, die er gewiß wie die ganze Armee empfand, zu überwinden und die Achtung vor den Gesetzen in den Vordergrund seiner Entschlüsse zu stellen. Wer solche Momente schwerster Gewissensprüfung mit dem Prinzen erlebt hat, der besitzt das Verständnis der inneren Kämpfe, die während seiner Regierungszeit seinen wichtigsten Entscheidungen jedesmal vorangingen.

Wenn es ihm nach reiflicher Ueberlegung ausnahmslos gelang, die richtige Wahl zu treffen, so verdankt er den Sieg über seine manchmal recht schweren Bedenken seiner Ueberzeugungstreue, seinem Pflichtgefühle, seiner Erkenntnis dessen, was in jedem Momente Preußen notthat und seinem unerschütterlichen Vertrauen in die Ratschläge des hervorragenden Staatsmannes, der während eines Menschenalters seinem Könige über viele Momente ernster Krisis hinweghalf.

Das segensreiche, langjährige Zusammenwirken des Kaisers mit seinen Paladinen war ja der größte Faktor für die Schöpfung des Deutschen Reiches. Aber diese in der Weltgeschichte einzige Erscheinung hat nach dem Tode des Kaisers die Frage auf dem geschichtlichen Gebiete hervorgerufen, welcher Ruhmesanteil Kaiser Wilhelm an dem Einigungswerke gebühre. Ich gestehe, daß ich,

Digitized by Google

obgleich ich die große Zeit miterlebte, an diese Frage niemals gedacht habe. Ich war stets von solcher Bewunderung für das gemeinsame Werk und für die Verdienste aller Mitarbeiter erfüllt, daß mir der Gedanke einer Abwägung des Ruhmes fern lag. Mögen unsre Nachkommen, für die wir gekämpft haben, niemals vergessen, daß es die neidlose Eintracht war, die die Nation zum Siege geführt hat.

Ich glaube fest, daß Kaiser Wilhelm das auserkorene Werkzeug der Vorsehung war, um Deutschland nach langer Zerrissenheit über die Kluft der konfessionellen Zwietracht, des deutschen Erbübels, an das Ziel seiner geschichtlichen Bestimmung zu führen. Es gehörte dazu die Vereinigung der Eigenschaften, die sich in dem Charakter des Kaisers zusammenfanden. Pflichttreu und furchtlos, weise und vorsichtig, achtungsvoll vor fremden Rechten, flößte er auch seinen Gegnern Vertrauen zu seiner Gerechtigkeit und zu der Zuverlässigkeit seines Wortes ein. Von allen seinen Eigenschaften die unentbehrlichste für die Erfüllung seiner Aufgaben war wohl die Fähigkeit, für jedes Geschäft den rechten Mann zu finden, seine Geschicklichkeit, das Zusammenwirken seiner Mitarbeiter durch Beseitigung unvermeidlicher Reibungen zu fördern und die unvergleichliche Bescheidenheit, jeder Leistung vor der seinigen nach außen den Vorrang zu lassen.

So ausgestattet, hat Kaiser Wilhelm in schweren Momenten seinem Volke den Frieden bis an die äußerste Grenze vaterländischer Ehre und Sicherheit erhalten, hat, sobald diese Grenze erreicht war, mit Entschlossenheit zum Schwerte gegriffen und dieses wie ein Hohenzoller geführt. Er hat im Glücke Maß gehalten und hat endlich im Gottvertrauen eine Regentenlaufbahn beschlossen, der in der Geschichte wohl wenige vergleichbar sind.

Dies ist in großen Zügen das Bild des Kaisers, wie es sich mir vom Anfange seiner Regierung bis zu seinem Tode eingeprägt hat.

Allerdings habe ich von den dreißig Jahren, während deren ich als Flügel- und Generaladjutant Seiner Majestät des Kaisers seinem Hauptquartiere angehörte, nur zwölf Jahre in der unmittelbaren Umgebung des Herrschers, die übrige Zeit in auswärtigen Stellungen und Verwendungen zugebracht. Wenn mir also achtzehn Jahre die Gelegenheit täglichen persönlichen Verkehrs gefehlt hat, so habe ich doch auch in dieser Zeit trotz der räumlichen Entfernung nicht aufgehört, in nahen Beziehungen zu meinem Kriegsherrn zu stehen. Daß diese Beziehungen nicht im entferntesten den Charakter einer „politischen Vertrauensstellung" hatten, das weiß jeder, dem aus persönlichem Verkehre bekannt ist, daß eine der hervorragendsten Regenteneigenschaften des großen Kaisers die Achtung vor dem „Ressort" war.

Er duldete niemals die Einmischung unberufener Personen in Angelegenheiten, die nicht ihres Amtes waren. Mein militärisches Dienstverhältnis zum Regenten hat mir also niemals den Einblick in Verhältnisse gestattet, die nicht zu meinem Ressort gehörten.

Andrerseits hat eine dreißigjährige Dienstzeit, während der er mich auch

Digitized by Google

in der Ferne dienstlich stets unter Augen hatte, mir sein Vertrauen erworben.

Als Beweis dafür darf ich wohl meine häufige Kommandierung zu wichtigen militärischen und politischen Aufträgen, und vor allem meine stufenweise Beförderung zum Befehlshaber von Truppenteilen anführen, die dem Kaiser nahe standen oder die sich in den Feldzügen besonders ausgezeichnet hatten.

So betrachte ich als die letzte und höchste Auszeichnung, die mein alter Kaiser mir verlieh, die Ernennung zum kommandierenden General des Armeecorps, dessen Erziehung jahrelang unter seinen Augen stattfand und das im letzten Feldzuge ruhmvoll von unserm hochverehrten Führer, dem General v. Goeben, kommandiert wurde.

Daß damit der Kaiser mir zugleich Koblenz als meinen künftigen Wohnsitz anwies, sah ich bei meiner Ernennung zum kommandierenden General als einen besonderen Gnadenbeweis an; nicht allein, weil der ständige Aufenthalt im Mittelpunkte meiner Heimatsprovinz mir die Erfüllung meiner Pflichten erleichterte, sondern auch, weil die Kaiserin Augusta alljährlich mehrere Monate in Koblenz verweilte. Mir wurde dadurch Gelegenheit gegeben, die seit Jahren ausgeübte Thätigkeit der hohen Frau für die Interessen der Rheinprovinz zu beobachten.

Auch setzte mich mein dienstliches Verhältnis zu dem ausgezeichneten Grenadierregimente „Königin Augusta“ in stand, die nach jeder Richtung vorbildliche Fürsorge des hohen Chefs für das Regiment gründlich kennen zu lernen.

Sechs Jahre lang ist mir das Glück zu teil geworden, den wohlthätigen Einfluß der Kaiserin in Koblenz und in der Provinz zu sehen. Wenn seit dem ständigen Aufenthalt des Prinzen und der Prinzessin von Preußen von 1850 bis 1857 die warme Anhänglichkeit der Rheinländer an die Dynastie und das preußische Gesamtvaterland stets gewachsen ist, so gebührt der Prinzessin an diesem Erfolge kein unwesentlicher Teil des Verdienstes. Die Kaiserin ließ nicht nach, die Vaterlandsliebe der Bevölkerung in allen Kreisen, die ihr zugänglich waren, zu pflegen und zu befestigen. Ferner hat sie durch ihren Wohlthätigkeitssinn, ihre Barmherzigkeit, ihren unermüdlichen Eifer, sich überall der Bedrängten und Notleidenden anzunehmen, sich ein unvergängliches Denkmal in den Herzen der Bevölkerung gesetzt.

Ihre tiefe Religiösität, deren schlichter Charakter ein festes Band zwischen ihr und ihrem Gemahl war, trieb sie an, den christlichen Sinn in allen Schichten der Bevölkerung ohne Unterschied der Konfession zu fördern. Jeder Konfessionsstreit, jeder Fanatismus, jede Verfolgung auf religiösem Gebiete war ihr verhaßt; aber sie hielt fest an ihrem evangelischen Glauben, den sie im Leben und im Tode unerschütterlich bekannt hat.

In mehr als dreißigjährigem Verkehre habe ich die hervorragenden Eigenschaften der Kaiserin Augusta kennen und schätzen gelernt. Sie war eine der ausgezeichnetsten Frauen, denen ich je begegnet bin.

Welcher Sterbliche ist aber frei von Eigenheiten und Schwächen, und

Digitized by Google

warum sollte die Kaiserin davon eine Ausnahme gemacht haben? Uebrigens kannte sie ihre Schwächen selbst am besten und gab sie in vertrauten Gesprächen bereitwillig zu. Man hat ihr in manchen Kreisen ihre Vorliebe für das Fremdländische zum Vorwurf gemacht. Sie war sich derselben bewußt und erklärte sie aus den Gewohnheiten am Weimarischen Hofe und aus ihrer Erziehung, bei der der Gebrauch der französischen Sprache vielfach vorherrschte.

Alle diese Eigenheiten reichen nicht aus, um ihr Bild für die Nachwelt zu entstellen, wenn die Kaiserin mit Wohlwollen geschildert wird. Dasselbe kann aber zur Karikatur verzerrt werden, wenn das Gegenteil stattfindet.

Die Kaiserin war eine thatkräftige Natur, voller Leidenschaft, mit scharfem Verstande begabt; sie ging ungestüm vorwärts, wenn sie die höchsten Interessen der Menschheit oder das Wohl ihres Vaterlandes bedroht glaubte.

Ihre Gegner haben ihr aus solchem Vorgehen vielfach den Vorwurf gemacht, daß sie geneigt gewesen sei, einen selbständigen politischen Einfluß ohne Genehmigung oder gar im Widerspruche mit ihrem hohen Gemahl auszuüben. Ich bin nicht im stande, über diese vielbesprochene Frage auf Grund eigner Beobachtung eine selbständige Meinung auszusprechen, denn ich habe in meinen militärischen Dienststellungen der Politik größtenteils fern gestanden. Wo aber der Zufall es mit sich brachte, daß ich in wichtigen politischen Momenten in die Nähe der Kaiserin kam, da habe ich die hohe Frau in Uebereinstimmung mit dem Kaiser, voll Verständnis für die Interessen des Vaterlandes und für die Wahrung seiner Ehre gefunden.

Solche Momente sind mir in lebhafter Erinnerung geblieben. Ich habe, soweit mir ein Einblick vergönnt war, die Prinzessin von Preußen, die Königin, die Kaiserin niemals schwankend gefunden, sobald es sich um Preußens Ehre und Wohlfahrt handelte. Ich erinnere mich, einer Unterredung zwischen ihr und dem General v. Schreckenstein in Koblenz im Dezember 1850 als Zeuge beigewohnt zu haben. Es handelte sich um die damals brennende Frage — um die Katastrophe von Olmütz.

Bekanntlich hatte der Prinz von Preußen, bei voller Anerkennung der schweren politischen Lage, sich im Ministerrate am 2. November 1850 gegen ein Zurückweichen vor Oesterreichs Drohungen ausgesprochen und als ultima ratio den Krieg befürwortet.

Die Prinzessin von Preußen stand unter denselben Eindrücken der politischen Vorgänge wie ihr hoher Gemahl. Erfüllt von derselben Vaterlandsliebe, demselben lebhaften Gefühl für Preußens Ehre, verständnisvoll für Preußens Aufgaben pflichtete sie dem Urteile des Prinzen über die damalige Lage vollkommen bei, aber sie gab gleichzeitig der weiblichen Empfindung Ausdruck, daß auch der gerechteste Krieg sie mit Entsetzen erfülle und daß bei jedem politischen Konflikte sie der Hoffnung friedlicher Verständigung zwischen den Regierungen nicht entsagen wolle, damit den Völkern die Leiden des Krieges erspart blieben. Ein naturgemäßer Gegensatz zwischen Männerurteil und einer Empfindung, die sich in jeder edeln weiblichen Natur wiederfindet. Die normale Lösung ist, daß die

Digitized by Google

Männer den Krieg, wenn er unvermeidlich ist, beschließen und führen, und daß die Frauen die Leiden des Krieges zu mildern bestrebt sind. Die bewunderungswürdige Aufopferung, das hervorragende Talent, mit denen die Kaiserin Augusta ihren hohen Beruf auf diesem Gebiete während drei Kriegen erfüllt hat, sichern ihrem Namen bei Siegern und Besiegten ein unvergänglich gesegnetes Andenken. Wie beim Kaiser, so war auch bei der Kaiserin die Pflichttreue bis zum Tode neben einer aus ihrem Glauben entspringenden Furchtlosigkeit der Grundzug ihres selbstlosen Wesens. Wer von den Generalen des Kaisers aus damaliger Zeit noch lebt, der erinnert sich der Ansprache, die die sterbende Kaiserin am 3. Januar 1890 den Kriegsgefährten ihres Gemahls hielt. Wie der Kaiser, so starb auch die Kaiserin in der Pflichterfüllung. Das wird auch das deutsche Volk bis zu seinen spätesten Geschlechtern niemals vergessen. Es wird in seiner Erinnerung an die große Kaiserzeit den Kaiser nicht von seiner Gemahlin trennen, die ihm allzeit eine treue Gefährtin war. Ihre heroische Gestalt wird im Herzen der dankbaren Nation unzerstörbar ihren Platz behaupten, wenn auch Urteile aus sturmbewegter Zeit einzelne Schatten auf das Bild geworfen haben. Ich bin weit von der Anmaßung entfernt, das geschichtliche Urteil über die großangelegte Persönlichkeit der Kaiserin der Nachwelt verkünden zu wollen. Dazu mangelt mir die Autorität und mit ihr die Berechtigung. Aber ich befand mich am 3. Januar 1890 unter den Kriegsgefährten Kaiser Wilhelms des Großen, an die die Kaiserin, wie bereits erwähnt, im Gedenken des heimgegangenen Gemahls ihre letzten ergreifenden Worte richtete. Und vier Tage später war ich in ihrem Sterbezimmer, wo sie, umgeben von ihrer Familie und ihren treuen Dienern, zum ewigen Frieden einging.

Sie starb, wie sie gelebt hatte, gläubig und furchtlos, ein unvergeßliches Beispiel eines christlichen Heimganges für alle, die ihr Lager umstanden.

Schon allein die Erinnerung an die beiden eben erwähnten geschichtlichen Momente läßt mich auf mein Leben als ein wertvolles zurückblicken, und dies Bewußtsein verpflichtet mich heute, an dieser Stelle meinem gewissenhaft erwogenen Urteile über die Kaiserin Augusta vor der Oeffentlichkeit ehrfurchtsvollen Ausdruck zu geben. Nicht allein um des Zweckes willen, der mich nach langem Widerstreben bestimmt hat, meine Erinnerungen zu schreiben, sondern auch weil ich weiß, daß viele meiner Zeitgenossen und Landsleute eine solche Aussprache seit langer Zeit von mir erwarten.

Vor allem auch meine alten Kameraden vom Regimente Königin Augusta, die sich mit mir in der unwandelbaren Verehrung für die Kaiserin eins fühlen. Ihnen habe ich versprochen, die erste Gelegenheit zu benutzen, um der Wahrheit die Ehre zu geben, und dies Versprechen will ich hiermit einlösen.

(Fortsetzung folgt.)



Digitized by Google

Rudolf v. Bennigsen und die Sezession.

Von

Heinrich Rickert.

In der letzten Nummer dieser Zeitschrift [1]) habe ich den Charaktereigenschaften und den Verdiensten des Abgeordneten v. Bennigsen volle Anerkennung und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen gesucht. Wenn er, und ebenso sein Landsmann Miquel, gleichwohl die Ursache der Sprengung der größten Fraktion des Reichstags war, so lag dies an einer weitgehenden Bewunderung der Persönlichkeit und Politik des Fürsten Bismarck. Bennigsen folgte dieser auch da, wo er ihr nach seinen bisher vertretenen Grundsätzen hätte widerstreben müssen. So stimmte er und Miquel für das erste Kirchengesetz, obgleich der von Miquel unterzeichnete Wahlaufruf der nationalliberalen Partei ausdrücklich das Festhalten an der Falkschen Gesetzgebung versprochen hatte. So stimmte er insbesondere auch — und das wurde namentlich von uns sehr unangenehm empfunden — mit einer kleinen Zahl der Nationalliberalen für den ersten Getreidezoll, dem, wie vorauszusehen war, nachher schnell die immer höheren Getreidezölle folgten, bis Graf Caprivi bei den Verhandlungen über die Handelsverträge eine Ermäßigung auf 3 Mk. 50 durchsetzte. Das Verhalten Bennigsens hatte zur Folge, daß zuerst Lasker und bald darauf auch nach einer gemeinsamen Besprechung die Abgeordneten v. Forckenbeck, v. Stauffenberg und Bamberger aus der nationalliberalen Partei austraten. Nachdem die mir am meisten befreundeten Abgeordneten der nationalliberalen Partei den Rücken gekehrt hatten, trat auch an mich die Frage heran, ob ich nicht dasselbe thun müsse. Der Abgeordnete v. Bennigsen und auch der Abgeordnete Hobrecht, dem viel daran lag, eine starke liberale Partei zu erhalten, suchte dies zu verhindern. Bennigsen schrieb damals aus der Schweiz am 29. August 1880 aus Waldhaus Flims (Graubünden) u. a.:

„Ihren Brief, in dem Sie Ihren Austritt aus der nationalliberalen Fraktion motivierten, habe ich mir hierher kommen lassen, ihn wiederholt gelesen, auch Ihre Danziger Rede, aber vergeblich nach ernsthaften, entscheidenden Gründen für Ihren Entschluß gesucht, nachdem wir in der letzten Reichstagssitzung, abgesehen von der doch nicht wesentlichen Samoa-Angelegenheit, in allen Hauptpunkten einig gewesen waren, und ebenso alle Mitglieder, die nach der Abstimmung über das Militärgesetz an den Fraktionsverhandlungen sich noch beteiligt hatten, und nachdem Ihre Aeußerungen unmittelbar nach der Abstimmung über die Kirchenvorlage im Landtage Gedanken, aus der Fraktion auszuscheiden, bei Ihnen sehr fern zu halten schienen. Ich beklage Ihren Schritt nicht bloß persönlich im hohen Grade, sondern auch im Interesse unsrer weiteren politischen Entwicklung. Erst durch Ihren Anschluß gewinnt die Sezession überhaupt eine

[1]) Oktober-Heft 1902.

Digitized by Google

praktische Bedeutung, in der ich nun einmal nicht den Anfang der Bildung einer mächtigen, allgemeinen liberalen Partei in Deutschland oder auch nur den Anstoß zu einer solchen, sondern nur den Ausgangspunkt kläglicher Zerwürfnisse und den des persönlichen Haders unter Parteigenossen erblicken kann, die doch nach wie vor sich genötigt sehen, weiter in wichtigen, selbst entscheidenden Fragen gemeinsame Ziele zu verfolgen. Statt der Zusammenfassung aller liberalen Kräfte in Deutschland zu kräftigerer und wirksamerer Thätigkeit als bisher, wird sich zunächst lediglich ein klaffender Spalt aufthun zwischen den alten und neuen Provinzen Preußens und noch mehr zwischen dem Norden und Süden Deutschlands. Längst für überwunden gehaltene Gegensätze werden, fürchte ich, wieder lebendig werden, statt einer ‚großen' einheitlichen Partei werden wir regionale, an bestimmte Personen geknüpfte Gruppen erhalten, wie sie das Unglück Italiens sind.

Sehr fern liegt es mir, wie Sie zu fürchten scheinen, Ihnen zu zürnen oder auch nur Vorwürfe zu machen. Bei der Verbitterung, die jetzt einzureißen droht, werden wir beide vielleicht häufig genug in die Lage kommen, Verbissenheit, Leidenschaft und Haß unter alten Freunden zu hindern oder da das, fürchte ich, nicht völlig gelingen wird, wenigstens auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken. Von den besten und patriotischen Absichten in dieser wie in jeder Hinsicht bin ich bei Ihnen so fest überzeugt, wie ich Sie bitte, nicht zu bezweifeln, daß die bevorstehende Trennung die freundschaftlichen Gefühle nicht beeinträchtigt, die mich so lange mit Ihnen verbunden haben.

Ihr R. v. Bennigsen."

Mitte August hatte ich von Forckenbeck die Mitteilung erhalten, daß er, Stauffenberg und Bamberger fest entschlossen seien, aus der nationalliberalen Fraktion auszutreten, und er hatte mich ersucht, mich diesem Schritt anzuschließen. Die mir zugleich übermittelte Erklärung, mit der der Schritt vor der Oeffentlichkeit motiviert werden sollte, kam darauf hinaus, daß die nationalliberale Partei nicht mehr von der Einheit politischer Denkart getragen werde, auf der die Macht und der Einfluß einer politischen Partei beruhe. Die Erklärung spricht sich ferner gegen diejenige Steuerpolitik aus, die die Steuerlast vorwiegend zum Nachteil der ärmeren Volksklassen verschiebe. Nur zur Zeit sei ein Zusammenwirken unmöglich. Ich mußte dieser mir von Forckenbeck übersandten Erklärung in allen wesentlichen Teilen beitreten, und ich erinnerte in meiner Antwort an Bennigsen daran, daß er selbst in den letzten Tagen unsers Zusammenseins geäußert habe, daß die Differenzen in der Partei, die insbesondere in den wirtschaftlichen Fragen und in dem Verhältnis zum Fürsten Bismarck hervorgetreten seien, das politische Gewicht der Partei herabdrücken müsse. Ich hatte bisher alles dazu gethan, um eine Spaltung innerhalb der Partei zu verhindern, und das war auch bis dahin gelungen. Nachdem aber ohne mein Zuthun die mir am nächsten stehenden Freunde sich für den Austritt entschieden hatten, war meine Stellung in der Fraktion eine unhaltbare geworden

Digitized by Google

und es war mir insbesondere unmöglich, meine Stellung als Geschäftsführer dieser in erfolgreicher Weise weiter zu führen. Eine fernere Zurückhaltung zu üben, wie ich es bisher im Interesse des Friedens gethan, wäre bei der Ueberzeugung, die ich von den Folgen der neuen Wirtschaftspolitik hatte, unverantwortlich gewesen. Da aus den Reihen des Beamtentums alles, was unabhängig denkt und handelt, entfernt wird, wäre es nicht zu begreifen, wenn an der Stelle, wo das freie Wort und unabhängiger Sinn noch eine Bedeutung hat, dieses freie Wort nicht auch zur Geltung gebracht wird. Es sei das das einzige Sicherheitsventil bei der Gärung in unsern öffentlichen Zuständen, und es sei gerade Sache der gemäßigten Elemente des Liberalismus, in dieser Richtung vorzugehen, damit nicht über kurz oder lang ein zu radikaler Umschwung erfolge. Nach reiflicher Erwägung — so schrieb ich Bennigsen — habe ich mich dem Schritt meiner Freunde anschließen müssen, so schwer es mir auch geworden ist. Sie wissen es — so schloß ich — wie gern ich mit Ihnen und den Ihnen folgenden Freunden jahrelang zusammen gearbeitet habe; in welchem Maße mich persönliche Hochachtung und Zuneigung an Sie gekettet haben, wissen Sie vielleicht nicht. Ich werde mich auch niemals in meinem Urteil über Ihre großen Verdienste um das Vaterland und unsre liberale Sache irre machen lassen. Ich habe den sehnlichen Wunsch, daß unsre Beziehungen durch meinen Austritt aus der Fraktion nicht getrübt werden; ich habe den aufrichtigen und redlichen Willen, mit aller Kraft dahin zu arbeiten, daß die Ausgetretenen die alten freundschaftlichen Beziehungen und in wichtigen Fragen auch gemeinschaftliche Beratungen aufrecht erhalten.

Fürst Bismarck hatte eine verschiedene Schwenkung, sowohl in Bezug auf die kirchenpolitische Gesetzgebung, als auch in Bezug auf die Wirtschaftspolitik gemacht. Bennigsen hatte diese wenigstens zum Teil nach beiden Richtungen mitgemacht. Dem kleinen Getreidezoll, für den Bennigsen und ein kleiner Teil der Nationalliberalen gestimmt hatte, waren, nachdem schon in der dritten Lesung der Zoll verdoppelt war, immer größere Getreidezölle gefolgt, bis es dem Grafen Caprivi gelungen war, bei den Verhandlungen über die Handelsverträge den Zoll wieder auf Mk. 3,50 herabzusetzen.

Das Zentrum sah in der veränderten Bismarckschen Politik einen entschiedenen Triumph. Freiherr v. Schorlemer äußerte sich in einer Wählerversammlung nach der Annahme des Zolltarifs: „Indem wir auf die Vorlage der Regierung eingingen, haben wir bewirkt, daß Bismarck sich feierlich von den Liberalen lossagte und in seiner Wirtschaftspolitik die Grundsätze des Zentrums annahm; er hat die liberale Partei gesprengt, und das ist für uns gewiß etwas wert ... Diese Partei mit ihrem Hauptmann Falk zu stürzen, das mußte von Interesse sein, und was in dieser Beziehung erreicht wurde, das ist wohl auch den Zoll auf Petroleum und Tabak wert.“

Rudolf v. Bennigsen sah bald ein, daß die veränderte Stellung des Fürsten Bismarck ihm eine erfolgreiche Wirksamkeit im Parlament unmöglich machte. Am 11. Juni 1883 legte er seine beiden Mandate für den

Digitized by Google

Reichstag und Landtag nieder. Am 13. Juni 1883 schrieb er an Herrn v. Benda:

„Solange ich glauben durfte, nach meiner Natur und meiner Auffassung politischer Thätigkeit nützlich wirken zu können, bin ich trotz alledem in dem Parlamente geblieben. Bei der jetzigen unnatürlichen Stellung des Reichskanzlers zu dem Parlamente, dessen Methode, dieses zu behandeln, bei der Zerfahrenheit und wachsenden Verbitterung der Parteien, schwindet immer mehr die Möglichkeit einer ersprießlichen Thätigkeit, das alles war überhaupt kaum noch zu ertragen. Wenn ich mich jetzt aber überzeugen mußte, daß dazu noch in der Auffassung und Behandlung der kirchenpolitischen Angelegenheiten, nicht etwa lediglich der einzelnen neuen Vorlage, die zweifellos für Jahre hinaus die gesamte politische Lage, die Stellung der Parlamente zur Regierung und der Parteien untereinander beherrschen werden, leider nicht zum ersten Male und jetzt wieder in einer weit verhängnisvolleren Situation ein tiefgehender Gegensatz zwischen der Mehrzahl meiner Freunde im Abgeordnetenhause und mir zu Tage getreten ist, dann sehe ich allerdings kein Feld mehr, wo ich irgendwie meinen Freunden und dem Lande noch ernsthaft nützlich sein kann."

Einen Mann von den Neigungen und Fähigkeiten Bennigsens duldete es nicht lange, fern von den politischen Ereignissen zu bleiben, um so weniger, als er die immer stärker werdende Reaktion und den Bund von Zentrum und Konservativen klar herannahen sah. Bennigsen wurde bei den Neuwahlen zum Reichstag im Wahlkreis Stade wiedergewählt, und Fürst Bismarck war von dem Wiedereintritt Bennigsens in das Parlament erfreut. Sobald der jetzige Kaiser zur Regierung kam, ernannte er Bennigsen zum Oberpräsidenten von Hannover.

Als der Kultusminister v. Zedlitz sein Volksschulgesetz einbrachte, da trat Bennigsen in einer Rede, die den Handelsverträgen galt, für die *Annäherung der Liberalen* ein. Er sagte u. a., indem er bei der Festtafel der nationalliberalen Partei und namentlich der Jugend derselben ein Hoch ausbrachte: „Es könnten Verhältnisse eintreten in unsrer inneren Entwicklung, die es wünschenswert, ja vielleicht *notwendig* machen werden, daß sich jetzt bekämpfende liberale Gruppen und Männer einander wieder näher treten aus Gründen gemeinsamer Kämpfe, die nicht auf materiellem Boden liegen, sondern auf andern Gebieten, wo es sich um *ideale Güter*, nicht um materielle Interessen handelt. Es würde die von mir erwartete Entwicklung infolge der Handelsverträge und die daraus sich ergebende Mäßigung des Interessenkampfes zwischen Schutzzoll und Freihandel wohl dazu führen können, daß eine größere Annäherung zwischen liberalen Männern und Parteien wieder eintritt. Es würde das nach meiner Meinung, der ich selbst liberal stets gewesen bin und bleiben will, für die weitere Entwicklung nur förderlich sein. Das liberale Bürgertum in Stadt und Land, die liberalen Anschauungen haben einen Anspruch auf größere Geltung, als sie zurzeit besitzen. Das ist, wenn Sie es auch anfechten, meiner Meinung nach über allen Zweifel erhaben und schon daraus abzunehmen, daß ein genialer, konservativer Staatsmann, als er in der Lage war, die neuen Fundamente zu

Digitized by Google

legen in Deutschland für Verfassung und Gesetzgebung, als wesentliche Bestandteile derselben die liberalen Grundsätze, die übrigens das historisch erwachsene Gemeingut von ganz Westeuropa waren, nicht vermeiden konnte aufzunehmen, zunächst in seine Entschließungen und sodann in Verfassung und Gesetze."

Ob Bennigsen auch unserm Kaiser bei einer Unterredung seine Bedenken gegen das Zedlitzsche Schulgesetz in voller Offenheit dargelegt haben soll, wie behauptet wird, weiß ich nicht. Thatsache ist, daß das liberale Bürgertum den Kampf gegen dieses Gesetz im Parlament und außerhalb desselben gemeinsam geführt hat und daß dieser Kampf den Erfolg gehabt hat, daß der Kaiser und König die Zurückziehung des Gesetzentwurfes anordnete.

Zum Schluß sei mir noch gestattet, aus den Erinnerungen des Fürsten Bismarck noch eine Stelle anzuführen, die den Beweis liefert, daß auch dieser große Staatsmann nicht frei war von den Gedanken einer gegen ihn gerichteten Verschwörung, die die Absicht hatte, ihn aus den Geschäften zu verdrängen. Fürst v. Bismarck schreibt im zweiten Bande seiner Gedanken und Erinnerungen (S. 196 u. 197) zu dem Kapitel Systematische Abdrängung von den Geschäften:

„Die auf spätere Ereignisse Licht werfenden Einzelheiten gehören nicht alle in die Situation zur Zeit der Konseilsitzung im Juni 1878, aber sie beleuchten zum Teil retrospektiv die damalige Lage und ihre Triebfedern. Graf Botho Eulenburg als Minister des Innern gab damals auf der Tribüne des Landtags ohne Zwang sein Wohlwollen für den Abgeordneten Rickert gegenüber einem Artikel der ‚Nordd. Allg. Ztg.' mit absichtlicher Klarheit zu erkennen, für mich um so einleuchtender, als ich keinen Zweifel hatte, daß er jenen von ihm gemißbilligten Artikel mit mir in Verbindung brachte. Wie in der Nacht beim Gewitter jeder Blitz die Gegend deutlich zeigt, so gestatteten auch mir einzelne Schachzüge meiner Gegner, die Gesamtheit der Situation zu überblicken, die durch äußerlich achtungsvolle Kundgebungen von persönlichem Wohlwollen bei thatsächlicher Boykottierung erzeugt wurde. Ob mit Kabinett Gladstone, dessen Mission durch die Namen Stosch, Eulenburg, Friedenthal, Camphausen, Rickert und beliebige Abschwächungen des Gattungsbegriffs ‚Windthorst' (!) mit katholischen Hofeinflüssen bezeichnet werden kann, wenn es gelang, dieses zu stande zu bringen, in sich haltbar gewesen wäre, ist eine Frage, die sich die Interessenten wohl nicht vorgelegt hatten; der Hauptzweck war der negative, mich zu beseitigen, und über den waren einstweilen die Inhaber der Anteilscheine auf die Zukunft einig."

Man darf hier nur die Namen, die der Fürst als Teilnehmer der gegen ihn gerichteten Verschwörung angiebt, herzählen, um das Ungeheuerliche dieser Kombination zu begreifen. Rudolf v. Bennigsen ist darin nicht enthalten, aber er konnte ebenso gut darin aufgeführt werden wie der Chef der Admiralität Herr v. Stosch, der wiederholt in der dem ersten Reichskanzler ergebenen Presse als ein Gegner Bismarcks dargestellt wird und zwar mit großem Unrecht. Herr v. Stosch war allerdings ein Staatsmann von großer Unabhängigkeit und Offenheit; aber er gehörte — und ich benutze diese Gelegenheit gern,

Digitized by Google

um dafür Zeugnis abzulegen — bei aller Wahrung seiner Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu den aufrichtigen Bewunderern des ersten Reichskanzlers, wenn auch nicht in dem Grade, wie es Herr v. Bennigsen war, der mit seinem Freunde Miquel immerhin die Ursache gewesen ist, daß er die stärkste Partei des Reichstags gespalten hat, wenn er auch, wie das bei seinem Auftreten in Sachen des Zedlitzschen Schulgesetzes hervorgeht, niemals außer acht gelassen hat, daß er „ein liberaler Mann war und bleiben wollte" und daß er die Annäherung der Liberalen für eine Notwendigkeit erklärte — eine Notwendigkeit, die heute mindestens ebenso stark sich geltend machen sollte, wie zur Zeit des Zedlitzschen Schulgesetzes.



Sub auspiciis...

Novelle

von

Balduin Groller.

Bei einem regelmäßigen Stand von etwa sechstausend Studenten ist die Anzahl der jungen Doktoren, die an der Wiener Universität alljährlich frisch „herausgebacken" werden, doch immer eine recht erhebliche. Die Promotionen, die immer schubweise vorgenommen werden, verlaufen daher gewöhnlich etwas geschäftsmäßig und trocken und stimmen meist nicht ganz zu dem beglückenden Hochgefühl der jungen Leute, die da nun im Begriffe sind, aus einer sechzehn- bis achtzehnjährigen Lernzeit freizukommen und eine drückende Last abzuschütteln, die sie bis dahin bitter genug empfunden haben. Ich wüßte nicht, welches Glücksgefühl dem gleichkäme, das die Brust eines jungen Mannes schwellt, dem das Doktordiplom oder — „jetzt, Erde, stehe fest!" — gar das Leutnantspatent zu teil werden soll. Später kommt man manchmal allerdings darauf, daß damit der Glücksinhalt des Daseins doch noch nicht ganz erschöpft sei, aber vorläufig ist es doch ein großer Moment.

Die Promotion, von der hier zu berichten ist, hob sich aber bedeutend ab von den sonstigen temperamentlosen Feierlichkeiten dieser Art. Schon auf der Straße konnte man es wahrnehmen, daß heute etwas Besonderes los sei. In langer Reihe fuhren Fiaker und glänzende Equipagen, mit feierlichen Rossen bespannt, vor. Auf den Seitenwegen der Rampe, die zum Heiligtum der Alma mater hinaufführte, schritten scharenweise Damen in eleganten Toiletten und Herren aller Altersklassen, sorgfältiger als sonst gekleidet, dahin. Die Aula bot ein festlich wogendes Bild. Die Mütter und Tanten und Schwestern, vielleicht hie und da auch schon die „Zukünftigen" der Kandidaten, diese selbst im magistralen

Digitized by Google

Frack, die Väter und die Onkel im würdigen Bratenrock, dazu die Schar der jungen Freunde und Kommilitonen, alles lebhaft erregt und erwartungsvoll, und alles in froher Stimmung — es war doch etwas andres als die gewöhnlichen Promotionen.

Jawohl, etwas andres. Denn diesmal gab es auch eine „Promotio sub auspiciis Imperatoris!“ Unter den zwölf jungen Leuten, die heute ihren Ehrentag hatten, befand sich einer, Baron Konrad Reining, dem der große Wurf gelungen war, die unglaubliche Anzahl von Auszeichnungen zu erringen, die die unerläßliche Vorbedingung bilden, um den Ring des Kaisers empfangen zu können. Man zeigte sich gegenseitig den Glücklichen. In der That ein Glückskind. Nicht aber in dem Sinne, daß ihm eine Caprice des gutgelaunten Zufalls oder das bedächtige Walten einer weisen Protektion das seltene Glück beschert hätte. Denn hier haben nur Thatsachen, positive Leistungen das Wort. Da müssen alle, aber auch alle Zeugnisse Vorzugszeugnisse gewesen, alle, aber auch alle Prüfungen mit Auszeichnung abgelegt worden sein. Wohl aber war es in dem Sinne gemeint, daß hier einmal die Natur von ihrer Gepflogenheit, ihre Gaben zu verteilen, abgegangen sei — hier hatte sie sie gehäuft.

Um Haupteslänge überragte der junge Mann auch körperlich seine Kollegen, seine jugendlich schlanke Gestalt war von hoher Ebenmäßigkeit und ließ athletisch geschulte und gestählte Kraft erkennen. Ein offenes, sympathisches Gesicht, umrahmt von einem sprossenden Blondbart, lebhafte, ebenso hohe Intelligenz wie Güte und Liebenswürdigkeit wiederstrahlende Augen — alles war darüber einig, daß das ein wunderbar gelungenes Exemplar von einem Menschen sei, und manches Herzchen in der bunten Corona mag unter dem Eindrucke seiner Erscheinung in aller Heimlichkeit ein paar raschere Schläge gethan haben.

Plötzlich verstummt das Gesurre im Saale. Die Thüre des Nebengemaches hatte sich geöffnet, heraus tritt der imposante Pedell, ihm folgt Seine Magnificenz der Rektor, Professor Harland, angethan mit der schweren güldenen Kette, ungemein stattlich anzuschauen im wallenden weißen Bart und seiner trotzdem ungebeugten, hoch aufragenden Gestalt. Mit ihm kamen — ja, es war ein seltener und besonders feierlicher Anlaß — der Statthalter und der Unterrichtsminister und mehrere andre hohe Würdenträger im Glanze ihrer Uniformen, dann der Dekan und der Promotor. Die Kandidaten hatten sich im Halbkreis vor der Estrade aufgestellt, Seine Magnificenz übernahm den Vorsitz, und nun wickelte sich die Zeremonie in den üblichen bekannten Formen ab. Die Kandidaten leisteten ihr Gelöbnis durch ein mehr oder minder kräftiges spondeo! Es wurden die offiziellen Ansprachen gehalten, und schließlich trat Dr. Konrad Freiherr v. Reining vor, um namens aller Kandidaten den Dank abzustatten: „Gratias vobis ago innumerabiles!“

Als er sein Sprüchlein gesagt hatte, sandte er einen glückstrahlenden Blick nach dem rechten Ecksitz der ersten Sesselreihe. Dort saß eine weißhaarige, schöne Frau mit glänzenden Augen; sie weinte heiße Thränen in ihrem Glücke, es war seine Mutter. Der Rektor war unwillkürlich dem Blicke des jungen Mannes

Digitized by Google

gefolgt, und als er dann die weißhaarige Frau erblickte, gab es ihm sichtlich einen mächtigen Ruck. Er erhob sich rasch und schloß mit einigen Worten die Feier, und während er sprach, richteten sich seine Blicke immer wieder auf die alte Dame dort auf dem rechten Ecksitz der ersten Sesselreihe. Der Corona war die plötzliche Bewegung nicht entgangen. Man folgte nun seinem Blicke und dann fand man auch die Erklärung: dort stand der junge Held des Tages, der sub auspiciis promoviert hatte, und das — das war die Mutter.

*

Ein Vierteljahrhundert weiter zurück. Professor Konrad Harland hatte eben ein umfängliches Buch über weibliche Berufe, die Frucht eingehender Studien auf mehrjährigen Reisen, veröffentlicht, und damit die lebhafte Aufmerksamkeit größerer Kreise geweckt. Die Hofrätin Reining, die Seele des großen Frauenvereins, hatte ihn daraufhin eingeladen, im Verein eine Reihe von volkstümlichen, allgemein verständlichen Vorträgen über das Thema seines Buches zu halten. Sie regelte mit ihm die Honorarfrage, und sie leitete die ganze Veranstaltung, die sich überaus erfolgreich erwies. Vor und nach den Vorträgen leistete sie ihm Gesellschaft im „Künstlerzimmer“, und so hatten sie schon mehrere Monate in bester Freundschaft miteinander verkehrt, als sich etwas Sonderbares zwischen ihnen zutrug. Es hatte sich eigentlich nicht einmal etwas zugetragen, geschweige denn etwas Sonderbares, es war ihm nur — aber man wird ja sehen.

Der Frauenverein gab seinen Ball, und da mußte Professor Harland ehren- und schandenhalber doch auch hingehen. Dort sah er auch die Hofrätin, und er blieb sprachlos und einfach wie angedonnert vor ihr stehen.

„Was haben Sie denn nur, Herr Professor?“ fragte sie ihn mit einem Lächeln des Erstaunens.

„Ich weiß nicht, Baronin, ich muß erst ein wenig zu mir kommen. Mir ist, als sei ich bisher maßlos betrogen worden.“

„Betrogen? Von mir doch nicht?“

„Von Ihnen!“

„Das wird interessant, Professor; laßt uns von dem großen Betrug hören!“ Und sie nahm seinen Arm und ließ sich von ihm zu einer lauschigen Ecke unter Palmen und Lorbeergebüsch auf der teppichbelegten Patronessen-Estrade führen. Dort war jetzt gut plaudern; denn im Saale war gerade eine große Quadrille im Zuge.

„Ich erteile Ihnen das Wort zur Anklage,“ begann die Hofrätin hier wieder, indem sie sich lächelnd niederließ.

„Sie müssen mich erst ein wenig zur Besinnung kommen lassen, die Ueberraschung ist zu groß!“ Und dann brach er förmlich außer sich vor Staunen und beinahe heftig los: „Nein, Baronin — sind Sie schön! Wer mir das gestern gesagt hätte —!“

„Aber Sie sehen mich doch nicht heute zum ersten Male,“ entgegnete sie, nun auch schon außer Fassung gebracht.

Digitized by Google

„Das ist es ja! Ich habe Sie schon dutzendemal gesehen und gesprochen, und da ich weder blind noch von Haus aus ein Rhinoceros bin, so muß die Schuld an Ihnen liegen, Baronin. Sie haben mich getäuscht, betrogen, hintergangen.“

„Ich hatte mich also wahrscheinlich bisher, nur um Sie zu täuschen, alt und häßlich geschminkt?“

„Das will ich gerade nicht behaupten, aber Sie haben sich heimtückischerweise hinter einer geradezu klösterlichen Einfachheit zu verbergen gewußt, und nun sehe ich Sie mit einem Male zu der wunderbaren Pracht der Victoria regia aufgeblüht — das brauche ich mir doch nicht gefallen zu lassen!“

„Alles muß seinen Stil haben, verehrter Freund. Das müssen Sie als gelehrter Professor am besten wissen. Es wäre schlechter Geschmack gewesen, wenn ich mich für die Vereinskanzlei aufgedonnert hätte, und andrerseits, wenn ich auf einen Ball gehe, muß ich mich doch auch ballmäßig anziehen. Es freut mich, wenn ich Ihnen nicht mißfalle.“

„Nicht mißfalle — sagt sie. ’s ist zu dumm! Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, es ist mir nur so herausgerutscht. Wie ich soeben den überzeugenden Beweis erbracht habe, bin zwischen uns beiden jedenfalls ich der Dümmere, aber das macht ja nichts, schließlich ist die Hauptsache doch, daß man gesund ist und einem das Wasser nicht in die Stiefel läuft, — und im übrigen bin ich, wie Sie zu bemerken belieben, glücklich ganz konfus und weiß nicht mehr, ob ich ein Professor oder ein Gymnasiast bin.“

„Sie erklärten auch, sich etwas nicht gefallen lassen zu wollen?“

„Das lasse ich mir auch nicht gefallen!“

„Darf man fragen —?“

„Ich verkehre die längste Zeit ganz harmlos mit Ihnen und denke nichts Böses, und da entpuppen Sie sich auf einmal als die schönste Frau der beiden Hemisphären. Das ist doch keine Art!“

„Lassen Sie sich sagen, Herr Professor, daß die Ueberraschung hier wenigstens keine einseitige ist. Denn auch ich muß mich erst ein wenig sammeln. Einen berühmten Professor der Staatswissenschaften plötzlich als so stürmischen Hofmacher zu sehen, das ist doch auch kein alltägliches Schauspiel.“

„Aber — wo denken Sie hin, Baronin, — ich Ihnen den Hof machen! Im Gegenteil — ich gehe Ihnen durch!“

„Ach so, das wohl ist dann auch das Sichnichtgefallenlassen?“

„So ist es. Ich laufe davon, so weit ich kann!“

Er lief aber nicht davon, wenigstens nicht gleich. Die Hofrätin setzte ihm mit einigen Worten den Kopf zurecht, und dann schritten sie Arm in Arm durch den Saal, ein stattliches Paar, wohl geeignet, Interesse zu wecken. Der Professor, eine Hünengestalt, mit einem geistvollen, lebensprühenden blonden Kopfe auf den mächtigen Schultern, sie erheblich kleiner, aber noch immer das Mittelmaß ihres Geschlechtes überragend und — der Professor hatte thatsächlich keine ganz neue Entdeckung gemacht — von bezwingender Schönheit und unbeschreiblicher Anmut

Digitized by Google

im Wesen. Das dunkle Haar trug sie tief ins Gesicht gescheitelt, nach Art der sinnenden Frauenbildnisse aus der Frührenaissance. Und sinnend, wie auf jenen Bildnissen, war der Ausdruck auch auf ihrem Gesichte mit seinen regelmäßigen und vornehmen Zügen, es war ein Ausdruck des Ernstes und der Güte. Für den Ernst lagen ja auch Gründe vor. Man wußte, daß ihre Ehe keine glückliche sei, daß sie mit ihrem Gatten seit Jahren schon zusammenlebte nur der Welt zuliebe und nur zum Scheine, und daß sie in Wahrheit aber als Geschiedene nebeneinander dahinlebten. Trotzdem — und das war der Sieg ihrer Persönlichkeit — nahm sie eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft ein, und hohe Verehrung ward ihr allgemein gezollt.

In das früher so harmlose und freundschaftliche Verhältnis zwischen der Hofrätin und dem Professor war seit jenem Ballabend doch ein Riß gekommen. Hatten sie früher sich stundenlang angeregt miteinander unterhalten können, so war das jetzt ganz anders. Nach wenigen Minuten lief der Professor nun immer davon, wenn sie der Zufall einmal wieder zusammengeführt hatte. Er starrte sie dann immer wie weltverloren eine Weile an, dann sprang er auf und rief, als triebe ihn eine innere Wut: „Nein — Baronin — sind Sie schön — das halte ich nicht aus!“ Und ging davon. Aber auch sie hatte ihre Harmlosigkeit und ein gut Teil ihrer sonst so sicheren Haltung verloren. Man sagt auch einer sehr schönen Frau nicht solche Dinge, wie sie der Professor gesagt hatte, ohne damit doch einen gewissen Eindruck hervorzurufen, zumal nicht, wenn der Mann, auch wenn er nicht gesprochen hätte, ohne sein Wissen seinen Platz im Vorstellungskreise der betreffenden Frau behauptet hätte.

Eines Tages, als er eben wieder davonrennen wollte, stellte sie ihn.

„Sagen Sie, Professor, ist Ihnen nicht leid um das, was Sie zwischen uns zerstört haben?“

„Nein. Es muß noch mehr zerstört werden. Ich will Sie überhaupt nicht mehr sehen.“

„Sie thun mir weh. Läßt sich das Zerstörte nicht wieder aufrichten? Denken Sie, wie schön es wäre, wenn ich Sie und die Ihrigen recht häufig bei mir sehen könnte.“

„Nein, und tausendmal nein! Und wollen Sie wissen — warum?“

„Ich frage nicht.“

„Aber ich will es Ihnen sagen.“

Sie sah bittend zu ihm auf, daß er es nicht sage, aber er fuhr hastig, fast rauh fort:

„Sie sollen es wissen. Weil mir etwas wie Wahnsinn durch die Adern rollt, weil ich Sie wahnsinnig, ja, das ist das richtige Wort, wahnsinnig liebe. Bleiben Sie nur sitzen, noch bin ich nicht tobsüchtig, und lassen Sie mich ruhig ausreden. Ich lebe in der denkbar glücklichsten Ehe, ich habe drei aufblühende Töchter, die ich vergöttere, und nun will der Wahnsinn über mich kommen, und er ist da. Sie sind es, die mich wahnsinnig macht. Sagen Sie', ich soll die Welt in Brand stecken, ich soll mit Ihnen in die Welt ziehen, Haus und Hof,

Digitized by Google

Weib und Kind verlassen, wie der erste beste nichtswürdige Taugenichts — ich fühle es, ich bin verloren, wenn ich Ihnen nicht aus dem Wege gehe und eine Welt zwischen uns lege. Ich muß damit fertig werden. So hab doch Erbarmen mit mir und jage mich selbst davon!"

Sie hatte in tiefer Erschütterung zugehört und reichte ihm nun die Hand. „Das war der einzige Zug, mein Freund," sagte sie still und unter Thränen lächelnd, „der mir zu Ihrem Charakterbilde noch gefehlt hat: die Treue zu Weib und Kind. So sei denn geschieden für immer, es geht nicht anders. Ich will mich nicht zieren beim Abschied. Sie sollen wissen, daß nicht nur Sie mit etwas fertig zu werden haben, sondern auch ich. Mein Herz, mein ganzes Herz gehört Ihnen, und ich liebe Sie so, wie ich noch keinen Menschen im Leben geliebt habe. Nein, Konrad, jetzt bleiben nur Sie ruhig sitzen."

„Margarete, ich —"

„Nur ruhig sitzen geblieben. Ich sage das nicht, um uns wankend zu machen. Wir müssen uns darein finden und die Trennung als eine unabänderliche ansehen. Nur eine Bitte habe ich."

Er horchte gespannt auf, aber die Stimme versagte ihr, und als sie sich dann zwang, fortzufahren, da flackerte es seltsam in ihren Augen wie von Wahnsinn oder einer tief verhaltenen Leidenschaft.

„Ein Bitte," sagte sie stockend, — „man möchte doch einmal im Leben —"

„Einmal im Leben —?"

„Glücklich gewesen sein. Ein einziges Mal will ich Sie rufen dürfen, und dann müssen Sie kommen, ein einziges Mal, und dann soll es aus sein für immer — daran müssen Sie denken. Werden Sie dann kommen? Wollen Sie mir das versprechen?"

Er versprach es.

Es war nicht viel Zeit um, da erhielt er an die Universität eine Karte: „Löse dein Wort. Heute, abends." Er ging hin, und im festlich geschmückten Gemach empfing ihn ein blühendes, glühendes, hingebendes Weib.

*

„Sei gegrüßt, Liebster! Seit zwei Monaten zwingst Du mich, grausam zu sein. Deine stürmischen, wilden, trotzigen Briefe bleiben unbeantwortet, und wenn Du selber kommst, wirst Du nicht empfangen. Glaubst Du, daß es mir leicht wird? Ging es nach meinem Herzen, dann hättest Du längst schon die Botschaft erhalten: Komm, nimm mich! Aber so muß ich für uns beide klug sein und rechtschaffen. Es war ein ehrenhaftes Wort, das unvergessen bleiben soll, mit dem Du der Deinigen gedachtest. Du mußt mich nicht erniedrigen wollen und Dich nicht. Denk an unsre Abmachung: einmal, ein einziges Mal! Auch das war Sünde, aber der Gedanke macht mich glücklich, daß es, wie Du unzählige Male in Deinen Briefen schreibst, die seligsten Stunden Deines Lebens waren. Auch ich hätte nicht sterben mögen, ohne dieses Glück erlebt zu haben. Nun aber einen Strich darunter und einen Schlußpunkt gesetzt. Aus ist's, und versuche nicht,

Digitized by Google

unsre Vereinbarung umzustürzen. Du gehörst der Welt und Deiner Familie, und ich, wenn auch nicht der Welt, so doch auch — merk auf — ach, könnt' ich Dir's doch ins Ohr sagen! War es Sünde, so hat sie der Himmel doch gesegnet.

Und nun erst wirst Du mich vielleicht ganz verstehen. Sieh, als ich die eine Bitte an Dich richtete, da hatte ich, Du Guter, Du Geliebter, Du Weiser, Du Starker, eine visionäre Erscheinung, die meines Lebens Ziel und Zweck und Inhalt widerspiegelte. Mein Dasein, äußerlich glänzend, war öd und liebeleer. Zu Hause fand ich die Befriedigung nicht, und meiner tiefen Sehnsucht nach einem Kinde, als der Verkörperung meines Lebensglückes, winkte keine Erfüllung. Ich bin ja verheiratet, aber mein Mann und ich, wir bewohnen verschiedene Flügel. Von ihm trennt mich ein Abgrund; seine Atmosphäre ist für mich Grauen, seine Umarmung wäre Entehrung und tiefste Erniedrigung.

Das sind nicht überspannte, gehässige Redensarten. Er ist Alkoholiker. Was der Welt als gemessene Würde erscheint, ist nichts als die sorglich angestrebte, weil immer gefährdete Wahrung des physischen und moralischen Gleichgewichtes, um doch in seiner hohen Stellung das Dekorum zu wahren. Ich kenne seinen Atem, ich sehe, wie seine Hände immer zittriger, seine Augen immer glasiger werden, ich weiß, wie sein Magen verwüstet, seine Leber entartet, sein Herz verfettet, sein Gehirn umdämmert ist, — lieber den Tod, als ein Kind von ihm, das unfehlbar ein epileptisches oder skrophulöses werden müßte, wenn nicht noch Schlimmeres.

Und nun winkt die Erfüllung meines süßesten Lebenstraumes. Giebt es eine Gerechtigkeit in der Natur, und die Natur ist niemals ungerecht, sondern immer folgerichtig, und das ist gerecht, so wird mein Kind ein gesundes, schönes und gutes werden. Hab' tausendfachen Dank und sei gesegnet! Und war es Sünde, — ich bereue nicht, ich bereue nicht!

So, jetzt weißt Du alles. Sei gut und brav, und kümmere Dich nie, nie wieder um Deine Margarete."

Und er kümmerte sich nie wieder —.

*

Als die Promotionszeremonie beendet war, begab sich Seine Magnificenz zu der weißhaarigen Dame am rechten Ecksitz der ersten Sesselreihe und brachte, ihr die Hand küssend, seinen Glückwunsch dar. Neben der Dame stand der junge Doktor, der soeben sub auspiciis promoviert hatte. Seine Magnificenz richtete nun einen fragenden Blick erst auf die alte Dame und dann auf den jungen Mann. Und die Dame verstand den Blick und nickte mit einem verklärten Lächeln bejahend. Da ergriff Seine Magnificenz beide Hände des jungen Mannes und schüttelte sie mit tiefer Herzlichkeit, und dann wollte er auch ihm seinen Glückwunsch vorbringen, aber der blieb ihm in der Kehle stecken, da umarmte und küßte er denn schweigend den blühenden, glücklichen jungen Menschen.

„Ich bereue noch immer nicht!" flüsterte die Dame darauf Seiner Magnificenz ins Ohr.

Digitized by Google

„Wahrhaftigen Gott — ich auch nicht!“ erwiderte der Rektor in seinem tiefsten, überzeugtesten Baß.

Die Leute aber, die die letzte kleine Scene mitangesehen hatten, erzählten sich im Hinausgehen, daß dem Rektor die Thränen in den Augen gestanden hätten, als er den ruhmgekrönten jungen Doktor beglückwünscht habe. Endlich ein Rektor, der ein Herz hat für seine Studenten! —



Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch,

ersten Chefs der Admiralität.

Briefe und Tagebuchblätter.

Herausgegeben von

Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D.

(Fortsetzung.)

Corny vor Metz, 31. 10. 70.

Heut schreibe ich Dir aus unsrer neuesten Eroberung. Das erste, was ich auf der Reise und hier lernte, ist die Erkenntnis, wie schwer es ist, hinter der Armee Ordnung zu halten. Das leitende Element ist hier zu schwach; abgelebte Führer über undisciplinierten Massen. Vor allem muß der Eisenbahnbetrieb in schärfere militärische Organisation gebracht werden, und zwar schon im Frieden.

Ich fuhr zu General v. Manteuffel und fand ihn mit großem Gefolge, Zastrow, Goeben p. p., trotz eben geheiltem Beinbruch hoch obenauf und voller Bedürfnis, sich auszulassen: daß Tann Orléans genommen, daß nur Prinzen Heerführer werden, wie die Eisernen Kreuze verteilt werden. Dazwischen ließ er sich auch erzählen; sobald ich Bismarck nannte, fuhr er auf, es sei eine Schande, daß solch ein Politiker mehr Einfluß habe wie die Heerführer und Generale; kurz, er predigte in der alten Tonart mit vieler Lebhaftigkeit, und ich hörte ihm amüsiert zu. Goeben, ein wenig stark geworden, ist ein frischer, angeregter Mann und griff kräftig in die Unterhaltung ein. Ich habe mich sehr an seinem ganzen Wesen erfreut.

Zastrow ist vollständig Greis; er muß weg, das ist alles, was ich sagen kann.

Es ist merkwürdig, das Urteil über die französische Armee zu hören; sie war, wie jetzt die Zahlen ergeben, zeitweise stärker wie wir, hat von Krankheiten weniger gelitten, war gut genährt, gekleidet, und bewaffnet. Nur das moralische

Digitized by Google

Element fehlte, und damit war ihr Schicksal besiegelt. Mangel an Nahrung hat überhaupt nicht existiert; Goeben erzählte, daß er ein Fort eingenommen, in dem noch für vier Monate Lebensmittel für die Besatzung gewesen seien. Die Kapitulation ist das größte Armutszeugnis, das die Franzosen sich ausstellen konnten. Uns kostet die Einschließung etwas über 2000 Mann, die an Wunden und Krankheit gestorben sind.

In Paris werden die Verhältnisse ganz analog liegen; seit dem letzten großen Ausfall auf Bougival haben wir erkannt, wie große und wohlbewaffnete Truppenmassen die Franzosen organisiert haben; unser Uebergewicht kann auch da nur aus den moralischen Faktoren entspringen, thäte sich aber bei ihnen ein wirklicher Führer auf, so könnte man doch noch Ueberraschungen erleben. Ich wollte, wir schössen endlich."

*

Metz, 3. 11. 70.

„Hier verschwinden allmählich die roten Hosen; die ersten Tage war es ordentlich unbequem, wie vereinsamt man unter ihnen war. Sieht man die Offiziere und Mannschaften näher an, so erscheint es um so weniger wunderbar, daß sie so vollständig geschlagen worden sind; denn sie entbehren jeder Haltung.

Die Stadt selbst ist übrigens viel französischer, als ich gedacht hatte; eigentlich sprechen nur die niederen Klassen ein schlechtes, fast unverständliches Deutsch. Metz hat keinerlei deutsche Beziehungen, und kein Eingeborner denkt daran, daß er deutsch werden könnte, und gewiß werden sie lange Widerstand leisten. Glücklicherweise wird vorläufig wenigstens die Geistlichkeit nicht gegen uns operieren, sie ist hier vom größten Einfluß, und ich habe noch nie so viele und gut gekleidete Pfaffen gesehen wie hier. — Gestern abend war ich in Jouy beim General v. Manteuffel zum Diner, wo auch Prinz Friedrich Karl, der Feldmarschall, war; voller Gnade und strahlend von Glück. Es wurden zwei Reden gehalten, und dabei dokumentierte es sich, wie hohen Wert der Prinz auf diese Ernennung legt.

Ich fand eine Menge alter Bekannter, Schwarz, der Dich grüßen läßt, Kameke, der drei Wochen an Ruhr daniederlag; es hat überhaupt eine Menge Krankheit geherrscht.

Man rechnet, daß das Material, das wir übernehmen, einen Wert von über 300 Millionen Franken hat."

*

Versailles, 8. 11. 70.

„Ich habe mir aus Metz eine Erkältung mitgebracht, die sich auf der Fahrt hierher noch erhöhte. Nachdem ich meine Meldungen und Berichte gemacht, legte ich mich ins Bett und ließ Lauer kommen; er nennt es nervöse Magenaffektion und erklärt, wie wunderbar unter den hiesigen Verhältnissen die Nerven mitspielen. Ich soll mich stillhalten, gut nähren und viel schlafen."

*

Digitized by Google

Versailles, 13. 11. 70.

„Heut bin ich zum erstenmal wieder nach dem Generalstabsbureau gegangen und wieder in die Geschäfte voll eingetreten. Es ging noch ein bißchen wackelig, aber Lauer meint, das wird sich rasch geben.

Man war sehr liebenswürdig zu mir während meiner Krankheit, und ich hatte oft mehr Besuch, wie mir angenehm war. Der Kronprinz forderte schriftlich meinen Rat in Angelegenheiten der Viktoria-Stiftung, die immer noch nicht ruht; ich blieb auf meinem vermittelnden Standpunkt und hatte schließlich die Genugthuung, daß der Herr selbst kam und sagte, er nähme meinen Rat einfach an. Wenn sich nun auch Normann ärgert, so ist es doch das einzig Richtige.

Häufiger besucht mich Roggenbach; er lebt hier mit den Diplomaten, kennt alle politischen Velleitäten und spricht außerordentlich interessant davon. Unsereins beschäftigt sich ja auch unausgesetzt mit Politik, und da ist es äußerst lehrreich, solchen Politiker von Handwerk zu hören; hier hat man alles schärfer und intensiver. Und dazu seine schöne Art des Vortrags; er erfüllt mir meinen Raum mit prächtigen Gedanken, die noch lange in mir nachklingen.

Die Kaiserfrage ist immer noch offen, und das macht den Kronprinzen unglücklich; der alte König macht sich nichts daraus, und wenn Bayern draußen bleibt, wie es jetzt fast den Anschein hat, dann will er auch den neuen Titel nicht.

Heut hoffen wir schon, daß sich das Vordringen der Metzer Armee gegen die Loire fühlbar macht; zumal wir, seitdem das 2. Corps hier eingetroffen ist, auch von hier noch Truppen disponibel haben. Es kann ein Kesseltreiben werden wie bei Sedan, das schlechte Wetter thut den Franzosen mehr Schaden wie uns. Aber es wäre des Guten zuviel, wenn wir noch mal 100000 Mann gefangen nähmen. Als neulich über die Eventualität des Falles von Metz gesprochen wurde, sagte Bismarck: ‚Sowie die Nachricht kommt, mache ich mir den Spaß und frage bei Gortschakoff an, ob er mir nicht auf drei Monat Sibirien borgen will; wo soll man mit all dem Volk hin?‘“

*

Versailles, 14. 11. 70.

„Heut bin ich wieder geritten und glücklich darüber; ich kann mich doch nun wieder umsehen und brauche nicht in fieberhafter Spannung vom Zimmer aus auf jeden Schuß zu hören. Die Bewegungen unsrerseits gegen die Loire-Armee haben eine höchst unruhige Führung erhalten. Man kann hier nicht übersehen, wer die Schuld trägt, ob der Großherzog oder sein Chef Krenski; hätten die Franzosen eine Ahnung von Kriegführung, so könnte uns die Sache sehr schlecht bekommen, aber es ist schon bedenklich, daß sie die Courage fanden, gegen Tann loszugehen und Orléans wieder zu nehmen.

In der Zwischenzeit verstärken wir uns hier möglichst, und Friedrich Karl muß sich doch auch bald fühlbar machen.“

*

Digitized by Google

Versailles, 16. 11. 70.

„Die Diplomaten sind fertig. Baden und Hessen reisen mit abgeschlossenen Traktaten ab, Württemberg muß sich erst die Unterschrift in Stuttgart holen, und Bayern macht seinen Separatvertrag.

Samwer ist auch heute fort; er war gestern noch bei mir. Ich fürchte mich stets, mit ihm zu sprechen, da ich kein Atom von Vertrauen zu ihm habe, konnte ihn doch aber nicht pure rausschmeißen. Er spielt sich jetzt ungeheuer auf den Preußen und Einheitsstaatler, sein ganzes Leben aber wäre dann eine Lüge. Roggenbach und Samwer haben sich hier gar nicht oder so gut wie gar nicht gesehen; der letztere ist neidisch auf Roggenbachs Position überhaupt und beim Kronprinzen.

Geffcken hat mir eine Broschüre geschickt über die Verfassung des norddeutschen Bundesstaates, die viele partikularistische Institutionen erhalten will; er hat aber mit seinen Vorschlägen ziemlich getroffen, was zur Ausführung kommt.

Ich lasse mir aus Saarbrücken Weißwein kommen, denn ich vertrage den schlechten Rotwein nicht, und der gute aus dem kaiserlichen Keller in St. Cloud ist ziemlich verbraucht. Auch der Champagner war ganz ausgegangen; da Lauer aber sagt, daß hier alle Welt nervös ist, und daß Champagner das beste Mittel zur Beruhigung der Nerven ist, so mußte vom medizinischen Standpunkt aus die General-Intendantur den Artikel mit in ihre Verpflegung aufnehmen. Morgen kommen 250 Flaschen.“

*

Versailles, 18. 11. 70.

„Wir sitzen immer noch vor Paris und warten darauf, daß die Leute dadrinnen hungrig werden; diese aber warten auf ihren Messias, der ihnen in der Gestalt der Loire-Armee kommen soll, die, seitdem sie wohlfeilen Ruhm gegen die Bayern erwarb, der Stolz von ganz Frankreich geworden ist.

Gestern hat Tresckow, der seit einigen Tagen die Division des erkrankten Schimmelmann übernahm, einen Teil der Nordarmee geschlagen, d. h. die Kerls liefen fort, als er herankam. Heute geht der Großherzog mit allen Truppen weiter vor. Krenski hat leider sehr an Ruhm eingebüßt; er hielt die Truppen durch ewiges Marschieren und stetes Befehlen in Atem, ohne daß etwas geschah. Die Folge davon ist, daß die Armeeabteilung demnächst unter das Kommando des Prinzen Friedrich Karl gestellt werden wird, der am 21. seine Operationen gegen die Loire-Armee beginnen kann.

Die Pariser exerzieren alle Tage, haben sich Gepäck und Fuhrwerk zugelegt, und es sieht aus, als wollten sie durchbrechen. Man ist nur gespannt, wann. Auch haben sie eiserne Rationen für sechs Tage ausgegeben und haben alle Einwohner aus St. Cloud verbannt, und da noch obenein ein so dicker Nebel auf der Landschaft lag, daß man den ganzen Tag nicht 100 Schritt weit sehen konnte, so glaubten wir, sie würden dieses zum Vorstoß benutzen. Es ist nichts

Digitized by Google

geschehen, aber trotzdem hat man den Eindruck, daß Paris auf die Loire-Armee wartet. Bis dahin aber ist Friedrich Karl heran.

Heut speise ich bei Königs, morgen wahrscheinlich beim Kronprinzen als Belohnung für einige Schriftstücke. Er soll sehr schlechter Laune sein, Eulenburg meint, ich müßte ihm mal wieder zureden."

*

Versailles, 20. 11. 70.

„Gestern ist ein englischer Diplomat hier angekommen, der noch einmal mit Paris verhandeln will. Ich bin überzeugt, daß sie nicht mehr so spröde sein werden wie das letzte Mal. Wir haben jetzt hier eine sehr hübsche Verbindung mit Paris, die uns gut au courant der dortigen Ereignisse hält; sie geht durch einen Bäckerladen in den Vorposten, wo einzelne Franzosen kaufen dürfen, wenn sie Zeitungen und Nachrichten mitbringen. Das mußt Du aber für Dich behalten.

Die Schwierigkeit, Geld zu bekommen, wird schließlich beim Friedensschluß die größte sein. Unsre Generale, vorzüglich die Prinzen, haben gar kein Talent, Requisitionen zu machen und Geld herauszudrücken; die Franzosen bei uns haben es ganz anders gemacht und würden es wieder ganz anders machen. Selbst unsre Leute sind viel zu gutmütig; sie müssen immer erst hinterrücks angefallen sein, ehe sie die Franctireurs einfach abschießen. So wird die Armee von Metz in dieser Beziehung noch ihre Studien machen müssen, um scharf zu werden.

Roggenbach kam zu mir, er lebt hier still am Ort, den Fall von Paris erwartend; ich lud ihn ein, mit mir spazieren zu fahren, und wir machten einen Ausflug nach St. Germain, wo man von der Terrasse eine prächtige Aussicht hat. Dort promenierten wir und fuhren durch kaiserliches Jagdrevier nach Hause. So habe ich drei bis vier Stunden in schöner Luft und Welt mit ihm geplaudert und politisiert. Dann wurden wir aber nicht einig über die Personalbestimmungen im neuen Reich; wir müssen stillhalten.

Vorige Woche war Roon sehr krank, und man hat mich zu seinem Nachfolger gemacht, wie ich nachträglich gehört; ich denke, es hat gute Wege, er ist wieder wohl und sehr konservativ."

*

Versailles, 23. 11. 70.

„Es klingt ja ganz melancholisch, wenn Du schreibst, daß ihr ohne mich kein Weihnachten feiern wollt; ich denke aber immer noch, daß wir bis dahin zu Hause sind. Hier fällt die Entscheidung noch in diesem Monat, denn Paris wartet mit der Kapitulation einfach auf den Ausgang der Schlacht bei Orléans, die in einigen Tagen geschlagen werden wird. Die Franzosen haben ihre Streitkräfte von allen Seiten zu diesem Zweck zusammengezogen, und wir bestreben uns, ebenfalls rechtzeitig und stark zur Stelle zu sein. Es ist die letzte Armee, die Frankreich hat, und es ist der letzte große Wurf. Fällt er zu unsern Gunsten aus, woran niemand zweifelt, so treibt alles rasch seinem Ende zu.

Ich habe einen Brief von Geffcken erhalten; er macht mir einen ungeheuer

Digitized by Google

langen politischen Erguß und bittet mich schließlich auf einem besonderen Zettel, den Brief Bismarck zukommen zu lassen. — Im Jahr 1866 war es Zeit, sich an Bismarck anzuschließen und Apostel der deutschen Einheit zu werden, heut macht er damit keinen Eindruck mehr. 1866 spielte sich Geffcken auf den Verfechter der kleinstaatlichen Selbständigkeit und machte den Opponenten gegen Bismarck; jetzt nach dem größeren Erfolge wird er Enthusiast und Stellenjäger. Damals brach ich die Korrespondenz mit ihm ab, weil er sich als Hamburger Diplomat in London gerierte; heut soll ich ihm helfen, Deutschlands Vertreter in London zu werden. Das liest man zwischen den Zeilen, denn er macht den Grafen Bernstorff schlecht und erzählt und belegt seine eigne vorzügliche Stellung in London.

Des Abends finden sich immer eine Menge Menschen in meinen Salons ein, schon weil es so warm da ist, denn Otto hat auch Dein Talent des Stocherns. Da habe ich gestern gewettet, daß wir am 3. Dezember in Paris sind, und die Friedensverhandlungen im Gange. Ob ich recht behalte, wird die nächste Zukunft lehren."

*

Versailles, 25. 11. 70.

„Gestern hat Bayern seine Konvention unterschrieben oder vielmehr seinen Eintritt in den Bund, aber zur Kaiserproklamierung scheint es wirklich nicht zu kommen. Ich kann nicht leugnen, daß ich ganz zufrieden damit bin, denn der Trara hat für mich keinen Wert, aber der junge Herr thut mir leid, er wird außer sich sein. Ich beklage nur eins: War der bisherige Bund schon allein auf den einen Kanzler basiert, der neue ist es noch viel mehr. Die Frage: ‚Wie befindet sich Bismarck?‘ wird in Zukunft die erste und bedeutendste in aller Politik sein; da er nun jetzt schon ganz nervös ist, so weiß ich nicht, wie das nach dem Kriege werden wird, wo die Folgen der heutigen Anstrengung sich erst voll geltend machen.

Gestern abend habe ich Roon besucht; ich kann Dir sagen, wenn die Menschen von seinem Nachfolger sprechen, so dreschen sie leeres Stroh."

*

Versailles, 26. 11. 70.

„Vor Orléans sammeln sich jetzt Friedrich Karl und der Großherzog; es sind einige Verpflegungsklagen gekommen, und ich werde deshalb heut oder morgen wohl mal dorthin fahren müssen. Ich teile Dir das mit für den Fall, daß ein oder zwei Briefe ausbleiben sollten, Du darfst dann nicht ängstlich sein. Ich nehme Otto selbstverständlich mit. Und nun muß ich ins Geschäft, darum adieu."

*

Bonneval, 28. 11. 70.

„Man hat mich also, weil Not am Mann war, als Chef des Stabes beim Großherzog von Mecklenburg versetzt oder kommandiert, wo Krenski bis jetzt fungierte, und wo es gar nicht gehen wollte. Die Armeeabteilung besteht aus

Digitized by Google

dem Corps v. d. Tann, Division Treskow, Division Wittich und Kavallerie. Ich bin sehr froh, daß ich zum Schluß der Campagne wenigstens noch die militärische Laufbahn betrete.

Wie es gekommen, ist schwer zu sagen. Es mußte ein älterer General hin, des Großherzogs wegen, und um Sicherheit in das Ganze zu bringen. Meine Kommandierung allein störte keine andre militärische Kombination, und ich war jetzt, wo alles in Ordnung, vollständig abkömmlich. Man wird mich wohl mal vermissen, aber ich nicht die General-Intendantur.

Meine Position hier hat ihre delikaten Seiten, aber ich glaube bereits über die größten Schwierigkeiten fort zu sein, denn jedermann empfindet, daß es nach der Quecksilbrigkeit der letzten Leitung hier der Ruhe und Sicherheit bedarf. Heut muß ich die Sache erst voll in die Hand nehmen, und morgen geht es mit Gottes Hilfe vorwärts, um übermorgen mit Prinz Friedrich Karl die Schlacht bei Orléans zu schlagen und den Feldzug hier zu Ende zu bringen. Mein ganzes Kommando dauert vielleicht nur acht Tage, aber diese können recht inhaltreich werden."

*

Bonneval, 29. 11. 70.

„Wenn Du von Versailles aus auf der Karte direkt südlich nach Orléans zu die Eisenbahn verfolgst, so kommst Du in die Gegend, nach der wir heute eilen. Gestern hat Voigts-Rhetz einen Durchbruch der Franzosen von deren rechtem Flügel gegen Paris siegreich zurückgeschlagen, und heut wollen wir uns zwischen Orléans und Paris schieben, um Friedrich Karl zur großen Entscheidung freizumachen. Ich denke, der Krieg geht jetzt frisch seinem Ende entgegen, ich wenigstens werde mein möglichstes thun, um jeden unnützen Aufenthalt zu unterdrücken.

Ich kann Dir gar nicht sagen, wie dankbar ich dem lieben Gott bin, daß er mich wieder zur Truppe zurückgeführt hat; hier lebt und fühlt man mit dem Ganzen, und die Wechselwirkung, die von der Truppe wieder zurückströmt, ist immer fruchtbar. Ein Wort, ein Blick in die Truppe, und man ist orientiert.

Meine persönliche Stellung im Hauptquartier klärt sich, noch steht natürlich Krenski eine ganze Stufe höher im Herzensvertrauen des Allerhöchsten, aber ich kann mit dem Dichter sprechen: ‚Halb zog er ihn, halb sank er hin' —, bald ist's um ihn geschehn.

Krenski sagte gestern: ‚So ruhig, wie der Großherzog heute ist, habe ich ihn noch nie gesehn!' Das rechne ich mir zu, und ich denke, wir werden noch eine ganz glückliche Ehe bilden. Der Herr hat etwas Frisches und Unternehmendes, aber ihm fehlt die Routine der Truppenführung. Er denkt noch zuviel an die Absichten des Feindes, anstatt an die eignen. — Krenski hat sich auch schon gegeben, nun noch ein kleiner Erfolg, und alles ist gut.

Die gestern stattgehabte Aktion der Franzosen beweist, daß es mit Paris wackelig steht, sonst hätten sie den Mut zum Angriff nicht gefunden. Auch hier sind die Kerls überall, aber sobald unsre Truppen sich zeigen, ziehen sie sich

Digitized by Google

eiligst zurück. Es steckt in unsern Soldaten, die bei dem bisherigen Hinundherziehen vom kleinen Krieg viel litten, eine furchtbare Wut gegen Franctireurs, und wehe dem, der in ihre Hände fällt. Beide Abende, die ich hier sah, war der Himmel vom Feuerschein erleuchtet."

*

Viabon, 29. 11. 70.

„Heut nach einem sehr scharfen Ritt hier angekommen, schreibe ich Dir heute noch, da ich morgen ganz früh zum Prinzen fahren muß, um wegen der ferneren Operationen Rücksprache zu nehmen.

Der Großherzog reitet wie der Teufel auf seinen Vollblutpferden; ich denke, ich gewöhne ihm das noch ab, da die Masse der geringeren Pferde das nicht aushält. Im übrigen war es ein hübscher Ritt an den Truppen vorbei und durch einiges Kanonenfeuer aus der Ferne gewürzt. Wir begrüßten auch das Gothaer Regiment, Hans Bendemann sieht munter und kräftig aus.

Die Gegend ist frei, offen und sehr fruchtbar; der wohlhabende Bauer, bei dem wir im Quartier liegen, ist von der größten Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit. Daß der Fall von Paris den Krieg entscheidet, sprechen alle Franzosen offen aus.

Meine Stellung hier wird täglich besser, man kommt mir allgemein mit Vertrauen entgegen."

*

Janville, 30. 11. 70.

„Ich fuhr vier Stunden über Land, ein recht frischer Wind pfiff über die freie Ebene mir um die Ohren, und es war zum erstenmal so kalt, daß ich den Pelz vermißte. Dafür habe ich aber beim Prinzen und bei Stiehle kräftig eingeheizt; wir wollen sehen, was es hilft.

Zu einer Gefechtsthätigkeit sind wir bisher noch nicht gekommen, trotzdem aber bin ich hier viel besser dran, wie in Versailles, wo es mir passieren konnte, ganz allein von aller Welt über einen bevorstehenden Ausfall oder dergleichen nicht informiert zu sein. Aber wir werden auch hier noch zu thun kriegen."

*

Janville, 2. 12. 70.

„Es hat sich ergeben, daß die bisherige Auffassung des Oberkommandos, wonach der Feind sich auf unsern linken Flügel konzentrierte, falsch ist; die Hauptmasse steht nicht vor dem Prinzen, sondern vor uns, und so kann es heut ein sehr entscheidender Tag für mich werden. Die Bayern haben gestern Terrain verloren und sind zurückgegangen; d. h. also die Franzosen müssen heut derbe geschlagen werden, sonst werden sie übermütig, und das ist heut meine Aufgabe. Geht es gut, so werden die Unterrichtetsten mir die Ehre des Tages zurechnen; weichen die Franzosen aber aus, so ärgern sie mich scheußlich, denn ich weiß nicht, wo ich sie wieder packen kann. So ist die Situation, und das Ende wirst Du aus den Zeitungen wissen, lange ehe dieser Brief bei Dir ist.

Du kannst Dir nun denken, daß ich in großer Bewegung war, und daß

Digitized by Google

eine Meldung der andern gefolgt ist; ein paar Stunden habe ich aber gut geschlafen und gehe mit voller Frische an meine Aufgabe.

Otto hat heut nacht einen scharfen Ritt zum Prinzen Friedrich Karl gemacht, damit er uns den Rücken freihält. Es ist ein prächtiger Wintertag, die Sonne scheint hell und klar; dazu ist es auch Freitag, das ist unser Glückstag, also vorwärts!"

*

Janville, 3. 12. 70.

„Gestern haben wir Lorbeeren erworben und uns um das Vaterland verdient gemacht, aber es war ein gefährlicher Kampf, und hätten wir einen Feldherrn uns gegenüber gehabt, so war es schlecht um uns bestellt.

Wir kamen nach acht auf der Höhe von Bazoches an, gerade als unser rechter Flügel, das bayrische Corps, anfing zu wanken; sie hatten an den vorigen Tagen schwer gelitten und waren erschöpft, aber es ist ein schreckliches Gefühl, wenn das Instrument, mit dem man arbeiten soll, vor der Uebermacht versagt. Glücklicherweise konnte Tresckow, der links der Bayern disponiert war und sich noch im Anmarsch befand, seine Têten sofort vorbringen und stellte rasch das Gefecht her. Von jetzt ab blieb der Erfolg an unsre Fahne gefesselt, aber es war schwere Arbeit und wäre ohne solche Prachttruppen unmöglich gewesen. Der alte Prinz Albrecht wirkte mit der Kavallerie-Division ganz rechts und bedrohte die Flanke des Feindes, und Krenski brachte die Bayern wieder in Position.

So war es schon zwölf Uhr geworden, als wir mit Ruhe der Gefechtsentwicklung zusahen; bis dahin war es doppelt häßlich, als auch auf unserm weiteren linken Flügel der Kanonendonner begann, und Wittich meldete, daß er, mit großen Massen im Kampf, linksum habe machen müssen und nicht mehr im stande sei, die angewiesene Stelle und Richtung in der Schlacht einnehmen zu können.

Jetzt trat für uns die große Schwierigkeit ein, daß wir auf ziemlich eine Meile auseinanderstanden und einer dreifachen Uebermacht gar kein Zentrum, nur zwei Flügel entgegenstellen konnten. Unsre Situation wurde gefährlich, und der Großherzog begann, in Sorge zu kommen. Das Kunststück war, im Angriff zu bleiben und nicht in die Defensive zu fallen. Tresckow schlug sich ganz brillant, die Bayern kamen auf dem rechten Flügel vorwärts, und Prinz Albrecht griff mit seiner Kavallerie scharf um den linken feindlichen Flügel. Zu dieser Zeit erschien ein neues feindliches Corps gerade vor unsrer Mitte; sie hätten glatt durchmarschieren können, denn wir hatten ihnen nichts entgegenzustellen, zogen sich aber zur Unterstützung des hart von Tresckow bedrängten 16. Corps nach rechts und wurden dort festgehalten.

Unterdessen erscholl ein furchtbar heftiges Feuer von dem linken Flügel, und endlich traf die Nachricht ein, daß Wittich im Vorgehen sei, vor der kolossalen Uebermacht aber nur Schritt für Schritt mache. Auch Tresckow kam nur langsam vorwärts, und von drei bis fünf sah ich mit sorgenvollem Blick nach der Sonne,

Digitized by Google

ob sie nicht so gut sein wollte, unterzugehen. Aber der Mond löste sie ab, der hell und klar die Frostnacht erleuchtete, und so wurde bis acht Uhr weitergekämpft, immer mit fortschreitendem Erfolg. Es war ein furchtbar schwerer Tag für die Truppen, die ihre Aufgabe unvergleichlich gelöst haben.

Heut liegt Schnee auf Berg und Thal, und wir wollen Orléans nehmen, d. h. Friedrich Karl; wir werden nur die Nebenrolle spielen."

*

Orléans, 6. 12. 70.

„Der 3. Dezember war von mir bestimmt, die Früchte des 2. durch direkte Verfolgung des Gegners einzuheimsen. Der Prinz aber zog uns zu sich heran, und wir mußten seinen rechten Flügel bilden bei dem Vorgehen gegen Orléans. Am 3. verloren wir nur 50 Mann, am 4. 200 und hatten so leichte und große Erfolge, daß wir noch spät in der Nacht als die einzigen in Orléans eindrangen. Das hat einer Menge Leute nicht gepaßt, die den Siegeslorbeer anders verteilen wollten, und ich habe unfreundliche Gesichter gesehen.

Hier haben wir nun zwei Tage Ruhe gehabt, ich freilich sehr wenig; jetzt am Abend ist es still geworden, wenngleich ich noch ununterbrochen gestört werde.

Ich bin gespannt, was weiter aus mir wird; mein Kommando lautet ‚Zu den Operationen gegen Orléans'. Die Bestimmung hängt vom König ab, der Großherzog läßt mich jetzt nicht freiwillig los, das fühle ich."

*

Orléans, 6. 12. 70.

„Mein lieber Ulrich! Zu Deinem bevorstehenden Wiegenfeste sende ich Dir meine allerherzlichsten Glückwünsche. Daß ich es gut mit Dir meine, daran wirst Du nicht zweifeln und versichert sein, daß ich mit allen Kräften für Dich sorge. Freilich ist jedermann seines Glückes Schmied, und keiner kann Dir helfen, wenn Du nicht selbst das Feld Deiner Entwicklung und Zukunft richtig bearbeitest. Sei also fleißig und treibe Dich selbst, ich kann jetzt leider nicht bei Dir sein.

Du weißt, was ich zu arbeiten habe, und ich kann Dir sagen, daß ich meine jetzige Thätigkeit der bisherigen weit vorziehe. Freilich ist sie nicht so bequem; unser Quartier ist meist schlecht, die Nahrung kärglich, und bei der jetzigen Kälte friere ich tüchtig. Heut habe ich für Otto und mich große Kapuzen von dickem, filzartigem Tuch gekauft, aber die Füße bleiben kalt.

Ich denke aber, daß wir am Ende des Krieges angekommen sind; wir haben hier die Loirearmee so hergerichtet, daß sie den Parisern nicht mehr helfen kann, und deren Ausfälle sind auch glücklich zurückgeschlagen. Paris muß also demnächst fallen, und dann haben wir so viel Soldaten übrig, daß wir ganz Frankreich erobern können.

Die Kälte ist eine Macht für uns, und unsre Leute vertragen sie ganz gut, aber Du solltest nur mal sehen, wie elend und klapprig die gefangenen Franzosen hier ankommen, die täglich in großen Massen eingebracht werden.

Digitized by Google

Nun adieu, mein lieber Sohn, noch einmal Glück auf, und wenn ihr ein Glas Sekt trinkt, so denkt an uns."

*

Meung, westlich von Orléans, 8. 12. 70.

„Auch Dein Geburtstag rückt heran, und ich habe kaum Zeit, Dir zu schreiben; Du weißt, wie gut ich es meine. Witte bringt auch seine Wünsche für Dich und Ulrich.

Hier ist vollster Winter eingetreten. Die Landschaft ist fest eingefroren und mit Schnee bedeckt, dabei müssen wir fechten und marschieren. Während der Prinz ruhig von Metz vorging, wurden unsre Truppen schon in täglichen Gefechten mürbe gemacht; dann folgten die Tage des Vorgehens auf Orléans und der gewaltigen Anstrengungen, unter der dauernden Fiktion des Oberkommandos, daß uns kein Feind gegenüber stände. Nachdem wir in der Nacht Orléans, überraschend für das Oberkommando, erobert hatten, kam Graf Häseler mit dem Befehl, sofort die Stadt zu räumen und nach Westen zur Verfolgung vorzugehen. Das konnte ich noch glücklich abwenden und meinen Leuten zwei sehr notwendige Ruhetage verschaffen. Der Prinz und Stiehle sprachen immer von Bourbaki, der seine Truppen bei Gien sammeln sollte; das war das Gespenst, das die Gedanken der zweiten Armee verfolgte, und Stiehle sagte mir wiederholt, die ganze feindliche Armee sei nach Süden abgezogen.

Wir sind nun heut bis zu unserm obigen ersten Quartier gelangt, nachdem wir einen sehr heftigen Widerstand durch die Division Tresckow überwunden haben, und zwar entwickeln die Franzosen lauter frische Truppen gegen uns, die sich ganz gut schlagen, zumal wenn sie wie hier in einem günstigen Terrain in den Weinbergen stecken und sich verschanzt haben. Auch Wittich und die Bayern sind auf den Feind gestoßen, und alle Meldungen bringen uns die Ueberzeugung, daß wir einem starken Feinde gegenüberstehen. Wir werden heut ja weiter sehen."

*

Meung, 11. 12. 70.

„Rasch, eh' die Brandung wiederkehrt, noch ein paar Zeilen. Es waren schwere Tage, die wir hier verlebt, aber unsre braven Truppen haben uns nicht im Stich gelassen, wir haben täglich gegen drei- bis vierfache Uebermacht gekämpft und dabei doch noch Terrain gewonnen, Gefangene gemacht und Geschütze genommen.

Wir haben härteste Taglöhnerarbeit geleistet; denn die Franzosen entwickeln eine große Zähigkeit des Widerstandes und werden von Chanzy merkwürdig gut geführt. Die Bayern konnten positiv nicht mehr, und auch der Großherzog fing an, genug zu haben. Die Aufgabe, zusammengeschrumpfte Geister wieder aufzurichten und repräsentabel zu machen, ist die sauerste und kostet viele Kräfte. Wie prächtig aber unsre Truppen sind, das kann ich gar nicht oft genug sagen.

Mir war völlig klar, daß wir nicht zurück durften; das hätte den Effekt

Digitized by Google

einer verlorenen Schlacht gemacht, und die Folgen auf Friedrich Karl, den König und Paris wären unberechenbar gewesen.

Aber die Verantwortung war groß. Der Oberquartiermeister des Prinzen, Herzberg, war am 8. beim Gefecht zugegen gewesen und hatte genau über unsre prekäre Lage gemeldet; dafür brachte uns am andern Morgen Graf Waldersee die Mitteilung, daß der Prinz uns keinenfalls Hilfe gewähren würde, er wolle nach Osten und Süden abmarschieren.

Ich telegraphierte nun direkt nach Versailles an Moltke: „Soll kein Rückschlag erfolgen, so muß uns noch eine Division — sollen wir unsre Aufgabe lösen, noch ein Armeecorps zur Verstärkung gesandt werden.“

Schon am gleichen Nachmittag machte sich die Wirkung geltend; es kam vorläufig Artillerieverstärkung, und das machte auf unsre Leute einen sehr guten Eindruck. Da war auch der Großherzog zufrieden, schüttelte mir die Hand und sagte: „Sie haben doch recht gehabt.“

Gestern griffen die Kerls wieder an, wir bekamen aber das ganze zehnte Corps zur Unterstützung, und dies hat auch heut die Verfolgung übernommen.“

*

Chateau Talcy, 12. 12. 70.

„Als Geburtstagsgeschenk kann ich Dir heut ein mir besonders wertvolles Stück schenken, die anbei folgende Kabinettsordre mit der eigenhändigen Anerkennung des Königs. Daß ich mir das Kreuz in der Aktion verdiente und nicht im Bureau, wie mir drohte, wird mich freuen, so oft ich es trage. Otto hat gestern auch die zweite Klasse erhalten und noch das Mecklenburger Verdienstkreuz.

Wir arbeiten hier wacker am Frieden, aber nur mit der Gewalt, wir sind fest am Feinde, und ich glaube, die Kriegsgeschichte wird unsre Thätigkeit einst loben. Aber die fünf Tage, die wir in Meung zubrachten, waren schwere, sehr schwere Arbeit, und wir waren Sieger, nur weil wir es sein wollten, und weil wir unsre braven Divisionen mit ihrem vollen Wert eingeschätzt hatten.

Am 11. war des Feindes Widerstand gebrochen. Er manövrierte, ging in Positionen, aber es kam nicht zum Gefecht. Wir hatten beide das Bedürfnis, uns auszuruhen, und zwar in solchem Maß, daß die sich gegenüberstehenden Tirailleurlinien auf 200 Schritt nicht aufeinander schossen. Dann baute er ab, aber wir sind ihm heute wieder auf den Fersen, obgleich er die ganze Nacht marschierte. Und das Marschieren ist bei dem Tauwetter ein furchtbares Ding; nur langsam schleppten sich Mannschaften und Pferde dahin, aber es ist doch schön, wenn man so als Sieger durchs Land zieht.

Meine Existenz ist leidlich gesichert, da der Großherzog kocht, aber die Fleischtöpfe von Versailles waren doch inhaltreicher.“

*

Talcy, 14. 12. 70.

„Meines Erachtens muß es sich in den nächsten Tagen entscheiden, ob wir vor Jahresschluß Paris und damit den Frieden haben; die hiesigen Einwohner

Digitized by Google

sind alle derselben Ansicht. Auch unser Quartierwirt, der eine Spezialität bedeutet, wie ich sie bisher in Frankreich nicht fand; er ist nämlich protestantischer Pfarrer.

Es ist unfreundliches Regenwetter und grundloser Schmutz."

*

Oucques, 16. 12. 70.

„Es ist gar nicht so leicht, mit dem Großherzog zu wirtschaften, denn es ist ganz natürlich, daß sich alle Welt mit Fragen an mich wendet, und das nimmt er übel. Am 13. morgens hatte ich einige Anordnungen zu treffen; Voigts-Rhetz, sein Stab und alle Adjutanten waren um mich versammelt; es ist wohl möglich, daß ich in irgend einem Detail vergaß, die Form seiner Befehlserteilung zu wahren; plötzlich fuhr der Herr dazwischen und sagte so, daß alle Welt es hören mußte: ‚Was bestimmen Sie da? Das verstößt ja gegen die ersten Regeln der Taktik.'

Voigts-Rhetz machte ein paar so schnodderige Bemerkungen, daß ich, um nur Ruhe zu schaffen, die Veränderungen, die der Großherzog getroffen, ruhig gehen ließ, aber von Stund an hatte ich einen Vorgesetzten, der mir die Leitung sehr erschwerte.

Der alte Prinz Albrecht faßte die Situation humoristischer. Vorgestern früh, als ich mit dem Großherzog in dessen Zimmer die Operationen besprach, trat er ein und sagte nach der Begrüßung zu mir: ‚Na, Stosch, was soll ich denn heute thun?'

Der Großherzog sagte kurz: ‚Ich befehle hier.' Da erwiderte der Prinz: ‚Wir sind hier unter uns Mädchens und brauchen uns nicht zu genieren; also, Stosch, was soll ich thun?'

Die Leute haben schwer auszustehen; es ist bei dem Wetter außerhalb der Chausseen gar nicht zu gehen, und auf den Straßen steht handhoher Schlamm. Die Stiefel fallen von den Füßen, und die Pferde verlieren die Eisen. Außerdem stehen Teile unsrer Truppen unausgesetzt im Gefecht, es gilt eben die letzte Arbeit der Vernichtung der Loirearmee. Wir haben über 15000 Gefangene gemacht und haben sie allein zum Rückzug über den Loirebach gebracht. Jetzt kommt auch der Prinz heran, es scheint aber, er will nicht schlagen und braucht darum so viel Zeit zum Aufmarsch. Vielleicht hat er recht, denn die Franzosen fallen auch so auseinander, und wir schonen unsre Kräfte.

Ich habe nach Versailles den Vorschlag gemacht, jetzt gleich mit dem zehnten Corps und Kavallerie auf Le Mans vor zu poussieren; es wird aber wohl Schwierigkeiten machen, weil man uns dann wieder selbständig machen müßte. So wird es wohl dabei bleiben, daß wir nach Chartres gehen, wo die Armeeabteilung als solche aufgelöst werden wird. Ich gehe dann wieder nach Versailles."

*

Oucques, 18. 12. 70.

„Prinz Friedrich Karl hat uns plötzlich verlassen, und so stehen wir außer aller Verbindung; glücklicherweise läuft der Feind, was er kann, und wir sind in der Lage, uns auszuruhen.

Digitized by Google

Heute gehen wir nach Cloyes, wo ich meine Rückberufung erwarte. Ich war in der langen faulen Zeit in Versailles ordentlich dick geworden, habe aber jetzt das unnütze Fett wieder abgestoßen und bin ganz leistungsfähig.

Nun küsse mir die Kinder und feiert gute Weihnachten; das ist eine Zeit, wo wir in den langen Jahren unsrer Ehe noch nie getrennt waren."

*

Versailles, 21. 12. 70.

„Heute schreibe ich Dir wieder aus dieser meiner Residenzstadt, nachdem für mich in der Provinz keine Arbeit mehr war. Beim Scheiden sagte mir der Großherzog noch eine Menge schöner Sachen und überschüttete mich mit Ehren; so schieden wir als gute Freunde.

Hier hat man mich überall herzlich empfangen. Der stumme alte Moltke war sogar voller Anerkennung: ‚Wir haben Ihre energische Hand gespürt.' — Der König war sehr gnädig und weich und sagte: ‚Sie haben allen meinen Erwartungen entsprochen und gethan, was ich nur wünschen konnte.'

Die drei Wochen waren eine schöne Episode meines Lebens und sind in meiner jetzigen Stellung von kolossaler Bedeutung. Ich gehe doch als Soldat, und nicht ohne Anerkennung, aus dem Feldzuge hervor, und dafür bin ich dem lieben Gott dankbar."

(Fortsetzung folgt.)



Der Mond und seine Meere.

Von

Julius Franz,

Direktor der Königlichen Sternwarte in Breslau.

Der im milden Silberglanz erschimmernde Mond übt auf das menschliche Gemüt einen eigentümlichen Einfluß aus. In der abendlichen Stille des Mondscheins stellt sich nach dem Geräusch des werkthätigen Tages eine idyllische Ruhe ein. Das einsame oder gemeinsame Wandeln im Mondenscheine befreit die Menschen von den alltäglichen Sorgen und lenkt ihren Sinn einer fernen, fremden Welt zu. Sehnsucht, Zukunftpläne, Gedenken ferner Lieben, denen auch dasselbe Gestirn leuchtet, sind unsre unwillkürlichen Eindrücke. Dichter, Tonsetzer und Maler haben diese oft als Gegenstand der künstlerischen Darstellung gewählt. —

Vor allen andern Himmelskörpern zeichnet sich der Mond durch die große Nähe aus, in der er die Erde begleitet. Seine Entfernung ist rund tausendmal geringer als die unsrer nächsten Planeten Venus und Mars in ihrer Erdnähe. Deshalb sieht man auf seiner Oberfläche auch eine überreiche Fülle von einzelnen

Digitized by Google

Gebilden, wie sie andre Weltkörper auch nicht entfernt zeigen können. Er erscheint uns als eine zweite Erde.

Und nicht mit Unrecht. Denn während die Monde von Mars, Jupiter, Saturn, Uranus und der von Neptun im Verhältnis zu ihrem Planeten winzige Körper sind, so daß sie auch im Fernrohr nur punktförmig erscheinen, so ist der Durchmesser unsers Mondes etwa so groß wie der des ganzen Erdteils Europa. Unser Begleiter ist seinem Zentralkörper an Größe fast ebenbürtig, und von andern Planeten aus gesehen, würden Erde und Mond vielmehr als Doppelplanet mit gleichen Phasen, denn als Planet und Trabant erscheinen.

Der Mond, unser geschwisterliches Gestirn, ist in astronomischer Hinsicht sicherlich der interessanteste Himmelskörper. Kann man doch mit einem Fernrohr an zehntausend Einzelheiten auf ihm entdecken. Er übt durch die Fluterregung einen seit Jahrtausenden bekannten und für die Schiffahrt wichtigen Einfluß auf unsre Meere aus. Er ist auch in theoretischer Hinsicht der interessanteste Wandelstern und seine Bahnrechnung ist die schwierigste astronomische Aufgabe. Denn er erleidet in seiner elliptischen Bahn um die Erde durch den Unterschied der Anziehung der großen Sonnenmasse auf ihn und die Erde größere Störungen als irgend ein andres Mitglied unsers Planetensystems, einerseits weil er der Sonne näher steht als alle andern Monde, andrerseits wird der genannte Unterschied dadurch größer, daß er volle dreißig Erddurchmesser von uns entfernt ist, während die andern Monde ihrem Planeten meist verhältnismäßig näher stehen. Dazu kommt, daß die Störungen, um Beobachtung und Rechnung in Einklang zu bringen, sehr genau berechnet werden müssen, weil wir den Ort des Mondes vom Bahnbrennpunkt aus viel genauer beobachten können als die Bahn andrer Monde um ihre Fernplaneten.

Schon mit unbewaffnetem Auge bemerkt man auf dem Monde dunkle Flecken, und diese bezeichnen die Selenographen seit Erfindung des Fernrohrs bis auf den heutigen Tag als „Meere“ und haben sie anfangs für solche gehalten.

Auf der Erde zeigen sich die hauptsächlichsten Unterschiede als Land und Wasser, und das Meer hat hier im allgemeinen dunklere Töne, weil die Strahlen der Sonne tief hineindringen und zum großen Teil von ihm absorbiert werden.

Die sogenannten Meere des Mondes haben mit den irdischen außer der dunkeln Farbe die glattere Oberfläche und das tiefere Niveau gemeinsam. Ihre Vertiefung ist freilich nicht so bedeutend, daß man sie ohne weiteres erkennt. Auch in stereoskopischen Mondbildern, die man gewinnt, wenn man photographische Mondbilder verschiedener Libration unter das Stereoskop bringt, läßt sie sich noch nicht erkennen. Aber wenn man unter dem Mikroskop nach dem Prinzip der Stereoskopie Messungen auf je zwei solcher Mondbilder ausführt, so zeigt die allerdings etwas verwickelte Berechnung der Messungen die Höhenunterschiede. Solche Messungen sind auf den Sternwarten zu Königsberg und Breslau ausgeführt und ergaben, daß die Meere sich bis über fünf Kilometer unter das Durchschnittsniveau vertiefen, während sich die übrigen helleren Gegenden über dasselbe erheben.

Digitized by Google

Wie Land und Wasser die Hauptformen der Erdoberfläche kennzeichnen, so geben auch die Meere dem Monde sein eigentümliches Gepräge oder Antlitz. Mit ein wenig Phantasie erkennt man sogar mit bloßem Auge im Vollmonde leicht ein etwas geneigtes Gesicht von vorn gesehen, und man kann diese Aehnlichkeit anwenden, um die wichtigsten Meere des Mondes kennen zu lernen und im Gedächtnis zu behalten.

Das Mare Imbrium bezeichnet das rechte, also links vom Beschauer gelegene Auge, das Mare Tranquillitatis das linke, umgeben von den stark entwickelten Augenbrauen des Mare Serenitatis und Mare Foecunditatis. Das Mare Vaporum, der Sinus Aestuum und Sinus Medii bilden die nur schwach angedeutete Nase, Mare Nubium die Oberlippe, Mare Humorum die Unterlippe. Der Oceanus Procellarum ist die dunkel schattierte rechte Backe, der Krater Tycho der Lichtpunkt der linken hellbeleuchteten Wange.

Herr Philipp Zamboni in Wien hat kürzlich darauf aufmerksam gemacht, daß man mit dem Opernglas ohne viel Phantasie eine Gruppe von zwei Köpfen im Profil erkennt, die er als den „Kuß im Monde" bezeichnet. Am deutlichsten ist der weibliche Kopf. Die Maria Serenitatis, Tranquillitatis und Foecunditatis bilden das dunkle Haar, Mare Crisium den aufgesteckten Zopf, Mare Nectaris das Ohr, Mare Vaporum das Auge, Sinus Medii den Mund. Die Nase wird durch den Sinus Aestuum, das Kinn und der Hals durch das Mare Nubium scharf abgegrenzt. Der Krater Tycho ist hier eine funkelnde und strahlende Brosche zwischen Hals und Brust. Weniger deutlich ist links der Mann. Er drückt einen Kuß auf die dem Beschauer abgewandte Wange der Frau, und dadurch wird ein Teil seines Gesichtes verdeckt. Das Auge bildet die nordöstliche Begrenzung der Apenninen, das Haar das Mare Imbrium, das Gewand der Oceanus Procellarum.

Im umgekehrten Bilde, wie es das astronomische Fernrohr zeigt, gleicht das Mare Nubium dem Zerrbilde eines Juden im Profil mit stark gebogener Nase, geöffneten Lippen, vortretendem Kinn und starkem Kinnbarte.

Was sind nun die dunkeln Meere des Mondes? Obwohl sie ebener sind als die kraterreichen Gebirgsgegenden, so sind sie doch keineswegs glatt. Sie zeigen deutlich überall ausgedehnte Bodenanschwellungen und zwischen ihnen flache Mulden. Diese Unebenheiten bleiben aber unverändert und glätten sich nie. Die Meere des Mondes enthalten also keine Flüssigkeit, sie bestehen aus Fels und Stein.

Daß die Mondoberfläche kein Wasser enthalten kann, läßt sich aus physikalischen Gründen leicht einsehen. Zunächst zeigt das Fehlen der Strahlenbrechung bei Bedeckung von Sternen durch den Mond die Abwesenheit einer merklichen Lufthülle um ihn an. Auch fehlt jede Spur von Wolken auf dem Mond. Stets zeigen sich alle Gebilde in derselben unveränderten Klarheit. Da die Schwere auf dem Mond nur ein Sechstel der Erdschwere beträgt, könnte auch der Mond keine merkliche Atmosphäre festhalten. Hätte er sie, so müßte er sie schnell verlieren. Freilich sind nach neueren Anschauungen Spuren von

Digitized by Google

Luft als einzelne Atome selbst im interplanetaren Raum vorhanden, und wir müssen um so mehr auf dem Monde solche Spuren annehmen. Aber der Luftdruck kann dort noch nicht ein Tausendstel des irdischen betragen. Unter diesen Umständen müßten Wasserflächen, wenn sie vorhanden wären, schnell verdunsten und unter dem Einfluß der Sonnenstrahlung, die in jedem Monat zwei Wochen hindurch ununterbrochen und durch keine Luft- und Wolkenhülle gehindert einwirkt, bei dem unmerklichen Luftdruck sogar zum Sieden kommen. Der Mond würde also seine Wassermeere ebenso schnell verlieren wie seine Lufthülle.

Nach den photometrischen Messungen von Zöllner ist die durchschnittliche Albedo, d. h. die Fähigkeit, auffallendes Licht diffus zurückzuwerfen, etwa so groß als die vom Quarzporphyr. Da nun die Meere erheblich dunkler als der Durchschnitt sind, so müssen wir ihnen etwa die Farbe von Basalt zuschreiben. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie aus einem Gestein bestehen, das wie der Basalt vulkanischen Ursprungs ist. Denn der Mond ist aus feuerflüssigem Material entstanden, und bei der Bildung seiner Oberfläche hat das Wasser keine Rolle gespielt. Sand und Lehm oder Ackererde, Produkte des irdischen Schwemmlandes und der Verwitterung, können auf ihm bei dem Fehlen des Wassers und der Lufthülle nicht entstanden sein. Auch schwere Metalle können auf dem Mond nicht sehr verbreitet sein, da er nur die durchschnittliche Dichtigkeit der Erdkruste hat. Wir sehen auf ihm nur anstehenden Fels.

Wenn auch keine Verwitterung der Gesteine im gewöhnlichen Sinne möglich ist, so kann doch der stetig wiederkehrende Wärmeunterschied bei Tag und bei Nacht, von denen jeder dort dreißigmal so lang ist wie auf Erden, in benachbarten Felsarten von verschiedener Ausdehnungsfähigkeit Spannungen hervorrufen und dadurch Brüche und Risse erzeugen. Auch die Zusammenziehung des Mondkörpers infolge der säkularen Abkühlung muß Risse erzeugen, und in der That sehen wir auf dem Monde zahlreiche „Rillen“, lange, senkrecht zur Tiefe hinabgehende Spalten.

Oft werden die Meere durch helle Bergketten begrenzt, und wenn dies fast an allen Seiten geschieht, so könnte man meinen, daß die Meere von den Kratern und Ringgebirgen sich nur durch ihre Größe unterscheiden, im übrigen aber von derselben Natur wären und gleiche Entstehung hätten. Doch ist eine solche Ansicht nicht aufrecht zu erhalten, denn die Meere sind meist von unregelmäßigen Linien begrenzt. Sie enden oft in eine helle Ebene oder auch in ein von zahlreichen Kratern durchzogenes Gebiet. Bemerkenswert sind aber einige kleinere von Rundwällen umgebene dunkle Flecke, die wir als „Kratermeere“ bezeichnen wollen. Hierher gehören: Plato, Billy, Crüger, Firmicus, Condorcet sowie mehrere im Mare Spumans und im Mare Marginis. Auch erinnert das große Mare Imbrium und der Sinus Iridium an diese Form. Doch fehlt hier auf große Strecken der Ringwall. Auch haben die Maria Serenitatis, Humorum und Crisium bei genauer Betrachtung unregelmäßige Begrenzung.

Die Meinung, daß die Meere die ursprüngliche, von Kraterbildung freigelassene Oberfläche des Mondes seien, ist nicht zu verteidigen, denn es finden

Digitized by Google

sich auch außerhalb der Meere kraterfreie helle Ebenen vor. Die Meere treten als kompakte Massen auf und verraten dadurch ihre Eigenschaft als selbständige Formationen. Sie sind eben bei der stürmischen Bildung des Mondes dort entstanden, wo sich gerade das geeignete Material für ihre Bildung vorfand.

Da wir die Mondkugel in gerader Aufsicht sehen, so werden die Randpartien perspektivisch stark verkürzt und sind bisher wenig bekannt gewesen. Die Breslauer Sternwarte hat neuerdings den westlichen Rand des Mondes bei günstigen Librationsverhältnissen ausgemessen und in eine Karte mit stereographischer Projektion eingezeichnet, so daß die Randgegenden ebenso wie die Mitte unverkürzt und ähnlich bleiben. Die Beobachtungen sind zusammengestellt in einer Festschrift, die am 9. Juni 1902 dem Professor Galle zu seinem 90. Geburtstage überreicht wurde. In dieser Schrift wurden das Mare Australe und das Mare Smythii zum erstenmal vermessen, zugleich wurden das Mare Spumans, Mare Anguis und das umfangreiche Mare Marginis entdeckt und vermessen. In der Karte, in der die Mondoberfläche zum erstenmal in kleinsten Teilen ähnlich gezeichnet ist, wie es bei den Halbkugeln der Erde üblich ist, erkennt man das wahre Antlitz des Mondes, und hier zeigt sich das eigentümliche Gesetz, daß die Meere sich durchschnittlich längs eines größten Kugelkreises gruppieren, dessen Pol nahe bei dem hellen Krater Tycho liegt. Dies Gesetz gilt auch für die Rückseite des Mondes, wenigstens für ihre randnahen Gegenden.



Zum Glockenturm von Venedig.

Von

Franz Reuleaux.

Durch das Mißgeschick, dem der Campanile am Markusplatz zum Opfer gefallen ist, obwohl der Baumeister Vendrasco, wie ein Seher in der Tragödie, schon lange vergeblich gewarnt hatte, ist die ganze kunstgebildete Welt in Leidwesen versetzt worden. Vendrascos Warnungen hatten vor Jahresfrist die ungläubig lächelnden Behörden doch so weit bewegt, daß sie eine fachmännische Untersuchung beschlossen; dem Bericht ihres vertrauensvergnügten Ausschusses entnahmen sie aber, daß die Besorgnisse grundloser seien als die Kometenfurcht. Sechs Fuß dicke Mauern, wo dachte man hin! Der alte Meister blieb indessen, kummererfüllt, bei seiner Vorhersagung. Am 16. Juli zeigte sich deutlich ein Riß in der Ostwand, derjenigen nach der Markuskirche hin. An den zwei folgenden Tagen stieg der Riß hinauf, von Fenster zu Fenster. Das

Digitized by Google

erschreckte denn doch die Behörde; sie verbot dem Publikum das Besteigen des Turmes, ließ auch den Platz unten räumen und absperren. Am Sonntag den 20. nannte ein Ingenieur die Lage „verzweifelt“. Am Montag früh um 5 Uhr besichtigte Vendrasco zusammen mit seinem Sohn noch den ganzen Turm von innen; auch der Sohn hielt die Besorgnisse für übertrieben, der Alte aber sagte, ehe die Sonne den Zenit erreiche, werde der Turm zusammenbrechen. Dies trat ein um 9 Uhr 50. Näheres haben die Zeitungen schon beschrieben. Alle Anklagen und Vorwürfe haben nun keinen Zweck mehr; eines der schönsten Bauwerke der Welt ist vernichtet. In den Vordergrund der Besprechung getreten sind aber nun zwei Fragen:

Erstens: Aufbauen oder nicht?

Zweitens: Wenn aufbauen, in alter Form oder neuer?

Sachverständige der edlen Baukunst haben sich teils gegen, teils für die Wiederherstellung ausgesprochen und künstlerische wie technische Erwägungen dazu geäußert; das fridericianische: „Qu'on construise une autre“ ist noch nicht erschallt; sei es daher auch dem Techniker gestattet, ein Wort der Fürsprache einzulegen, und zwar, wie ich alsbald sagen will, im Sinne des Wiederaufbauens.

Man hat nun freilich auf der verneinenden Seite mit guten Gründen die Auffassung: „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit“ ins Feld geführt, hat mit Erkenntnis unsers Kunstverständnisses und namentlich unsrer Technik gesagt, daß man nach den tausend Jahren des Bestehens und Stehens des Turmes den künftigen Geschlechtern etwas Neues, Jetziges, einen neuen Entwurf überliefern müsse. Genauer gesprochen: Aufbauen, aber nicht den alten Campanile, sondern einen neuen!

Aber wir dürfen doch nicht vergessen, daß einesteils im Lauf der zehn Jahrhunderte, durch die der Turm bestanden hat, schon mehrere, keineswegs unbedeutende Aenderungen, namentlich an seinem Oberteil stattgefunden haben. Auf einem Gemälde, das man Albrecht Dürer zuschreiben will, sind nur die drei hauptsächlichen Gestaltungen, die man dem Oberteil gegeben hat, nebeneinander erhalten, die älteste mit nahezu flachem Dach, die beiden andern mit spitzem. Der zweite Bau brannte 1489 oben ab, der dritte, uns bekannte, wurde 1513 fertig und mit der vergoldeten Engelsfigur gekrönt, die beim Sturz senkrecht wie vom Himmel herabsank und dann bis dicht an San Marcos Vorhalle, wie dort Schutz suchend, niederfiel. Diese verschiedenen Formungen zeigen uns deutlich, daß und wie das Bauwerk durch die Jahrhunderte hindurch allmählich, man möchte sagen: fertig modelliert worden war und gerade dadurch seine letzte volle Schönheit erlangt hatte.

Nach einer andern Meinung sollten wir, wenn wir künftigen Jahrhunderten uns in einer bedeutenden Leistung in Venedig überliefern wollten, das an einer heutigen, unsrer Zeit vollständig angehörigen Aufgabe, nicht an einer alten, viele Male schon gelösten, auch heute ihre Bestimmung nicht mehr voll besitzenden Aufgabe thun. Die Erinnerungen an Turmbauleistungen wie die an den Eiffel-

Digitized by Google

turm und seine Nachfolger, lassen diesen Neuturm-Gedanken doch sehr bedenklich erscheinen. Eine dritte Ansicht geht dahin, man solle gar nichts thun, den Platz sauber kehren und sich mit der Erinnerung begnügen wie bei Babylon und Ninive.

Allen drei Vorschlägen stehen diejenigen von architektonischer Seite, die einen technisch tüchtigen Wiederaufbau dringend anraten, wie mir scheint, siegreich gegenüber. Alle drei Vorschläge übersehen, daß hervorragende Bauwerke mit dem Sinn und Geist der sie besitzenden Bevölkerungen völlig zusammenwachsen und ein Lebenselement darin bilden. Wir brauchen bloß an den Kölner Dom und an das Straßburger Münster zu denken, um uns das in die Empfindung zu rufen. Wer von den Altersgenossen des Verfassers sah nicht beide Bauwerke immer in seinem Geiste vor sich stehen, das eine fertiggebaut, das andre Deutschland zurückgewonnen? In diesen und ähnlichen Fällen liegt uns nach meiner Ueberzeugung die hohe Pflicht auf, das überkommene Schöne zu pflegen, zu schützen, zu erhalten, und wenn wir daran etwas versäumt haben, wieder herzustellen, was durch unser Verschulden gelitten hat, im vorliegenden Unglücksfall bis zum fast völligen Verlust. Nur bis zum „fast" völligen. Denn es sind vorn vor der köstlichen Halle am Fuß des Turmes, vor der man voll Bewunderung wie gefesselt stand und in Marmor, Erz und Eisen einen unbeschreiblichen Zauber vor sich sah, viele Stücke gut erhalten, andre auch wiederherstellbar zu nennen. Erhalten ist auch der unterste Unterbau, der Pfahlrost tief im Schoße der ihn hütenden Adria.

Von ihm zu sprechen, verlohnt sich wohl der Mühe, weil man in diesen Tagen und Wochen oft hören konnte, förmliches Kursaalgespräch, da drunten im Wasser sei doch wohl alles allmählich verdorben und verrottet; ja — — so wird alsbald fortgefahren — die Steine des ganzen Turmes seien der Altersschwäche unterlegen; Steine hätten auch ihr Greisenalter und gingen schließlich ein wie alte Bäume. (Daß diese Besorgnisse ungerechtfertigt sind, ist in der Bautechnik etwas Altes.) Freilich, wenn man die ihrer Sache so sicheren Bezweifler auf die Pyramiden verweist, entgegnen sie, das sei etwas ganz andres, da gebe es auch keinen Regen in dem Aegypten, und da seien auch besonders haltbare Gesteine, Syenit und Granit angewandt. Da muß man sich denn verteidigen, dahin, daß das doch nur selten stimme; denn, habe man denn so gänzlich vergessen, daß gerade in Aegypten das „Ziegelstreichen" eine sehr alte Robot gewesen sei, übrigens müßten wir auch heute in den Ruinen von Babylon die Ziegel mit harter Mühe lospickeln. Kurz, diesen greisenhaft machenden „Steinwurm" giebt es nicht, und die ungezählten Pfahlroste, die die Bautechnik kennt und immer wieder ausführt, halten sich, wenn sie richtig hergestellt sind und nur stets mit Wasser bedeckt bleiben, nie an die zerstörende Luft kommen, was man nennt ewig. Also diese Haltbarkeitsbedenken der Nichtfachmänner können ruhig zu dem übrigen gelegt werden.

Nun, ernstlich zu sprechen von den „altersschwachen" Steinen, so hatten die fachmännischen Untersuchungen, die man so leicht nehmen zu dürfen geglaubt

Digitized by Google

hatte, doch sehr bedenkliche Dinge ans Licht gebracht. Fachkundige Nachrichten darüber sind inzwischen gegeben worden. Da waren zunächst die Mauern mit ihrer protzigen Dicke von 1,8 Metern, die erwiesen sich als hohl, und zwar hohl in baulich schlimmstem Sinne, nämlich als bestehend aus zwei äußeren Wänden aus (guten) Ziegeln, zwischen ihnen ein $^{9}/_{10}$ Meter breiter Raum, der mit elendem Bauschutt, Steinen, Ziegelbrocken, Mörtelresten ausgefüllt, geradezu ausgestopft war. Der Mörtel in den Mauern selbst erwies sich als hergestellt aus istrianischem Kalk, reichlich gemischt mit Seesand. Dieses Bindemittel wird nie hart, haftet auch nicht an den Ziegeln, und hatte sich in dem Mauerwerk allmählich vollständig zerpulvert; daher die ungeheure Staubwolke nach dem Sturz. Der Turm als Ganzes war im Lauf der Jahrhunderte durch Blitzschläge, Feuersbrunst und Erdbeben schwer angegriffen worden. Ein Wetterschlag richtete namentlich 1745 schweren Schaden an der Ostflanke an. Ein weiser Rat brauchte lange Zeit, nämlich bis 1776, bis er durch den gelehrten Physiker Toaldo einen Blitzableiter aufsetzen ließ. Ein hoher Rat hatte anscheinend an Franklins Erfindung von 1752 nicht sofort glauben wollen; so was kommt vor. Zunächst hatte man aber doch gefunden, daß die beschädigte Ostwand gefährdet sei. Nach dem Gutachten zweier Baumeister wurde die Wand durch eine neue auf ihrer Innenseite unterstützt; man beruhigte sich dabei. Die letztjährigen Untersuchungen haben aber ergeben, daß diese innere Hilfsmauer nicht in angemessenen Verband mit der alten gebracht war, sich kaum mehr als dagegen lehnte, somit nur sehr wenig helfen konnte. Das Glockenläuten, Kanonendonner, dann namentlich die häufigen Erdbeben rüttelten immer gefährlicher an dem Bau. Die Nordostecke zeigte 1882 auf einmal höchst bedenkliche Risse und Sprünge; man besserte die gefährdete Stelle aus, dem Anschein nach, da man nun treffliche Bindemittel anwandte, mit befriedigendem und beruhigendem Erfolg. Ein neuer, ganz junger Vorgang hätte die Unruhe wieder jäh aufwecken sollen. Die Loggetta, die sich an den Fuß der Ostwand anlehnt, litt durch den Regen, den die Turmwand auf ihr flaches Dach herableitete. Man hatte deshalb die Stoßfuge zwischen Turmwand und Loggettadach mit schrägen, in die Turmwand eingreifenden Steinplatten abgedeckt. Diese Abdeckung hatte sich indessen nicht dicht genug gezeigt. Man wollte sie daher durch eine schützende Bleiplatte ersetzen und nahm zu dem Ende die ganze Hälfte der Steindecke auf einmal heraus, ja ging weiter, brach durch — weshalb ist nicht bekannt — bis zur Schuttfüllung und weiter noch durch die zweite Scheinwand bis zu der Hilfsmauer von 1745. Man fand sie ohne Steinverband mit der Turmmauer dastehen, auch voll Risse und Brüche; ja diese Hilfsmauer sank um ein paar Centimeter angesichts der Bauleute! Nun wurde eiligst zugemauert, aber, es war zu spät. Rasch bildeten sich die Risse wie oben erwähnt, aus ihnen rieselte das Mörtelpulver hernieder wie Regen, und der Sturz trat nach wenig Tagen ein. Erwähnt sei noch, daß bei den Aufräumungsarbeiten sich die Ziegel und die angewandt gewesenen Quadersteine als tadellos fest- und vortrefflich erwiesen haben.

Digitized by Google

Beschäftigen wir uns nun in Kürze mit der äußeren Wirkung des Bauwerkes, das entweder für immer gewesen oder aber wieder aufzurichten ist aus seinen Trümmern an seinem alten Platz. Betrachten wir einmal das jetzige verstümmelte Venedig von der Jenseite des großen Kanals aus. Das kann man sehr einfach thun, indem man auf einer der zahlreichen, jetzt in den Bilderzeitungen zu findenden photographischen Wiedergaben den Campanile verdeckt, mit einem Papierstreifen vielleicht oder auch mit dem Finger. Dann erkennt man sofort, welcher Reiz der Stadtansicht jetzt fehlt. Langhin strecken sich nun Gebäude von wenig wechselnder Stockhöhe, was uns früher nie aufgefallen war; fast wie mit dem Lineal gezogen gehen die Stockwerklinien von der Bibliothek hinüber quer am Dogenpalast hin bis jenseits der Pagliabrücke. Die uns nun viel zu zahlreich vorkommenden senkrechten Teilungen, die die Säulenstellungen sowie die Fenster links und rechts bewirken, ergeben eine uns früher unbekannte Einförmigkeit, fast Kleinlichkeit von weitem gesehen, die der Oberstock des Dogenpalastes mit seiner großen Fläche nur beschränkt, aber keineswegs beseitigt. Dazu bedarf es einer schweren, einfach gegliederten Masse, und diese bot der Turm dar, wie uns nun unwiderleglich klar wird, wenn wir auf der Ansicht ihn wieder aufdecken. Seine Masse beherrscht das ganze Bild; immer wieder fesselt sie den Blick oder führt ihn zurück, wenn er abgeschweift war; die ganze Bauflucht faßt sie zusammen zu einer Einheit von einer Wirkung, die einzig in ihrer Art ist — oder war. Und zu dieser Wirkung tragen bei das



Bronzegitter der Loggetta in Venedig.

Digitized by Google

hohe pyramidische Dach und etwas darunter die Schallhalle, die mit ihrer Säulenstellung die Massen so glücklich durchbricht und doch auch wieder verbindet; beide zusammen, Halle und Dach, lassen die Turmmasse nach oben ausklingen wie Musik. Wohl begreifen wir bei unserm Abschiedsblick auf das Verlorene die Liebe, die die Venezianer durch Jahrhunderte ihrem Campanile zugewandt haben.

Versetzen wir uns aber nun hinüber über den Kanal, betreten die Piazetta und nähern uns dem Turm, sagen wir als Neulinge, mit der ganz geheimen Besorgnis, wie die Gewaltigkeit der unteren rauhen Turmmasse sich gegenüber der formenerfüllten Architektur an Dogenpalast, Markuskirche und Libreria verhalten werde, so staunen wir aufs neue beim Anblick der Prokuratorenhalle, der sog. Loggetta, die den Turmfuß verhüllt und den Beschauer, der vorher den Anblick von weitem suchte, d. h. den weit zurückliegenden Standpunkt geflissentlich wählte, nunmehr förmlich heranzieht durch ihren Reichtum und ihren gleichsam herablassenden Maßstab. Da sind die köstlichsten Einzelheiten in marmornen Säulen, Figuren, Täfelungen, Geländern, dann den Bronzethüren, die ins Innere führen, von den Marmorschranken, die den Vorplatz umhegen, selbst aber wieder in der Mitte zusammengeheftet oder -genestelt sind gleichsam durch den durchbrochenen Gitterabschluß mit seinem Ranken- und Figurenwerk von unvergleichlicher Schönheit, nicht hoch wie zu schroffer Abwehr, nein, kaum mehr als sinnbildlich den Eintritt nur verzögernd, den Blick aber nicht loslassend von seinem rankigen, blumigen, die Genien umwebenden Gezweige.

Völlig vergessen ist die Massigkeit des rauhen Turmfußes, der verdeckt ist wie mit einem Gewand. Alles ist durch die Loggetta wieder auf das menschlich erfaßbare Größenverhältnis, das des Menschenbildes — Eikon nannten es die Hellenen, darum in der Fachsprache das ikonische Verhältnis geheißen — zurückgeführt. Daher wird denn die maßstäbliche Gewalt des Turmes selbst, zu dem gelegentlich ein Blick hinauffliegt, nur um so stärker, so wirksamer empfunden. Gewiß ein glücklicher Baukunstgedanke, der z. B. am St. Peter in Rom fehlt, dessen Fehlen aber dort die wirkliche Größe des Baues, aller Erwartung entgegen, nicht zur Empfindung gelangen läßt. Sansovino, der die Loggetta um die Mitte des 16. Jahrhunderts schuf, hat aber den Gedanken nicht etwa erfunden; die alte Kunst, auch die Renaissance und ebenso die Gotik kannten ihn sehr wohl, nicht minder auch unsre heutigen Architekten und Kunstpfleger. Die glücklich beschlossene Terrasse, die das königliche Schloß in Berlin einfassen wird, ist nichts andres, als die Fußverhüllung des Baues; sie verspricht, des letzteren mächtige Wirkung nur zu erhöhen und legt Zeugnis ab für das feine Kunstverständnis ihres hohen Bauherrn.

Im großen Publikum findet zurzeit bei uns der Sockelverhüllungs-Gedanke keineswegs das wünschenswerte Verständnis. Eine große Mehrheit, eine völlig überwiegende sogar, schwärmt förmlich für das „Freilegen“, obwohl der Begriff des Städtebaus an sich schon den Gegensatz dazu darstellt. Der Städtebau legt nebeneinander und aneinander. Bis auf die Schuhriemen aber

Digitized by Google

will diese Mehrheit das Bauwerk sehen, auch ringsum, links und rechts, von allen Seiten. Die „Ikoniker“ schütteln dazu den Kopf, gewöhnlich umsonst. Im Mittelalter hat man die Anbebauung der Kirchen mit kleinen Häuslein, die sich aus Buden entwickelt hatten, geduldet; man erkannte in ihr die Fußverhüllung, die den Bau selbst nur wirksamer seine Bedeutung zeigen ließ. Die Freileger aber haben die kleinen Baugewächse gleich Bilderstürmern weggefegt, wie z. B. in Köln, wo die Südseite des Domes nun alle Baufugen und alle Blasen und schwarzen Flecke des Trachyts nüchtern zeigen muß. In Mainz hat die städtische Bauverwaltung verständnisvoll den Freilegern gewehrt, so daß hinter den bescheidenen Vorhäusern, die ja das ikonische Maß in sich führen, der Dom nur um so machtvoller emporsteigt. Auch das Umherbauen im Abstand wollen die Freileger nicht dulden; sie wollen alles sehen, alles! Hat da aber doch der Dombaumeister Schmidt in Wien die von ihm gebaute Votivkirche nachträglich selber teilweis eingebaut, mit Nachbarschaft versehen; die Kirche mahnt gleichsam nun: seht doch mein Antlitz, meine Vorderseite an, und eine Langseite, das ist ja genug! So redet auch das Münster in Straßburg, und so wehrt sich auch gerade jetzt das Münster in Freiburg gegen die vorgeblich für Erwin heranstürmenden Freileger. Noch viele Beispiele wären anzuführen, so auch das aus dem Altertum stammende Verfahren, bei Kirchen-, d. i. Tempelfesten die Säulen unten, auf dem unteren Drittel etwa, mit farbigem Stoff zu verkleiden, was sogar in den Profanbau dauernd überging; die Pompejifahrer sehen das deutlich an den Säulen, die oben gerieft, auf dem untern Drittel des Schaftes aber mit glattem, hochfarbigem Mantel aus Stein oder Putz verhüllt sind.

Doch kehren wir zurück zur Loggetta, durch die die Sockelverhüllung in denkbar schönster Weise und in feiner Verbindung mit dem Gedanken eines hohen städtischen Amtes zur Ausführung gelangt ist. Sehr bemerkenswert ist, daß bei allen drei mittelalterlichen Ausführungen des Turmes, die uns die vermeintlich Dürersche Malerei aufbewahrt hat, dem Turmfuß auf der gleichen Ostseite ein niedriger Anbau angehängt ist. Sansovino — eigentlich Jacopo Tatti geheißen, aber seines Lehrmeisters Namen führend — gestaltete also nur um, wenn man will, formte aber in der Loggetta einen Teil des Turmes, ein künstlerisch ihm fest angehöriges, von ihm nicht ablösbares Stück desselben. Darum ist auch die Frage vom Aufbau des Campaniles und der Loggetta nur eine einzige.

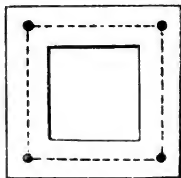
*

Meine Ansicht, daß diejenigen recht raten, die den Wiederaufbau empfehlen, habe ich schon, wie ich bemerke, zu deutlich verraten, um noch nötig zu haben, sie noch ausdrücklich auszusprechen. Technisch hat man vor einem ganzen und vor einem halben Jahrtausend schlecht gebaut, das haben wir gesehen. Der Mörtel, der steinfest sein kann, wie uns am Heidelberger Schloß durch Mélac klargelegt worden ist, war in Venedig nicht zu fester Mischung gebracht worden; Sand hatte man dem Rat in die Augen und den Maurern in den Mörtelkübel gestreut. Viel schlimmer noch war das Hohlaufführen der vier Mauern und

das Vollstopfen der lügnerischen Höhlung mit Bauschutt. Dies zusammengefaßt heißt: alte Verschuldung liegt vor, die um so schlimmer ist, als bis heute Italien die besten Maurer und Steinsetzer, man kann sagen: der ganzen Welt hervorbringt. Der Vorwurf, daß die Republik schlecht gebaut hat — und man ist ja wieder aufs neue in Besorgnis wegen andrer Bauwerke — ist ein dumpfer Nachklang aus den Zeiten, in denen Venedig die Freiheit mit eiserner Faust unterdrückte, deshalb keine Zeit hatte, der Baukunst auch in deren Technik mit Sorgfalt behilflich zu sein; es ist alte Rechnung, die das Schicksal gebucht hatte, wie der Turmsturz offenbar hat werden lassen. Den Vorwurf, schlecht gebaut zu haben, kann Italien nicht auf sich sitzen lassen.

Daß man nicht in den letzten Wochen, als Turm und Herzen schon zitterten, die Loggetta abräumte, deren Kunstwerke rettete, begreift sich nur aus dem Umstande, das man den Seher durchaus ins Unrecht setzen wollte.

Man will nun, wie man aus der Ferne vernimmt, wirklich aufbauen, und das wäre gut. Heute wird es keine Schwierigkeiten haben, den Aufbau technisch durchaus verläßlich herzustellen. Die Mauern brauchen auch gar nicht so dick zu sein wie beim zertrümmerten Turm. $1\frac{1}{2}$ Meter Wanddicke wird vollständig ausreichen; aber man wird mit Zementmörtel mauern, der schon unter der Hand der Arbeiter so fest wird wie der beste Baustein. Um gegen die stets drohenden Erdbeben gerüstet zu sein, kann man in die vier Ecken eiserne oder stählerne armsdicke Ankerbolzen einlegen oder richtiger einmauern, die, von Stockwerk zu Stockwerk auch unter sich verbunden, das Ganze von unten bis oben zusammenfassen mit mächtiger Verschraubung.



Schwierigkeiten könnte man vermuten in Betreff der Ausschmückungsteile der Loggetta. Indessen gehören die Statuen, Säulen, Vasen, Türen, Zierwerke der Kunstindustrie an, sind nicht für sich bestehende Einzelkunstwerke; sie unterwerfen sich willig dem architektonischen Grundgedanken und werden bei dem Kunstgeschick der Italiener sich gut wieder ersetzen und ergänzen lassen. Die Kräfte sind also da, und die Mittel wird Italien, da es etwas gut zu machen hat, sicherlich aufbringen. Wir dürfen demnach mit Hoffnung hinausblicken, ja mit Zuversicht annehmen, daß Campanile und Loggetta wieder auferstehen werden aus Trümmern und Staub.



Digitized by Google

Der Architekt der Comédie Française.

Von

Jules Claretie.

Der schmerzlichste Tag meines Lebens — denn es war der dramatischste und niederschmetterndste — ist jener schreckliche 8. März des Jahres 1900, der den wundervollen Saal der Comédie Française in den Flammen zusammenstürzen sah.

Innerhalb einiger Stunden, man könnte fast sagen einiger Augenblicke verschwand dieses Meisterwerk, in einem Feuerwirbel zerstört, und nur noch ein Schutthaufen befand sich an dieser von ruhmreichen Erinnerungen, Leidenschaft und Leben erfüllten Stätte. Die Pariser, die monatelang, und die Fremden, die während der Weltausstellung hinkamen, die rings um den Bauplatz aufgeführten Planken umwanderten und die klaffenden Fensterhöhlungen des außen scheinbar noch unversehrten Gebäudes fragend betrachteten, hatten keine Vorstellung, was für Trümmerhaufen hinter diesen Mauern lagen und wieviel mühevolle Arbeit dazu gehörte, alles wieder herzustellen. Es war ein schweres Unglück, und durch eine grimmige Ironie ereignete es sich wenige Minuten, nachdem ein speziell dafür angestellter Arbeiter eine Besichtigung vorgenommen und festgestellt hatte, daß auf der Bühne alles in Ordnung war.

Muß man sich nicht fragen, ob in den Ereignissen des menschlichen Lebens nicht ein gut Teil ironisches Mißgeschick steckt? Der Brand der Comédie Française bricht am 8. März, zwölf Uhr mittags, aus. Es ist ein Donnerstag, der erste Donnerstag des Monats. Am vorhergegangenen Dienstag — zwei Tage vorher — hat eine Besichtigung durch Elektrotechniker stattgefunden, die Leiter der Arbeiten, die unternommen worden sind, um die Orgel von der Rampe zu entfernen. Es ist alles in Stand. Am Mittwoch — am Tage vor der Katastrophe — nimmt die Theaterkommission ihre Monatsvisitation vor, wie an jedem ersten Mittwoch des Monats. Sie sieht nach und untersucht, alles ist in Ordnung. Donnerstag vormittag, an dem Unglückstage selbst, kommt wie gewöhnlich am ersten Donnerstag des Monats, um elf Uhr der Mechaniker des Ingenieurs Edoux, der mit der Aufgabe betraut ist, zu prüfen, ob der eiserne Vorhang der Vorbühne gut funktioniert. Er läßt den eisernen Vorhang hinauf und herab gehen, wieder hinauf gehen und wieder herunter, sechsmal hintereinander. Alles geht gut, und er vermerkt die Konstatierung auf dem Register ad hoc. Unser Obermaschinenmeister, der aus den Dekorationsmagazinen am Boulevard Bineau zurückkommt, wo er gerade ein von mir aus Vorsicht errichtetes Nebenmagazin eingeweiht hat, sieht, ehe er zum Essen geht, nach, ob die Aufstellung der Dekorationen für den „Bajazet“, der gleich nachher in der Matinee aufgeführt werden soll, gut ausgeführt ist und ob nichts an den Lampengestellen, der Beleuchtung, den

Kulissen verdächtig aussieht. Alles ist in Ordnung. Es ist halb zwölf Uhr. Und um zwölf Uhr steht alles in Flammen.

Ich lese bisweilen die Aussage des Feuerwehrkommandanten wieder, der sich vor der am Tage nach dem Brande der Komischen Oper eingesetzten Kommission über meine Bemühungen, der Comédie Française eine möglichst vollständige Sicherheit zu gewährleisten, voll Anerkennung aussprach. Ich hatte meine Maßregeln im voraus getroffen und im Namen der Comédie dem Staat, der sie unterhielt, die für die Schutzvorkehrungen erforderliche Summe vorgestreckt, und ein andrer Feuerwehrkommandant, Detalle, dessen großartige Haltung beim Brande ich nie vergessen werde, hatte, wenn ich mich recht erinnere, kurz vor der Katastrophe dem Berliner Feuerwehrkommandanten, der nach Paris gekommen war, um gewisse Neuerungen in Augenschein zu nehmen, die Einrichtung des Théâtre Français als Muster vorgeführt. Ich erinnere mich auch an die beständig wiederholte Aeußerung unsers diensteifrigen und zuverlässigen Generalkontrolleurs Guilloire, eines ehemaligen Offiziers, der sich für die Administration und das Haus aufopferte, und der auf meine Bemerkungen erwiderte: „Hier ist so viel Wasser vorhanden, daß das Wasser mehr zu fürchten ist als das Feuer." Und er hatte recht. Bei einer Löschprobe hatten wir eines Tages mit dem großen Apparat ein absichtlich angezündetes Feuer auf der Bühne in einer Minute gelöscht. Diese Löschvorrichtungen in der Comédie stellten die Architekten der Obertheaterkommission dem mit dem Wiederaufbau der Komischen Oper betrauten Architekten als Muster hin. Und dieses so trefflich geschützte Gebäude, ebensowohl Palast oder Museum wie Theater, dieses so viel Vertrauen erweckende Bauwerk brannte nach zwei Stunden, nach einer halben Stunde, nach einer Viertelstunde wie ein Bündel Streichhölzer! ...

Es war alt. Das Holzwerk des ruhmreichen Schiffes, das so viele Meisterwerke an Bord genommen hatte, war trocken. Die unbarmherzige Statistik sagt uns, daß ein Theater durchschnittlich 80 Jahre aushält. „Und dieses hier," sagte, als ich die Ehre hatte, in die Comédie einzutreten, der Doyen, Herr Got, wiederholt zu mir, indem er mich bat, einen andern Platz für die damals unter dem Dach untergebrachte kostbare Bibliothek ausfindig zu machen, „dieses hier steht schon länger als ein Jahrhundert. Ich wiederhole Ihnen, was ich Herrn Perrin immer gesagt habe." Diese Aeußerung des alten Schauspielers klang nicht beruhigend, doch das Schicksal sollte mir beweisen, daß man niemals beruhigt sein soll. Die besten menschlichen Berechnungen halten nicht stand vor der Tücke des Unglücks.

Es war ein Meisterwerk, dieses Theater, das der Architekt Louis mit einer an Unvorsichtigkeit streifenden Kühnheit erbaut hatte. „Die Mauern, die die großen Dächer trugen, ruhten ganz und gar auf einfachen, freistehenden Säulen." Und ich habe seitdem erfahren, daß diese Säulen bisweilen Risse bekamen und nachgaben. Anstatt eines Brandes konnte man einen Einsturz erwarten. Als J. Guadet, der Architekt des Palais Royal, vor dem Wiederaufbau den Abbruch des Gebäudes in Angriff nahm, dachte er an die Möglichkeit einer solchen Kata-

Digitized by Google

strophe, und eine Zeitlang wurde der Raum rings um das Theater für den Verkehr gesperrt, weil man fürchtete, daß das große Dach dort oben auf die Straße hinabstürze. Es senkte sich um einige Centimeter, aber es fiel nicht herunter. Und bei dieser Gelegenheit bemerkte man die bewundernswerte Art und Weise, wie Louis die schmiedeeisernen Teile, die von einer heutzutage unbekannten Beschaffenheit waren, im Mauerwerk befestigt hatte. Alles dort oben war vortrefflich miteinander verbunden. Die schmiedeeisernen Stangen glichen einem gigantischen Uhrwerk, dessen sämtliche Teile der Architekt untereinander verbunden hatte. Ich erinnere mich noch, wie es den wackeren Schlosser der Comédie, François Auchiez, schmerzte, als er diese Reifen, Bolzen, Keile, diese Stäbe von rechtwinkeligem Durchschnitt losreißen sah. Betrübt stand er vor diesem musterhaften Werk des Architekten und der Arbeiter des 18. Jahrhunderts, und sagte kopfschüttelnd:

„Wie schade! Niemand heutzutage, niemand, kein Schlosser könnte das wieder so machen.“

Es konnte nichts Melancholischeres geben als diese Ruinen, und ich habe darin viele betrübte Stunden verbracht. Nichts blieb übrig von dieser Bühne, auf der Corneille, Racine, Hugo ihre Stimmen hatten ertönen lassen, nichts von diesen Brettern, auf denen Mussets und Dumas' Schauspiele das Auditorium gerührt oder aufgepeitscht hatten, nichts von dieser Bühne, auf der von Talma bis zur Mars und zur Rachel so viele großartige Schauspieler den Phantasien der Dichter Leben verliehen hatten. Nichts. Nur Schutt lag da, und ein von dem Wasser der Pumpen durchnäßter Haufen von Dekorationen, eine riesige Masse von Fetzen, ein Berg von Trümmern. Einzig und allein Talmas Ankleideloge, die mit der Prosceniumsloge Napoleons I. in Verbindung stand und zuletzt als Kabinett für den „semainier“ [1]) diente, war vom Feuer verschont worden und blieb unversehrt. Wie viele Erinnerungen knüpften sich an diese Loge, die jetzt verschwunden ist und die dazu gedient hat, den Prosceniumssalon des Präsidenten der Republik zu vergrößern! Mehr als einmal hatte Napoleon ihre Thür geöffnet und sich hineinbegeben, um mit Talma zu plaudern, und die Wände hatten den Kaiser mit dem Schauspieler über ein Bühnenspiel sprechen hören.

Das neue Haus hat mehr als einen dieser Seitenräume verloren, die mir wie Nester voll Erinnerungen vorkamen. Gleichviel — der ganze Bau hätte einstürzen und das Unglück noch größer werden können. Nie werde ich die Stunde, die genaue Minute vergessen, in der am 8. März, als das aus dem Saal herausschlagende Feuer bereits die Wandtapeten oberhalb der großen Treppe verzehrte und seine Flammenzungen gegen das Foyer und die schöne von Chabrol erbaute Treppe ausstreckte, der Polizeipräfekt Lépine zu mir sagte: „Treffen Sie Ihre Wahl, welche von allen diesen Marmorbildern zuerst gerettet werden sollen.“

---

[1]) Der das Repertoire für die Woche besorgende Schauspieler.

Digitized by Google

Diese Marmorbilder waren die herrlichen Büsten des Foyers, der Galerie und der Treppe; der Rotrou von Caffieri, Dumas fils von Carpeaux, Molière, Voltaire, ein ganzes Museum von Meisterwerken, die uns durch tägliche Bewunderung vertraut waren. „Das hier, das dort! Nein, das andre!“ Eine Wahl treffen! ... Es war wie ein Appell von Verurteilten, und zum Glück kamen die berühmtesten zuerst dran. „Zuerst die hier. Nachher werden wir weiter sehen.“

Alles wurde gerettet — mit Ausnahme des unglücklichen, so reizenden und so beliebten jungen Mädchens, von dem in jener Stunde hundert Menschen behaupteten, daß sie es hätten ins Freie gelangen sehen — alles wurde in Sicherheit gebracht dank der Hingebung so vieler hilfsbereiter Kräfte, und die Büsten und Statuen standen monatelang im Louvre, wo sie wie Verbannte erschienen. Welche Freude war es daher, als diese hoch in Ehren gehaltenen Marmorbilder auf ihren Piedestalen oder ihren Untersätzen wieder an ihren Platz kamen und die Comédie aus ihren Ruinen neu erstand! Aber das arme junge Mädchen war nur ein poetisches Schattenbild.

Ich werde mich immer an die eifrige, mühevolle Thätigkeit erinnern, die der treffliche Architekt J. Guadet und seine Mitarbeiter lange Monate entwickelten. Mit voller Loyalität wehrte er unser begreifliches und ungeduldiges Drängen ab, indem er sagte: „Ich werde mein Bestes thun, aber ich kann nicht das Unmögliche versprechen.“ Seit dem Tage nach dem Brande hatten wir, der hochherzige und hochbefähigte Minister der Schönen Künste, der für das Wohl des Hauses so hingebend besorgte Direktor der Schönen Künste, Herr Sardou und ich, die Hoffnung genährt, das Theater am 14. Juli mit der ersten Vorstellung der „Patrie“, einer Volksvorstellung mit freiem Eintritt wieder eröffnen zu können, und wir rechneten darauf, daß sich innerhalb 20 Wochen dieses Wunder werde verwirklichen lassen. Die Unmöglichkeit that unsern Hoffnungen keinen Einhalt, und doch hatte ein Staatsmann, der ebensoviel Witz wie Geistestiefe besitzt, das melancholische Wort ausgesprochen: „Die Wiedereröffnung wird am 14. Juli stattfinden ... aber es ist noch nicht gesagt, in welchem Jahre.“

O, diese Stunden der Erwartung und die kleinen Zwischenfälle beim Wiederaufbau, die unvorhergesehenen Ereignisse, die das Fortschreiten der Arbeiten verzögerten, die unvermeidlichen Kämpfe mit den kleinen Geschäftsleuten, die durch ein Dekret aus ihren Lokalen vertrieben wurden, die Auseinandersetzungen und die Arbeit Tag für Tag, das Ringen Schritt für Schritt mit unaufhörlichen Schwierigkeiten, die Beschädigungen durch eindringendes Wasser oder durch das Einstürzen einzelner Teile — das alles kommt mir heute vor wie ein langer böser Traum. Und Guadet war immer auf dem Posten, gelassen, lächelnd, kaltblütig, und setzte seinen Weg fort wie ein guter Heerführer, den die Nervosität der für die Entscheidung nicht verantwortlichen Persönlichkeiten nicht aus seiner Ruhe zu bringen vermag.

Er war bewundernswert in seinen Entschlüssen und verfolgte und erfüllte seine Aufgabe ohne eine Stunde zu verlieren. Davon werden seine beiden liebsten

Digitized by Google

Mitarbeiter nichts erwähnen, die es unternommen haben, das von Louis entworfene Haus zu beschreiben und die Geheimnisse der Erbauung der Comédie Française selbst zu enthüllen. Der eine dieser Mitarbeiter und dieser Historiker, Paul Guadet, ist der Sohn des vortrefflichen Lehrers der Baukunst, der andre ist einer seiner Kollegen in der Inspektion der Staatsgebäude, Henri Prudent. Beide jung, beide hervorragend in ihrer Kunst und mit einem echten schriftstellerischen Talent begabt, haben sie darthun wollen, wie beim Bau dreier Theater, des großen Theaters in Bordeaux, der Comédie Française und des Opernhauses auf der Place Louvois der Architekt geradezu das Vorbild für das ideale französische Theater gefunden hatte, von dem sich Charles Garnier nur inspirieren zu lassen brauchte, als er die Pariser Oper erbaute.

Von diesen drei von Louis herrührenden Theatern ist nur noch das köstliche Haus in Bordeaux übrig. In der Comédie Française hat der Brand den von Moreau, dann von Fontaine an dem Bau Victor Louis' angebrachten Zuthaten ein Ende gemacht, indem er sie gleichfalls zerstört hat. Von dem Theater, wie es ursprünglich von dem großen Architekten des 18. Jahrhunderts aufgeführt worden ist, stehen heute nur noch die Fassadenmauern an der Rue Richelieu und der Rue Montpensier, ein kleiner Teil des Vestibüls — jenes kreisförmigen Vestibüls, das so viele Generationen von Zuschauern durchwandelt haben — und die Souterrains. Von dem Opernhaus, in dem der Herzog von Berry ermordet wurde, ist nichts mehr übrig. An der Stelle, wo Louvel den Prinzen erstach, hat man einen öffentlichen Gartenplatz angelegt; eigentlich hätte dort eine Sühnekapelle errichtet werden sollen. Louis' Werk hat für den Mord büßen müssen.

Aber das Theater in Bordeaux wenigstens zeigt Louis' künstlerische Eigenschaften in ihrer ganzen Schönheit. Der Saal ist geräumig und harmonisch. Er ist nicht bloß ein Galasaal wie der des Theaters in Versailles, den Gabriel geschaffen hat, wo der goldene Prunk der Phantasie das Bild des Hofes, des Königs und der Königin und auch der Leibgarde, die ihre Degen für ein dem Untergang geweihtes Königtum zieht, vorzaubert. Es ist ein schöner Festsaal, für das Publikum erbaut, freilich für ein prachtliebendes Publikum, doch auch für die Menge. Man wird vielleicht ein wenig schwindelig, wenn man sich über die zierlichen Balkons der Logen vorneigt, die frei zu hängen scheinen; doch das Ganze ist zugleich so elegant und so majestätisch, daß man ganz entzückt ist und um so mehr das Verschwinden des ursprünglichen Hauses der Comédie und das Niederreißen des Opernhauses an der Place Louvois bedauert.

Louis hatte einen feinen Sinn für Proportionen und war geschmackvoll im Majestätischen. Ich hatte erst unlängst während der Centenarfeier für Victor Hugo in Besançon die Linien des schönen Präfekturgebäudes betrachtet, das, vom Vorhof aus gesehen, so dekorativ wirkt, und so reizend vom Garten aus, wohin eine Steintreppe führt — „zwischen Hof und Garten", wie es im Theater heißt —, und ich hatte nicht einmal nach dem Namen des Architekten gefragt,

Digitized by Google

der dieses weitere Meisterwerk geschaffen hat. Wie oft bewundert man so ein Bauwerk, ohne sich auch nur die Mühe zu machen, nach dem Namen dessen zu fragen, der es aufgeführt hat! Paul Guadet und Henri Prudent belehren mich in ihrem Buch, daß die Präfektur in Besançon ein Werk Louis' ist, dem die Verwaltungsbehörde der Franchecomté den Auftrag gegeben hatte, ein Amtsgebäude für sie zu errichten. Louis ist ferner der Schöpfer jenes ganz kleinen, koketten Theaters der Montansier im Palais Royal, wo man sich im jetzigen Foyer mit seiner Galerie und seinen Kronleuchtern leicht die „Merveilleuses“ des Directoires vorstellen kann, über die koketten Offiziere der Armee vom italienischen Kriegsschauplatz oder die feisten Armeelieferanten, einen Eugène de Beauharnais oder einen Ouvrard gebeugt, wie auf einer acqua-tinta von Debucourt.

Louis' Werk — oder vielmehr das, was davon übrig war — hat J. Guadet im Jahre 1900 mit seiner großen künstlerischen Autorität vor der Zerstörung geschützt. Der Architekt des Palais Royal wird uns ohne jeden Zweifel im zweiten Bande seines meisterhaften „Cours d'Architecture“ die Geschichte der mühevollen Anstrengungen geben, denen er sich in diesen monatelangen Kämpfen mit den sich auftürmenden Schwierigkeiten unterzogen hat. Einstweilen haben sein Sohn, Paul Guadet, der einen ehrenvollen Namen würdig trägt (J. Guadet ist ein Abkömmling des berühmten Girondisten) und der vortreffliche Mitarbeiter seines Sohnes mit seltener Sachkenntnis alles erforscht, was sich auf die von Victor Louis erbauten Theater bezieht, und — was besonders den Generaladministrator der Comédie Française interessierte — alles, was an die Erbauung, die aufeinanderfolgenden Ausbesserungen und den endlichen Wiederaufbau des Théâtre Français erinnert. Ich war mit dem gesamten kunstfreundlichen Publikum aufs höchste überrascht gewesen von den auf das Theater bezüglichen Entwürfen, die die beiden jungen Architekten im Salon 1902 ausstellten. Ich hatte ihre Sorgfalt, ihr Wissen, ihre Sachkenntnis bewundert. Diese Zeichnungen waren, wenn ich so sagen soll, gleichsam ebensoviele Blätter aus der Biographie des Gebäudes, das mir so teuer ist. Sie waren außerdem die Grundlage der Arbeit, die Paul Guadet und Henri Prudent jetzt veröffentlichen. Während sie bei der Erhaltung von Louis' Werk mitwirkten, haben sie sich, indem sie ihn in seinem Werke genau studierten, für Louis selbst, für sein Theater, für seine Kunst und seine überlegene Meisterschaft begeistert. Ihre Arbeit ist selbst ein Werk, das Meisterschaft bekundet. Man kann sich nicht mehr mit der Comédie Française befassen, ohne es zu Rate zu ziehen. Wir haben in ihm unmittelbar nach dem Wiederaufbau die Geschichte der damit zusammenhängenden Bemühungen erhalten. Das neue Gebäude der Comédie Française mit seinen zahlreicheren Treppen und seinen geräumigeren Gängen — den Gängen, die jetzt durch alle Stockwerke laufen — seinen Notausgängen, seinen leicht zu öffnenden Thüren und allen jenen neuen Vorkehrungen, für die menschliche Umsicht sorgen kann, ist hier von berufenen Künstlern, die es genau kennen, eingehend studiert und vorgeführt worden. Man hat es einen Augenblick „zu neu“ gefunden. Ein seltsamer Vorwurf.

Digitized by Google

Ganz derselbe ist einst dem ursprünglichen Theater bei der Eröffnung gemacht worden. Die Zeit wird ihm die erforderliche Patina geben. Möge es ruhmreich und hoch in Ehren gehalten werden, wie das schöne verschwundene Haus, die Rechnung Gots zu Schanden machen und mehr als ein Jahrhundert überdauern nach dem Jahrhundert, das wir begonnen haben, einer neuen Morgenröte und neuen Hoffnungen entgegenwinkend!



Ueber Epilepsie.

Von

Adolf Kußmaul.

VI.

Die Beziehungen der Epilepsie zu den Geistesstörungen.

Die Beziehungen der Epilepsie zu den Geistesstörungen beschränken sich nicht auf die beschriebenen Anfälle vorübergehender gänzlicher Aufhebung der geistigen Verrichtungen oder einer dämmerhaften Verdunklung des Bewußtseins, die sich im Benehmen und Handeln kundgiebt; sie sind noch andrer und mehrfacher Art.

Viele Gehirnkrankheiten, denen nachweisbare anatomische Veränderungen oder Vergiftungen der Nervensubstanz zu Grunde liegen, bewirken Geistesstörungen, die bei den einen mehr, bei den andern minder häufig von epileptischen Anfällen begleitet sind. Dahin gehören Entzündungen des Gehirns und seiner Häute, Eiter- und Erweichungsherde, Blutergüsse, Neubildungen, Eingeweidewürmer, Verkalkung der Hirngefäße, chronische Alkoholvergiftung. Die Geistesstörung ist hier nicht die Ursache der Epilepsie und diese nicht die der Geistesstörung; beide haben eine gemeinsame Ursache, die anatomische oder chemische Veränderung der Nervensubstanz durch die genannten Krankheiten. Die Geistesstörung und die Epilepsie bestehen nebeneinander, und die eine kann weichen, während die andre fortbesteht.

Es giebt eine sehr gefürchtete Krankheit des Nervensystems, die allgemeine fortschreitende Paralyse, die schon frühe einen fortschreitenden Verfall der geistigen Fähigkeiten verursacht und fast unaufhaltsam, mitunter durch trügerische Pausen unterbrochen, tödlich endet. Eine fortschreitende Lockerung und Zerstörung des feinsten Gefüges der nervösen Zentralorgane, namentlich der Großhirnrinde, liegt ihr zu Grunde. Sie wird besonders häufig und treu von kleinen und großen epileptischen Anfällen begleitet. Dagegen sind epileptische Anfälle weit seltener bei blutigen Ergüssen ins Gehirn (blutigen Gehirnschlagflüssen),

Digitized by Google

während das geistige Vermögen in der Regel dadurch beschädigt wird. Kommt es aber nach Schlagflüssen zur Epilepsie, so tritt sie entweder bald nach dem Schlagfluß ein und kann nach einiger Zeit wieder verschwinden, während die Intelligenz dauernd notleidet, oder die Epilepsie stellt sich erst später ein, nachdem die Intelligenz sich beträchtlich erholt hat. — Wie weit es der Medizin gelungen ist, dieses verschiedene Verhalten physiologisch zu begreifen, ist erst später auseinanderzusetzen.

Wenn der Epilepsie so grobe Veränderungen und Zerstörungen der nervösen Organe zu Grunde liegen, so erleidet ihr Bild allerlei entsprechende Aenderungen seiner Symptome, die Anfälle zeigen ungewohnte Erscheinungen, und die Intervalle dazwischen sind nicht mehr frei von Störungen der nervösen Verrichtungen. Es bestehen Lähmungen: bald der beiden Beine (Paraplegien), bald halbseitige (Hemiplegien), bald nur einzelner Gliedmaßen oder Muskelgruppen (Monoplegien); oder dauernde Zusammenziehung und Verkürzung von Muskeln (Kontrakturen); und klonische Krämpfe einzelner Muskelgruppen, z. B. des Gesichts (Tic convulsif), oder eines Daumens, einer Hand u. s. w.; oder ein Ausfall von Sinnesempfindungen, Blindheit eines Auges oder beider, Taubheit u. s. w.; oder endlich eine Ueberreiztheit von Gefühlsnerven, beispielsweise Kopfschmerz, Gesichtsschmerz (Tic douloureux) u. dgl. Man beschreibt solche Fälle als paraplegische, hemiplegische, partielle Epilepsien u. s. w., in der That aber hat die Epilepsie mit diesen Lähmungen, Kontrakturen u. s. w. nichts zu schaffen, die Symptome gehören nicht ihr an, sondern sind durch dieselben groben mechanischen und chemischen Beschädigungen der Nervensubstanz bewirkt, die auch die epileptischen Anfälle bedingen. Es handelt sich einfach um Komplikationen der Epilepsie.

Hieraus geht hervor, daß wir solche komplizierte Fälle nicht zu Rate ziehen dürfen, wenn wir ermitteln wollen, welche Störungen die Epilepsie als solche in den geistigen Verrichtungen verursacht. Wir dürfen nur Fälle von reiner (genuiner) Epilepsie dazu verwenden und müssen absehen von allen unreinen oder komplizierten. Jedenfalls dürften diese nur ausnahmsweise dann Verwendung finden, wenn der organische Vorgang, der die anatomische oder chemische Veränderung am Nervensystem verursacht hat, völlig abgelaufen und zur Ruhe gekommen ist, während die Epilepsie selbständig fortbesteht.

Das häufige Vorkommen von Geisteskrankheiten bei Epileptikern war schon den Vätern der heutigen Irrenheilkunde wohlbekannt. Einer der berühmtesten, Esquirol, hat eines der zehn Kapitel, in die seine Schrift: Des maladies mentales, 1838, zerfällt, der Epilepsie ganz gewidmet, und berichtet darin, daß er unter 329 epileptischen Pfleglingen der Salpetrière und zu Charenton ein Fünftel geisteskrank gefunden habe. Mag auch bei den Epileptikern, deren Zustand die Aufnahme in öffentlichen Anstalten nicht nötig macht, das Verhältnis günstiger sein, es ist sicherlich noch immer schlimm genug. Und es werden sich darunter Fälle von genuiner Epilepsie genug finden, die uns über den Schaden belehren, den die Epilepsie als solche an den geistigen Verrichtungen verursacht.

Wenn Kinder, die sich bisher im Besitze normaler oder sogar sehr guter

Digitized by Google

geistiger Fähigkeiten befunden haben und weder Bildungsfehler des Gehirns auf die Welt mitbrachten, noch Gehirnkrankheiten vor oder nach der Geburt gehabt haben, von Epilepsie ergriffen werden, so erleiden sie eine Abschwächung ihrer Geisteskräfte, deren Größe der Häufigkeit der epileptischen Anfälle und der Raschheit, womit sie sich folgen, entspricht. Erwachsene leisten der Krankheit besser Widerstand als Kinder, und einzelne besonders Bevorzugte bewahren trotz zeitweise vermehrter Häufigkeit der Anfälle ihre geistige Arbeitskraft zeitlebens, aber diese Widerstandsfähigkeit hat ihre Grenzen, und im Ganzen gilt jenes Gesetz auch für die Erwachsenen. Daraus darf jedoch nicht der Schluß gezogen werden, daß es die Anfälle sind, die die Schuld an der zunehmenden Geistesschwäche tragen. Dieser Annahme steht die Versicherung genauer Beobachter entgegen, daß die kleinen Anfälle die gleiche Gefahr bedeuteten wie die großen. In der That sind nicht die Anfälle die Krankheit, sondern nur die sichtbaren Aeußerungen ihres Bestehens und der Ausdruck einer bis zur Entladung gediehenen Spannung einer Erregtheit des Nervensystems, die ihr eigentümlichen Art ist und sich nicht anders, als aus eigentümlichen, feinen materiellen Veränderungen der Nervensubstanz begreift. Die Häufigkeit und rasche Folge der Anfälle lassen sich deshalb als Gradmesser der Krankheit und der ihr zu Grunde liegenden „epileptischen Veränderung“ der Nervensubstanz verwerten. Je weiter diese fortschreitet, desto weniger eignet sich das Nervensystem zur Ausübung der Verrichtungen, woran die geistige Thätigkeit gebunden ist.

Ist diese Annahme richtig, so muß die Epilepsie auf die Gestaltung der geistigen Persönlichkeit der Erkrankten einen wichtigen Einfluß ausüben. Diese ist das Produkt der durch Anlage und Erziehung geschaffenen und geordneten Beziehungen zwischen Sinnen, Gemüt und Vorstellungen einerseits und den Organen der Bewegung andrerseits. Aendert sich durch die epileptische Erkrankung der Boden, auf dem sich die Associationen der Empfindungen, Affekte und Vorstellungen sowie die Impulse von diesen auf die Organe der Bewegung vollziehen, so muß dadurch auch der seelische Charakter der Erkrankten merklich beeinflußt werden. Selbstverständlich wird dieser Einfluß anders ausfallen in der Jugend, wo die Persönlichkeit sich erst ausbildet, als im späteren Lebensalter ihrer Reife und erlangten Festigkeit. Ist die Epilepsie angeboren oder früh erworben, so wird sie die Ausbildung völlig verhindern können, und befällt sie ein Individuum mit einer fertigen Persönlichkeit, so wird sie diese um so schwieriger erschüttern und ummodeln, je gefestigter sie durch eine gute Erziehung und lange Dauer geworden ist. Auch wird die Annahme gestattet sein, daß Geistesstörungen nicht epileptischen Ursprungs eine besondere Färbung erfahren, wenn Epilepsie komplizierend hinzutritt.

Genauere Untersuchungen über die Beziehungen der Epilepsie zu den Geistesstörungen und namentlich ihren Einfluß auf den Charakter der betroffenen Individuen datieren erst aus den letzten vierzig Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Es waren namentlich die Abhandlungen erfahrener französischer Irrenärzte von scharfer Beobachtungsgabe, in vorderster Reihe Jules Falrets

Digitized by Google

und Morels in den sechziger Jahren, die äußerst anregend und bahnbrechend wirkten. Die Pathologie der Epilepsie ist durch diese psychiatrischen Untersuchungen mit neuen und wichtigen Thatsachen und Anschauungen bereichert worden, freilich sind auch ausschweifende Behauptungen mit unterlaufen, die das Gebiet der Epilepsie schrankenlos zu erweitern versuchten.

Das Bild, das die Irrenärzte von dem Charakter der Epileptiker entwerfen, ist wenig schmeichelhaft. Es mag für den größten Teil der Kranken zutreffen, die zu ihrer Beobachtung oder gerichtlichen Begutachtung kommen, insbesondere für diejenigen, die aus Sicherheitsgründen oder bei mangelnder häuslicher Pflege in Irren- und Verpflegungsanstalten untergebracht werden müssen; es trifft aber nicht immer zu bei denen, die das Glück hatten, eine gute sittliche und intellektuelle Erziehung zu erhalten und sich bei den Ihrigen einer liebevollen und verständigen Verpflegung erfreuen. Mir wenigstens sind wiederholt Epileptiker männlichen und weiblichen Geschlechtes begegnet, die von Jugend auf an großen Krampfanfällen litten, zeitweise an gehäuften, und doch durch ihr ganzes Leben ihre Affekte zu zügeln verstanden und gegen die Gebote der Sitte und Schicklichkeit nicht verstießen.

Was dem Charakter der Epileptiker nach Falret sein Gepräge verleiht, ist der rasche Wechsel seiner Gefühle und Stimmungen, der Klarheit oder Getrübt- und Verwirrtheit seiner Vorstellungen; danach wechselt auch ihre Aufführung und ihr Benehmen gegen die Umgebung. Sie sind unzuverlässig, unberechenbar, nachlässig, vergeßlich, von innerer Unruhe umhergetrieben, in hohem Grade reizbar, ärgerlich, streitsüchtig, haltlos den Impulsen ihrer Gefühle, Leidenschaften und Vorstellungen preisgegeben, werden Lügner, Diebe und gewaltthätig, gefährlich für ihre Umgebung.

Nach Pelman,[1]) Professor der Psychiatrie in Bonn, gelten epileptische Geisteskranke für die gefährlichsten. Sie sind eingebildet und große Egoisten, ihre besseren ethischen Eigenschaften verlieren sich zuerst, mit einer Neigung zu religiösen, moralisierenden Redensarten verbindet sich immer mehr die Lust zu wenig lobenswerten Handlungen. Ein Schriftsteller drückte sich bezeichnend über sie aus: sie hätten den lieben Gott auf der Zunge und die Canaille im Herzen. Dr. Samt, 1875 erster Assistenzarzt der Irrenabteilung der Charité in Berlin, will sogar jeden frischen Kranken, der sich stumm verhält, ängstlich vor dem Arzte niederkniet, diesen Gott benennt und gelegentlich rücksichtslos um sich schlägt, für einen epileptischen Irren ansehen.[2])

Im Laufe der Erkrankung, fährt Pelman den geistesgestörten Epileptiker zu schildern fort, sinke er auf immer tiefere Stufen der sittlichen Verrohung herab, während es mit der Verstandesthätigkeit noch so leidlich gehe, bis endlich

---

[1]) Pelman, Ueber die Gefährlichkeit der Epileptiker. „Deutsche Revue", Juli 1901. Seite 99.

[2]) P. Samt, Epileptische Irreseinsformen. Archiv für Psychiatrie. Bd. V und VI. 1875 und 1876.

Digitized by Google

auch diese in das Wanken gerate und es schließlich zur völligen Verblödung komme. Sehr lehrreich sind auch seine Mitteilungen über den Hang der Epileptiker zum sinnlosen Umherschweifen, wie sie von Hause entweichen, weite Reisen machen, zu Fuß, mit der Eisenbahn und zu Schiff, bis sie aus dem Traumzustande erwachen, ohne andre als unklare Erinnerungen an ihre Abenteuer zu bewahren. Von den fast romanhaften Geschichten, die er und andre glaubwürdige Irrenärzte erzählen, ist jedenfalls die auffallendste die vielcitierte von Legrand du Saulle und Larègne, wonach sich ein solcher Kranker in Havre einschiffte und erst bei der Ankunft in Bombay aus der Dämmerung erwachte.

Wie ist nun der Beweis zu führen, daß Persönlichkeiten, deren Charakter der Schilderung entspricht, die die Psychiatrie von dem epileptischen entwirft, wirklich epileptisch sind? Völlig sicher wird die Diagnose dann, wenn sie an typischen Anfällen leiden, mehr oder minder wahrscheinlich, wenn an Anfällen von unentwickelter Form, Absenzen, Auraanfällen, Dämmerungszuständen, wie sie gerade Epileptikern eigen sind. Nur zur Vermutung berechtigt der Nachweis einer angeborenen Anlage und bei Ausbrüchen von Geistesstörung ihr den epileptischen Formen zukommendes Gepräge. Dagegen ist es nicht gestattet, Persönlichkeiten für epileptisch einzig deshalb zu erklären, weil sie ihren Trieben und Leidenschaften ungezügelten Lauf lassen und ihre Entschlüsse plötzlich fassen und in Handlungen umsetzen, deren Motive nicht klar zu Tage liegen.

VII.
Berühmte Epileptiker.

Wie die Geschichte von der großen Seeschlange durch die alten Zeitungen, so zieht durch die Handbücher der Pathologie die Behauptung, daß viele der größten Männer der Weltgeschichte an Epilepsie gelitten hätten; als merkwürdigste Beispiele werden genannt: Julius Cäsar, Napoleon I., der Apostel Paulus und Mohammed. In einem Aufsatze: „Ueber die Epilepsie Napoleons I.“ setzt Cesare Lombroso noch eine lange Reihe klangvoller Namen auf die Liste der berühmten Epileptiker: Karl V., Peter den Großen, Richelieu, Marlborough, Petrarca, Swift, Händel, Herschel, Faraday, Dickens, Masset, Dostojewsky. Er geht noch einen großen Schritt weiter und erklärt die Epilepsie, die bisher für eine besonders wirksame Ursache der Verblödung galt, für eine Hauptgrundlage der Genialität. Die Epilepsie erweitert er zu einem uferlosen Begriffe, impulsiver und epileptischer Charakter würde ungefähr dasselbe bedeuten, und eine vorübergehende Trübung des Bewußtseins, namentlich in Begleitung von Krämpfen, genügte ohne weiteres, um den Befallenen zum Epileptiker zu stempeln.

Die wissenschaftliche Pathologie wird an die Diagnose der Epilepsie strengere Anforderungen stellen müssen als der geistreiche, in Paradoxien mit einer gewissen Wollust schwelgende Turiner Psychiater. Gewiß läßt sich die Epilepsie eines Peter des Großen, nach den Aufzeichnungen seines jüngsten Biographen,[1])

[1]) K. Waliszewski, Peter der Große. Nach neuen Urkunden. Deutsch von Bolin. 2 Bde. Berlin, 1899.

Digitized by Google

nicht bestreiten. Aber gerade sie taugt sehr wenig zur Begründung der wunderlichen Hypothese von der epileptischen Wurzel der Genialität. Die geniale Anlage des großen Reformators Rußlands ging der Epilepsie voraus und diese nicht jener. Aufgewachsen in der rohsten Barbarei und gewohnt, seine Launen zügellos zu befriedigen, zerrüttete er sein Nervensystem durch furchtbare Trinkgelage und Ausschweifungen, dadurch wurde er trotz seiner glänzenden Begabung epileptisch. Dagegen reichen die dürftigen und unsicheren Aufzeichnungen, die wir über die angeblichen epileptischen Anfälle Julius Cäsars, Napoleons I., des heiligen Paulus und Mohammeds haben, nicht aus, um ihre Natur festzustellen.

Professor Pelman in Bonn hat sich der Mühe unterzogen, dies in dem bereits citierten interessanten Aufsatze nachzuweisen. Bei Mohammed scheint es sich um ekstatische, nicht um epileptische Nervenzustände gehandelt zu haben; er diktierte aus seinen Anfällen heraus die Suren des Korans, was mit der Natur epileptischer Anfälle unvereinbar ist. Bei den drei andern wird nur von vereinzelten Anfällen berichtet, die als epileptische gedeutet werden könnten, aber zum Begriff der Epilepsie gehört die Periodizität der Anfälle, nur wenn sie sich ohne äußeren Anlaß wiederholen, haben sie Anspruch auf diese Bedeutung. Ich werde darauf in Bälde zurückkommen.

Lombroso findet eine Hauptstütze seiner Lehre in der angeblichen Epilepsie Napoleons I. Dieses Genie sei mit allen Merkmalen erblicher Entartung und des epileptischen Verbrechers behaftet gewesen. Er habe im russischen Feldzug, bei Leipzig und Waterloo Fehler gemacht, die sich aus einem epileptischen Geisteszustande erklärten, und infolge dessen habe er zuweilen an unüberwindlicher Schlafsucht gelitten. Als ob sich seine Fehler, sein Schlafbedürfnis nicht auch aus seiner unregelmäßigen Lebensweise, dem Durchwachen ganzer Nächte bei strenger geistiger Arbeit, dem hastigen Verschlingen der Nahrung mit nachfolgender Verdauungsstörung, der Erschöpfung durch die riesigen Aufgaben, die ihm sein ungemessener Ehrgeiz bald auf den Schlachtfeldern, bald im Kabinette stellte, genügend erklären ließen.

In der Hauptsache beruht die Behauptung von Napoleons Epilepsie auf Erzählungen teils von Madame Rémusat, die sich auf die Mitteilungen ihres Mannes beruft, teils von Talleyrand, wonach der Kaiser im Herbste 1805 vor seinem Abgang zur Armee nach Deutschland einen epileptischen Anfall erlitten habe. Aber über den Ort, wo, und die Art, wie er vor sich ging, lauten die Angaben verschieden, wie ich einem Essay Gildemeisters [1]) entnehme, der die beiden urkundlichen Quellen genau verglichen hat.

Nach Frau Récamier trug sich der Vorfall in Mainz zu. Der Kaiser wurde von einer Art nervöser Rührung befallen, vergoß Thränen und erbrach sich. Man mußte ihn niedersetzen und gab ihm Pomeranzenblütenthee. Nach einer Viertelstunde faßte er sich, stand rasch auf, drückte Talleyrand die Hand

[1]) O. Gildemeister, Essays. Bd. 2. Aufl. 2. Berlin, 1897. S. 277 u. 278.

Digitized by Google

und sagte zu Rémusat: „Die Wagen sind da? Benachrichtigen Sie die Herren! Gehen wir!“ Dies war sicherlich kein epileptischer Anfall.

Ernster lautet die Erzählung Talleyrands, der den Vorfall nach Straßburg verlegt. Napoleon hatte mit ihm gespeist, war von der Tafel allein zur Kaiserin gegangen und kam nach einigen Minuten zurück. Er nahm Talleyrand beim Arm und führte ihn in sein Schlafzimmer. Rémusat folgte, um noch einige Befehle zu erbitten. Kaum waren sie drinnen, so fiel der Kaiser zur Erde. Er fand nur noch Zeit zu sagen, man solle die Thüre zumachen, stöhnte, geiferte und drohte zu ersticken. Talleyrand riß ihm die Halsbinde ab, übergoß ihn mit kölnischem Wasser, Rémusat gab ihm Wasser zu trinken. Er hatte verschiedene Konvulsionen, die nach einer Viertelstunde aufhörten. In einen Lehnstuhl gehoben, fing er an zu sprechen, ordnete seine Kleider, empfahl den beiden Zeugen Geheimhaltung und war eine halbe Stunde später auf dem Wege nach Karlsruhe. — Diese Schilderung entspricht dem Bilde eines epileptischen Anfalls eher und weicht davon nur darin ab, daß Napoleon, wie es scheint, im Anfall Wasser zu trinken vermochte und so rasch sich davon erholte. Epilepsieartig war er jedenfalls; da er aber der einzige glaubwürdig berichtete geblieben ist, von dem die zahlreichen Schriftsteller, die in des Kaisers nächster Umgebung weilten und wirkten, zu erzählen wußten, so gilt hier das Sprichwort, das schon Aristoteles citiert hat: Eine Schwalbe macht keinen Sommer.

VIII.

Epilepsie und Eklampsie.

Wenn Säugetiere rasch verbluten, so erfolgt der Tod fast ausnahmslos unter heftigen Krämpfen, die den epileptischen in den großen Anfällen ganz ähnlich sind. Die gleichen Krämpfe stellen sich ein, wenn die Schlagadern, die dem Gehirn das Blut zuführen, plötzlich verschlossen werden; sie weichen, sobald der Blutstrom wieder hergestellt wird. Auch bei den Menschen beobachtet man den epileptischen ähnliche Krämpfe, wenn sie rasch verbluten, oder ihr Gehirn plötzlich das nötige Blut nicht mehr erhält, beispielsweise bei der Strangulation, wenn der Strick die großen Schlagadern am Halse zusammenpreßt und den Blutstrom zum Gehirn sperrt. Es kann sogar geschehen, daß Leute mit großer Herzschwäche schon dann in Ohnmacht und Krämpfe fallen, wenn sie zu rasch die horizontale Lage mit der aufrechten Stellung vertauschen; ihr Herz besitzt eben nicht mehr Kraft genug, um das Blut der Schwere entgegen hinauf zum Kopf und Gehirn zu treiben. Sie erlangen das Bewußtsein sofort wieder, und die Muskeln erschlaffen, sobald sie in die horizontale Lage zurückkehren. Hat man ferner Tieren viel Blut entzogen, so bleiben sie deutlich bei Besinnung, solange man sie eine horizontale Lage mit gesenktem Kopfe einnehmen läßt; wenn man sie aber aufrichtet, so brechen allgemeine Krämpfe nach Art der epileptischen aus; man kann bei diesen Tieren durch abwechselndes Niederlegen und Aufrichten eine ganze Reihe von epilepsieartigen Anfällen mit Pausen von Erschlaffung dazwischen erzeugen. Endlich sehen wir bei physikalischer oder

Digitized by Google

chemischer Reizung des Gehirns der Tiere, etwa mit Instrumenten oder durch Aetzung eben solche Krämpfe rasch ausbrechen. Beim Menschen bewirken akute Erkrankungen des Gehirns dasselbe. Akute Entzündungen, Vergiftungen und Infektionen verlaufen mit Anfällen von Bewußtlosigkeit und Krämpfen; sie enden bald tödlich, bald mit Genesung, und in diesem Falle kommt es entweder zu völliger Heilung und dauerndem Verschwinden der Krämpfe, oder nur zu unvollständiger, wenn sie dauernde Beschädigungen des Gehirns und infolge davon fürs ganze Leben Geistesstörungen, Lähmungen und mitunter Krampfanfälle zurücklassen.

Hieraus erhellt, daß es vielerlei Störungen der Gehirnthätigkeit von der kurzen Dauer von nur wenigen Minuten bis zu einigen Wochen gibt, die ähnliche Anfälle herbeiführen wie die Epilepsie. Dennoch bezeichnet die Pathologie die Anfälle solchen akuten Ursprungs nicht als epileptische, sondern nur als epilepsieartige (epileptiforme) und führt sie nicht auf Epilepsie, sondern auf Eklampsie zurück. Diese sei eine akute, die Epilepsie eine chronische Krankheit. Man muß jedoch ehrlich gestehen, daß die Unterscheidung von Epilepsie und Eklampsie weniger durch wissenschaftliche Gründe, als praktische Bedenken aus Rücksichten der Menschlichkeit und ärztlicher Klugheit geboten ist.

Eine scharfe Grenze zwischen akuten und chronischen Krankheiten ist überhaupt unmöglich zu ziehen. Das akute Leiden wird chronisch, sobald es innerhalb von vier bis sechs Wochen nicht mit Heilung endet. Ein chronischer Hirnabsceß kann z. B. unter dem Bilde einer akuten Hirnentzündung mit epileptiformen Anfällen beginnen, die wir zunächst noch nicht epileptische zu nennen wagen, erst dann, wenn sie nach Ablauf von vier bis sechs Wochen noch fortdauern, steht uns nichts mehr im Wege, sie epileptisch zu nennen. Oder eine umschriebene akute Hirnentzündung (Encephalitis) mit eklamptischen Anfällen heilt mit Hinterlassung einer Narbe, einer halbseitigen Lähmung des Körpers (Hemiplegia) durchs ganze Leben und Krämpfen von derselben Gestalt wie in dem akuten Stadium der Krankheit; wir sprechen dann nicht mehr von epileptiformen oder eklamptischen Krämpfen, sondern von einer Epilepsie encephalitischen Ursprungs, oder, wenn dieser nicht klinisch festgestellt werden konnte, von einer Epilepsia hemiplegica. Der Unterschied zwischen Eklampsie und Epilepsie ist in diesen und ähnlichen Fällen nicht innerlich in ihrem Wesen begründet, sondern beruht auf rein äußerlichen Gründen.

Ferner ist nicht einzusehen, warum die Epilepsie nicht ebenso gut wie andre ihr verwandte Krankheiten des Nervensystems, beispielsweise verschiedene Geistesstörungen und die Hysterie, sowohl akut als chronisch soll verlaufen können. Muß die materielle Veränderung, die der Epilepsie zu Grunde liegt, unter allen Umständen vier bis sechs Wochen überdauern? Warum soll sie nicht unter günstigen Bedingungen, wenn sie z. B. nur schwach ausgebildet ist, nicht schon früher ausgeglichen werden können? In der That liegt der Annahme nichts im Wege, daß einem Teil der epileptiformen Anfälle, die wir unter dem Sammelnamen der Eklampsie zusammenfassen, dieselbe materielle Veränderung zu Grunde

Digitized by Google

liegt, wie den als wirklich epileptischen anerkannten; es ist aber nicht wahrscheinlich, daß Eklampsie und Epilepsie ganz und gar identisch sind. Es giebt sehr leichte, ungefährliche und sehr gefährliche Formen von Eklampsie, denen andre Veränderungen der Nervensubstanz zu Grunde liegen dürften, als die der Epilepsie.

Kinder, namentlich in den ersten Lebensjahren, werden häufig auf geringfügige Anlässe hin von eklamptischen Anfällen ergriffen; ihr Nervensystem reagiert auf die Einwirkung mäßiger Reize, die es in späteren Jahren leicht erträgt, mit allgemeinen Krämpfen und Verlust des Bewußtseins. Das Volk bezeichnet solche Krämpfe hierzulande als Gichter, in Bayern als Fraisen. Kein verständiger Arzt wird ängstlichen Müttern am Krankenbette ihres Lieblings, der irgend eine ungeschickte Speise in den Magen gebracht hat und jetzt, auf die Liebkosungen der Mutter nicht mehr antwortend, in Zuckungen vor ihr liegt, Epilepsie diagnostizieren oder auch nur das Wort „epilepsieartig“ in den Mund nehmen. Er liefe Gefahr, seine Reputation einzubüßen, wenn die nächste beste Kinderfrau die auf den Tod erschreckte Mutter mit der Versicherung aufrichtete, es handle sich nur um einen verdorbenen Magen mit Gichtern, und etwas Brechsaft oder „Manna mit Rhabarbara“ pflege solche kleine Patienten rasch zu kurieren. Freilich wird der Arzt auch in solchen Fällen das geheilte Kind im Auge behalten. Stellt sich eine auffallend große Reizbarkeit und Neigung zu Krampfanfällen bei ihm heraus, so hat er die Aufgabe, im Verein mit tüchtigen Pädagogen die Erziehung des Kindes in die richtige Bahn zu leiten. Eine Kräftigung des Nervensystems durch geeignete Pflege des Leibes und der Seele ist das einzige Mittel, um späteren Gefahren vorzubeugen.

Schwere und sehr gefährliche Formen der Eklampsie fordern zahlreiche Opfer bei gewissen Nierenleiden, sowohl Erwachsener als Kinder (Eclampsia uraemica), und bei Schwangeren und Gebärenden, namentlich Erstgebärenden (Eclampsia gravidarum). Während die Epilepsie nur ausnahmsweise in den Anfällen tötet, führen die der Eklampsie bei der Urämie und den Schwangeren sehr häufig zum Tode. Glücklicherweise steht die Heilkunst diesen schlimmen Feinden nicht ratlos gegenüber; wie sie vorgeht, um ihnen siegreich zu begegnen, liegt nicht in dem Rahmen meiner Aufgabe.

IX.

Die äußeren Ursachen der Epilepsie.

Die Lösung des alten Rätsels vom Sitz und Wesen jeder Epilepsie blieb der anatomischen Forschung, die den Ursprung so vieler Krankheiten aufgedeckt hat, versagt, obwohl sie unermüdlich und mit immer besseren Werkzeugen arbeitete. Zwar stellte sie eine große Zahl grober und feiner organischer Veränderungen im Bau und Gefüge des Nervensystems fest, die zweifelsohne in vielen Fällen die Epilepsie verschulden: Bildungsfehler des Gehirns und allerlei Produkte entzündlicher Vorgänge und Neubildungen in den verschiedensten Gebieten des Nervensystems, zentralen und peripherischen; die Handbücher bezeichnen sie als die anatomi-

Digitized by Google

schen Ursachen der Epilepsie. Aber sie sind unbeständig in ihrem Vorkommen und nur bei einer Minderzahl der Epileptischen in der Leiche vorhanden. Gerade die häufigste Form der Epilepsie, die schon aus der Kindheit datiert, bestenfalls mit der Pubertät erlischt, in der Regel aber darüber hinaus fortbesteht, ist „genuin", d. h. frei von ursächlichen anatomischen Veränderungen der Organe des Nervensystems.

Aus dieser Unbeständigkeit des Vorkommens anatomisch nachweisbarer Ursachen ziehen wir den Schluß, daß in ihnen nicht die wesentliche Ursache der Epilepsie gesucht werden darf, sondern daß diese hinter jenen verborgen weilt. Eine materielle Veränderung der Nervensubstanz liegt der Epilepsie zweifelsohne zu Grunde, und sie muß sehr feiner Natur sein, da sie sich bis heute den anatomischen Forschungsmitteln entzogen hat; auch ist sie wahrscheinlich eigentümlicher Art, da sie so eigentümliche Anfälle erzeugt; wir sind deshalb zu der Hypothese berechtigt, es beruhe die Epilepsie in einer eigenartigen, sehr feinen krankhaften Veränderung der Nervensubstanz, die wir als ihre epileptische Veränderung bezeichnen. Sie macht das Nervensystem zu jenen Explosionen geschickt, die die epileptische Krankheit auszeichnen, und aus einer eigentümlichen Modifikation der Nervenerregbarkeit der Grundeigenschaft der Nervensubstanz entspringen.

Unbeständig wie das Vorkommen der anatomischen Ursachen, ist auch ihre Fähigkeit, Epilepsie zu erzeugen. Der nämliche Fehler, die nämlichen Produkte der Entzündung oder Neubildung, die in diesem oder jenem Falle Epilepsie verursachten, finden sich auch in den Leichen von Personen, die nie an Epilepsie, sondern an andern Störungen des Nervensystems gelitten haben. Wie mit den anatomischen Ursachen bei der Epilepsie verhält es sich damit bei einer großen Zahl andrer Nervenkrankheiten, die alle darin übereinstimmen, daß ihnen keine beständige und bestimmte anatomische Ursache zu Grunde liegt. Die Pathologie unterscheidet sie als Neurosen von den organischen Nervenkrankheiten, bei denen dies der Fall ist. Sie handelt deshalb die Epilepsie bei den Neurosen ab, von denen die Geistesstörungen, die Hysterie und die Neuralgien der Epilepsie am nächsten verwandt sind. Sie sieht sich aber gezwungen, die Epilepsie auch als ein Symptom zahlreicher organischer Nervenkrankheiten in Betracht zu ziehen, und in diesem Sinne stellt sie die selbständigen mit den genuinen identischen Epilepsien, den symptomatischen gegenüber. Eine feste Grenze zwischen beiden läßt sich freilich nicht ziehen, denn entfernt man eine Nervengeschwulst, die Epilepsie verursacht hat, und schwindet diese infolge der Operation, so war die Epilepsie symptomatisch, besteht sie aber nachher trotzdem fort, so ist sie bereits selbständig geworden, weil man mit dem heilsamen Eingriff zu lange gewartet hat.

Diese auffallende Unbeständigkeit der ursächlichen Beziehungen der organischen Veränderungen des Nervensystems zur Epilepsie erscheint nur so lange rätselhaft, als die anatomischen Einrichtungen des Nervensystems und die Gesetze seiner physiologischen Verrichtungen unzureichend aufgeschlossen sind. Das Dunkel

Digitized by Google

weicht mit der wachsenden Aufhellung des Mechanismus, der die epileptischen Anfälle in Gang setzt und zum Ablauf bringt. Wir werden im weiteren Verlaufe unsrer Betrachtungen sehen, wie weit es bereits gewichen ist. Es wird sich zeigen, daß die Wirkung der schädlichen Eingriffe auf das Nervensystem wie sie bei den organischen Veränderungen der Nervensubstanz erfolgt, einerseits abhängt von dem Orte, wo der Eingriff geschieht, andrerseits von der Art des Eingriffs. Der Erfolg einer mechanischen Verletzung und der Entzündung, die ihr nachfolgt, kann sich verschieden gestalten, je nachdem die Verletzung diesen oder jenen peripherischen Nerv, dieses oder jenes zentrale Nervengebiet trifft, und je nachdem die Entzündung rasch oder langsam verläuft, sich auf enge Grenzen beschränkt oder weit um sich greift, die Nervensubstanz mehr oder weniger reizt, in ihrem Gefüge ändert oder ganz zerstört.

Auch chemische Einwirkungen auf das Nervensystem sind eine nicht ganz seltene Ursache der Epilepsie, am häufigsten die chronische Selbstvergiftung durch alkoholische Getränke, seltener die in der Regel gewerbliche Bleivergiftung durch Bleiweiß, Mennige und andre Bleipräparate. Aehnlich wie bei den anatomischen Ursachen verhält es sich bei den chemischen mit ihren Beziehungen zur Epilepsie. Die Individuen reagieren gegen Alkohol sowohl wie Blei sehr verschieden. Beispielsweise wird ein Gewohnheitssäufer von häufigen alkoholischen Delirien und zuletzt von unheilbarem Wahnsinn ergriffen und bleibt bis ans Ende seines Lebens von Epilepsie verschont, während ein bis dahin enthaltsames Individuum nach einem einzigen Exzesse von Epilepsie befallen wird. Und Cajus heilt sich von alkoholischer Epilepsie, indem er den geistigen Getränken dauernd entsagt, während dies Marcus bei der gleichen Enthaltsamkeit nicht gelingt, entweder weil der Alkohol die Epilepsie nicht wirklich verursacht, sondern nur die schlummernde Krankheit zum Ausbruch veranlaßt hatte, oder weil die anfangs nur symptomatische Epilepsie bereits selbständig geworden war.

Von gemischter, anatomisch-chemischer Natur ist die Infektion durch das Gift der Syphilis, eine nicht ganz seltene Ursache der Epilepsie. Es bewirkt häufig organische Veränderungen an dem Nervengewebe selbst oder den Blutgefäßen, die es ernähren, eigentümliche Entartungen und Neubildungen, die als Zwischenursache die Epilepsie bewirken, aber keineswegs beständig vorhanden sind. Ein „spezifisches“, gegen die Syphilis gerichtetes Heilverfahren beseitigt die Epilepsie, die aus ihr entspringt, am sichersten.

Neben diesen grob materiellen Ursachen der Epilepsie spielen noch seelische eine wirksame Rolle, am häufigsten eine heftige Gemütserschütterung, ein plötzlicher Schreck zum Beispiel. Freilich ist es oft unmöglich zu entscheiden, ob die Gemütsbewegung wirklich die Krankheit verursachte oder nur den ersten Ausbruch einer bereits verborgen schlummernden veranlaßte.

Damit sind die wichtigsten Ursachen der Epilepsie aufgezählt, womit uns die Pathologie bekannt gemacht hat. Sie reichen, wie wir gesehen haben, nicht immer aus, das Zusammenkommen der Epilepsie zu bewirken, und bilden neben dem Ort und der Art ihrer Einwirkung auf das Nervensystem gewissermaßen

Digitized by Google

das äußere Moment ihrer Entstehung, das durch ein inneres, individuelles, die epileptische Anlage, ergänzt werden muß.

X.
Die epileptische Anlage.

Es ist der Thatsache bereits gedacht worden, daß eklamptische Krämpfe sich in den ersten Lebensjahren weit häufiger einstellen, als in späteren Jahren. Schon ein kleines Uebermaß von Reizung der Sinnes- oder Gefühlsnerven, die das reife Gehirn kaum aus seinem Gleichgewichte bringt, versetzt es in der ersten Lebenszeit leicht in heftige Erregung, die das dürftige Lämpchen des Bewußtseins erlöschen macht und Zuckungen des ganzen Leibs, die sogenannten Gichter oder Fraisen, entfesselt. Man hat diese auffallende Geneigtheit, in Zuckungen zu verfallen, mit dem gräßlichen Namen der Konvulsibilität belegt und führt sie im kindlichen Lebensalter auf zwei Ursachen zurück. Einmal auf die noch mangelhafte Ausbildung der anatomischen Einrichtung des kindlichen Gehirns, und dann, nach dessen erfolgter Ausbildung, auf seine noch mangelhafte Erziehung. Die zentralen Nervenbahnen, die zur Verknüpfung unsrer Gefühle, Wahrnehmungen und Vorstellungen dienen (Associationsbahnen), und die zentrifugalen, die als Affekt- und Willensbahnen die vom Gehirn ausgehenden Anstöße auf die Muskeln unsrer beweglichen Leibesteile übertragen, sind nach der Geburt nur unvollständig hergestellt und werden erst im Verlaufe einiger Monate ausgebildet (Flechsig). Wie es dann noch vieler Jahre bedarf, um den Willen in den Gebrauch dieser Einrichtungen, teils mit Hilfe des angeborenen Triebs der Nachahmung, teils durch Uebung, Abrichtung und Erziehung, einzuüben und die Nervenbahnen geläufig zu machen — abzuschleifen —, ist bekannt. Nur allmählich erlernt das Kind die Kunst, die wilden und ungeordneten Massenkontraktionen der Muskeln seines Körpers in Gruppen- und Einzelkontraktionen zu sondern und zu bestimmten Zwecken räumlich und zeitlich in mannigfachster Weise geordnet untereinander zu verbinden. Damit tritt dann an die Stelle des explosiven Strampelns und Zappelns, Grimassierens, Gröhlens und Jauchzens das motivierte Greifen und Fassen, Stehen und Gehen, Deuten und Sprechen, die Konvulsibilität weicht einer verständigen und gemütlichen Aktivität. Diese Herrschaft über die anatomischen Einrichtungen seines Nervensystems erlangt der Wille, indem er lernt, seine Befehle auf den richtigen Bahnen zu den Muskeln zu leiten, während er die andern absperrt. Darauf beruht unsre ganze Erziehung. Sie lehrt die Kunst, Gefühle, Triebe und Vorstellungen durch verständige Erwägungen zu zügeln und die Gebote der Pflicht in entsprechende Handlungen umzusetzen. Die Herrschaft über die Hemmungseinrichtungen des Nervensystems bändigt das wilde Tier, das der Mensch durch das ganze Leben verschlossen im Busen mit sich trägt.

Betrachten wir von diesem entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte aus die großen eklamptischen und epileptischen Krampfanfälle, so verlieren sie das Wunderbare, das die Alten mit heiligem Schauer erfüllte. Wir dürfen sie auffassen

Digitized by Google

als einen Zustand übermäßiger Erregtheit, die sämtliche Nervenbahnen plötzlich überflutet. Sie sprengt alle hemmenden Riegel, das Licht des Bewußtseins, das nur bei ruhigem Flusse der Erregung leuchtet, erlischt, und der wilde Strom ergießt sich in die zentrifugalen Bahnen und versetzt die Muskeln in heftige Zuckungen.

Wie die eklamptischen Anfälle vorzugsweise die Kindheit heimsuchen, so wird auch in ihr vorzugsweise der Grund zu der genuinen Form der Epilepsie gelegt, in ihr reift bereits die angeborene epileptische Anlage. Sie kann im Mutterleibe erworben werden und aus mechanischer Beschädigung der Frucht durch Schläge auf den mütterlichen Leib hervorgehen; oder sie ist die Folge von Trunksucht der Eltern; oder endlich sie ist erbliche Familienanlage. Als solche beschränkt sie sich nicht enge nur auf die Epilepsie, sondern erstreckt sich auf nervöse Erkrankungen überhaupt, insbesondere Neurasthenie, Seelenstörungen, Neuralgien und Hysterie. Warum ein Glied der erblich belasteten Familie von Epilepsie, ein andres von Geistesstörung befallen wird, ein drittes frei ausgeht oder nur an Migräne und „schwachen Nerven" leidet, wissen wir nicht.

Ein ebenso erfahrener als geistreicher französischer Irrenarzt, Morel, (gest. 1873), hat in einem berühmten Werke[1]) gezeigt, wie aus der erblichen Belastung allmählich eine Entartung der Familie hervorgehen und schließlich ihren Untergang herbeiführen kann. Dienen Eltern, behaftet mit schlechten Gewohnheiten und Lastern, den Kindern zum Vorbild, so kann eine Abschwächung der leiblichen und seelischen Konstitution nicht ausbleiben, die in der Reihe der Generationen sich verschlimmern wird. Damit erfüllt sich das biblische Wort, daß die Sünden der Väter heimgesucht werden an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied. Die Entartung schreitet in der Potenz fort, wenn gleich veranlagte Blutsverwandte unter sich fruchtbare Ehen eingehen. Vorsorglich hier durch Rat und Gesetze einzugreifen, ist eine heilige Pflicht, aber sehr schwierige Aufgabe für Aerzte, Pädagogen und Gesetzgeber.

Morel hat eine lange, nützliche Liste von Degenerationszeichen aufgestellt, doch sei man bei ihrer Verwertung in der Praxis auf der Hut vor Ueberschätzung ihrer Bedeutung. Vor dreißig Jahren beriet mich eine ausgezeichnete Mutter wegen eines ihrer Knaben, dessen unruhiges Wesen und auffallende Lust zu unnützen Streichen ihr große Sorgen machte, und bat mich, ihn auf etwaige ursächliche leibliche Anomalien zu untersuchen. Ich hatte gerade Morels Schrift studiert, fahndete auf Degenerationszeichen und glaubte, einige entdeckt zu haben, behielt aber vorsichtig den bedenklichen Befund bei mir. Der Knabe ist inzwischen zu einem tüchtigen ärztlichen Kollegen herangewachsen und der Stolz seiner Mutter, die ihn zu einem ehrenfesten Manne erzog. Die Erziehung ist eben ein wichtiger Teil der Prophylaxis bei nervöser Belastung und der Heilkunst bei den Neurosen der Kindheit.

---

[1]) Bénéd. Aug. Morel, Traité des dégénerescences physiologiques, intellectuelles et morales de l'espèce humaine. Paris, 1857. (Mit Abbild.)

Digitized by Google

Es läßt sich jedoch bei vielen genuinen Epilepsien, denen zweifellos eine angeborene Anlage zu Grunde liegt, weder erbliche Belastung noch irgend ein äußeres Zeichen der inneren Anlage nachweisen. Ganz wohlgebildete und geistig wohl befähigte Personen können vor oder nach der Pubertät an Epilepsie erkranken ohne nachweisbare Familienanlage. Ihre Anlage ist rein individuell. Sie verrät sich nur durch das geringe Widerstandsvermögen gegenüber schädlichen Einwirkungen auf das Nervensystem, sie reagieren darauf mit ungewöhnlicher Stärke, in der Kindheit wie erwähnt mit eklamptischen Anfällen, im späteren Leben mit Ohnmachten, Schwindelanfällen, Affektausbrüchen, unbesonnenen Handlungen. Auf geringfügige Schädigungen des Nervensystems kommt es zu schweren Störungen seiner Verrichtungen, die ganz außer Verhältnis dazu stehen. Ein Schlag auf den Kopf, der bei den meisten Personen das Gehirn nicht oder nur vorübergehend aus dem Gleichgewichte bringt, eine einmalige Berauschung, deren Folgen binnen 24 Stunden verwunden zu sein pflegen, erzeugt bei den Beanlagten Epilepsie oder Geistesstörung. So sah ich in der Irrenanstalt Illenau einen kräftig gebauten Bauern mit unheilbarem Wahnsinn, verursacht durch den ersten und einzigen Rausch in seinem Leben. Er war in strenger Zucht und Arbeit bei seinen Eltern auf dem Dorfe aufgewachsen und geistiger Getränke ungewohnt. Bei der Konskription zog er mit den andern Rekruten nach hergebrachter Weise in der Amtsstadt, Offenburg, von Schenke zu Schenke und betrank sich. Der Rausch ging in Tobsucht über und dauerndes Irresein blieb zurück.

Worin die eigentümliche materielle Beschaffenheit des Nervensystems, die der Anlage zu Grunde liegt und es befähigt, leichter als bei mangelnder Anlage die epileptische Veränderung einzugehen, ist gänzlich unbekannt.

Personen mit epileptischer Anlage haben ihre Lebensweise mit derselben Vorsicht zu regeln, wie sie den Epileptischen selbst geboten ist. Wie nahe sich hier die Grenzen des Erlaubten und Unerlaubten berühren, lehrt folgende Erfahrung. Ein junger Jurist, der später eine große Rolle im öffentlichen Leben spielte, litt an epileptischen Anfällen, die oft in Jahresfrist nicht wiederkehrten. Als Student gehörte er einem Corps an und wurde sein angesehener Führer auf der Mensur und in den Konventen, aber er durfte an den Kneipabenden nur ein Glas Bier trinken; überschritt er dieses Maß nur um ein Glas weiter, so büßte er seine Unvorsichtigkeit in der Nacht mit einem Anfall. Eine richtige Lebensweise kann die Anlage tilgen, wie sie zuweilen die Epilepsie selbst zur Heilung bringt. Es kann nötig werden, allen erregenden Getränken, Gewürzen und Speisen, sogar dem Fleische zu entsagen.

XI.

Die Epilepsie als Folge einer erhöhten Reizbarkeit des Gehirns.

Als die eigentliche und wesentliche Ursache der Epilepsie pflegt man eine erhöhte Reizbarkeit oder Erregbarkeit des Nervensystems anzusehen. Die Reizbarkeit oder, was dasselbe bedeutet, Erregbarkeit ist erst seit etwa 150 Jahren

Digitized by Google

aus einem bildlichen ein fester, physiologischer Begriff geworden. Als solcher hat er die Wissenschaft mit einer allgemeinen Eigenschaft der Grundsubstanz der belebten Welt, dem Protoplasma, bekannt gemacht, die das dunkle Problem der tierischen Bewegung und ihrer Beziehung zu Empfindung und Wille, das die besten Denker aller Zeiten beschäftigt hat, dem Verständnis näher brachte. Erst seitdem ist der Ursprung der Epilepsie und insbesondere die Mechanik ihrer Krampfanfälle der wissenschaftlichen Untersuchung mit Aussicht auf Erfolg zugänglich geworden.

Wie wir gehört, sahen die alten Aerzte in der auffallendsten Erscheinung der Epilepsie, den Krämpfen der großen Anfälle, das wesentlichste Kennzeichen der Krankheit, und hofften deshalb, ihrem Ursprung auf die Spur zu kommen, wenn sie die Ursache ihrer Krämpfe aufdeckten. Wie naiv sie dabei vorgingen, erhellt am besten aus der Hypothese, die einer der berühmtesten Aerzte des 18. Jahrhunderts, der Wadtländer Tissot (1728 bis 1797) in einer Monographie der Epilepsie (Paris 1770) aufgestellt hat. Er verlegte die Krankheit in denjenigen Teil des Gehirns, woraus die Nerven entspringen, das Sensorium commune. Sie beruhe in einer übermäßigen Thätigkeit der Spiritus animales, der tierischen Lebensgeister. Die Nerven würden an ihrem Ursprung zusammengedrückt und dadurch die Geister in die Nerven getrieben. Daraus erkläre es sich, warum die Trepanation mitunter die Krankheit heile; sie mache den gepreßten Geistern Luft. Die Thatsache ist richtig, daß durch die Anlegung eines Bohrlochs im Schädelgehäuse, worin das Gehirn luftdicht eingeschlossen liegt, die Epilepsie mitunter geheilt wird oder doch ihre Anfälle seltener werden, wenn das gepreßte Gehirn von dem abnormen Drucke befreit wird, den es beispielsweise durch einen gewaltsamen Eindruck des Schädeldachs, durch Blut- oder Wasserergüsse, Geschwülste u. dergl. erleidet. Dennoch ist es nicht richtig, daß die wesentliche Ursache der Epilepsie in gesteigertem Gehirndruck liegt. Er verschuldet sie nur in einzelnen Fällen, ist aber nicht die Ursache der genuinen Epilepsie, und der Trepan vermag nur da Heilung oder Verminderung der Anfälle zu bringen, wo der vermehrte Hirndruck wirklich die Krankheit verursacht oder häufigere Anfälle veranlaßt.

Die tierischen Lebensgeister Tissots, deren Stammbaum bis auf Galen zurückreicht, und die, wie die Engel an der Himmelsleiter, daran auf- und niedersteigen und je nach der Richtung, die sie einhalten, Empfindung oder Bewegung machen, wurden noch zu Tissots Lebzeiten aus der ernsten Medizin verbannt. Die Physiologie unternahm es, das Problem, das den Bemühungen der Spekulation hartnäckig trotzte, mit Hilfe des Tierversuchs zu lösen. Albrecht v. Haller fand in den Eigenschaften der lebenden Muskeln und Nerven den Schlüssel des Rätsels und die geheimnisvolle Kraft, die das Räderwerk der tierischen Bewegung in Gang setzt und darin erhält. Wie alle großen Entdeckungen, stieß auch die der tierischen Reizbarkeit (Irritabilität) längere Zeit auf Widerstand und bedurfte mancher Korrektur und Ergänzung. Um die Höhe ihres heutigen Standes zu erreichen und zum sichern Fundamente der Nervenphysiologie zu werden, bedurfte es der unermüdlichen Arbeit des ganzen 19. Jahrhunderts, des Scharf-

Digitized by Google

sinns der ersten Physiologen und Biologen der Neuzeit, und — möge der Leser nicht erschrecken — ganzer Hekatomben blutiger Tieropfer. Ohne diese trieben die Spiritus animales noch heute ihr kindliches Spiel, wie vor 200 Jahren, ungehoben lägen die Schätze, die uns die Haller, Charles Bell, Johannes Müller, Marshal Hall, Claude Bernard und so viele den großen Meistern nacheifernde scharfsinnige Forscher aus dunkler Tiefe an den lichten Tag hoben, und die Pathologie des Nervensystems wäre ein Tummelplatz blinden Köhler- und Aberglaubens geblieben.

Die tierische Bewegung ist in letzter Instanz auf die Reizbarkeit des tierischen Protoplasma zurückzuführen, die es befähigt, auf äußere Eindrücke selbstthätig mit Bewegungen zu reagieren, eine Eigenschaft, die dem Protoplasma der Pflanzenwelt nur in beschränkter Weise gegeben ist. Am deutlichsten tritt sie in dieser bekanntlich an den sogenannten insektenfressenden Pflanzen hervor, den Droseren unsrer Moore und der Fliegenfalle unsrer Gewächshäuser, der Dionaea muscipula.[1])

Die einfachsten tierischen Wesen, die Amöben, die kaum die Anfänge eines Zellenbaus zeigen, sind nichts als winzige Klümpchen Protoplasmas, ausgestattet mit dem Vermögen, sich auf äußere Eindrücke, Reize, zusammenzuziehen, ihre Form zu ändern, auch Fortsätze zu treiben und durch eigne Bewegung den Ort zu wechseln. Diese Vermögen der Kontraktilität und der spontanen Ortsbewegung erlöschen mit dem Tode; sie bleiben der Amöbe nur so lange erhalten, als sie im stande ist, in ihrem Protoplasmaleib die zu seiner Erhaltung nötigen Stoffelemente einzuführen, sie zu assimilieren, d. h. in Protoplasma umzusetzen und das Verbrauchte auszuscheiden. Die Kontraktilität ist somit eine vitale Eigenschaft und verschieden von der rein physikalischen Elastizität, und die spontane Ortsbewegung erfolgt nicht durch äußere Uebertragung, wie die der Billardkugel, die der Stoß des Stabes umhertreibt, sondern durch einen innern Vorgang, den wir Erregung nennen. Die Fähigkeit, in Erregung zu geraten, die Erregbarkeit, geht durch Fortpflanzung auf neue Generationen über. Wir nehmen diese gesicherten Thatsachen hin, ohne uns in Fragen zu verlieren, die die Grenzen der Erfahrung überschreiten, nach dem letzten Grunde der Lebenserscheinungen und des Bestrebens der lebendigen Wesen von der Amöbe bis hinauf zum Menschen, sich als Ganzes zu erhalten und durch Vermehrung fortzupflanzen. Es ist der mit dem Leben verknüpfte, aber unerklärliche Trieb der Selbsterhaltung und Fortpflanzung, der das Bestehen der Individuen und Arten sichert.

Mit dem Aufbau und der fortschreitenden Gliederung der Tierwelt formt sich das Protoplasma zu Zellen und ihren mannigfachen mikroskopischen Abkömmlingen in Gestalt von Fasern, Röhren, Platten, Bläschen mit einfachen

---

[1]) Vergl. G. Haberlandt, Sinnesorgane im Pflanzenreich zur Perzeption mechanischer Reize. Leipzig 1901. — Wie der Titel lehrt, steht H. auf dem Standpunkte der berühmten Schrift Fechners: Nanna, oder über das Seelenleben der Pflanzen. Leipzig 1849.

Digitized by Google

und verzweigten Ausläufern u. s. w. Diese Formelemente verbinden sich zu Geweben mit verschiedenen Eigenschaften, die Gewebe verflechten sich zu Organen, und diese setzen sich zu Systemen zusammen, unter die nun die Arbeit verteilt wird, die der einfache Leib der Amöbe sämtlich verrichtete. Die Aufnahme, Zerkleinerung, Lösung der Nahrungsstoffe, ihre Assimilation, die Ausscheidung des Verbrauchten, die Fortpflanzung u. s. w. besorgen äußerst mannigfaltige Organe und Systeme, die den äußern Lebensbedingungen der verschiedenen Tierarten angepaßt sind. Das Gleiche gilt für die Bewegung, die schließlich durch zwei Systeme, das Muskel- und Nervensystem vermittelt wird. Jenes allein ist mit der Kontraktilität ausgerüstet, die Muskeln besitzen die Fähigkeit, sich zusammenzuziehen (zu kontrahieren), Lasten zu heben und vom Orte zu bewegen, während das Nervensystem Sensibilität besitzt, d. h. die Eindrücke, die es empfängt, zu Empfindungen verarbeitet, die dann weiter zu Vorstellungen und beim Menschen zu Begriffen verwoben werden. Seine Erregungen übertragen sich teils unbewußt, teils bewußt auf die Muskeln, die sich kontrahierend unendlich mannigfaltige Bewegungen ausführen, je nachdem sie an das Skelett befestigt sind, oder Schläuche umkleiden, wie den Magen und Darm, die Blutgefäße, das Herz u. s. w. Mit der Bildung von Muskel- und Nervengewebe in der aufsteigenden Tierreihe scheidet sich die Erregbarkeit in Muskel- und Nervenerregbarkeit und fällt die Kontraktilität ausschließlich den Muskeln zu, die Sensibilität den Nerven; jede besteht für sich, doch ist das Muskelsystem dem Nervensystem unterstellt.

Wo in der Reihe der lebenden Wesen die Kontraktilität beginnt, ist am Form- und Ortswechsel der Individuen objektiv wahrnehmbar und leicht festzustellen, aber die Sensibilität ist als ein subjektiver Vorgang einer direkten Beobachtung unzugänglich. Sie kann nur aus dem Nachweis von Nervengewebe oder von seelischen Motiven der beobachteten Beobachtung erschlossen werden. Im einen wie im andern Falle steht die Entscheidung der Frage mehr oder weniger im Belieben der Beurteiler; es ist oft schwer zu bestimmen, ob ein Gewebe nervöse Struktur hat, und ob es zur Erklärung einer zweckmäßigen Bewegung notwendig seelischer Motive bedarf. Eins aber ist sicher und reicht für unsre Zwecke hin: je höher die seelische Ausbildung in der Tierwelt wird, desto vollkommener ist das Prinzip der Arbeitsteilung und der Verfeinerung der Arbeitswerkzeuge auch im Nervensystem durchgeführt. Für neue Bewegungsformen und neue seelische Verrichtungen treten nicht nur neue mechanische Werkzeuge (zum Schwimmen, Fliegen, Klettern u. s. w.) mit den nötigen Muskeln ausgerüstet, sondern auch neue nervöse Organe zu den unentbehrlichen alten hinzu und die entbehrlichen schwinden. Das Nervensystem der Wirbeltiere gestaltet sich anders, als das der wirbellosen, und bei den Wirbeltieren nimmt aufsteigend von den Fischen zu den Säugetieren das Gehirn im Verhältnisse zu dem Rückenmark und dessen oberster Anschwellung, dem verlängerten Halsmark, mehr und mehr an Größe zu. Am Gehirn selbst erreicht das Großhirn, das eigentliche Denkorgan, gegenüber dem Kleinhirn und dem Mittelhirn eine immer

Digitized by Google

größere Ausbildung, und schließlich erlangt beim Menschen der vornehmste Teil des Großhirns, der Großhirnmantel mit der Rinde, eine alle Säugetiere übertreffende Mächtigkeit.

Bei der schwankenden Bestimmung des Seelenbegriffs kann es uns nicht Wunder nehmen, daß Naturforscher von dem Ansehen eines Fechner oder Pflüger, jener der Pflanze, dieser dem Rückenmark des Froschs eine Seele zuschrieben. Beschränken wir die Frage nach dem Seelenorgan auf den Menschen, was für unsre Ziele genügt, so erleichtern wir uns die Aufgabe, wenn wir nur demjenigen Gebiete des Nervensystems eine solche Bedeutung zugestehen, wo die Erregungen zur bewußten Wahrnehmung kommen. Die Erregung ist nichts als ein physischer Akt, erst die Wahrnehmung erhebt ihn zum seelischen. Die Verwandlung der Erregung in bewußte Empfindung, auf deren Grundlage sich dann das weitere bewußte Geschehen, Geist und Gemüt, die menschliche Persönlichkeit, ausbilden, ist die Physik unfähig zu begreifen, wir nehmen sie als Thatsache hin und überweisen sie der Metaphysik zur Erklärung. Das Gebiet aber, wo die Eindrücke, die von allen Teilen des Organismus einlaufen, wie in einer Sammelstätte, und zu Empfindungen, Bildern, Vorstellungen, Gefühlen höherer Ordnung (sittlichen, ästhetischen, religiösen u. s. w.) verarbeitet und als solche registriert werden, ist das Gehirn. Von ihm aus ergehen dann die Anstöße, die wir dem Affekt und dem überlegenden Verstande zuschreiben, die zu den Muskeln geleitet diese zur Kontraktion reizen und die Bewegungen erzeugen, als den objektiven Ausdruck der inneren vielverschlungenen Erregungsvorgänge unsers Gehirns. Nur das Gehirn hat nach allen klinischen Erfahrungen beim Menschen die Bedeutung eines Seelenorgans in dem von uns begrenzten Sinne. Die Erregungen, die unterhalb des Gehirns vor sich gehen, im Rückenmark mit Einschluß seiner obersten Anschwellung, dem verlängerten Hirnmark, und allenfalls noch in den angrenzenden Teilen des Gehirnbodens, wo die Gehirnerven ein- und austreten, sowie in den peripherischen Nerven und Nervenknoten (Ganglien), kommen nur ins Bewußtsein, wenn sie sich mit ausreichender Stärke weit genug in das Gehirn hinein fortpflanzen. Damit ist nicht behauptet, daß nicht auch unbewußte Erregungen im Gehirn vor sich gehen, sie gehen stets neben den bewußten her, und der seelische Vorgang des Aufmerkens kann sie unter den Fokus des Bewußtseins bringen; sie spielen, wie wir sehen werden, keine geringe Rolle bei der Epilepsie.

Bei dieser Verteilung der Verrichtungen des Nervensystems unter seine Provinzen ist die Epilepsie als eine Gehirnneurose aufzufassen; denn von allen Thätigkeiten, die sie in ihren Anfällen aufhebt oder stört, ist es die dem Gehirne ausschließlich zukommende Fähigkeit der bewußten Wahrnehmung, die in den Anfällen am beständigsten entweder gänzlich aufgehoben oder doch in auffallendster Weise geschwächt wird. Auch in den epileptischen Traumzuständen werden die Vorgänge im Anfall so unklar bewußt und deshalb so schlecht registriert, daß sie nur ausnahmsweise und dann nur dunkel und teilweise in Erinnerung gebracht werden können.

Digitized by Google

Neben der Beständigkeit und Tiefe der Bewußtseinsstörung, die in den flüchtigen Absenzanfällen am auffallendsten zu Tage tritt, ist der spontane, d. h. nicht äußerlich, sondern innerlich bedingte, in unregelmäßigen Perioden wiederkehrende Ausbruch der Anfälle, was der Krankheit ihren eigentümlichen Charakter giebt. Die Erregbarkeit des Gehirns ist nicht nur abnorm gesteigert, was die Epilepsie mit andern Gehirnkrankheiten gemein hat, sondern sie wächst auch von Zeit zu Zeit bis zu einer solchen Höhe an, daß es zu Explosionen kommt, wie bei selbstentzündlichen Gasen, ohne daß der versteckte Anlaß dazu aufgefunden werden kann.

Die Wirksamkeit des Bromkaliums, das in ausreichenden Gaben angewendet, den Ausbruch der Anfälle häufig verhindert oder doch verzögert, mitunter auch bei langem Gebrauch die Epilepsie heilt, beruht in der Herabsetzung der krankhaft gesteigerten Erregbarkeit infolge seiner diesem Mittel eigentümlichen, „spezifischen" Beziehungen zum Nervensystem, vielleicht zum tierischen Protoplasma, dessen Grundsubstanz. Möglicherweise brächten darüber Aufschluß seine Versuche am Protoplasmaleib der Amöben. (Schluß folgt.)



Ueber Bedingungen des Wertes heutiger Heere.

Von

General der Artillerie z. D. Rothe.

In unsrer Zeit mächtiger Kulturentwicklung zieht eine Störung des Friedens alle Völker in Mitleidenschaft. Je ernster aber das Streben eines Volkes ist, je wertvoller sein Besitz, je höher seine Ziele und vielversprechender seine Zukunft, um so dringender ist auch sein Interesse an der Erhaltung des Friedens und seine Pflicht, für ihn einzutreten.

Gesichert kann der friedliche Wettstreit der Völker wie die Erfüllung ihrer Kulturaufgaben nur werden durch politische Macht, sie aber ist undenkbar ohne Kriegsmacht. Und vollgültig kann als solche nur betrachtet werden ein Schwert, das sich auch jenseits der Meere zu zeigen und Achtung zu verschaffen vermag; scharf genug, um den Willen zu erzwingen, den man auf friedlichem Weg nicht durchzusetzen vermochte, und nachhaltig wirkend, um wiederholter Friedensstörung vorzubeugen. Denn schwerer wie früher machen sich bei der heutigen hohen Kultur der Völker die Folgen eines Krieges geltend. Nicht der Besiegte allein leidet durch sie, auch der Sieger wird geschädigt. Während das Volk in Waffen seine ganze Kraft zur Erringung des Erfolges einsetzt, droht ihm die Gefahr,

Digitized by Google

daß seine Industrie erlahmt, sein Handel notleidet und von andern an sich gerissen wird, seine Kulturaufgaben ruhen und dem vielleicht glänzenden Siege eine lange Zeit der Ermattung auf allen Gebieten seines Lebens folgt.

Es wird daher heute mehr wie je vornehmste Aufgabe einer Kriegsmacht sein, den entbrannten Kampf in kurzer Frist zu Ende zu führen. Nur ein kurzer Krieg beschränkt auch die Einmischung andrer wie gefahrbringendes Entfesseln menschlicher Leidenschaften. Je mächtiger das Schwert und je geschickter sein Gebrauch, desto eher wird sich diese schwere Bedingung erfüllen lassen, desto geringer werden die Opfer an Gut und Blut auf beiden Seiten, desto erträglicher werden die Nachwirkungen des Krieges sein.

So ist es nur eine natürliche und unabänderliche Forderung unsrer Zeit, daß mit der Verschärfung des friedlichen Wettstreites der Völker auch deren Land- und Seestreitkräfte wachsen. Eine starke Kriegsmacht darf im besten Sinne als Hüterin des Friedens und damit auch als Förderin des Wohlstandes betrachtet werden. Ihre Größe ist heute gewissermaßen der Gradmesser für die Selbsteinschätzung des Besitzes, der Interessen, der Aufgaben eines Volkes. In Wahrheit stark ist eine Kriegsmacht aber nur, wenn die Steigerung ihres innern Wertes gleichen Schritt gehalten hat mit ihrem Wachstum. Dies ist keine neue Forderung, sie hat nur mit der vernichtenden Wirkung der heutigen Waffen und mit der Größe der Heere in außergewöhnlichem Maße an Bedeutung gewonnen, während gleichzeitig ihre Erfüllung schwieriger geworden ist.

*

Die rastlos fortschreitende Technik unsrer Zeit hat die Feuerwaffen in hohem Maße vervollkommnet. Ihre Wirkung macht sich auf größere Entfernung, mit größerer Sicherheit, in kürzerer Zeit geltend. Die Verluste der zukünftigen Schlachten werden zwar im ganzen wohl nicht größer sein wie die der früheren, denn jede Truppe, jede Armee verträgt nur ein bestimmtes, ihrem Wert, ihren Nerven entsprechendes Maß, dessen Erschöpfung die Entscheidung bedeutet. Aber da die Verluste rascher eintreten können und Rauchwolken, wie ehedem, das Schlachtfeld nicht mehr verhüllen, so treten sie naturgemäß für die Kämpfenden auch mehr in die Erscheinung, wirken stärker auf ihre Sinne und zersetzender auf das Gefüge der Verbände.

Für die Ausbildung im Gebrauch der Waffen können bestimmte Vorschriften gegeben werden, nur erfordert diese Ausbildung mehr Fleiß und Zeit, wenn auch wirklich die Steigerung der Leistung erreicht werden soll, die die heutigen Waffen zulassen. Für die Gefechtstaktik ist es aber schwieriger wie ehedem, die richtigen Formen zu finden. Denn zur Erkämpfung der Entscheidung muß auch heute noch an den Feind herangegangen werden. Den Angriff aber auch den neuen Waffen gegenüber noch mit einem erträglichen Maß eigner Verluste durchzuführen, dafür kann ein Muster für alle Fälle nicht gegeben werden. Die Vorschriften müssen mehr Freiheit in der Wahl der Mittel lassen wie früher, und damit

Digitized by Google

werden an die Führer aller Grade wie an den gemeinen Mann auch höhere Anforderungen gestellt.

Offiziere und Unteroffiziere sind in Lösung ihrer Aufgaben dem Feuer stets mehr ausgesetzt; damit treten heute naturgemäß auch rascher größere Verluste an Führern ein und immer jüngere Kräfte rücken in ihre Stellen. Auch alle Organe, die den Melde- und Befehlsverkehr vermitteln, erfahren, namentlich in den vorderen Gefechtszonen, durch das vernichtendere Feuer größere Verluste wie früher, was diesen Verkehr erschwert und seine Zuverlässigkeit beschränkt. Dazu kommt, daß das Gefechtsbild gegen ehedem an Uebersichtlichkeit wesentlich verloren hat, nachdem sich die feuernden Linien nicht mehr durch Pulverdampf hervorheben und das Liegen und Kriechen der fechtenden Truppen eine noch größere Rolle spielt.

So muß der Befehlende größere Voraussicht und ein höheres Maß von Urteilskraft besitzen, durch seinen Befehl dem Untergebenen aber auch größere Selbständigkeit gewähren. Dieser dagegen muß sicherer im eignen Wissen und Können, muß mehr zu eignem Denken, Entschließen und Handeln erzogen sein, er muß mehr Willenskraft besitzen, eine höhere Verantwortung tragen können und sich in seiner größeren Selbständigkeit doch die Beschränkung aufzuerlegen verstehen, die ihn im Rahmen der zu lösenden Aufgabe handeln läßt. Fehlen diese Fesseln strengerer Disciplin, so kann die größere Selbständigkeit nur zu größeren Verlusten und zur Auflösung führen.

Offenes Auge für alles, was um ihn vorgeht, rasch im Erkennen und Ausnutzen der Schwächen des Gegners und der Vorteile, die ihm selbst das Gelände bietet, von Einfluß auf seine Untergebenen wie auf die Nachbarn im Gefecht, dabei mit allen Tugenden ausgestattet, die von jeher dem Soldaten zu wünschen waren, das sind die Eigenschaften, die auch bei den untersten und jüngsten Führern und in den Reihen der Gemeinen heute stärker vertreten sein müssen, um im Gefecht Sieger zu bleiben.

*

Je mehr Räder ein Werk besitzt, um so leichter stellen sich auch Reibungen ein, die den sicheren Gang beeinträchtigen können. Je größer die Heere, um so mehr Teile, um so sorgfältiger muß jede Gelegenheit zu Mißverständnis und Zufall ausgeschlossen werden.

Die Heere sind gewachsen an Zahl der höheren Verbände wie an Stärke der letzteren, hier namentlich an Artillerie; die Corps mußten trotz der vernichtenden Wirkung der heutigen Waffen noch zur selbständigen Durchführung ihrer Aufgaben befähigt bleiben.

Dabei haben sich die Kolonnen und Trains über das alte Verhältnis zu den fechtenden Truppen hinaus vermehrt und das Schwergewicht noch verstärkt, das durch sie den höheren Verbänden von jeher angehangen; die verschiedenartigen schnellfeuernden Waffen bedingen einen gesteigerten Bedarf an Munition und die größeren Heere, zu deren Ernährung der Kriegsschauplatz noch weniger

Digitized by Google

beitragen kann wie früher, auch die Mitführung größerer Mengen von Lebensmitteln.

Die Verwendung größerer Massen beschränkt die Ausbreitung der einzelnen Verbände, die Ansprüche an die Güte der zu benutzenden Wegeverbindungen müssen herabgemindert werden, will man bei der Entscheidung nicht zu schwach eintreffen, die Marschkolonnen werden länger, die Unterbringung unter Dach und Fach wird schwieriger und ebenso die Heranführung aller Heeresbedürfnisse. Und damit wachsen auch die körperlichen Anstrengungen der Truppen.

Lange Kolonnen aber und geringere Armfreiheit erschweren Aenderungen in der Bewegung der einmal angesetzten Massen und lassen ungestraft Versehen nicht gutmachen. Ein rasches Herumwerfen solcher Heereskörper unter Erhaltung ihrer Lebens- und Kampfbedingungen wird stets schwierig sein.

Soll Schwerfälligkeit nach Möglichkeit gemindert werden, so ist das höchste Maß von Voraussicht und Geschick der höheren Führer, von richtigem Verständnis aller Unterführer für deren Anordnungen nötig. Voraussicht bewahrt davor überrascht zu werden und kann es möglich machen, den Gegner zu überraschen. Ueberraschung aber ist den Massen besonders gefährlich. Unterstützt muß Voraussicht werden durch gründliche Aufklärung über den Feind und seine Absichten. Je größer die Heeresteile, die zu bewegen sind, um so früher muß der Entschluß zum Handeln gefaßt, der Befehl erteilt werden, um nicht zu spät zu kommen. Die Aufklärung muß daher auch von Anfang an weiter nach vorwärts reichen. Aber die beste Aufklärung und der zweckmäßigste Befehl werden ohne Wert sein, wenn sie nicht rechtzeitig die Stelle erreichen, die sie ausnutzen und befolgen soll. Von größter Bedeutung ist es daher heute, eine rasche und zuverlässige Vermittlung der Nachrichten und Befehle auch über weitere Räume hinweg von den vordersten Spitzen bis zur Heeresleitung, zwischen benachbarten Verbänden wie zu abgetrennten Heeresteilen jederzeit auf das vollkommenste einrichten zu können.

Je größer die Heere, die sich gegenüberstehen, je zahlreicher die Teile, deren Handeln in Betracht zu ziehen, um so schwieriger ist auch eine zutreffende Beurteilung der Lage und um so folgenschwerer der Entschluß.

Versagt das Werkzeug oder sein Gebrauch, so wird — je größer die Massen — auch um so furchtbarer eine Niederlage, der Sieg um so vollkommener. Dessen sind sich naturgemäß auch beide Teile bewußt, und daher wird die Erringung eines vollkommenen Sieges schwerer sein wie ehedem. Denn wer sich seiner Aufgabe nicht gewachsen fühlt, an den tritt die Versuchung mächtiger heran, dem entscheidenden Schlage so lange möglich auszuweichen, ihn hinauszuziehen und hierdurch wenigstens den Gegner zu schädigen, dessen ganzes Denken die rasche Beendigung des Kriegs erstrebt.

Die Ueberlegenheit der Zahl zu besitzen, muß stets versucht werden, auf den Sieg aber wird sie nur hoffen dürfen, wenn sich innerer Wert des Heeres und überlegene Führung mit ihr verbinden.

*

Digitized by Google

Das Werkzeug wird nicht versagen, wenn seine Organisation, Bewaffnung und Ausstattung jeder Art wie seine Ausbildung, vor allem die seiner Offiziere, den Forderungen des heutigen Kriegs entsprechen.

Die Bedeutung strengster Disciplin wie größerer Selbständigkeit fürs heutige Gefecht fordern noch dringender, daß die Führer aller Grade sich schon im Frieden untereinander verstehen gelernt und mit ihrer Truppe eingelebt haben. Es wird daher besonders wertvoll sein, im großen wie im kleinen, mit altgefestigten Verbänden ins Feld zu ziehen und, soweit neue zu bilden sind, für sie Offiziere und Unteroffiziere in möglichst großer Zahl schon im Frieden als Ueberschuß bereitzuhalten.

Aber auch wenn die Organisation des Friedensheeres sich der des Feldheeres nach Möglichkeit anpaßt, so werden die gesteigerte Vielseitigkeit der Kriegsmittel wie ihrer Zwecke und Aufgaben und die Masse der Mannschaften des Beurlaubtenstandes, die im Mobilmachungsfalle einzustellen sind, für die Ueberführung eines Heeres in die Kriegsformation heute doch eine besonders sorgfältige Vorbereitung bedingen.

Sind die Aufgaben, die Pflichten, die Verantwortung für alle Stellen größer geworden, so fordert dies weitere Vertiefung der Berufsbildung. Gründliche Kenntnis des Dienstes macht sicher und selbständig und verleiht Einfluß auf andre. Vorzüglich ist sie von den Führern aller Grade zu fordern, die des Heeres Seele sind. Je höher ihr soldatisches Wissen und Können, um so größer der Wert des Heeres überhaupt. Beispiel überträgt am raschesten und zuverlässigsten gute Eigenschaften, schon deshalb verbürgt ein auf der Höhe stehendes Offiziercorps auch eine gute Truppe.

Die Kürze der Dienstzeit bedingt peinlichste Ausnutzung derselben; soll aber der Bogen nicht überspannt werden, so ist möglichst jede Thätigkeit auszuschließen, die keinen militärischen Nutzen bringt, es sind alle Erschwernisse des Dienstes zu beseitigen durch Schaffung der besten Lehrmittel, zweckmäßiger Schießplätze, ausgedehnter Uebungsplätze. Vor allem aber ist bei kleinen wie bei großen Uebungen kriegsmäßige Gestaltung derselben zu fordern, damit das Bild der kriegerischen Thätigkeit, das sich bei dem Manne und dem Führer festsetzt, nur möglichst wenig abweicht von dem der Wirklichkeit und beim Eintritt in diese nichts all zu Unerwartetes überrascht und die Sicherheit beeinträchtigt. Die durch solche Ausbildung bedingte größere geistige und körperliche Anstrengung aber ist durch gesteigerte Sorge für das Wohl der Truppe, durch bessere Unterbringung und Verpflegung wieder auszugleichen.

Je größer die Massen, die zu leiten sind, um so wichtiger ist die Vornahme von Uebungen in großen und möglichst kriegsstarken Verbänden geworden. Sie führen wenigstens einigermaßen die Schwierigkeiten vor Augen, bei ihrer Bewegung Zeit und Raum in Einklang zu bringen, und schulen nicht nur die höheren Führer praktisch in ihren Aufgaben, sondern auch deren Organe, die Offiziere des Generalstabes. Nur solche Uebungen ermöglichen auch, alle Mittel eines raschen und zuverlässigen Nachrichten- und Befehlsverkehrs auf ihre Kriegsbrauchbarkeit zu prüfen, zu vervollkommnen und einzubürgern.

Digitized by Google

Stets Hand in Hand mit der praktischen Schulung für den Dienst und von ihr untrennbar muß die Erziehung gehen zur strengsten Disciplin und gleichzeitig zu maßhaltender Selbständigkeit, sowie die Steigerung der Willenskraft — unabweisliche Forderungen des heutigen Gefechts. Die Ueberzeugung von der Notwendigkeit strengster Disciplin zum Nutzen und Segen des Einzelnen wie des Ganzen muß alle erfüllen. Je tüchtiger die Führer, um so mehr wird jede Gelegenheit wahrgenommen werden, jener Forderung zu entsprechen.

*

Die Praxis kann der Wissenschaft nicht entbehren, und je höher die Stufe der allgemeinen Bildung eines Volks und damit die der Masse des Heeres ist, um so mehr wird auch bei den Führern die vollkommenste praktische Schulung mit einem höheren Maß militärischen und allgemeinen Wissens verbunden sein müssen. Und hält sich diese Bildung fern von Bücherweisheit, bleibt sie stets auf praktische Bethätigung gerichtet, ist sie ein Wissen, das freier und sicherer macht im Können, dann fördert sie auch die Berufsbildung unmittelbar.

Eine vornehme Stelle nimmt gerade heute unter den von Offizieren zu pflegenden Wissenschaften die Kriegsgeschichte ein. Gefechtsführung und Kriegführung sind ja naturgemäß unausgesetztem Wandel unterworfen, aber die Aenderungen, die die heutigen neuen Waffen und das Wachsen der Heere bedingen, sind größer und bedeutungsvoller wie die früheren, und ein Beispiel besteht noch nicht. Um so wichtiger und schwieriger ist eine zutreffende Bewertung ihres Einflusses wie der Forderungen, die sie an das Kriegswerkzeug und seinen Gebrauch stellen. Nur ein kriegsmäßig geschulter Geist vermag sich aber richtig in jene neuen Verhältnisse hineinzudenken.

Die Männer, die den großen Krieg in Stellungen kennen gelernt haben, die auch wirklich reiche und vielseitige Erfahrung gewinnen ließen, werden immer seltener; um so mehr gewinnt das Studium der Kriegsgeschichte an Wert, um den heranwachsenden Geschlechtern ein getreues Bild vom Krieg und seinen Erfordernissen zu geben. Tritt ihnen dabei immer wieder vor Augen, daß im Krieg mit Unerwartetem und Reibungen, mit Zufälligkeiten und Ueberraschungen jeder Art zu rechnen ist, daß dort für Beobachten und Erwägen, Entschließen und Handeln meist nur kurze Frist gegeben, daß sich dies alles oft in kritischen Momenten der Bedrohung, im Zustand körperlicher und geistiger Abspannung zu vollziehen hat und trotzdem die Mittel und Wege und auch die eiserne Willenskraft gefunden werden müssen, die bis zum Ziele führen, so werden sie sich auch nie über den Unterschied täuschen, der zwischen der Bethätigung von Wissen und Können im Krieg und Frieden beruht und erkennen, daß Einfachheit sowohl bei der Gestaltung des Werkzeugs wie bei seinem Gebrauch vornehmste Bedingung ist. Je länger der Friede, je leichter wird dies vergessen.

Werden dann die als geboten erkannten Aenderungen stets rechtzeitig vorgenommen, so wird man auch im Kriege selbst vor Enttäuschungen bewahrt

Digitized by Google

bleiben und nicht gezwungen sein, erst nach opferreichen Erfahrungen Abhilfe eintreten zu lassen.

Daß neben der Kriegsgeschichte für die Vertiefung der Berufsbildung des Offiziers alle Wissenschaften einen erhöhten Wert gewonnen haben, die der Führung und Verwendung der Truppen, wie überhaupt der eigentlichen Ausübung des Kriegshandwerks in seinen verschiedenen Beziehungen zu statten kommen, bedarf eines Beweises nicht.

Daneben verdienen solche größere Berücksichtigung, die ein zutreffendes Urteil über Menschen und Verhältnisse fördern, die Sicherheit des Auftretens und den Einfluß auf andre erhöhen. Und hierfür kommen auch Länder- und Völkerkunde in Betracht, wie möglichst gründliche Kenntnis von Fremdsprachen. Vertrautheit mit Land und Leuten mutmaßlicher Kriegsschauplätze wie die Kenntnis ihrer Sprache bedeuteten für die Ausübung des Kriegsdienstes von je einen Gewinn, heute aber in noch höherem Maße; denn sie vermindern Reibungen, lassen die Aufgaben in Feindesland sicherer, einfacher, rascher lösen und tragen damit zu Kraft- und Zeitersparnis bei, die um so wertvoller ist, je größer die Heere sind.

Besonders nützlich wird es dabei sein, Land und Leute durch den persönlichen Verkehr kennen gelernt zu haben. Schon der Aufenthalt in der Fremde überhaupt fördert die Sicherheit des Auftretens, schärft die Beobachtungsgabe, erweitert den Blick, läßt Urteilskraft rascher reifen und macht Neuem und Fremdem gegenüber gerecht. Und besser wie in gewohntem Kreis und unter eingelebten, althergebrachten Verhältnissen läßt sich auch draußen Menschenkenntnis gewinnen. So wird es insonderheit für diejenigen Offiziere, die als höhere Führer und in wichtigeren Stellen Verwendung finden, von großem Nutzen sein, wenn ihnen Gelegenheit gegeben war, durch Reisen die Welt, vor allem die Kulturländer kennen gelernt zu haben; und der heutige erleichterte Verkehr begünstigt solche Reisen.

*

Die Technik hat von alters her im Heeresdienst eine wichtige Rolle gespielt. Liefert sie vollkommene Kriegsmittel, so ist dies ein hohes Verdienst, schwieriger freilich wird stets die Kunst bleiben, dieselben mit Erfolg zu gebrauchen, mit ihnen zu siegen. So darf auch technisches Wissen und technische Ausbildung die taktische niemals beeinträchtigen. Hiermit steht jedoch nicht im Widerspruch, wenn ihnen im Kriegsdienst unsrer Zeit doch ein breiterer Raum gewährt wird wie bisher. Denn nachdem die technischen Wissenschaften sich in ungeahnter Weise entwickelt haben und kaum eine Aufgabe ungelöst lassen, die an sie herantritt, nachdem dieselben wetteifern, vor allem den Bedürfnissen des praktischen Lebens zu dienen, hat die Technik für uns überhaupt eine andre, höhere Bedeutung gewonnen. Eignet sich doch bewußt und unbewußt, durch Lernen und durchs Leben, jedermann ein größeres oder geringeres Maß technischen Wissens an. Aber auch die vernichtende Wirkung der heutigen Waffen und die Massen-

Digitized by Google

heere unsrer Zeit nötigen dazu, die Technik in Anspruch zu nehmen, wo immer sie helfen kann.

Allerdings hat sie sich den Forderungen des Krieges anzupassen, und diese sind in so vieler Hinsicht einzigartig, daß — wenn auch auf dem Boden der allgemeinen Technik fußend — doch eine besondere Kriegstechnik bestehen und als solche weiter entwickelt werden muß. Einfachheit in Konstruktion, Herstellung und Gebrauch, Widerstandsfähigkeit gegen zerstörende Einflüsse jeder Art und gegen rücksichtslose Behandlung sind wesentliche Forderungen, denen sie zu entsprechen hat.

Die Zahl der technischen Truppen ist wohl mit dem Anwachsen der Heere gestiegen, aber nicht ganz in dem Verhältnis der vermehrten technischen Aufgaben, die im heutigen Kriege der Lösung bedürfen. So müssen alle Waffen ohne Ausnahme die Ausübung mancherlei technischer Leistungen selbst übernehmen, und wenn hinsichtlich dieser Forderung bestimmte Grenzen nicht überschritten werden, wird sie auch erfüllbar sein ohne Schädigung wichtigerer Interessen. —

Je ebenbürtiger sich die Kriegsmächte großer Staaten sind, um so näher muß es für sie liegen, sich in der Bewaffnung stets von neuem zu überbieten, und je besser die Waffen werden, um so mehr verlangt eine vollkommene Ausbildung mit denselben technische Kenntnisse. —

Muß von einer erfolgversprechenden Führung verlangt werden, auch die heutigen Heeresmassen ohne Rücksicht auf die Schwierigkeiten des Geländes und der Verbindungen überraschend zu verwenden, so muß die Technik helfen den Weg zu bahnen, Verbindungen über Hindernisse jeder Art hinweg in kurzer Frist zu schaffen und ebenso auch solche zu zerstören, wenn es gilt, den feindlichen Vormarsch aufzuhalten.

Neue Waffen führen stets zu neuen Schutzmitteln, diese aber auch immer wieder zu verbesserten Waffen, so daß das Verhältnis beider zu einander im allgemeinen keine wesentliche Aenderung erfährt. Zeitgemäß ausgebaute permanente Befestigungen werden zu allen Zeiten nützliche Dienste zu leisten vermögen, wenn sie richtig verstanden werden. Ihr Wert läßt sich nicht grundsätzlich einschätzen, er hängt von vielen, je nach der Kriegslage wechselnden und nicht leicht zu beurteilenden Faktoren ab, am meisten aber von der Begabung der Führer, denen ihre operative Ausnutzung, und denen ihre Verteidigung oder der Angriff auf sie obliegt. Die besseren Waffen an sich werden keinen Grund abgeben, die vorhandenen permanenten Befestigungen zu vermehren, auch heute wird man sich wie früher in ihrer Schaffung Beschränkung auferlegen, denn sie fordern zur Durchführung des Kampfes Mehrung der Spezialwaffen wie Kriegsmittel aller Art und legen fechtende Truppen fest. Aber neue Waffen werden stets ihre Verbesserung bedingen, und dies fordert heute nicht nur reichere Mittel, sondern auch höheres technisches Wissen und Können.

Die Möglichkeit, daß im zukünftigen Feldkrieg ein Kampf um vorbereitete befestigte Stellungen häufiger vorkommen kann und in der Begegnungsschlacht wenigstens die Herstellung künstlicher Deckungen gegen Sicht an Wert gewinnen

Digitized by Google

wird, verlangt Berücksichtigung in der Ausstattung der heutigen Heere und steigert die Anforderungen an die Ausbildung der Truppen. Die Rolle, die Befestigungen im Feldkrieg spielen werden, läßt sich jedoch nicht vorher bemessen. Beeinflußt wird sie auch durch den inneren Wert der Truppe und den Charakter ihrer Führung.

Unser Zeitalter des Verkehrs bietet der Kriegführung unentbehrliche technische Hilfsmittel. Nur mit der Entwicklung der Verkehrsmittel konnten überhaupt die Heere wachsen. In erster Linie von Bedeutung ist das Verkehrswesen des eignen Landes, dessen Gestaltung auch den militärischen Interessen entsprechen muß.

Die rasche Mobilmachung und Versammlung eines heutigen Heeres wie auch Perioden des Krieges selbst stellen an die heimatlichen Bahnen und an das Telegraphennetz so gewaltige Anforderungen, daß dieselben nur erfüllt werden können, wenn Gediegenheit und Leistungsfähigkeit der Anlagen wie ihres Materials und auch Reichhaltigkeit des letzteren, wenn Erfahrung bei den höheren, Zuverlässigkeit und Schulung bei den unteren Beamten in vollstem Maße vorhanden sind und die militärische Vorbereitung der Ausnutzung in den tüchtigsten Händen ruht.

Je größer die Massen, die befördert werden, um so empfindlicher sind Störungen im Betrieb. Sofortige Wiederherstellung von Unterbrechungen ist dringendes Erfordernis, wenn nicht ernste Folgen erwachsen sollen. Eine hierfür in vollkommener Weise ausgebildete Truppe, ausgestattet zugleich in hinreichendem Maße mit zweckdienlichem Kriegsbrückenmaterial, muß in entsprechender Stärke bereit sein, dieser Aufgabe zu dienen.

Die Frage der gesicherten Nachfuhr der Bedürfnisse eines Heeres wie seiner Befreiung von allem Entbehrlichen wird mit seiner Größe schwieriger und bedeutungsvoller. Die Ermöglichung raschester Wiederaufnahme des Betriebs zerstörter Bahnen auf occupiertem Gebiet ist daher eine besonders wichtige Aufgabe. Fehlen Vollbahnen, sind sie nicht in genügendem Maße vorhanden oder beansprucht ihre Wiederherstellung zu lange Zeit, so ist der schleunige Bau von Feldbahnen Erfordernis. Beides aber ist nur möglich, wenn eine hierfür geschulte Truppe und reichliches Material verfügbar sind. Und auch für die Ergänzung der Feldbahnen, wenn sie nicht ausreichen oder bis sie hergestellt, muß die Technik durch Schaffung kriegsbrauchbarer Fahrzeuge mechanischen Zuges die Mittel bieten, um den Forderungen des Massentransports im Etappengebiet bestmöglichst zu entsprechen.

Eine besonders wichtige Aufgabe der heutigen Kriegstechnik ist, der höheren wie niederen Truppenführung rasch und zuverlässig arbeitende Nachrichtenverkehrsmittel zu liefern. Alle zurzeit vorhandenen haben natürliche Schwächen, das eine diese, das andere jene; auch vermag keines allen den verschiedenen Zwecken zu dienen. Drahttelegraphie ist empfindlich gegen elektrische Störungen und der Schwierigkeit des Schutzes wegen namentlich in Feindesland Unterbrechungen der Leitung ausgesetzt; dabei erfordert ihre Einrichtung auch oft mehr

Digitized by Google

Zeit, wie verfügbar ist. Optische Telegraphie ist leichter zu schützen, ihr Gerät ist rasch verwendungsbereit und auch für weite Entfernungen bei Tag und Nacht geeignet. Dem niederen Truppendienst, namentlich im Gefecht, wo oft schon kurze Worte oder verabredete Zeichen zur Verständigung ausreichen, ist gerade sie von großem Wert. Aber Nebel, Regen, Schnee sind ihre Feinde. Keines Drahtes bedürfend und durch die Witterung unbeeinflußt kann die Verwendung der Funkentelegraphie, wenn auch noch in der Entwicklung begriffen, doch schon heute für den Feldgebrauch in Betracht gezogen werden; aber auch sie kämpft noch mit Schwierigkeiten. Den Freiballon muß Zufall und Windrichtung begünstigen, der Fesselballon bedarf einer sichtigen, nicht zu stark bewegten Luft. Nur in beschränktem Maße, mitunter aber allein, kann die Brieftaube helfen. Das schnelle Personenautomobil kommt für weite Entfernungen in Betracht, auch zu Erkundungszwecken und zu rascher Ermöglichung mündlichen Verkehrs. Aber es ist vom Vorhandensein guter Wege abhängig. — So erübrigt nur, sämtliche Nachrichtenverkehrsmittel, die die Technik liefert, aufs gründlichste durchzubilden und auch in ausreichendem Maße verfügbar zu halten, damit in jedem Falle wenigstens eins und zur Erhöhung der Sicherheit womöglich mehrere vorhanden sind, die dem Zweck zu dienen vermögen. Hierin liegt aber eine große Erschwernis für die Bereithaltung und Ausbildung.

Ein hochentwickeltes Verkehrswesen im eignen Lande, eine ihren Aufgaben gewachsene Verkehrstruppe, eine leistungsfähige heimatliche Verkehrsindustrie sind wichtige Vorbedingungen für die Verwendung großer Heere. Die technischen Transportmittel erhalten ihnen Lebens- und Kampfbedingungen und machen sie freier in ihren Operationen; die Nachrichtenverkehrsmittel helfen die Schwerfälligkeit der Massen ausgleichen, ermöglichen ein einheitliches Zusammenwirken selbst weitgetrennter Heeresteile, sie schonen und sparen Kräfte und vermindern selbst Verluste.

So nimmt der heutige Kriegsdienst die Technik umfassend in Anspruch, ihre erfolgreiche Ausnutzung verlangt aber nicht nur reiche Geldaufwendungen, sondern stellt auch hohe Anforderungen an die Berufsausbildung der Truppe, vor allem an die der Offiziere. Der Fortschritt der Technik wird das Kriegswesen auch weiter vervollkommnen, solange bei ihrer Inanspruchnahme richtige Beschränkung waltet. Andernfalls besteht die Gefahr, daß das Material und die Vielseitigkeit des Kriegsdienstes in einer Weise wachsen, die schädigend auf die gebotene Einfachheit desselben wirken muß. Es werden daher auch die zahlreichen Hilfsmittel, die die hochentwickelte Technik unsrer Zeit dem Kriegsdienst darbietet, stets unter strengster Berücksichtigung der Forderungen des Feldgebrauchs zu prüfen sein.

*

Der aktive Friedensdienst ist fast allgemein zu kurz, um während desselben allein alle die Eigenschaften anerziehen, alle die Stärken eines Heeres schaffen zu können, die heute gefordert werden müssen. Aber seiner Arbeit voraus und mit ihr gleichlaufend gehen die Volkserziehung und die Schule des Lebens, die

Digitized by Google

der Staat gestaltet und beeinflußt. Er hat ein vornehmes Interesse daran, hierbei zugleich die Eigenschaften zu fördern, die dem Verteidiger des Vaterlandes frommen und — auch sie zu erhalten. Denn die Mehrzahl der Krieger tritt im Mobilmachungsfalle erst aus dem Beurlaubtenstande in das Heer über, und dabei vollzieht sich in fast allen Ländern dieser Uebertritt bei einem großen Teil der Mannschaften von einseitiger Fabrikthätigkeit schroff zu völlig abweichender, angestrengter Kriegsthätigkeit, die den ganzen Menschen in Anspruch nimmt.

Körperliche Kraft, geistige und sittliche Gesundheit, starke Nerven, eine möglichst gute Schulbildung, Tüchtigkeit im bürgerlichen Beruf, Gewohntsein an Arbeit sind Eigenschaften, von denen es besonders zu wünschen ist, daß sie der Wehrpflichtige beim Eintritt in die Armee besitzt und sich im Beurlaubtenstand bewahrt. Sie sind auch der Nährboden der Willenskraft, deren Entwicklung und Stärkung eine der wichtigsten Aufgaben der militärischen Erziehung ist. Nur gesunder Körper und Geist vermögen zuzeiten hoher Anspannung auch außergewöhnliche Kräfte zu entwickeln und den stärkeren Seeleneindrücken des heutigen Gefechts zu widerstehen. Gute Schulbildung aber weckt den Verstand, öffnet auch die Augen, fördert den Beobachtungssinn und macht zuverlässiger und selbständiger im Denken wie im Urteilen. Und je mehr sich das Wissen des Mannes vervollkommnet und im bürgerlichen Beruf auch praktisch bethätigt hatte, um so wertvoller wird dies sein, wenngleich Wissen und Können im Kriege unter andern, schwierigeren Verhältnissen arbeiten wie im Frieden. Kriegsmäßige Leistungsfähigkeit wird dann durch ernste, wiederholte militärische Schulung unter Erziehung zu strengster Disciplin erworben werden.

*

Nur aus einem nach Organisation, Bewaffnung und Ausbildung den Anforderungen des heutigen Krieges völlig entsprechenden Friedensheere können wohlgeschult auch die höheren Führer hervorgehen, die ihrer schwierigeren Aufgabe gewachsen sind und das Werkzeug mit erfolgreicher Kraft zu gebrauchen verstehen. Es werden sich dann die Männer finden von reicher und wertvoller praktischer Erfahrung, die ihrer Gedanken Ausführbarkeit und die Folgen ihrer Handlungen sicher übersehen und die, gewohnt von höherem Standpunkt zu beobachten und zu urteilen, selbständig zu handeln vermögen im Sinne der obersten Leitung. Und solcher Männer Entschlußfähigkeit wird auch höhere Verantwortung nicht beeinträchtigen, und ihre Willenskraft wird, auch stärkeren Reibungen trotzend, dem einmal gefaßten Entschluß erfolgreiche Durchführung bis zum Ziel verbürgen.

*

Die sittliche Pflicht, sich geeignet zu machen und tüchtig zu erhalten im besten Sinn zum Kampf fürs Vaterland mag ja einem Volk, im friedlichen Wettstreit mit den übrigen, Kräfte entziehen; andrerseits aber würde ein Volk, das idealer Ziele entbehrend, nicht erzogen wäre zu den Pflichten, die ihre Pflege

Digitized by Google

auferlegt, wohl Reichtümer erwerben können, aber kaum stark genug sein, sie auch in Zeiten der Gefahr und auf die Dauer zu bewahren. Das Gefühl hierfür wird auch gewiß stets da lebendig sein, wo eine hohe Stufe wahrer Kultur erreicht ist, deren Trägerin nur ein an Leib und Seele gesundes Volk sein kann.

Und ein solches Volk wird sich auch befähigt zeigen zur Lösung der Aufgaben, die ihm im Kriege außerhalb seines Schauplatzes zufallen. Denn ein großer Krieg ergreift das ganze Volk und auch das Land, mag der Feind in dasselbe eingedrungen sein oder nicht. Und hierbei wird es sich nicht nur handeln um ständigen Ersatz der Kräfte, die der Krieg aufgezehrt, der Lebens- und Kampfbedürfnisse der Armee, sondern — soweit erreichbar — auch um Fortführung des friedlichen Wettstreites auf dem Gebiete des Handels und der Industrie. Denn die Erwerbsquellen dürfen nicht ganz versiegen, sie müssen weiterfließen, damit auch für einen lange währenden Krieg die Mittel vorhanden sind und auch ein solcher wenigstens ohne bleibende Schädigung des allgemeinen Wohlstandes erfolgreich überstanden werden kann. Selbstredend ist dies um so schwerer, je größer die Zahl der unerwartet zur Fahne gerufenen Söhne des Vaterlandes, je höher die Kultur des Landes ist, je zahlreicher die Fäden sind, die der Krieg zu zerreißen droht und die von Stellvertretern aufgenommen werden müssen, so gut es geht, um wenigstens nicht für dauernd abzureißen. Nur bei einem in jeder Beziehung tüchtigen und gesunden Volke ist eine solche Vertretung der ausgezogenen Krieger durch die Zurückbleibenden, eine hohe Steigerung der Arbeitsleistung auch der letzteren möglich.

*

Die Größe eines Heeres findet ihre Grenze in der Möglichkeit, es so zu organisieren, bewaffnen, auszustatten, auszubilden und mit vollwertigen Führern in ausreichender Zahl zu versehen, daß es auch zuverlässig den Forderungen zu entsprechen vermag, die der heutige Krieg stellt. Die richtige Grenze ist für die einzelnen Völker eine verschiedene; die verfügbaren personellen Kräfte sind neben andern Faktoren auf sie von Einfluß.

Den Geist haucht dem Heer sein Kriegsherr ein. Je größer es ist und je kürzer die Dienstzeit, um so mehr wird es die Eigenarten des Volkes an sich tragen. Die Friedensschulung und der Dienst im Kriege selbst müssen mit allen Mitteln dahin streben, die guten zu fördern, die schlechten niederzuhalten. Naturgemäß vermögen daher auch die Wege, auf denen das Ziel, ein tüchtiges Heer zu schaffen, erstrebt wird, nicht die gleichen zu sein. Jedes Gute andrer Armeen wird nicht kurzerhand übernommen werden können, ein Aufpfropfen fremder Sprößlinge auf die Wehrkraft eines Volks gelingt nicht leicht. Die Kraft, neue Zweige zu treiben, muß sie wie eine schirmende Eiche stets aus den eignen gesunden Wurzeln ziehen.

*

So sind die Bedingungen vielseitig und schwer, an deren Erfüllung sich der Wert heutiger Heere knüpft, wie die Wahrscheinlichkeit, einen entbrannten Krieg

Digitized by Google

zu gutem Ende zu führen. Der Krieg wird darüber entscheiden, ob alle Bedingungen vorhanden waren, ob die Einschätzung des Besitzes an Eigenschaften jeder Art auch richtig war; er ist nicht nur der Prüfstein für den wahren Wert des Heeres, sondern auch für den des Volkes selbst.

Soll ein Heer mit Vertrauen eingesetzt werden können, so sind heute reiche Mittel für dasselbe aufzuwenden und der Erhaltung seiner guten Eigenschaften nicht nur durch kriegsmäßige Schulung, sondern auch durch die Erziehung des Volkes andauernde Fürsorge zuzuwenden. Dies legt der Gesamtheit wie dem einzelnen Pflichten auf und auch Beschränkungen, es verheißt aber andrerseits einem tüchtigen Volk auch eine gesicherte Zukunft.

Was in den Schulen des Heeres und der Flotte an körperlicher Kraft, an Stählung des Willens und Charakters, an Mannestugenden jeder Art gewonnen wird, das bleibt dem Volk, das nimmt der aus dem Dienste Scheidende als wertvolle Mitgift für den Kampf des Lebens mit. Eine starke Kriegsmacht entschädigt für das, was auf sie verwendet wurde; kostspielig nur ist eine unzureichende und eine, deren innerer Wert nicht auf der Höhe geblieben. Denn wenn sie nicht mehr gefürchtet wird, wenn sie der politischen Macht des Staats den nötigen Rückhalt nicht mehr bietet, so bedeutet dies auch für sie eine Niederlage bereits im Frieden, die für den Gegner noch wertvoller ist wie ein blutig erkämpfter Sieg. Und wenn die Zeit oder die Geschichte von andauerndem Niedergange einer Kriegsmacht spricht, so wird diese Kunde auch wohl zusammenfallen mit den Anzeichen von dem Niedergang des Volkes selbst.

Ein Staatswesen aber, das unter Entsagungen mannigfacher Art sich eine Kriegsmacht geschaffen, gleich stark an Zahl wie innerem Wert, wird sich auch des hohen Einsatzes bewußt sein, den ein Krieg von ihm verlangt. Es wird ihn nicht erstreben, es wird friedliebend sein und sich bei politischen Verwicklungen auch der Versöhnlichkeit befleißigen können, ohne daß sie falsch zu deuten wäre. Ein Krieg, den es führen muß, wird ein aufgezwungener sein, und in einem solchen ein Heer seiner schwierigsten Prüfung entgegenzuführen, ist die verantwortungsvollste, aber auch die vornehmste Aufgabe, denn der heutige Krieg verlangt die Bethätigung aller Tugenden und des ganzen Könnens eines Volks.



Digitized by Google

Die polnische Frage in Preußen in den Jahren 1828—1854.

Briefe des Generals v. Wrangel.

Herausgegeben von

Prof. Dr. Georg v. Below.

(Schluß.)

Posen, den 15. April 1832.

Daß uns der Himmel so wohl gewollt und uns den würdigen General Grolmann zugeführt hat,[1]) können wir und ich besonders als das größte Glück ansehen. Durch die Wahl dieses Mannes spricht sich die Intention des Königs, die hiesige Provinz zu germanisieren, sehr deutlich aus. Die 10. Division muß ihren Ersatz aus Schlesiern und die 9. den ihrigen aus Polen, und was von dieser noch Ueberschuß ist, muß das II. und III. Armeecorps erhalten; auch die Landwehr muß diesem gemäß anders verteilt werden. Morgen abend trifft Grolmann ein, und ich schicke diese Zeilen nicht eher ab, als bis ich ihn gesprochen habe. Wenn ich gleich Deine Freude, in Berlin zu bleiben, teile, so sei überzeugt, daß Deines Bleibens daselbst nicht lange sein wird. Denn ich möchte die höchste Wette eingehen, daß Grolmann den Willisen in einem halben Jahr sich vom Hals streifen wird; denn er kennt die polnische Gesinnung des Willisen,[2]) und das ist schon hinreichend, daß sie in den ersten vier Wochen zusammenkommen. Ueberhaupt begreife ich nicht, warum man Willisen gerade in diese Provinz gesandt hat, wo er wirklich schaden kann...

Den 6. Um vier Uhr nachmittags ist der General Grolmann angekommen. Ich habe ihn lange allein gesprochen; er ist mit allem zufrieden, nur mit den Gesinnungen seines Chefs nicht, und hat er dieses geradezu an Witzleben geschrieben...

*

[1]) Am 30. März 1832 war Grolmann das Kommando des V. Armeecorps übertragen worden.

[2]) Es mögen sogleich hier einige Aeußerungen Wrangels über Willisen aus etwas späterer Zeit mitgeteilt werden.

Posen, den 26. August 1832.

Willisens unvorsichtiges Reden und Schimpfen auf das preußische Gouvernement in Gegenwart von Polen hat ihm eine große Unannehmlichkeit zugezogen.

Posen, den 11. Dezember 1832.

Der Major v. Willisen ist jetzt sehr behutsam, seine Meinung in betreff der Polen zu äußern. Doch fühlt er sich sehr geschmeichelt, daß er in dem Werke von Spazier 2. Teil S. 83 als preußischer Stratege benannt ist.

R. O. Spazier schrieb: „Geschichte des Aufstandes des polnischen Volkes in den Jahren 1830 und 1831", 3 Bände, Altenburg 1832, 2. Aufl. Stuttgart 1834, mit einseitiger Parteinahme für die Polen.

Digitized by Google

Posen, den 17. April 1832.

Habe den besten Dank für alle mir gütigst mitgeteilten Nachrichten. Von hier kann ich Dir nur sagen, daß wir wahrlich recht glücklich sind, Grolmann, diesen Ehrenmann, erhalten zu haben. Er ist auch Dein wahrer Freund und würde Dich hier mit offenen Armen aufnehmen. Den Willisen hat er etwas ernst, ich möchte sagen kalt empfangen. Gegen Rödern,[1]) der 6000 Thaler Pension erhalten hat und der dadurch ganz zufriedengestellt ist, hat er erstaunlich viel Regards. Röder sein Benehmen ist aber sehr gekniffen, denn er geht durchaus in keine Gesellschaft. Zu Ehren des Grolmann habe ich ein großes Diner gegeben, wo Röder zu kommen ablehnte. Bei Flottwell war es derselbe Fall... Außer dem Grafen Skorschewski hat kein Pole, obgleich deren viele hier sind, bei Grolmann Visite gemacht...

Oberst Graf Gröben wird alles in Bewegung setzen, um bei dem Kronprinzen zu bleiben, und ich fürchte, es wird ihm gelingen...

*

Posen, den 8. Mai 1832.

Der schriftliche Abschied, den General Röder vom Armeecorps, und der persönliche, den er vom Offiziercorps auf der Parade genommen hat, ist der erste ganz so, wie du weißt; und der zweite beinahe auch so, wie er in Berlin bekannt ist. Ein großes Glück ist es, daß dieser für den Krieg ganz unbrauchbare und im Frieden in dieser Provinz höchst schädliche Mann aus der Armee entfernt ist. Er will zwar noch ein Jahr hier bleiben, doch ist er jetzt ganz unschädlich, denn ein jeder kennt seine Kabalen und Intriguen und zieht sich zurück. Seine Absicht und geheimes Bestreben, Flottwell und Grolmann miteinander zu verfeinden, wäre ihm im Monat August vorigen Jahres beinahe geglückt, und unter uns gesagt, bin ich Veranlassung gewesen, daß dieser teuflische Plan gescheitert ist. Und da sich jetzt Grolmann und Flottwell persönlich kennen, so herrscht eine gegenseitige hohe Hochachtung und Freundschaft unter diesen Ehrenmännern. Grolmann ist aufgefordert, seine Ansichten über die Provinz und die Art, wie man sie am leichtesten germanisieren kann, einzuschicken, und dieser Entwurf,[2]) der von der Gründung des Großherzogtums bis auf die neuesten Zeiten geht, ist der gediegenste, der je in dieser Art geschrieben ist. Habe aber die Liebe und sprich über diese Angelegenheit nicht weiter. Ich lebe aber der festen Ueberzeugung, daß er seinen Plan durchsetzen wird, wenn nur der Kronprinz nicht dagegen wirkt. Doch selbst wenn er andrer Ansicht ist, wie ich gewiß überzeugt bin, muß der Kronprinz, wenn er die Gründe und die überzeugende Wahrheit des Grolmann gelesen hat, hiernach seine Ansicht ändern.

---

[1]) Der bisherige kommandierende General in Posen.

[2]) Es ist die früher erwähnte Denkschrift. Vgl. E. v. Conrady, Leben des Generals v. Grolmann, 3. Teil, S. 149 ff. und 274 ff. Am 9. Mai reichte Grolmann einen weiteren Bericht beim Kriegsminister ein, in dem er die Notwendigkeit darlegte, für zuverlässige Truppen in der Provinz zu sorgen, und die Mittel dafür angab.

Digitized by Google

Ob der Kronprinz aber diesen Aufsatz jetzt schon erhalten hat, zweifle ich. Er ist eigentlich gar nicht für ihn bestimmt. Wenn Du Witzleben siehst, so sage ihm, daß er dem Staate eine große Wohlthat erwiesen hat, daß wir Grolmann gerade hier in dieser Provinz erhalten haben. Hast du den hiesigen Landtagsabschied gelesen? Er ist sehr gut verfaßt, besonders man erkennt den Geist von Flottwell darin. Besonders ist die Petition wegen der polnischen Sprache sehr entscheidend beantwortet, was wahrlich von einem guten Einfluß auf die preußischen Behörden sein wird, um hiernach das Germanisieren kräftig zu betreiben. Es wäre aber ein großer Rückschritt, wenn, wie es heißt, bei der Eröffnung des dritten Landtages am 18. Januar kommenden Jahres der Statthalter herkäme. Es würde wahrlich keinen Nutzen, aber wohl Schaden herbeiführen, denn Flottwell und auch Grolmann hoffen noch, seine Ankunft zu hintertreiben. Das Werk „Die Polen in und bei Elbing" kann meiner Ansicht nicht vom Major v. Brandt sein.[1]) Denn einmal würde er sich nicht selber loben, wie es Seite 20 zu sehen ist. Anderenteils ist er ein Anhänger der Polen, der ihre Schwächen und Schandthaten nicht freiwillig aufdecken würde. Gröbens Versetzung aus dieser Provinz ist ein großer Nachteil, denn er kannte die Schlechtigkeit der Polen und hatte einen festen Charakter. Röders Hinterlist und Schändlichkeit ist Veranlassung, daß er eine Versetzung nachgesucht hat. Denke Dir, wie Gröben jetzt den Roten Adlerorden zweiter Klasse erhalten hat und sich bei General Röder meldet, sagt ihm letzterer in meinem Beisein auf der Parade: „Ich bin recht erstaunt gewesen, Sie auch auf der Ordensliste als Ritter eines neuen Ordens zu finden, wovon ich früher keine Ahnung hatte." ...

*

Posen, den 17. Mai 1832.

Ich eile, Dir zu benachrichtigen, daß der General v. Grolmann den 20. d. M. in Berlin eintreffen wird, um den dortigen Frühjahrsübungen mit beizuwohnen. Von seiner Anwesenheit in der Residenz verspreche ich mir manches Gute für die hiesige Provinz. Er kennt das Treiben und die geheimen politischen Ansichten der hiesigen Polen ganz genau. Sein Entwurf und die Vorschläge, auf welche Art und Weise man diese Provinz germanisieren kann und soll, sind das Gediegenste und Prächtigste, was ich je in dieser Sache gelesen habe. Der Minister v. Brenn hatte ihn aufgefordert, seine

[1]) Die Broschüre war in der That von Brandt verfaßt. S. die Lebensgeschichte des Generals v. Brandt, Band 2, S. 183. Allerdings war der Verfasser selbst mit der Art der Veröffentlichung seiner Schrift, für die er den Geheimrat Tzschoppe verantwortlich machte, nicht zufrieden. Uebrigens ist Brandts Polenfreundschaft von Wrangel wohl etwas übertrieben. Später traten sich beide näher. S. Brandts Lebensgeschichte, Band 3, S. 59 ff. — Bei den Vorgängen in und bei Elbing handelte es sich um Schwierigkeiten, die die nach Preußen übergetretenen aufständischen polnischen Soldaten der preußischen Regierung verursachten. Vergl. Treitschke, Deutsche Geschichte, Band 4, S. 208 ff.

Digitized by Google

Ansichten hierüber mitzuteilen;[1]) auch dem Kriegsminister hat er hiervon eine Abschrift zugefertigt. Die vorgeschlagenen Veränderungen sind aber so großartiger Natur (wenn freilich dem Zweck ganz entsprechend), daß der schwache Brenn sie unmöglich ins Leben rufen kann. Daher wird Grolmann sie durch Witzleben dem Könige einhändigen lassen. Vereinige Deine Wünsche mit den meinigen, daß sie der Monarch gutheißen möge. Ich bitte, sprich hierüber aber mit niemand. Doch wird Dir Grolmann wohl selber davon Kenntnis geben ... Die Ernennung von Ancillon[2]) hat uns alle auf das äußerste überrascht und betrübt. Metternich wird sich aber wohl freuen? In der Anlage schicke ich Dir die „Posener Zeitung“ vom 15. dieses. Du wirst daraus entnehmen, daß die Polen das Denkmal auf dem Galtgarbenberge[3]) zerstört haben. Sammle auch Du Beiträge, daß es wieder aufgerichtet werden kann. Man ist jetzt auch in Preußen wütend auf diese Vagabunden. Zeige es doch dem Kronprinzen.

Vorgestern fand hier die Rehabilitation von drei desertiert gewesenen Offizieren des 19. Landwehrregiments, v. Lipski, v. Wilponski u. s. w., unter dem Zulauf der halben Bevölkerung von Posen statt. Dieses voraussehend, hatte ich ein ganzes Bataillon zur Parade kommandieren lassen, um so auf alles mehr gefaßt zu sein. Doch alles ging ruhig vorüber. Der General v. Röder hat sich aber hierbei, um sich in Gunst bei den Polen zu setzen und sich liberal zu zeigen, auf eine Art benommen, wodurch er der wenigen Achtung, die er noch hin und wieder bei einigen Deutschen hatte, ganz verlustig gegangen ist. Röder, der nie anders als in Zivilkleidern mit einem runden Hut geht, erschien an diesem Tage mit Diensthosen, Mantel und Mütze und drängte sich so in den vom Militär gebildeten Kreis, wo er der Zeremonie mit beiwohnte, und gleich darauf, als man die Arrestanten wieder abführen wollte, ging er ihnen eilig nach, worauf dummerweise der die Arrestanten eskortierende Offizier Halt machen ließ. Darauf trat Röder an die Polen heran, *nahm die Mütze ab* und sagte: „Meine Herren, ich habe, da ich noch im Dienste war, stets die lebhafteste Teilnahme an Ihrem Unglück genommen und bin stets bemüht gewesen, Ihr hartes Schicksal zu mildern, jetzt kann ich nichts mehr für Sie thun, als Ihnen meine Teilnahme erneuert zu versichern und Ihnen Glück zu wünschen, daß Sie wieder in unsrer Mitte aufgenommen sind.“ Hierauf drückte er jedem dieser drei Polen ganz freundschaftlich die Hände und zog sich wie ein begossener Hund zurück, als die Polen ihm auch nicht ein Wort des Dankes sagten und schon eher als er ihre Mützen aufgesetzt hatten.

Es ist ein Glück, daß ich nicht bei Abhaltung der Parade dabei gewesen

---

[1]) Vergl. E. v. Conrady a. a. O. S. 143 ff. Das Schreiben des Ministers ist vom 9. Februar 1832. Frhr. v. Brenn hatte 1830 das von dem umfangreichen Geschäftskreis Schuckmanns neu abgezweigte Ministerium des Innern und der Polizei erhalten.

[2]) Ancillon war Staatsminister für die auswärtigen Angelegenheiten geworden.

[3]) Ueber das Denkmal auf der Waldhöhe des Galtgarben im Samland s. Passarge, Aus baltischen Landen, S. 33. Es ist der Erinnerung an die Freiheitskriege gewidmet.

Digitized by Google

bin (was ich absichtlich vermied, wohl stand aber mein Roß gesattelt im Stall). Denn sonst würde ich es nicht erlaubt haben, daß Röder mit den Arrestanten gesprochen hätte.

Willisen, dieser Liberale, paßt durchaus nicht für diese Provinz. Durch sein freies Reden schadet er hier wahrlich sehr; so sagte er neulich, er könne unmöglich glauben, daß die Polen das Denkmal auf dem Galtgarbenberge zerstört hätten, vielmehr wäre dieses von der preußischen Polizei veranstaltet, um hierdurch den guten Namen der Polen zu beschimpfen. Was soll man von solcher Sinnesart denken? Teile diese Geschichte dem Krauseneck[1]) mit, er möge machen, daß er bald von hier versetzt werde.

Es ist mir ordentlich unheimlich, daß der Grolmann nicht hier ist, und dennoch wünsche und hoffe ich, daß er auf Befehl des Königs noch einige Zeit länger in Berlin bleiben wird, um über die künftige Organisation der Provinz zu Rate gezogen zu werden, die durch uns eine Umgestaltung erhalten muß, wenn wir nicht genötigt sein wollen, bei einem etwaigen Kriege im Osten hier zwei Armeecorps zur Bewachung dieser Provinz zurückzulassen.

Flottwell grüßt bestens. Sein Benehmen gegen die Polen ist höflich und zuvorkommend. Doch läßt er alles strenge gesetzlich nehmen, und daher ist er bei den Polen auf eine Art verhaßt, wie noch keiner seiner Vorgänger es war. Ich fürchte aber, daß es Flottwell auch mit einigen der Minister und namentlich mit Brenn und Altenstein verdorben hat, und dieses würde mir sehr leid thun, weil es der guten Sache hinderlich sein würde.

Aus Relations ist mir ein Geheimrat Schoppe,[2]) vortragender Rat bei Brenn, bekannt geworden, der ein wahrer Patriot ist und alles aufbietet, um in dieser Provinz eine bessere Ordnung der Dinge einzuführen ...

*

Posen, den 12. Juni 1829.

Die Herren in Berlin finden die Pläne des Generalleutnant v. Grolmann in Bezug auf diese Provinz sehr schön und zweckmäßig; doch fehlt es an Kraft, Bestimmungen ergehen zu lassen, um sie ins Leben zu rufen ...

*

Posen, den 17. August 1832.

Wir werden in diesem Jahr wohl keinen Landtag haben, denn die Edelleute, die zu Deputierten gewählt worden sind, haben es alle anzunehmen abgelehnt, weil ihre in Polen gewesenen Konsorten von der Beiwohnung des Landtages

---

[1]) Seit 1829 Chef des Generalstabs der Armee.

[2]) Es ist ohne Zweifel Geheimrat Tzschoppe gemeint, der ein begabter Beamter war, aber aus der Zeit der Demagogenverfolgung nicht im besten Andenken steht. Wenn er sich den polnischen Wünschen abgeneigt zeigte, so hängt das wohl damit zusammen, daß er, wie bekannt, ein eifriger Bekämpfer der ultramontanen Umtriebe war. Vergl. über ihn den Artikel von H. v. Petersdorff in der Allgemeinen deutschen Biographie, Band 39, S. 66 ff.

Digitized by Google

ausgeschlossen sind. Leider wird hier der Schmeding[1]) erwartet, um die Trennung des hiesigen Gymnasiums und Einrichtung eines katholischen, was dem Staate 24000 Thaler kostet und in dem die Geistlichkeit den größten und einzigen Einfluß haben wird, zu veranlassen. Wenn man solche Rückschritte in der Germanisierung der hiesigen Provinz thut, so muß man wirklich an einer Besserung der Verhältnisse verzweifeln. Grolmann, dieser Ehrenmann, kann leider gegen diese neue Maßregel nicht mehr thun, als er als kräftiger Mann gethan hat ...

*

Posen, den 23. November 1832.

Von der Anwesenheit des Grolmann und Flottwell hoffe ich viel Gutes für die Provinz, und da Rußland eine so umfassende Amnestie für Polen ausgesprochen hat, so müssen wir auch eine solche geben, nächstdem aber solche kräftige und entscheidende Maßregeln zur Germanisierung der Provinz treffen, daß man des guten Erfolges sicher sei. Dahin gehört, daß in allen Schulen die Unterrichtssprache deutsch (mit Ausnahme einiger weniger, wo sie deutsch und polnisch),[2]) die Sprache vor Gericht und vor allen Behörden deutsch sein muß, der Statthalter anderwärts befördert, daß der Stab der 4. Division von Stargard nach Bromberg verlegt, die polnischen Rekruten in andre Provinzen geschickt werden.

*

Posen, den 20. Dezember 1832.

Von der Anwesenheit des Grolmann in Berlin hoffe ich sehr viel Gutes für diese Provinz, und thut es wahrlich not, daß man endlich anfängt, die hiesigen Polen zu germanisieren. Die Regierung und der Monarch muß es aber aussprechen. Flottwell hat zu liberale Ideen in dieser Beziehung und hat noch den tollen Glauben, daß man durch Nachgiebigkeit diese Menschen gewinnen könnte, die absichtlich der Regierung Trotz bieten. Flottwell hofft noch, von diesen Polen geliebt zu werden, obgleich dieses ein Unding ist und er mehr gehaßt wird, als es seine beiden Vorgänger waren, was ich ihm selber gesagt habe. Hier will man die Nachricht haben, daß Grolmann und Flottwell im Staatsministerium sehr heftig zusammengeraten sind und daß infolgedessen der Kronprinz sich mißbilligend über die zu strengen Maßregeln, die Grolmann in betreff der hiesigen Provinz angeraten hat, geäußert haben soll. Etwas scheint hiervon wahr zu sein.[3])

*

Posen, den 31. Dezember 1832.

Deine gütige Mitteilung über die künftige neue Verwaltung der hiesigen Provinz macht mich wahrlich recht glücklich. Ein jeder mit dem Stande der

---

[1]) Der katholische Geheimrat Schmedding im Kultusministerium.

[2]) Zu ergänzen: sein kann.

[3]) Vergl. hierzu den pessimistisch gehaltenen Brief Grolmanns bei C. v. Conrady a. a. O. S. 170.

Digitized by Google

Dinge vertraute Mensch muß es zum Heil des preußischen Staates wünschen, daß die Provinz germanisiert werde. Ueber diesen Punkt hat Willisen sehr richtige Ansichten. Interessant ist es, was Clausewitz in seinem zweiten Teil Seite 175 über die Teilung von Polen gesagt hat. Ueberhaupt ist der zweite Teil von Clausewitz sehr lehrreich,[1]) und studiere ich ihn mit hohem Interesse. Uebrigens kann ich Dir versichern, daß Grolmann und Flottwell über manche Einrichtungen in dieser Provinz sehr verschiedene Ansichten hatten, namentlich wollte Grolmann, daß die neuen Voitsämter[2]) durch alte Militärs besetzt würden, hingegen Flottwell die Besetzung durch Eingeborene, von den Edelleuten gewählte, haben. Ich fürchte sehr, daß Grolmann uns verlassen und zum Kriegsminister berufen werden wird, was in persönlicher Hinsicht mir sehr leid thun würde...

*

Posen, den 15. Januar [1833].

Ich eile Dir zu benachrichtigen, daß die Bewohner von Posen durch die gestern früh erfolgte Arretierung des Regierungsrats a. D. Schumann in große Bewegung und hohe Spannung versetzt worden sind. Diese Maßregel soll auf Veranlassung des Ministers v. Brenn, der hierzu einen eignen Polizei-Inspektor hergesandt hat, veranlaßt worden sein. Die Polen, die eine kräftige Einschreitung von seiten der hiesigen Regierung nicht gewohnt sind, hielten die gestrige Beschlagnahme der Papiere des Schumann für einen bloßen Irrtum und meinten, die Sache würde sich ganz zum Vorteil des Beschuldigten ausweisen. Jedoch heute, da sie in Erfahrung gebracht, daß Schumann in ein besonderes Arrestlokal gebracht und von Militär bewacht und, wie es heißt, nach Glogau transportiert werden soll, sehen die Polen mit größter Unruhe auf das dem Schumann betroffene Schicksal, weil wohl kein Pole ohne Einverständnis mit ihm gewesen und sie so mit Recht besorgt sind, daß ihre verbrecherischen Pläne mehr oder weniger aufgedeckt werden.

Mehrere polnische Edelleute und auch Eilboten sollen gestern Abend und heute früh die Stadt verlassen haben, gewiß um dieses wichtige Ereignis zur Warnung bekannt zu machen. Die deutsche Bevölkerung von Posen wünscht sich Glück, daß dieser dem preußischen Gouvernement so höchst gefährliche Mensch arretiert ist, und selbst ein gut gesinnter Pole, den ich eben gesprochen habe, sagte mir unverhohlen, daß der Schumann viele junge Polen zum Uebertritt nach Polen verführt und auf diese Weise die alleinige Schuld trage, daß sie später unglücklich geworden sind.

---

[1]) General v. Clausewitz war 1831 an der Cholera gestorben. Nach seinem Tode erschienen seine „Hinterlassene Werke über Krieg und Kriegführung", 10 Bände, 1832 bis 1837. Der zweite Teil dieser Werke ist zugleich der zweite Teil seiner Schrift „vom Kriege". Er sagt hier von den Polen: „Ihr liederliches Staatsleben und ihr unermeßlicher Leichtsinn gingen Hand in Hand und taumelten so in den Abgrund."

[2]) Ueber die Polizeiverwaltung durch die adligen „Woyts" s. Treitschke 4, Seite 558. Erst 1836 wurde die Frage definitiv geregelt. Die neuen Distriktskommissare waren meistens frühere Militärs.

Digitized by Google

Schumann ist auch zum Landtagsdeputierten des Wongrowitzer Kreises gewählt, hoffentlich wird er aber wohl nicht auf dem nächsten Landtag erscheinen.

Wie ich äußerlich erfahre, soll der Schumann mit den Leuten des Hambacher Festes [1]) in Verbindung stehen. Daß der Rittmeister v. Schachtmeyer, der ehemals bei dem 3. Kürassier-Regiment gestanden, gleichfalls zur Untersuchung gezogen ist, weil er unter anderm Namen dem Hambacher Fest in Person beigewohnt und als ein heftiger Redner aufgetreten ist, wirst Du wissen. Er ist gegenwärtig noch in Berlin ...

*

Posen, den 17. Januar 1833.

Infolge der Verhaftung des Schumann hat man gestern einen gewissen Professor Liebel,[2]) einen hiesigen Einwohner, arretiert. Er hat die Revolution in Polen mitgemacht und war infolgedessen zu neun Monaten Festungsstrafe verurteilt. Er ist in den Schumannschen Prozeß verwickelt und ist sein geheimer Sekretär gewesen. Posen gleicht einem aufgeregten Bienenschwarm. Der Erzbischof Dunin, den ich gestern besuchte, ist in größter Besorgnis, daß durch Schumann auch mehrere Geistliche kompromittiert würden. Auch Grabowsky und Kassius sind ihrer Person wegen in gleicher Angst.

*

Posen, den 25. Januar 1833.

Wenngleich über den Fortgang der Untersuchung des Schumann wenig bekannt wird, so läßt sich schon daraus, daß er fortwährend in Haft gehalten wird, mit Bestimmtheit annehmen, daß jedenfalls sein Vergehen von der Art ist, daß er mindestens zwei Jahre Gefängnisstrafe verwirkt hat; denn sonst könnte er als ansässiger Gutsbesitzer nicht in persönlicher Haft gehalten werden, und scheint so viel gewiß zu sein, daß hier im Großherzogtum revolutionäre Umtriebe zur Wiederherstellung Polens existiert haben. Ueber diese Entdeckung bin ich froh wie ein König, denn hierdurch sind meine Behauptungen, die ich an den Herzog Karl, General Krauseneck, Witzleben und Fürst Wittgenstein gemacht habe, als der Wahrheit gemäß bestätigt, wovon sich aber der Oberpräsident Flottwell nie überzeugen wollte und gerade diesem entgegen nach Berlin berichtet hatte. Schade ist es, daß man nicht gleichzeitig mit Schumann die Papiere der Herren v. Grabowsky, Przelusky u. s. w. in Beschlag genommen hat. Schon am Abend der Arretierung des Schumann wäre es zu spät gewesen, die Papiere der andern Feinde des preußischen Gouvernements zu untersuchen, denn gleich bei der Nachricht von der Verhaftung des Schumann sind sicherlich alle verdächtigen Papiere verbrannt ...

*

[1]) Das Hambacher Fest konnte den Deutschen im preußischen Osten in erster Linie als eine Sympathiekundgebung für die Polen erscheinen.

[2]) Hiermit ist wohl Libelt gemeint. Karl Libelt, philosophischer Schriftsteller, war Ende 1830 nach Warschau gegangen, wo er als Artillerist in die polnische Nationalarmee eintrat. Im Jahre 1846 war er wieder an der Verschwörung beteiligt, wurde im Zellengefängnis in Berlin interniert, beim Ausbruch der Märzrevolution aber in Freiheit gesetzt.

Digitized by Google

Posen, den 5. Februar 1833.

Du sagst, die Politik schweigt und ist in Hintergrund getreten, woraus ich abnehme, daß wir Frieden behalten werden, und muß ich Dir ehrlich sagen, daß es zum erstenmal ist, daß ich wünsche, es möchte Frieden bleiben und zwar aus dem Grunde, daß der Prozeß der Germanisation der hiesigen Provinz mit Kraft und Ruhe verfolgt werde. Denn so viel kann ich Dir mit Bestimmtheit sagen, daß sich aus den Schumannschen Papieren vollständig ergiebt, daß er und die hiesigen Polen mit den revolutionären Deutschen und den Polen im Königreich, wie auch dem Polenkomitee in Paris in engster Verbindung zur Wiederherstellung des ehemaligen unabhängigen Polen stehen. Die Aufhebung des letzteren müssen wir von Frankreich fordern, denn obgleich Lellewel[1]) von Paris verwiesen ist, so hat er diese Stadt nicht verlassen, sondern nur ein andres Quartier bezogen. Schumann wird nicht so leicht als der Martens wegkommen, denn er ist als Landes- und Hochverräter, der die Regierung umstürzen wollte, zu betrachten und wird dieser Vergehen auch überführt werden. Der Dr. Liebelt, eine Kreatur von Schumann, ist noch in strenger Haft. Doch ist sein Vergehen nicht so groß, weil er bloß als Maschine gebraucht ist. Der hierher gesandte Polizei-Inspektor Duncker[2]) ist ein höchst gewandter Inquirent, und ihm allein hat es der Minister Brenn zu danken, daß die Umtriebe der Polen entdeckt worden sind. Der Mann muß in Gold gefaßt werden.

Vor einigen Tagen fand man hier auf dem Markte eine Katze am Laternenpfahl aufgehangen; sie hatte einen Zettel um den Hals, auf dem die Worte zu lesen waren: „Mit den Katzen fangen wir an, mit den Deutschen hören wir auf." Ganz kürzlich ist ein Herr v. Meletzky, der früher bei dem 18. Infanterie-Regiment als Freiwilliger auf ein Jahr gedient hat, aber zur Zeit der polnischen Revolution desertiert und nach Warschau gegangen ist, auf einer Insel im Goplosee, wo er sich fünf Monate verborgen gehalten hat, mit Hilfe von drei Gendarmen und einem Husaren verhaftet worden, wobei er, da er auch da noch die Flucht nehmen wollte, stark verwundet worden ist. Seine Verwandten, die mich baten, ich möchte zur Erleichterung seiner Strafe beitragen, sagten mir unverhohlen, daß er sich darum so lange verborgen gehalten hätte, weil er und alle Polen (selbst auch der Grabowsky) die gewisse Ueberzeugung gehabt hätten, es würde sich von neuem ein Krieg im Westen entzünden, an dem sie dann teilnehmen wollten. Die in Deinem letzten Brief an Lydia[3]) übersandte Einlage hat mir letztere mit-

---

[1]) Der polnische Historiker Lelewel, aus der deutschen Familie Lölhövel stammend, war einer der Hauptbeförderer der polnischen Revolution von 1830 gewesen. Nach der Niederlage der Polen begab er sich nach Paris. Ende 1832 wurde ihm auf Anregung des russischen Gesandten der fernere Aufenthalt daselbst versagt. Im März 1833 wurde er, weil er sein Versprechen, nicht wieder nach Paris zu kommen, verletzt habe, verhaftet und sodann aus Frankreich ausgewiesen. Er ging nun nach Brüssel. Sein Porträt im dritten Bande von Spaziers Geschichte des Aufstandes des polnischen Volkes.

[2]) Vergl. über diese populäre Persönlichkeit Temme, Erinnerungen S. 240.

[3]) Wrangels Gattin, Belows Schwester.

Digitized by Google

geteilt, und bitte ich, habe die Freundlichkeit, mir offen wissen zu lassen, ob bei der Gelegenheit, wo sich Flottwell über meinen zu großen Eifer in der polnischen Angelegenheit ausgelassen hat, auch der General v. Grolmann zugegen gewesen ist. Nur über diesen einzigen Punkt habe die Liebe, mir offen zu schreiben, weil ich mich in den Augen des Grolmann gerne rechtfertigen möchte, denn von diesem biedern Ehrenmann möchte ich nicht gerne verkannt werden ... Ehrlich gesagt, bleibe ich gerne noch ein Jahr hier, erstens um der Erziehung meiner Kinder wegen, und zweitens, um Augenzeuge zu sein, in welcher Art man mit der Germanisation der Provinz Posen vorschreiten wird. Ich bekenne ganz unverhohlen, daß ich an dem letzteren den innigsten Anteil nehme, weil ich die feste Ueberzeugung habe, daß es zum wahren Heil des preußischen Staates und zum Besten der hiesigen Bewohner ist; auch gegen ihren Willen muß man die letzteren glücklich machen.

*

Posen, den 15. März [1833].

Alles, was ich von Euren Landtagsunterhandlungen erfahren und, nachdem ich Eure Schlußadresse, die Du so gut gewesen bist mir zu übersenden, gelesen habe, kann ich Euerm regen volkstümlichen Streben nur die aufrichtigste Bewunderung zollen. Dagegen ist hier beinahe alles im Gegensatz verhandelt. Die Frage über Nationalität und über das Fortbestehen der polnischen Sprache war hier Hauptsache oder, wie sie sagten, die Lebensfrage. Und obgleich im zweiten Landtagsabschied der König über diese beiden Punkte sich wörtlich dahin ausgesprochen hat, daß dergleichen Petitionen nicht ferner vorkommen sollen und die Mehrheit der Stimmen diesen Antrag verwarf, so hat der Sulkowski solchen dennoch, nachdem er den zweiten und dritten Stand von den Beratungen ausschloß und vom ersten Stand gleichfalls 7 Stimmen dagegen waren, mit 14 Stimmen als gültig angenommen. Dagegen hat der zweite und dritte Stand und 7 aus dem ersten Stand gegen diese Eingabe eine recht gut und kräftig abgefaßte Protestation beigelegt, aus der der König sehen wird, was für ein Sinn der hier herrschende ist.

Sulkowski hat sich schwach und erbärmiglich benommen. Er wollte mit keiner Partei brechen und hat jetzt beide zu Feinden gemacht. Gegen das Gouvernement hat er sich schändlich betragen. Ich hoffe, man wird ihn von seiten des Oberpräsidenten nie wieder zum Landtagsmarschall in Vorschlag bringen. Der Graf von der Goltz, Blankensee, ein gewisser Grunwald, v. Massenbach haben sich recht gut benommen. Ich habe eine große Genugthuung erlebt. Denn der Oberpräsident hat endlich die Polen so kennen gelernt, als ich sie ihm früher geschildert habe, und dieses wird unendlich wohlthätig auf die Germanisation der hiesigen Provinz einwirken. Auch hat Flottwell seine Erfahrungen ohne Rückhalt an Lottum und an den Kronprinzen mitgeteilt. Grolmann hat einen sehr guten Einfluß auf Flottwell. Letzterer bittet, Du möchtest die Freundschaft haben und ihm recht bald Eure 37 Anträge im Auszuge mitteilen.

Die Aussicht, die die Polen noch hatten, den Statthalterposten wieder besetzt

Digitized by Google

zu sehen, ist ihnen endlich auch benommen worden. Denn der König hat befohlen, daß das Schloß vom Oberpräsidenten oder kommandierenden General bezogen werden soll, worüber sich die beiden Herren einigen sollten, und dieses ist sehr im Guten geschehen, so daß Flottwell das Schloß beziehen wird.

*

Posen, den 5. Juni 1833.

Die neuerdings im Königreich Polen stattgehabten Unruhen und die große Teilnahme, die die hiesigen Edelleute an den aus Frankreich zurückgekehrten polnischen Emissärs bewiesen haben, um diese heimlich bei sich zu verbergen und unter der Hand über die Grenze nach dem Königreich Polen zu schaffen, haben den General Grolmann in Uebereinstimmung mit Flottwell veranlaßt, einen Teil des Corps näher an der Grenze zu dislocieren ...

Die hiesige Dislokationsveränderung ist eine von den Umständen gebotene, durchaus weise Maßregel. Denn jene Grenzdistrikte lebten in einem freien, gesetzlosen Zustande, wo jede polizeiliche Maßregel wie der Rhein im Sande verschwand.

Mehrere polnische Emissäre, als der Oberst v. Kaminski und v. Krenski, sind ganz kürzlich arretiert. Das mehrste hiebei haben wir dem umsichtsvollen Duncker zu danken. Leider wird dieser Mann uns bald verlassen, weil er an andern Orten noch notwendiger gebraucht wird.

*

Posen, den 6. August 1833.

Ich war der Meinung, Du würdest mit dem ersten Transport der Polen bald in Pommern angelangt sein, als ich im Gegenteil aus Deinem Schreiben vom 24. v. M. ersehe, daß Du auch noch nicht einen Mann in Marsch gesetzt hast. Ich bitte, sage mir die Ursache, warum diese Maßregel ausgesetzt worden ist. Wollt Ihr die Polen noch zur Hilfsleistung bei der Ernte gebrauchen? In der Elbinger und Danziger Niederung kamen wenigstens in früheren Zeiten stets Polen hin, um bei der Ernte zu helfen; vielleicht hat der Schön aus dieser Rücksicht den Abmarsch der Polen noch verschoben?[1])

... Wir sind sehr froh, daß endlich Grolmanns Plan durchgegangen ist, daß das zweite Armeecorps diese veränderte[2]) Dislokation erhalten hat ... General Kinsky ist endlich angekommen; seine Geschäfte habe ich seit der Zeit mitversehen und hat mir solches viel Vergnügen gemacht, besonders daß ich 300 Mann nach Polen ausgetretene diesseitige Militärpflichtige aufgegriffen und

---

1) Die Gründe, weshalb sich die Entfernung der über die Grenze getretenen polnischen Soldaten verzögerte — ein Teil sollte auf dem Seeweg fortgeschafft werden —, waren verschiedener Art. Eine Ursache lag in Differenzen des Oberpräsidenten Th. v. Schön mit den Offizieren, die mit jener Aufgabe betraut waren. Vergl. G. E. v. Natzmer, Unter den Hohenzollern, Band 2, Seite 22 ff. — Below war übrigens inzwischen Kommandeur der schwarzen Husaren in Danzig geworden.

2) Wrangel hatte in den vorausgehenden Sätzen — die ich hier fortlasse — ausführlich über die Verlegung der Truppenkörper berichtet.

Digitized by Google

über Glogau nach dem III. Armeecorps habe abschicken können, unter denen sich 110 junge Edelleute aus den ersten Familien befinden ...

Das Judenedikt für Posen ist nicht umfassend genug, indem die Juden nicht der unbedingten Militärpflichtigkeit unterworfen sind, wie es Grolmanns[1]) gute Absicht war. Doch werden die erläuternden Erklärungen diesem Uebelstand möglichst abhelfen, ohne daß man den Ansichten des Kronprinzen zu nahe tritt.

*

Posen, den 19. November 1833.

Bei unserm Landtage wird wieder der Fürst Sulkowski zum Landtagsmarschall und der Graf Blankensee aus Filehne zu dessen Stellvertreter ernannt werden. Die Stände werden über die Einführung der Woits-Aemter viel debattieren. Ueber die allmählich immer mehr in Hintergrund kommende polnische Sprache ist ihnen zwar erlaubt zu sprechen, doch dürfen sie dieserwegen keine Petition einreichen. Wie man mir aus Berlin geschrieben hat, so haben sich der Einschiffung der Polen in Danzig unvorhergesehene erhebliche Hindernisse in Weg gelegt, und bitte ich, mir die Gründe gütigst wissen zu lassen, warum wir diese Polen nun noch länger futtern und bewachen müssen. Der Präsident v. Frankenberg[2]) ist kürzlich von Berlin zurückgekehrt und bringt die Nachricht, daß das Justizwesen in dieser Provinz manche Veränderung und, wie er hofft, auch Verbesserung erhalten wird. Der Flottwell reist jetzt viel in der Provinz herum, um sich persönlich von der Brauchbarkeit der Voits zu überzeugen. Diese beiden Herren vom Zivil wie auch Grolmann sind in den hier zu ergreifenden Maßregeln, die Provinz zu germanisieren, ganz einverstanden, und daher ist ein guter Erfolg zu erwarten. Der Präsident Leo, den wir aus Danzig bekommen haben, scheint hier nicht zu passen, er sucht bei seiner großen Beschränktheit dem Flottwell im stillen entgegenzuwirken und kann keine großartigen Ideen auffassen ...

*

Posen, den 16. Februar 1834.

Du wirst gütigst entschuldigen, daß ich erst heute Deinen freundlichen Brief beantworte und Dir für die übersandte Rede des Schön meinen besten Dank sage. Ich wollte aber Deinem Wunsche gemäß Dir gleichzeitig die Rede des Flottwell, die ich erst jetzt erhalten habe und hier angeschlossen ist, übersenden. Flottwell, der Dir herzlich grüßen läßt, bittet aber, Du möchtest diese Rede nicht zur Kenntnis des Schön bringen. Die Rede des letzteren, die sich einzig um die neue Schuleinrichtung dreht und sich wiederholt, hat mir und Grolmann nicht gefallen, dagegen hoffe ich, daß Du mit der Rede des Flottwell zufrieden sein wirst; sie ist erhaben und würdevoll, wie auch sein ganzes Betragen über alles Lob erhaben ist. Dieses kannst Du an Brünneck[3]) und alle seine Freunde sagen.

---

[1]) Vgl. E. v. Conrady a. a. O. S. 284 ff.

[2]) Appellationsgerichts-Präsident v. Frankenberg-Ludwigsdorff, naher Freund Grolmanns. Vergl. E. v. Conrady a. a. O. S. 229.

[3]) Wilh. v. Brünneck (1786—1866), einer der Namhaftesten aus dem Kreise der konstitutionellen Ostpreußen, von Friedrich Wilhelm IV. zum Oberburggrafen des Königreichs Preußen ernannt.

Digitized by Google

Damit du aber auch in stand gesetzt wirst, auch die Sinnesart vom Fürsten Sulkowski kennen zu lernen, schicke ich Dir seine hinterlistige diplomatische Rede mit, worin er kein Wort des Danks gegen den König, wohl aber von historischen Obliegenheiten spricht. In welcher Art er Flottwell erwähnt, ist höchst gemein. Kurz, Sulkowski ist der erste Mantelträger, den es giebt, und steht unter der Fuchtel des v. Grabowski, ohne den er kein Wort sagt. Habe die Liebe, mir eine treue Abschrift der Rede des Grafen Dönhoff mit nächstem zu schicken.

Vorvorgestern hat sich hier ein eigner Fall mit einem Polen, dem ehemaligen Deputierten und Landschaftsrat v. Kalckstein, zugetragen. Dieser Mann ist auch zur Zeit der Revolution in Polen gewesen und hat da gedient. Infolgedessen ist er zu einer neunmonatlichen Festungsstrafe verurteilt, wovon ihm jedoch die Hälfte erlassen ist. Von der Festung Cosel, wo er sitzt, hat er mit höherer Bewilligung einen vierzehntägigen Urlaub erhalten, die Geschäfte seiner Güter zu ordnen; statt dem kommt er hier nach Posen. Da es ein Befehl des Königs ist, daß von den Individuen, die zur Zeit der Revolution in Polen gewesen sind, sich keine Person während des Landtags hier in Posen aufhalten darf, so wurde auch ein Polizeigendarm ins Quartier von dem Kalckstein geschickt, um ihm anzudeuten, seine Abreise von Posen zu beschleunigen. Diesem widersetzte er sich und hat sich thätlich gegen ihn vergriffen. Es mußte daher Wache geholt und der Kalckstein so auf die Polizei geschleppt werden, von wo er gleich zur Stadt herausgebracht wurde. Diese Sache hat hier viel Aufsehen gemacht. Da sich Kalckstein gegen die Polizei und den Gendarmen wirklich vergriffen hat, so wird ihm der Prozeß gemacht und er mindestens mit fünf Monat Festung bestraft werden. Die Polen sind sich überall gleich, hier sowie in der Schweiz.

Der Antrag der preußischen Stände über die Befestigung einiger Punkte in Preußen ist wirklich herzerhebend. Ich wünschte nur, daß Ihr die Befestigung von Königsberg in Antrag brächtet ... Auf unserm Landtag sind ganz gesetzwidrige Petitionen in Antrag gebracht.

1. Um sofortige Freilassung des gegen alle Rechte in Arrest behaltenen Schumann;

2. um eine eigne Verfassung für das Großherzogtum Posen;

3. um eine Konstitution für das ganze Königreich;

4. wird gegen die Eigenmächtigkeit des Oberpräsidenten und der Regierung Klage geführt, daß er die Adler auf den Schildern der Landrats-, Voits- u. s. w. Aemter nicht wie bisher mit einem weißen Adler in der Mitte,[1]) sondern ganz schwarz zu machen befohlen hat.

Ferner haben die Polen ausgebracht, daß der Danziger Landtag sich über der Frage, ob eine Konstitution beantragt werden soll, entzweit und gleich auseinander gegangen wäre.

*

---

[1]) Zu derselben Zeit, als dem Großherzogtum ein polnischer Statthalter bewilligt worden war, hatte die preußische Regierung ihm auch, als Auszeichnung vor den andern Provinzen, ein besonderes Wappen gegeben, den weißen Adler im Herzschilde des preußischen.

Digitized by Google

Posen, den 4. November 1834.

Die kleinen Feldmanöver ... habe ich dieses Jahr selbst und zur Zufriedenheit von Hofmann [1]) und Grolmann ... geleitet ... Doch habe ich hierbei die erneuerte Ueberzeugung erlangt, daß wir viel zu wenig manövrieren. Die Offiziere sind zu ungewiß und wissen sich nicht zu benehmen. Die Ursache von Rochows [2]) Hiersein war eigentlich Flottwell. Letzterer war dem ersten, wo er konnte, entgegen, und um dieses zu beseitigen, ist der Minister auf die glückliche Idee gekommen, den ersten Schritt der Annäherung zu thun, und habe ich die Freude, Dir zu sagen, daß eine völlige Aussöhnung und recht aufrichtiges gegenseitiges Vertrauen herbeigeführt ist, woran Grolmann einen ehrenvollen Anteil hat. Dieser, obgleich er Rochow nie zum Minister gewählt haben würde, ist ihm jetzt, da er dazu ernannt ist, mit wahrer deutscher Biederkeit entgegengekommen. Dabei kann ich nicht unerwähnt lassen, daß sich der Rochow überaus umsichtsvoll, offen und zuvorkommend betragen hat. Er ist in alle Details der Regierungsgeschäfte eingegangen und hat hierbei recht viel Sachkenntnis bekundet. Auch alle Polen sind mit ihm ausnehmend zufrieden gewesen, bis auf einen gewissen Grafen v. Dzeduschitzki, der sich für einen gewissen v. Mikonski, der arretiert war, weil er einem polnischen Emissär aus dem Arrest geholfen hatte, verwandte.

Rochow hat die Polen in ihrer Denkungsart auf das genaueste kennen gelernt, wozu Grolmann und auch ich, wie auch Flottwell, der jetzt gerade so denkt als ich, das Ihrige dazu beigetragen haben. Sulkowski hat sich gegen Flottwell recht wie ein pfiffiger Diplomat benommen. Der Oberpräsident benachrichtigte den Fürsten von der Ankunft des Ministers und bat ihn, herzukommen. Der Prinz antwortete hierauf nicht, erschien aber auch nicht. Doch bat er den Minister, seine Rückreise über Reissen [3]) zu nehmen, das er auch annahm. Der Flottwell begleitete ihn bis Lissa. Hier war der Fürst zum Empfang des Ministers, da er aber den Flottwell nicht eingeladen hatte, so lehnte letzterer die mündliche Einladung, nach Reissen zu kommen, ab, und der Minister fuhr allein und traf am andern Tag in Fraustadt mit Flottwell wieder zusammen. Sulkowsky wollte den Flottwell nicht bei sich haben, um dem Minister so ganz allein über die Verwaltung klagen zu können. Der Rochow hat sein hinterlistiges Spiel ganz durchschaut und Flottwell sein Betragen ganz gebilligt ...

*

---

[1]) General v. Hoffmann, ein Kriegskamerad Grolmanns, war mit ihm gleichzeitig nach Posen versetzt worden und zwar als Kommandeur der 10. Division.

[2]) In demselben Jahre, aus dem dieser Brief stammt, hatte v. Rochow das Ministerium des Innern und der Polizei erhalten. Bekannt ist der heftige Konflikt, in den er nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. mit Schön geriet. Wrangel war dabei Gegner des letzteren. Im weiteren Verlauf dieses Streites wurde Wrangel von Königsberg noch Stettin versetzt, Schön und Rochow entlassen.

[3]) Das Schloß des Fürsten Sulkowski.

Digitized by Google

Berlin, den 4. Dezember 1834.

Flottwell ist mit der Entscheidung des Landtagsabschieds sehr zufrieden, und, unter uns gesagt, so soll sich in der Nationalfrage der Kronprinz sehr gut ausgesprochen und selber gleich den schriftlichen Entwurf hierzu eigenhändig aufgesetzt haben.



Pariser Besuche.

Von

Frédéric Loliée.

IV.

Persönliche Erinnerungen an Emile Zola.

Ob außerhalb Frankreichs im übrigen Europa das Hinscheiden des großen realistischen und symbolistischen Romandichters wohl einen so tiefen Eindruck gemacht hat, wie man es sich in Paris vorstellt? Man kann es nicht behaupten. In seinem Vaterland hat sein Tod die Leidenschaften zu ungewöhnlicher Schnelligkeit und Heftigkeit wieder entfacht. Ueberschwengliche Lobredner und wutschnaubende Gegner haben sich auf seine sterbliche Hülle wie auf eine Beute gestürzt.

Seit einigen Jahren hatten seine Werke nicht mehr das frühere Aufsehen erregt. Gewiß, man bewunderte sie noch, doch sozusagen mit abnehmender Intensität. Man glaubte in seinen letzten Büchern Spuren von Erschöpfung zu entdecken; man fand eine gewisse Einförmigkeit darin. Er war nicht mehr das Haupt einer Schule, das mit Beifall überschüttet oder heftig bekämpft wurde... Die Polemik ist für einen Augenblick wieder lebendig geworden und wird sich hinziehen, bis die Stunde gekommen ist, das wahre, das gerechte Urteil zu fällen.

Der unter zugleich so tragischen und banalen Umständen erfolgte Tod Zolas hat zum mindesten eine aufrichtige Rührung hervorgerufen, die sich mit spontaner Uebereinstimmung in den unter dem unmittelbaren Eindruck der Nachricht entstandenen Artikeln in allen Sprachen kundgegeben hat. Denn wenn er auch nicht den ersten Platz unter den geistigen Herrschern seiner Zeit einnahm, so gehörte er doch (so schwerfällig und materialistisch seine Methode auch gewesen ist), zweifellos zu der kleinen Zahl hochbedeutender Künstler, die wirklich einen Einfluß auf die Entwicklung der Weltlitteratur ausgeübt haben.

Im gegenwärtigen Augenblick, wo die französischen Blätter sich vor seinem Sarge wieder zu einer wütenden Agitation fortreißen lassen, und seine Persönlichkeit als Schriftsteller und Schöpfer für Freund wie Feind zum Anlaß wird, von neuem den unfruchtbaren politischen Leidenschaften die Zügel schießen zu

Digitized by Google

lassen, mag ich mich nicht unterfangen, hier auch nur eine summarische Würdigung seines Schaffens, seiner entscheidenden That oder seines Charakters als Denker zu entwerfen, sondern ich werde einfach, wie die Feder mich gerade führt, einige bei flüchtigen Begegnungen in engerem Kreise gesammelte Eindrücke und Erinnerungen aus der letzten Zeit hier wieder aufleben lassen.

*

Ich hatte mehrere Male die günstige Gelegenheit, Emile Zola zu sehen, zuerst bei Alphonse Daudet, mit dem ihn eine lange Freundschaft verband, weil sie trotz beträchtlicher Verschiedenheiten ihrer Geschmacksrichtungen denselben Göttern dienten; sodann auf seinem geliebten Landsitz in Médan und in seiner Pariser Villa. Es war mir vergönnt, dieses unruhevolle, vergrämte Gesicht in nächster Nähe zu beobachten, diese breite, energische, von Sorgenfalten durchfurchte Stirn, diesen düsteren, kurzsichtigen, durchdringenden, oft ironischen, fast boshaften Blick, diesen charakteristischen Mund, in dem sich viel Bitterkeit mit einem Ausdruck von Gutmütigkeit vereinte und dessen Oberlippe sich durch eine ganz eigenartige Muskelbewegung seltsam spöttisch nach oben schürzte. Ich hatte Gelegenheit, diese kraftvolle Stimme zu hören, die oft durch einen besonderen Ausdruck überraschte und bisweilen eine eigentümliche Klangfülle hatte.

Für die Leute, die, wie Maupassant sagt, im Leben der Menschen und in den Gegenständen, mit denen sie sich umgeben, die Erklärung für die Geheimnisse ihres Geistes suchen, mag Zola ein interessanter „Fall" gewesen sein. Die sehr persönliche Art, wie er sein inneres Leben organisiert, seine tägliche methodische Arbeit geregelt, sein dichterisches Schaffen systematisiert hatte, würde Stoff zu vielen pikanten Beobachtungen geben.

Mochte Zola auch in den meisten seiner Werke allzu oft das Beste von seiner Kraft auf die Hervorhebung des Häßlichen und Trivialen im menschlichen Leben verwenden: für sich selbst liebte er die Originalität, die Phantasie und das Romantische. Inmitten seiner riesigen Wandteppiche standen in bunter Unordnung Möbel aus allen Zeiten und allen Ländern einträchtig bei einander.

Mit besonderer Vorliebe weilte er auf seinem Landsitz in Médan und verließ ihn nur mit Bedauern, wenn er in die Stadt zurückkehren mußte, um dort in seinem stillen Hause die trüben Wintermonate zu verbringen. Es war ein einige Meilen von Paris entfernter Komplex von Gebäuden: ein viereckiger Turm, an dessen Fuß sich ein kleines Wohnhaus anlehnte. Er arbeitete dort in einem sehr weiten und hohen Raum, den ein auf die Ebene hinausgehendes großes Fenster in seiner ganzen Ausdehnung erhellte. Man war, wenn man die Schwelle überschritten hatte, erstaunt über das Tohuwabohu von Möbeln, alten und modernen Kunstgegenständen, mehr oder weniger authentischen Raritäten und ungezählten Nippsachen, die er dort aufgestellt, wie es seinem Liebhaberauge gerade gefallen hatte. Von seinen Fenstern aus sah er das Silberband der auf die benachbarte Ortschaft zufließenden Seine, dann eine weite Ebene, dahinter an den Abhängen der Hügelreihen hängende Dörfer und darüber endlich die die

Digitized by Google

Höhen krönenden Waldungen. Ehe er sich dem Automobilsport ergab, für den er eine große Vorliebe hatte, ging er nach dem Déjeuner gern eine zum Flusse führende, sich schlängelnde Allee hinunter, fuhr in seinem Boot, das nach einem seiner allzu berühmten Romane „Nana“ hieß, über den ersten Flußarm und landete am Ufer einer großen Insel, die er fast ganz angekauft hatte; er hatte sich dort einen eleganten Pavillon bauen lassen und pflegte darin während der heißen Sommerzeit Freunde zu empfangen.

In Médan kamen in den bewegten Zeiten der durch den Naturalismus hervorgerufenen Kämpfe der Meister und seine Schüler zusammen. Miteinander lebten und erzählten sie dort die „Soirées de Médan“. Der älteste der sechs, der Führer der Schar, war kaum 40 Jahre alt; die andern, Guy de Maupassant, Paul Alexis, Henry Céard, Léon Hennique und J. C. Huysmans traten voll Feuer und mit einer von Siegeshoffnungen erstrahlenden Phantasie an das Leben heran. Das war vor wenig mehr als 20 Jahren, und seitdem sind drei von ihnen aus dem Leben geschieden. Der vernichtende Hauch des Wahnsinns, des Todes und der Entmutigung ist über die vereinigte Gruppe dahingegangen.

*

Ehe Zola in Paris sich fern von den geräuschvollen, unruhigen Stadtteilen in seiner friedlichen, kostbar eingerichteten Wohnung in der Rue de Bruxelles niedergelassen, ehe er den Gipfel seiner Erfolge und seiner Wohlhabenheit erreicht hatte, war er, darin so vielen andern berühmten Emporkömmlingen gleich, durch viele Straßen gepilgert, viele Treppen hinaufgestiegen, hatte seine umherirrenden Penaten in vielen, manchmal den allerbescheidensten Behausungen aufgestellt. Zuerst wohnte er nacheinander in der Rue Monsieur le Prince, in der Rue Saint-Jacques, der Rue des Feuillantines, der Rue Saint-Victor und in der Rue Saint-Etienne du Mont, wo er das Zimmer innehatte, in dem Bernardin de Saint-Pierre im 18. Jahrhundert „Paul et Virginie“ geschrieben hatte; später wohnte er behaglicher in reicher ausgestatteten Entresols, bis er endlich das höchste Ziel seiner Wünsche erreichte und Besitzer einer prächtigen Villa wurde. Fleißige Biographen werden eines Tages daran gehen, die Geschichte dieser Wohnungen und der erfolgreichen Bestrebungen, die sie ihn zwischen ihren Mauern entwickeln sahen, zu schreiben, wie es in Frankreich mit Balzac und Victor Hugo geschehen ist.

Von dem Pavillon in der Rue de Bruxelles ist so manches Mal gesprochen worden, besonders zur Zeit der Zwangsversteigerung, deren Schauplatz er nach dem von den Schriftexperten der Affaire Dreyfus-Esterhazy gegen Emile Zola angestrengten Prozeß war. Ich habe sein Inneres noch sehr genau im Gedächtnis; es gewährte mit seiner etwas flammenden Farbenpracht einen prunkvollen Anblick. Der Besucher konnte sofort bemerken, daß Zola, nachdem er einer der reichen Paschas der Litteratur geworden war, zur Verschönerung seines Heims, wenn ich so sagen darf, die Fähigkeiten eines alten Dekorateurs und Tapissiers zu entfalten verstanden hatte. Er hatte besonders in Purpurrot gemalte Bilder

Digitized by Google

gern und hatte eine ausgesprochene Vorliebe für lebensvolle, warme Töne. Seiner Versicherung nach hatte er jede der ästhetischen Neigungen, die ihn trieben, in der Welt der Farben vor allem das Rot, Gelb und Grün des Malers Delacroix, mit Zwischenstufen von verblaßten Tönen und von Gelb in Verbindung mit Blau zu suchen, genau durchdacht.

Es war ein nichts weniger als alltäglicher Eindruck, den ich bekam, als ich zum ersten Male das Vestibül seines Hauses in Paris betrat, wo einem gleich beim Eintritt ein fabelhaftes Gewimmel von Formen und Farben, eine unbeschreibliche Ueberfülle von Nippsachen und kostbaren Kunstgegenständen in die Augen springt, und als ich dann, um in das Arbeitskabinett des Dichters zu gelangen, die große Treppe hinaufstieg, die durch einen hohen Fensterstock Licht erhält und in der Mitte eine breite Plattform zum Ausruhen hat, als sollte es dem Blick dadurch leichter gemacht und ihm mehr Zeit gelassen werden, die ganze Pracht zu bewundern: das Malerische oder Fremdartige der Wandbekleidungen, der kunstvollen Reliefs, der alten Silberstickereien auf einem Grund von blauen Perlen, der alten Meßgewänder von broschierter Seide und zwischen dem allen die mannigfachen feinen Tapisserien und Gemälde, eine vergilbte Bauntapete, Rahmen mit Schmelzmalereien, Skizzen und illuminierten Kupferstichen. Dieser Eindruck erneuerte sich, wenn man in das Allerheiligste eintrat, das mit einer Sorgfalt eingerichtet war, wie man sie auf die Komposition einer Symphonie verwendet, in der jede Einzelheit, jede Note ihre Bedeutung, ihre Berechtigung, ihre in die Harmonie des Ganzen eingepaßte Wirkung hat — eine Harmonie, die hier ganz in altem Gold bestand. Ich sehe noch die an den Wänden hängenden, auf Goldgrund gemalten Bilder der Primitiven, das mit Büchern und kostbaren Gegenständen überladene Schreibpult des Dichters, den Korduanfauteuil, über dessen Rücklehne ein Stück karmesinroter Sammet herabhing, einst ein altes, mit mattgoldenem Laubwerk bedecktes Banner; dann das Ruhebett, darüber im Halbdunkel ein großes Stück schwarzer Sammet, in das mit Silber und grüner Seide Pfauen eingestickt waren; und endlich den prunkvollen Arbeitstisch mit den zerstreut herumliegenden Blättern, die er erst am Vormittag beschrieben hatte und die sein gewohntes tägliches Arbeitsquantum darstellten. Nulla dies sine linea.

*

So merkwürdig und interessant dieses Bild des Innern auch war, so konnte doch das Auge darauf nirgends länger ruhen; man mußte es mit einem raschen Blick überfliegen, um seine ganze Aufmerksamkeit auf den Herrn dieser Räume zu richten, der einem in liebenswürdiger Weise entgegenkam.

Leicht war es allerdings nicht, Zutritt zum Hause Emile Zolas zu erhalten. Es stand fast nur intimen Freunden oder wenigen Bevorzugten offen, die durch zufällige Umstände in seine Nähe gelangten. Gleichgültigen Persönlichkeiten blieb seine Thür streng verschlossen. Zola überließ sich nicht gern den Indiskretionen der Presse und wehrte sich dagegen so entschieden wie nur möglich. Seine Konversation war etwas kühl; er entwickelte dabei wenig Lebhaftigkeit, nur wenn er

Digitized by Google

Widerspruch fand in Bezug auf Theorien, die ihm Herzenssache waren und aus denen er sich sein Programm, sein Gesetz, seine Aesthetik gebildet hatte, wurde er warm. Dann fand er, um seine These zu verteidigen, im Augenblick ungezwungene Bilder, denen das Feuer seines Blickes und der erregte Ton viel Ausdruck verliehen. So kam es z. B. nicht selten vor, daß ihn jemand, gleichsam um ihm eine schöne Gelegenheit zu einem Plaidoyer pro domo sua zu geben, fragte, ob er im allgemeinen an eine Entsittlichung durch das Buch glaube.

„Keineswegs," erwiderte er dann, „das ist eine Absurdität. Das Buch beeinflußt die Sitten nicht, sondern es ist oder soll sein die getreue Wiedergabe dieser Sitten ... Im Grunde dauern nur die wahrhaft guten Werke fort. Ich nehme die Verantwortung für alles, was ich geschrieben habe, auf mich, weil ich die Gewißheit habe, meine Rechte als Künstler und als ehrlicher Mann nicht überschritten zu haben. Es wird ein Tag kommen, an dem, wenn mein Werk vollendet ist, man sich einigen muß, um es in seiner Gesamtheit abzuschätzen. Mein Gewissen läßt mich vollständig ruhig sein, und ich bin überzeugt (eine beglückende Gewißheit!), man wird, wie auch die endgültige Meinung sein wird, von mir sagen, daß ich ein Ueberzeugter war; und darauf kommt es mir vor allem an!"

Man brachte ihn gern auf das Kapitel von den Anfängen seiner Laufbahn. Kein Schriftsteller hatte einen bekannteren und berühmteren Namen weit und breit in der Welt. Doch hatte er lange zu kämpfen gehabt. Er hatte, wie viele seiner älteren Berufsgenossen, schwere Zeiten durchgemacht. Er liebte es, sich daran zu erinnern und sich diese Zeiten zu vergegenwärtigen. Wie er in den beiden ersten Jahren, die er in Paris verbrachte, oftmals von den nötigsten Lebensbedürfnissen entblößt war, ohne daß die furchtbaren Stürme der Wirklichkeit jemals sein Selbstvertrauen erschüttert hätten; wie er mit dem Verleger Lacroix in Verbindung trat, der sein erstes Pariser Buch, die „Contes à Ninon" herausgab, das beim Publikum noch auf Gleichgültigkeit stieß; wie dann die ersten kleinen Erfolge kamen, doch trotzdem noch von Zeit zu Zeit Zweifel in ihm auftauchten, die ihn auf den Gedanken brachten, eine administrative Laufbahn zu ergreifen; wie endlich unter heißen Wort- und Ideenkämpfen, die sich um seine Werke erhoben, sein Name rasch stieg, und dann die Periode des Ruhmes für ihn anbrach, die fruchtbare Periode der Riesenauflagen, eine Zeit der herrlichsten Blüte, während noch immer der Streit der Meinungen tobte — von dem allem pflegte er gern zu erzählen.

Mit großem Behagen betonte er auch, besonders wenn er das Wort an junge Leute richtete, den fundamentalen Gedanken, daß die Arbeit an und für sich gesund und daß sie das einzige Mittel ist, vom Leben das, was es Trügerisches und Trauriges hat, zu vergessen.

„Arbeitet, Jünglinge! ... Ich, der ich nichts als ein Arbeiter gewesen bin, darf euch die ganze Wohlthat der langen, angestrengten Arbeit rühmen, die meine Tage ausgefüllt hat. In den Stunden des Suchens und Tastens habe ich das Elend und die Verzweiflung kennen gelernt; später bin ich erbittert bekämpft,

Digitized by Google

verleugnet und beschimpft worden; nun, ich habe nur einen Glauben, eine Kraft gehabt: die Arbeit!"

Wenn von weniger tröstlichen Dingen die Rede war, gab er im vertraulichen Gespräch bisweilen unbestimmten persönlichen Besorgnissen Ausdruck, so der ihn oft befallenden Angst, durch einen überraschenden gewaltsamen Tod ohne vorherige Mahnung in voller Thätigkeit aus dem Leben abberufen zu werden. Denn, seltsam, dieser Sinnen- und Nervenmensch, dessen Erregbarkeit unaufhörlich von einer ihn ganz einnehmenden und treibenden Idee aufgerüttelt wurde, hatte die Furcht, plötzlich zu sterben, und diese Furcht erfaßte ihn in Krisen. Wenn er mit der Eisenbahn reiste, empfand er manchmal die Angst, in einem Tunnel festgehalten zu werden, dessen beide Enden einstürzten ... Man half ihm, diese düsteren Visionen zu verscheuchen. Obwohl in seinen letzten Jahren seine nervösen Störungen sich sehr gesteigert hatten, fand man ihn doch noch im Besitz einer großen Reserve von Kräften. Seine physische und psychische Konstitution fühlte sich nicht in ihren innersten Energieprinzipien berührt. Er sah noch schöne Jahre des Schaffens voraus für die Vollendung der neuen und verschiedenen Werke, mit denen er seine ungeheuer produktive Laufbahn zu krönen hoffte. Und er überließ sich weitreichenden Gedanken über das Geheimnis der Zukunft, des letzten Richters über das Talent und den Ruhm. Zola hatte, wie Balzac und Flaubert, ein scharf ausgesprochenes Gefühl der Besorgnis vor der Nachwelt.

„Wir gehen," behauptete er, „durch das Uebermaß der Metapher zu Grunde ... Wir verwenden zu viel Wissenschaft, zu viel emsige Kleinlichkeit auf das Bestreben, mit Worten zu malen, die Sätze zu meißeln wie Marmorbilder und selbst den Duft der Dinge aus den Worten herauszuheben. Alles dies geht uns auf die Nerven; und das erscheint uns köstlich, kommt uns vollkommen vor. Nur fragt es sich, was werden unsre Nachkommen dazu sagen? Ihre Empfindungsweise wird anders sein; und ich bin überzeugt, daß sie vor manchen unsrer Schöpfungen, die gegenwärtig Beifall finden, verblüfft dastehen werden. Fast alles wird dann veraltet sein."

Und wenn man ihn drängte, Namen zu nennen, Bücher und Schriftsteller anzuführen, fügte er hinzu:

„Ich will niemand nennen. Aber ich habe mich in Gedanken oft damit beschäftigt, diejenigen von uns ausfindig zu machen, gegen die sich die Nachwelt nachsichtslos zeigen wird, und ich glaube, daß die Größten vor den Kopf gestoßen werden."

So sprach dieser starke Geist, der im Grunde pessimistisch geblieben war — obwohl er seit fünf oder sechs Jahren seine Hoffnungen der ungewissen Zukunft einer besseren, edleren, um ihren Ruhm besorgteren Menschheit entgegengetragen hatte — so sprach Emile Zola uns seine ängstlichen Zweifel aus über den Unbestand scheinbar festgegründeter Namen und Werke, mochten es selbst sein eigner Name und seine eignen Werke sein.



Digitized by Google

Der Dilettantismus in der Politik.

Von einem deutschen Diplomaten.

Froude, James Anthony Froude, dessen Namen der älteren Generation deutscher Tagesschriftsteller wohlbekannt sein dürfte, die jüngere liest ja nur die eignen Produkte, hat 1857 einen interessanten Aufsatz über „die östliche Frage", damals die russisch-türkisch-englisch-französische, veröffentlicht, der später auch in die von ihm herausgegebenen „Short studies on great subjects" aufgenommen worden ist. In dem Aufsatz schildert er in sehr unterhaltender Weise das Gebaren der Leute, die vor dem Krimkriege die öffentliche Meinung in England beeinflußt oder gar gemacht gehabt hätten. „Endlich," sagt er, „waren da die Dichter und Philosophen, die den Frieden satt hatten, die glaubten, daß die alten englischen Tugenden versumpften, die im Kriege (wenn er gerecht war oder als gerecht angesehen werden konnte) ein großes Werkzeug moralischer Wiedergeburt, eine elektrische Kraft sahen, fähig, aus dem stumpfsinnigen Schelm hinter dem Ladentisch einen Helden und aus seiner Schwindelelle ein flammendes Schwert zu machen. Das waren die Gefühle, die in England an der Arbeit waren, über die hinaus, die durch die Sendung des Fürsten Menschikoff und den Uebergang über den Pruth hervorgerufen worden waren, alle unbestimmt und unverträglich eins mit dem andern, im stande für den Augenblick die Nation zu einer gewaltigen Anstrengung zu erwecken und doch in ihrer Unklarheit den Samen der eignen schließlichen Enttäuschung in sich tragend. Wir wußten ebensowenig, was wirklich erreichbar war, als was wir selbst wollten. Finnland sollte wieder an Schweden kommen, die Ufer des Schwarzen Meeres an die Türkei. Wenn Rußland von der Meeresküste zurückgedrängt worden, wenn seine Festungen in Ruinen lägen und seine Flotten zerstört wären, dann, aber auch nur dann, würden unsre liberalen Politiker sich herbeilassen zu gestatten, daß es vor gänzlicher Vernichtung bewahrt bliebe." Wenn ein klarer Kopf sich der Mühe unterziehen wollte, ohne Furcht und Tadel die Erscheinungen zu schildern, die der Ausbruch und Verlauf des südafrikanischen Krieges in Deutschland, von andern Ländern nicht zu sprechen, gezeitigt hat, wir würden ein noch viel amüsanteres Bild von Stimmungen und Aeußerungen erhalten, als das, das Froude von den zu der Zeit des Krimkrieges in England herrschenden entworfen hat, und der Satz, mit dem er die Schlußbetrachtung seines Aufsatzes einleitet, würde auch auf die deutschen Pseudopolitiker Anwendung finden können. „Es bleibt noch übrig," schreibt er, „die Einwürfe zu erwägen, die nicht von lärmenden, hysterischen Personen vorgebracht werden, die sich für Politiker halten, weil sie rhetorische Gemeinplätze über Englands Mission und die Aufgabe der angelsächsischen Rasse loslassen, sondern von denen, die damit zufrieden sind, von Thatsachen zu lernen und dieselben ruhig zu erörtern."

Digitized by Google

Die Versuchung, als die Dilettanten in der Politik die lärmenden, hysterischen Personen zu bezeichnen, die sich in Gemeinplätzen bewegen, ist allerdings eine sehr große, aber wenn diese Definition auch eine recht zahlreiche Kategorie dieser gemeinschädlichen Individuen umfaßt, so schließt sie doch lange nicht alle diejenigen ein, die man mit Recht in die Gattung „Dilettanten" einreihen muß. Dilettanten waren, nach der älteren Auffassung, brave Leute, Liebhaber der Künste, und auch die Politik ist eine solche, die nicht allein genießen, sondern auch mitmachen wollten, und die oft auch Tüchtiges leisteten, ohne gerade Künstler von Fach zu sein; erst allmählich und durch die Schuld der Dilettanten selbst, ist dazu der Begriff der Stümperhaftigkeit gekommen. Es scheint daher, als ob man den zünftigen Politiker dem Dilettanten gegenüberstellen könnte, wenn es nur nicht auch unter den durch ihren Beruf zu der Beschäftigung mit der Politik Verurteilten so unzählig viele Dilettanten gäbe. So ist der Versuch, den Begriff des Dilettantismus in der Politik zu definieren, kaum weniger schwierig als der des weiland Dr. Faust, eine passende Uebersetzung für „Logos" zu finden. Vielleicht aber hilft uns der Mann aus der Verlegenheit, dem wir neben andern, größeren Dingen so viele geflügelte Worte verdanken. Fürst Bismarck schrieb am 15. Juli 1862 an Roon: „Wie sind wir Deutschen doch in den Ruf der schüchternen Bescheidenheit gekommen? Es ist keiner unter uns, der nicht vom Kriegführen bis zum Hundeflöhen alles besser verstände, als sämtliche gelernte Fachmänner, während es doch in andern Ländern viele giebt, die einräumen, von manchen Dingen weniger zu verstehen als andre und deshalb sich bescheiden und schweigen", und er hat damit den Finger auf einen der Hauptfehler der Deutschen, das Besserwissen, gelegt und damit auch die beste Definition vom politischen Dilettantismus gegeben, als der Sucht, über Sachen abzuurteilen, von denen man nichts versteht.

Politik wird heutzutage viel und überall getrieben, große und kleine, staatliche und munizipale, innere und äußere; am Biertisch, in den Redaktionen der Zeitungen und Zeitschriften, in Stadtverordnetenversammlungen und Magistratskollegien, in Parlamenten und Staatratssitzungen und nicht am wenigsten vielleicht auf den Thronen selbst. Bei der Menge der Persönlichkeiten, die so redend in das Räderwerk der Politik eingreifen, und nur um diese kann es sich handeln, ist es schwer, wenn nicht unmöglich, eine Grenze zwischen Berechtigten und Unberechtigten zu ziehen, sowie man das Verständnis und die Befähigung als Maßstab anlegt. Das Amt, wenn es die Berechtigung giebt, giebt, trotz des Sprichworts, nicht immer die Befähigung; zahlreiche Beispiele von aus Journalisten und Parlamentariern hervorgegangenen Staatsmännern sind dagegen der Beweis dafür, daß sich in den heterogensten Kreisen Leute finden, denen niemand die Berechtigung absprechen kann, für Politiker im höchsten und wahrsten Sinne des Wortes gehalten zu werden, während man andrerseits nur die politischen Mißerfolge der Leute anzusehen braucht, die äußerem Anschein nach für Adepten der schwarzen Kunst gehalten werden müßten, um zu der Ueberzeugung zu gegelangen, daß weder die rückschauende Arbeit des Historikers, noch die vorsorgende

Digitized by Google

des Diplomaten die Betreffenden vor dem Vorwurf des Dilettantismus in der Politik zu schützen im stande sind. Grade in Deutschland haben wir mit dem politischen Scharfblick unsrer bedeutendsten Geschichtsforscher um so traurigere Erfahrungen gemacht, als die öffentliche Meinung bei uns immer noch zu leicht geneigt ist, solchen Leuchten der Wissenschaft, die die Vergangenheit erhellen, auch einen besonderen Scharfblick für die Politik des Tages zuzutrauen. Am wesentlichsten aber in seinen erschwerenden und behindernden Wirkungen für die verantwortlichen Leiter der Politik ist der Dilettantismus, der sich in der Beurteilung politischer Fragen in parlamentarischen Körperschaften und der Presse breit zu machen pflegt. Die innere Geschichte Preußens und Deutschlands von 1859 bis 1864, d. h. der Zeitabschnitt, der die Entwicklung der preußischen Armee und Diplomatie zu den vollkommenen Instrumenten gesehen hat, die die Aufrichtung der preußischen Hegemonie und des Deutschen Reichs ermöglichten, bieten dafür nur zu viele traurige Beispiele. Und doch waren die Männer, die weder die Notwendigkeit der Reorganisation der Armee in 1859, noch die Kriege von 1864 und 1866 begreifen konnten, im Grunde genommen verständige Leute, die es nur unmöglich fanden, sich aus dem Sumpf der Phrase auf die Höhe des Gedankens zu retten. Der Altreichskanzler hat sich oft bitter über den Dilettantismus der Parlamentarier und der Presse beschwert, die seine Arbeit verzehnfachte und ihn oft am Erfolge seiner wohldurchdachten Züge auf dem Schachbrett der Politik zweifeln ließ. „Die öffentliche Meinung," so schreibt er in seinen „Gedanken und Erinnerungen" (II. 12) „war in den gebildeten Mittelständen Deutschlands ohne Zweifel augustenburgisch, in derselben Urteilslosigkeit, die sich früher den Polonismus und später die künstliche Begeisterung für die battenbergische Bulgarei als deutsches Nationalinteresse unterschieben ließ. Die Mache der Presse war in diesen beiden etwas analogen Lagen betrübend erfolgreich und die öffentliche Dummheit für ihre Wirkung so empfänglich wie immer... Mein Respekt vor der sogenannten öffentlichen Meinung, das heißt vor dem Lärm der Redner und der Zeitungen, war niemals groß gewesen, wurde aber in Betreff der auswärtigen Politik in den beiden eben verglichenen Fällen noch erheblich herabgedrückt." Man irrt wohl nicht, wenn man annimmt, daß der Lärm der Redner und der Zeitungen 1899—1902 das Urteil des Fürsten nur verschärft haben und daher ein kräftiges „Quos ego" denjenigen auf die Köpfe gefahren sein würde, die sich erlaubten, die Linien der Regierung mit ihrem Dilettantismus zu durchkreuzen.

Unser Vaterland ist recht eigentlich die Geburts- und Nährstätte des politischen Dilettantismus. Der Gründe dafür sind viele; nicht der unbedeutendste derselben ist der Mangel an dem Gefühl der politischen Verantwortlichkeit bei Parlamentariern und Journalisten. In andern Ländern giebt es niemand, der einer von diesen beiden Klassen angehörte, der nicht wie der französische Soldat den Marschallstab im Tornister trüge, d. h. der nicht die Möglichkeit vor sich sähe, dereinst eine bedeutende Rolle in der Geschichte seines Vaterlandes spielen zu können. Bei uns ist das nicht der Fall, die Parlamentarier, denen die Aus-

Digitized by Google

sicht auf einen Ministerstuhl winken könnte, lassen sich an den Fingern beider Hände abzählen, und was die Journalisten betrifft, so dürften die fünf Finger einer Hand bereits weit über das Erfordernis herausgehen. Darum wird so viel geredet und geschrieben, was niemand reden oder schreiben würde, wenn er glaubte, einmal in die Lage kommen zu können, das gesprochene oder geschriebene Wort in Thaten ummünzen zu müssen. Für die Partei, sei es die größere politische oder die kleinere der Kirchturminteressen, wird geredet und geschrieben, an das Vaterland, an die gewaltigen und gewichtigen Interessen desselben denkt in Wirklichkeit niemand, so oft auch der Name desselben unnütz im Munde geführt wird. Was geredet und geschrieben wird, sind Schall und Rauch. Vox, et praeterea nihil. Daß dem so sei, ist nur zum Teil und zum kleinsten Teil die Schuld unsers Regierungssystems, zum bei weitem größern die des Dilettantismus, der sich besonders in parlamentarischen und journalistischen Kreisen eingebürgert hat. Es ist ja freilich viel bequemer, über Sachen zu reden und zu schreiben, von denen man wenig oder nichts weiß, als sich in mühsamer Arbeit über Dinge zu informieren, die einem mehr oder weniger fern liegen, aber man wird auch bei uns in den sauren Apfel der ernsthaften Beschäftigung mit den Fragen der auswärtigen Politik beißen müssen, wenn man eine Aenderung in dem bestehenden Zustande — und ich stehe nicht an, eine solche als wünschenswert und notwendig zu bezeichnen — herbeiführen will. Nur an dem Grabe des Dilettantismus kann das Verständnis für die wahren Bedürfnisse und Forderungen der Politik erblühen, also fort mit dem Scheusal, in die Wolfsschlucht. Es hat schon genug Unheil angerichtet.



Das große Shakespeare-Baconsche Geheimnis.

Von

Karl Blind.

Ein Oelfleck greift rasch um sich. Seuchen, körperliche und geistige, stecken oft merkwürdig an. Nicht bloß im Mittelalter, zur Zeit, da „man die Juden brannte“ und Geißeler und Tanzwütige ihre Narretei ganz ernsthaft betrieben: auch in unsrer Zeit ergreift manchmal ein sonderbarer Rappel den Geist oder Ungeist leicht erregbarer Schichten.

Die „Gesundbeter“ sind ja augenblicklich sogar in dem kritisch veranlagten Berlin wunderbar thätig. Tische werden wieder munter gerückt und Geister beschworen. Wohl das Merkwürdigste daran ist, daß manchmal, in einer Sitzung,

Digitized by Google

ein Gespenstiger nach dem andern in derselben sächselnden oder sonstigen Mundart seine Mitteilungen aus dem Jenseits macht.

Auch die Sterndeuter rücken uns von neuem auf den Leib. Sie wissen vom „tückischen Mars, dem alten Schadenstifter", und sonstigen zufällig mit klassischen Namen bezeichneten Gestirnen, gleich Seni im Wallensteinschen Lager, alle Ereignisse dieses unglücklichen Erdballes und den ganzen Lebenslauf des einzelnen Menschen abzuleiten. Wer's nicht glaubt, der zahlt einen Thaler.

In London bemühen sich die „Baconianer" die bisher landläufigen Ansichten über die Verschiedenheit der Dichter und Schriftsteller, die im sechzehnten Jahrhundert in England gelebt und geschrieben haben, „aus einem Punkte zu kurieren." Sie haben sich sogar schon zu einer eignen Gesellschaft zusammengeschlossen. Es sind, unter Führung der Amerikanerin Frau Gallup, die Anhänger der zuerst von einer andern Amerikanerin, Fräulein Delia Bacon, aufgebrachten Lehre: nicht Shakespeare, sondern sein großer Zeitgenosse, der Lord-Kanzler Francis Bacon, habe die unter Shakespeares Namen erschienenen Schauspiele und Gedichte verfaßt. Fräulein Delia Bacon, die sich der Namensbasenschaft mit dem berühmten Gelehrten erfreute, endete ihre Tage freilich im Irrenhaus.

Aus der Geheimschrift, die Frau Gallup in den künstlich verworrenen Druckbuchstaben der Shakespeareschen Werke entdeckt haben will, erfährt man höchst erstaunliche Enthüllungen. Bacon hat nicht bloß den ganzen Shakespeare geschrieben. Er ist auch der Verfasser der Werke von Spenser, Greene, Marlowe, eines Teiles der Werke von Ben Jonson, und der „Anatomy of Melancholy", die gewöhnlich — allerdings irrigerweise — Burton zugeschrieben wird. Kurz, Bacon ist der geheime Urheber der bedeutendsten litterarischen Erzeugnisse seines Zeitalters. Ueberdies bekennt er sich als Sohn der Königin Elisabeth, somit als den eigentlich rechtmäßigen Thronfolger.

So weit ist Frau Gallup bis jetzt gekommen. Vielleicht erweitert sie noch den Kreis ihrer Forschungen. Wie wäre es, wenn sie sich mit den Bekennern der Lehre von einem geisterhaften Vorleben und einer stets sich wiederholenden neuen Fleischwerdung der Menschen in Verbindung setzte, so daß Bacon schließlich die gesamte Weltlitteratur der Vorzeit verfaßt hätte? Es ginge auch so. Ce n'est que le premier pas qui coûte.

Bacon hat sich bekanntlich öfters einer Zifferschrift bedient. Er erwähnt dies selbst. Was aber Frau Gallup aus dem altertümlichen Durcheinander von verschiedenartigen Lettern im ersten Bande der Shakespeareschen Werke herausgelesen haben will, können andre, trotz heißen Bemühens, durchaus nicht darin finden. Da hilft sie sich denn mit der kühnen, schon ans Hochspiritistische streifenden Entgegnung: es bedürfe dazu ganz besonderer Fähigkeiten und einer Art höherer Eingebung (inspiration)!

Hier hört eigentlich schon alles auf. Indessen dürften, da ich dieser Tage einer ernsthaften Vorlesung zu Ehren der genannten Baconschen Zifferschrift beizuwohnen das Unglück hatte, ein paar weitere Bemerkungen doch von Nutzen

sein. In Weimar, wo man dem nichtswürdigen Shakespeare ein Denkmal neben Goethe und Schiller zu errichten im Begriff steht, hat man sich ja zu hüten, daß da kein Wechselbalg aufgenommen wird.

Also vor allem die leise Anfrage: Kann irgendwer glauben, daß Bacon, in England der kenntnisreichste Mann der Wissenschaft seiner Zeit, die zahlreichen Schnitzer in Erdkunde, Geschichte u. s. w. begangen hätte, die bei Shakespeare — so gewaltiger, die Mit- und Vorwelt überragender Dramatiker er auch war — zu finden sind? Hätte Bacon wohl dem Lande Böhmen eine Seeküste zugesprochen? Oder von dem Thore Mailands aus ein Schiff abfahren lassen? Hätte er Kanonen in seinen Dramen zu einer Zeit abgefeuert, wo es deren keine gab? Hätte er sich der andern sonderbaren Zeitverstöße schuldig gemacht, in die er bei Schilderung der Römer und verschiedener Völker verfällt? Weist das alles auf die Hand des gelehrten Bacon, der unter anderm „De Sapientia Veterum“ schrieb?

Ben Jonson, dessen Werke Bacon auch zum Teil verfaßt haben soll, war bekanntlich früher der eifersüchtige Bemäkler Shakespeares gewesen, zollte ihm aber nach seinem Tode hohe Anerkennung in einem bekannten Gedichte. An Böhmens Seehafen hatte schon der ebenfalls gelehrte Ben Jonson Anstoß genommen. Wir kommen also auf die sonderbare Thatsache, daß Bacon zwar den Shakespeare ganz und den Ben Jonson teilweise schrieb, daß aber derselbe, von Bacon verfaßte „Ben Jonson“ den ebenfalls von Bacon geschriebenen „Shakespeare“ angriff! Somit griff Bacon sich selbst an!

Bei den „Baconianern“ sind freilich alle Dinge möglich. Also natürlich auch diese Selbstgeißelung, dieser Taranteltanz gegen die eigne Persönlichkeit.

Daß bei Frau Gallup jedenfalls alle Dinge möglich sind, ergiebt sich aus dem Umstande, daß viele Stellen in der von ihr als Bacons bezeichneten Uebersetzung des Homer wörtlich mit der zweihundert Jahre später erschienenen Popeschen Umdichtung übereinstimmen. Da hätten wir schon den Lord-Kanzler als den „Inspirator“, den verborgenen geistigen Einbläser sogar eines lange nach seinen Lebzeiten veröffentlichten Uebersetzungsstückes. Es geschehen immer neue Zeichen und Wunder.

Ben Jonsons berühmtes Gedicht zu Ehren Shakespeares macht der amerikanischen Forscherin zwar etwas zu schaffen; allein sie nimmt auch dies Hindernis mit einem kühnen Sprunge.[1]) Obwohl Ben Jonson von Aischylos, Euripides, Sophokles und andern Dramatikern im Vergleich zu Shakespeares Werken spricht, und dabei die Trauerspiele und die Lustspiele Shakespeares klassisch mit „buskin“ (Kothurn) und „socks“ (soccus, leichte Sandale) einführt, erhebt sich Frau Gallup mit federleichtem Aufschwung zu der kühnen Behauptung: der Lobredner des großen englischen Dichters habe nur den Schauspieler Shakespeare rühmen wollen. Hupla!

Nun eine weitere Frage. Wer, der Bacons Werke und Schreibart kennt,

---

[1]) S. ihre eben erschienene Schrift: „Replies to Criticisms.“

Digitized by Google

vermag zu glauben, dieser Rechtsgelehrte und Mann der Wissenschaft habe die dichterische Ader besessen, die ihn befähigt hätte, Shakespeares Schauspiele und Sonette zu verfassen? — zumal die Schilderungen der Liebe, jener „großen Leidenschaft", über die Bacon so spöttisch als über eine „Schwachheit" aburteilte, die nur ins Lustspiel tauge? Was sich bei Bacon an Dichtungsversuchen findet, gleicht einem ärmlichen, aus der Ritze einer kahlen Mauer emporsprießenden Pflänzchen, gegenüber der Blüten- und Blumenpracht Shakespeares. Wäre es nötig, Zeugen aufzurufen: Romeo und Julia allein würden genügen.

Ueber alle Shakespeareschen Dramen sind eine Menge Andeutungen betreffend das Leben und Treiben der Schauspieler verstreut, wie sie einem, der selbst Schauspieler war und gern „die ganze Welt als eine Bühne" ansah, sehr nahe lagen. Wo aber hätte Bacon solch genaue Bühnenkenntnis erlangt? Diesen und andre Punkte hat der Schauspieler Sir Henry Irving in einem eingehenden Vortrage in New York treffend hervorgehoben. So auch den bezeichnenden Umstand, daß sich bei Shakespeare viele auf seine Heimat in Warwickshire bezügliche Orts- und Personennamen, Bruchstücke von Volksmären und Liedern finden. Soll man also annehmen, daß der in London geborene Bacon, um die Täuschung vollkommen zu machen, so ganz in Shakespeares Haut schlüpfte?

Und wie wurde Bacon diese genaue Kenntnis der Dinge in Warwickshire zu teil? Vielleicht auf spiritistischem Wege? — nach Art derer, die wie die Schwindlerin Blavatzky und ihr Anhang, innerhalb einiger Minuten Antwortsbriefchen aus Indien erhielten, die durch die Zimmerdecke hereinregneten?

Angenommen, es sei in dem krausen, altmodischen Wirrwarr der Buchstabenanordnung in dem ersten Bande der Shakespeareschen Werke eine Geheimschrift niedergelegt — was aber diejenigen entschieden bestreiten, die sich durch die Gallupsche Untersuchung durchgewunden haben —, müßte man da etwa an einen kolossalen Setzerulk denken? Oder hätte man es mit einem Baconschen Humbug zu thun? Durch strenge Ehrlichkeit hat der große Gelehrte leider nicht in der Geschichte geglänzt. Seine Aemtersimonie hat ihn in den Tower gebracht und ihm einen tiefen sittlichen Sturz bereitet. Eine neueste Schrift: „Bacon und Shakespeare", von A. Calvert, geht sogar so weit, zu sagen: er sei „der niedrigsten Undankbarkeit und Gemeinheit, der Anwendung barbarischer Mittel zur Erreichung seiner Zwecke, der heuchlerischen Liebedienerei und der grenzenlosen Eigensucht fähig gewesen. Er besaß weder die Gemütsart, noch die dichterische Gabe, noch auch nur die Zeit, um Schauspiele zu verfassen".

Nicht, um dies harte Urteil ganz zu unterschreiben, sei es hier angeführt. Aber von den oben erwähnten Narreteidingen wollen wir Bacon doch sofort gern freisprechen. Wir thun es um so lieber, da die uns vorliegenden Proben der angeblichen Gallupschen Entdeckung bei näherer Besichtigung sich als künstlicher Firlefanz erweisen, mit dessen Hilfe man aus dem Drucke der Shakespeareschen Werke alles Beliebige zusammenklauben könnte.

Bacon selbst hat bekannt, daß er „kein Dichter" war. Und dann soll er durch Geheimschrift nicht bloß Shakespeares Werke, sondern die noch einer Reihe

Digitized by Google

sonstiger berühmter Dichter und Schriftsteller als seine Erzeugnisse in Anspruch genommen, sich auch als Englands berechtigten König bezeichnet haben! Um all diese und die unter seinem Namen bekannten Werke zu verfassen, schrieb er ohne Zweifel Tag und Nacht sein Leben lang unablässig? Oder er sprach wohl alles gleichzeitig einer Anzahl Schriftführer in die Feder, die dann das furchtbare Geheimnis, als richtige Sekretäre oder Geheimschreiber, getreulich ebenso bewahrten, wie die Dichter, denen man die „Faerie Queene“ und dergleichen gewöhnlich glaubt zuschreiben zu dürfen!

Ich verhandelte neulich — wider meinen Willen heftig ins Gespräch gezogen — mit einer englischen Dame, die als Mitglied der „Bacon-Gesellschaft“ eifrig für die Gallupsche Ansicht eintritt, über die Frage: wie so denn all die Dichter und Schriftsteller, deren Werke Bacon verfaßt haben soll, das ungeheuere Geheimnis bewahrten?

„Er wird sie dafür bestochen haben!“ war die unbefangene Antwort dieser Schwärmerin.

Da könnte sich selbst der ehemals im Tower Gefangene ob solcher Verteidigung im Grabe umdrehen.

Bacon war ein gründlich rechtskundiger Lord-Kanzler. Hätte er wohl im „Kaufmann von Venedig“ eine so unmögliche Darstellung der Verhandlungen in einem Gerichtshofe geleistet, wie sie sich dort findet?

„Aber Shakespeare konnte ja überhaupt nicht einmal ordentlich schreiben,“ sagen die Baconianer, „sogar seinen eignen Namen nicht; denn der kommt in verschiedener Schreibung vor.“ Leider war das nun eine schlechte, zu jener Zeit bei den berühmtesten Männern Englands vorkommende Gewohnheit. Bacon selbst schrieb sich manchmal „Bakon“. Also hat auch Bacon vielleicht weder seine eignen, noch all die andern, ihm in der Geheimschrift angeblich beigemessenen Werke verfaßt?

Oder war es gar am Ende Shakespeare, der den Bacon-Bakon schrieb? Denn merkwürdigerweise haben Shakespeares erste Herausgeber und Mitschauspieler, Heminge und Condell, bezeugt: er habe ganz flott, fast ohne irgendwelchen Durchstrich, geschrieben.

Wunderbar, daß der um seinen eignen Nachruhm so sehr besorgte Bacon-Bakon, der seinem Sekretär Dr. Rawley die genauesten Aufträge für die Veröffentlichung seines schriftstellerischen Nachlasses gab, das große Geheimnis: er, Bacon, sei auch der größte Dramatiker und der Urheber fast der gesamten bedeutenden Litteratur seiner Zeit gewesen, nur in ein Versteckensspiel im Setzkasten niederlegte — auf die Gefahr hin, daß es nie entdeckt würde! Warum denn?

„Auf diesem Wege liegt der Wahnsinn“, sagt Shakespeare.



Digitized by Google

Erinnerungen an Garibaldi.

Von

Oberst J. Giovanni Cadolini.

Das Leben des Generals Garibaldi leuchtet ehrenvoll und glänzend aus der Geschichte des italienischen Volkes in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts hervor. Die Thaten dieses wunderbaren Mannes sind denen der berühmtesten Kriegshelden an die Seite zu setzen. Die hohen Ideale, zu denen seine Handlungen anfeuerten, den Handlungen eines wirklichen Ritters der Menschheit und eines machtvollen Führers von Volksscharen, haben seinen Ruhm zu einem unvergänglichen gemacht. Könnte Ariost wieder auferstehen, so würde sein Leben dem Poeten den Stoff zu einer neuen Heldendichtung liefern.

Die Kraft seines Geistes, sein unvergleichlicher Heldenmut und die Klarheit und Sicherheit beim Entwerfen seiner strategischen Operationen sicherten ihm glänzende Siege zu. Die Freiwilligen, die ihm folgten, bildeten, von unwiderstehlicher Vaterlandsliebe beseelt, die wirksamste Hilfskraft, deren er sich bediente, um jene gewaltigen Kolosse, die ihm in Gestalt der Heere des Absolutismus entgegentraten, niederzuwerfen. Dadurch hat er sich für alle Zeit den Anspruch auf die Dankbarkeit des italienischen Volkes erworben, das in ihm stets einen der Haupturheber seiner Erhebung und Einigung erkannt hat.

Giuseppe Garibaldi war ein großer Heerführer, und seine Thaten haben in bemerkenswerter Weise in die Geschichte eingegriffen.

Er führte den Krieg nach den richtigen Prinzipien der modernen Kunst, wie sie sich aus den Kriegen Napoleons des Großen ergaben, und wie sie von Jomini, dem klassischen, für den Lernbegierigen stets maßgebend bleibenden Militärschriftsteller dargestellt worden sind. Er hielt sich an diese moderne Kunst, die so ganz und gar verschieden von derjenigen ist, an der Friedrich II., so gewaltig und groß er auch gewesen ist, sich begeisterte.

Nicht wenige der Unternehmungen Garibaldis lassen sich mit denen Napoleons vergleichen. Der Zug der Tausend, d. h. die Fahrt von Quarto nach Marsala, erinnert an die kühne Rückkehr Bonapartes von der Insel Elba nach der Küste Frankreichs, als er den Krieg der hundert Tage begann. Die Einnahme von Palermo, der Uebergang über die Meerenge von Messina, der in einem Tage bewerkstelligt wurde und die Wachsamkeit der bourbonischen Flotte täuschte, sowie die Schlacht am Volturno sind hervorragende Unternehmungen, die den Neid auch der berühmtesten Kriegsführer erregen können.

Garibaldi suchte entgegen der so viel verbreiteten Meinung nicht auf das blinde Ungefähr hin möglichst viele Schlachten zu liefern, sondern bereitete sorgsam wenige, aber entscheidende Siege vor. Er griff den Feind nicht an,

wenn es ihm nicht gelungen war, sämtliche Streitkräfte um sich zu scharen, deren er sich in ordnungsmäßiger Weise und rasch zu versichern verstand. Er erschien in dem Augenblick, in dem er das Signal zum Angriff gab, und ließ dem Feinde niemals Zeit, sich über die Stärke seiner Truppen und seine Absichten zu vergewissern.

Unter den Wechselfällen im Leben Garibaldis giebt es Episoden, die ein besonderes Interesse darbieten, und die einen Begriff davon geben, wie Gewaltiges sein kriegerisches Genie dadurch zu leisten vermochte, daß er in geschickter Weise seine eigne Tüchtigkeit auf die italienische Jugend zu übertragen verstand und er ihr stets neue Stärke durch das Nationalgefühl, das Streben nach Unabhängigkeit und Freiheit und den unversöhnlichen Haß gegen die einheimischen und fremden Unterdrücker verlieh.

*

Als im Jahre 1859 der Krieg zwischen Oesterreich und den verbündeten Heeren von Piemont und Frankreich ausgebrochen war, wurde der Angriff gegen die Lombardei von General Garibaldi mit drei Regimentern Alpenjägern in der Gesamtstärke von 3500 Mann eingeleitet.

Er sollte zunächst, den äußersten linken Flügel der verbündeten Heere bildend, in das Grenzgebiet eindringen, aber wie den Ticino überschreiten, da er weder Artillerie noch das Material zum Schlagen von Brücken mit sich führte?

Von Borgomanero wandte er sich nach Arona, wo der Fluß aus dem Lago Maggiore austritt. Er traf alle Anstalten, um die Nacht in besagter Stadt zu verbringen, die ihm einen festlichen Empfang bereitete und zwar in so lärmender Weise, daß auch die Oesterreicher auf dem andern Ufer des Flusses davon gehört haben müssen; allein er ließ nichts von dem Schachzuge, den er vorhatte, merken.

Er begab sich allein nach dem Norden der Gegend, während die nach Arona gelangten Freiwilligen vor der Stadt bewirtet wurden, bis sie gegen Abend Befehl zum Aufbruch erhielten; sie sollten sich von einer der Stadt gegenüber gelegenen Stelle aus im Marschschritt auf einem dem Ticino parallel laufenden Wege in Bewegung setzen.

Diese Strecke wurde drei Stunden lang in beschleunigtem Tempo ohne jeden Aufenthalt und im tiefsten Schweigen zurückgelegt. Der Tag war regnerisch gewesen, und auch jetzt noch bedeckte finsteres Gewölk den Himmel, so daß in glücklichster Weise der geplante Handstreich von der herrschenden tiefen Finsternis begünstigt wurde. Um Mitternacht gelangten wir zu dem Buschwerk einer umfassenden Parkanlage nicht weit vom Ufer des Ticino; daselbst waren Barken bereit, die vom Lago Maggiore aus dorthin geschafft worden waren, um die Freiwilligen überzusetzen; es waren aber nur wenige Fahrzeuge vorhanden, und sie mußten mehrmals den reißenden Strom kreuzen, bevor auch nur das zweite Regiment herüberbefördert werden konnte, weshalb die beiden andern erst am folgenden Morgen nach dem lombardischen Ufer geschafft zu werden vermochten.

Digitized by Google

Im Leben Garibaldis war dieser Moment einer der am meisten von poetischem Schimmer verklärten, weil er bei den Freiwilligen die lebhafteste Bewegung hervorrief und sie in eine Art von schwärmerischer Begeisterung versetzte. Die Operation wurde in tiefstem, nur von dem dumpfen Aufschlage der Ruder und dem Gesange der Nachtigallen unterbrochenen Schweigen ausgeführt, und die harmonischen Töne der gefiederten Sänger schienen die Freude über das gelungene Werk auszudrücken. Viele der Freiwilligen sahen, seit langer Zeit aus der Heimat verbannt, endlich den erträumten Tag anbrechen und sich durch Waffengewalt auf heimischem Boden zu freien Männern gemacht.

Nachdem der erste Transport sich rasch vollzogen hatte, konnten wir, während die verlassene Uferseite sich unserm Blick entzog, bald durch die herrschende Dunkelheit hindurch die ersten Schollen des lombardischen Landes gewahren, und wir schritten dahin, gewissermaßen die Augenblicke zählend, die uns noch von ihm trennten. Sobald die letzten Truppen gelandet waren, zerriß, gerade als ob die Natur mit Garibaldi im Bunde stehe, plötzlich das dichte Gewölk, das wie durch ein Wunder den Marsch und den Uebergang über den Fluß verborgen gehalten hatte, und das Nachtgestirn erschien in seinem ganzen Glanze, um uns den Weg zu erhellen. Der Marsch vollzog sich, belebt von dem stillen Jubel, der unsre Herzen erfüllte, in durchaus ordnungsmäßiger Weise und rasch. Bald war denn auch Sesto Calende erreicht und umzingelt, und die wenigen Oesterreicher, die es beherbergte, wurden zu Gefangenen gemacht.

Nach sämtlichen Werken über die Kriegskunst wird der Uebergang über einen Fluß unter allen militärischen Manövern für eines der schwierigsten gehalten. Garibaldi verstand es mit den denkbar einfachsten Mitteln und einer staunenswerten Sicherheit auszuführen. Es wird nicht leicht sein, in der Geschichte weitere Beispiele für eine Operation ausfindig zu machen, wie sie in unmittelbarer Nähe des Feindes am 22. Mai 1859 bewerkstelligt wurde.

*

Nach dem Uebergang über den Ticino ging Garibaldi unverzüglich weiter bis Varese vor, wo er mit der lebhaftesten Begeisterung empfangen wurde, und wo er alsbald eine wichtige erste Schlacht lieferte, in der er den dreimal stärkeren General Urban zurückwarf. Am folgenden Tag, dem 27. Mai 1859, bewegte er sich mit den Seinigen in der Richtung auf Como vor, und gegen drei Uhr nachmittags stieß er mit den Oesterreichern bei San Fermo, etwa vier Kilometer von dieser Stadt entfernt, zusammen.

Die Position bot der Verteidigung alle Vorteile dar, weil das Kampffeld sich am Abhange eines Hügels hinzog in einer schluchtartigen Bodensenkung, die von der nach Como führenden Straße durchschnitten wird, und in der der Feind sich auf das denkbar günstigste eingerichtet hatte. Starke Bataillone richteten von erhöhter Stellung aus ihre Gewehrläufe gegen die Andringenden, so daß der Durchgang durch den Engpaß zur Unmöglichkeit gemacht wurde.

Digitized by Google

Thatsächlich mußte sich die erste Garibaldische Kompanie nach einem kühnen Vorstoß wieder zurückziehen, wobei sämtliche Offiziere auf dem Platze blieben. Aber der österreichische General gab sich der irrigen Anschauung hin, es genüge, den leichtesten Zugang mit einer eisernen Barre zu sperren, um dem ebenso vorsichtigen wie kühnen Führer den Weg zu verlegen.

Garibaldi zögerte denn auch nicht, mit der raschen Entschlossenheit, die für ihn so charakteristisch war, diesen Weg aufzugeben, und ordnete alsbald an, daß der Angriff von den Flanken aus wieder aufgenommen werden solle mit einer Umgehungsbewegung durch diejenigen Teile des Geländes, die der Feind für die Angreifer als unzugänglich betrachtet hatte.

Die Freiwilligen führten rasch und mit großer Energie das geschickte Manöver aus, wie Ziegen durch die kleinen Weinberge in die Höhe kletternd, Zäune niederreißend und jede Art von Hindernis überwindend. Die österreichischen Soldaten begannen, als sie sahen, daß sie auf diese Weise von hinten her bedroht wurden, zurückzuweichen; es blieb ihnen nichts anders übrig, da sie sich nach Preisgabe der Höhe in einer ungünstigen Position befanden, von allen Seiten bedrängt und unvermögend, auf dem von Felsstürzen und sonstigen Hindernissen bedeckten Terrain eine ordnungsmäßige Bewegung mit Entfaltung aller Kräfte auszuführen; wiewohl kämpfend, gaben sie daher das Gelände immer mehr preis.

Zu vorgerückter Stunde, als die Sonne sich schon gen Westen wandte, bewegte die Vorhut der Freiwilligen sich stürmischer vor. Die Hörner ließen die schmetternde Marschweise ertönen, die das Signal zum Sturmangriff geben sollte. Die jungen Jäger, mutbeseelt, durch die zu ihnen dringenden Töne noch höher entflammt und angefeuert durch die männlichen Worte der Führer, ließen Freudenrufe erschallen und brachen in begeisterte Hochs auf Italien, den König und Garibaldi aus.

Es war ein Lärm und ein so fürchterliches Getöse, daß die jungen, noch unerfahrenen Mannschaften der Fremden dadurch von wahrem Schreck ergriffen wurden und die Rückmarschbewegung auf Como hin beschleunigten. Vergebens gaben die österreichischen Offiziere ihnen den Befehl zu einem Bajonettangriff, während auf der andern Seite die erregte Stimmung der jungen Freiwilligen darüber, daß endlich der ersehnte Augenblick gekommen sei, in dem sie Rache nehmen könnten für die Schmach und die so lange erduldete Unterdrückung, kaum im Zaume zu halten war.

Nach dem um zehn Uhr abends erfochtenen vollständigen Siege rückten sie in Como ein, begrüßt von dem jubelnden Zuruf der Bevölkerung.

*

Man hat gesagt, es sei noch nie gelungen, bei Freiwilligen die Disciplin aufrecht zu erhalten. Es giebt indes Beispiele dafür, daß gerade derartige Corps durchaus discipliniert gewesen sind. In der Schlacht am Volturno (1. Oktober 1860) wurde das 1. Regiment der Division Medici unversehens von einem starken

Digitized by Google

feindlichen Corps angegriffen. Der Oberst gab, um rasch zu einem Erfolge zu gelangen, Befehl zu einem Bajonettangriff ohne Abgabe von Feuer, worauf das Regiment in festgeschlossenen Reihen den Kampfplatz durchmaß und aus nächster Nähe den Angriff auf den Feind machte, der alsbald die Flucht ergriff und nicht wenige der Seinigen als Gefangene zurückließ. Diese Bewegung wurde in vollständigster Ordnung ausgeführt und bot ein bemerkenswertes Beispiel beobachteter Disciplin dar, das den Erfolg hatte, die Straße von dem Feinde zu säubern, auf der einige Augenblicke später Garibaldi in seinem Wagen herankam.

An demselben denkwürdigen Tage wurde, um einen Teilangriff auf die äußerste Linke abzuwehren, einer Kompanie der Befehl gegeben, sich in Schützenzüge aufgelöst vorzubewegen, und sobald es sich ergab, daß die Bewegung in wenig ordnungsmäßiger Weise ausgeführt wurde, rief der Oberst sie, obwohl sie sich unter dem feindlichen Feuer befanden, zurück, um, in zwei Reihen geordnet, das Manöver zu wiederholen, und die Kompanie ging von neuem vor, als ob sie sich auf dem Exerzierplatze befände, trotzdem die Kugeln ihr immer gellender um die Ohren pfiffen; die Bewegung brachte die feindlichen Reihen in Verwirrung und wird stets ein bemerkenswertes Beispiel streng gewahrter Disciplin bilden.

*

Im Jahre 1849 nahmen bei der Belagerung Roms die Franzosen, nachdem sie am 22. Juni Bresche in die Mauer gelegt hatten, die Villa Barbarini ein, die im Innern der Stadt gelegen war, und von der aus sie den eröffneten Zugang deckten. Vielleicht zu spät, jedenfalls aber in unzureichender Stärke, wurden zwei Kompanien der Legion Medici abgeordnet, um die wichtige Position zurückzuerobern. Es waren nur 160 Freiwillige, aber sie schreckten vor dem Unternehmen nicht zurück. Nachdem sie im Laufschritt an Ort und Stelle gelangt waren, erstiegen sie auf einer von außen angelehnten Leiter die Terrasse der Villa, und auf diesem eng begrenzten Terrain wurde der Kampf mit Bajonettstößen ausgefochten. Da vermischte sich das Blut der Angehörigen zweier Schwesternationen, da wollte die Feindschaft der Kämpfenden nichts von einem Nachgeben wissen. Die italienischen Freiwilligen blieben, weil sie in der Minderzahl waren, fast alle tot oder schwerverwundet auf dem Platze (ein Maler aus Mailand will 22 von Bajonettstichen Durchbohrte gezählt haben); sie konnten die Position nicht wiedergewinnen, aber sie vollbrachten eine der glänzendsten Waffenthaten in diesem ungleichen Kriege, in dem ein kleines Heer, aus Freiwilligen gebildet, die aus allen Teilen Italiens herbeigeströmt waren, eine so tapfere Gegenwehr leistete, daß das 30000 Mann starke französische Heer volle 28 Tage brauchte, um in die, nur durch armselige, verfallene Festungswerke geschützte heilige Stadt einzudringen.

*

Digitized by Google

Den vorstehend mitgeteilten wenigen Episoden aus dem Kriegsleben Garibaldis ließen sich, wenn der Raum dazu zur Verfügung stände, noch unzählige andre anreihen, die vielleicht noch besser die unvergleichliche Tüchtigkeit des großen Heerführers und zugleich die Tapferkeit, den Entsagungsmut und die Vaterlandsliebe der jungen Freiwilligen darthun würden, die ihn auf seinen ruhmwürdigen Kriegszügen begleiteten.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Litteraturgeschichte.

Gottscheds Nichte.

Es läßt sich nicht eigentlich behaupten, daß die Frauen im Leben Gottscheds eine hervorragende Rolle gespielt haben. Ein wie großer Freund des zarten Geschlechtes er auch war, und wieviel er sich mühte, dessen sittliche, geistige und soziale Hebung zu bewirken, so hat er doch den Frauen niemals einen Einfluß auf sich verstattet und sich von ihren Reizen zu keiner Zeit so fesseln lassen, daß er darüber jemals die großen und ernsten Pflichten seines opferreichen Lebens hätte vernachlässigen müssen. Wohl wurde sein Herz, namentlich in jüngeren Jahren zuweilen von einer „Phyllis“, einer „Anemone“ oder „Cölestine“ gerührt; und wir besitzen einige köstliche Liebesgedichte von ihm, in denen sein Gram über die Empfindungslosigkeit, wohl auch sein Entzücken über das Entgegenkommen des geliebten Wesens einen so edeln, von tiefster Empfindung beseelten Ausdruck erhält; wie er in solcher Kraft und Einfachheit sich nur in den 50 Jahre später veröffentlichten, allerdings noch reicher flutenden Liedern des jungen Goethe wiederfindet. Aber wirklich geliebt hat er ohne Zweifel nur seine Adelgunde Viktoria, der er auch in den letzten Jahren ihres Lebens ein zärtlich treuer Gatte blieb; selbst als seine Haltung gegenüber Friedrich dem Zweiten und dem Preußentum ihm die tiefe Abneigung der preußenfeindlichen Danzigerin zuzog. Nur noch einmal scheint, nach dem Tode der Gattin, sich in Gottsched ein tieferes Liebesgefühl geregt zu haben und zwar für seine noch sehr jugendliche Nichte Viktoria Eleonore Gottsched.

Viktoria Eleonore, die ältere Tochter Reinhold Gottscheds, des jüngsten Bruders Johann Christophs, war 1759 nach dem in Königsberg erfolgten Tode des Vaters mit ihrer jüngeren Schwester Dorothea Wilhelmine von Gottsched ins Haus genommen worden. Sie scheint nicht eigentlich schön gewesen zu sein; aber Gottsched spricht in einem an sie gerichteten Briefe vom 4. August 1764 von ihrer „guten Gestalt“; ihr Wesen war heiter und bescheiden; ihre geistigen Fähigkeiten scheinen über das Durchschnittsmaß hinausgegangen zu sein, denn sie lernte nicht nur in der milden Zucht des Oheims verschiedene Sprachen und vor allem ein gutes Deutsch, sie erlangte auch einige Geschicklichkeit im Schreiben und erhielt am 14. Juli 1764 von Gottsched das Lob, daß sie in einem Briefe „die Charaktere der Leute, die sie kennen gelernt, kurz und gut geschildert“ habe. Viktoria Eleonora gehörte also zu den gebildeten und begabten Vertreterinnen ihres damals noch so vernachlässigten Geschlechtes; und schon dadurch mußte sie sich der Zuneigung Gottscheds würdig machen, des Mannes, der ohnehin gewohnt war, allen, die ihm irgendwie nahe traten, Gutes zu erweisen. So klingt denn auch, wie aus fast allen Briefen seiner Schüler, aus den Briefen der Nichte an ihren Bräutigam, den Pastor Grohmann, immer aufs neue die Dankbarkeit

Digitized by Google

über empfangene Wohlthaten hervor. Am 1. Februar 1764 schreibt sie: „Ich begehe morgen einen Tag, den ich billig zu den glücklichsten meines Lebens zähle, an dem der Herr Vetter, der die Stelle meines leiblichen Vaters auf die liebreichste Weise vertritt, sein Leben erhalten hat"; in andern Briefen spricht sie von ihrem „gütigen Vetter", von ihrem „Wohlthäter", und am 7. April 1764 berichtet sie sogar davon, daß ihr die Geschicklichkeit und Herzhaftigkeit des Oheims das Leben gerettet habe. Sie hatte sich nämlich, nach der unseligen Gewohnheit jener Zeit, ihr „überflüssiges Blut abzapfen lassen"; es war ihr „auch recht gut bekommen"; aber am nächsten Morgen gingen ihr leider „die Adern auf", und sie war nahe daran, zu verbluten. „Keiner im ganzen Hause hatte das Herz, die Adern zu verbinden, außer meinem Pflegevater, der mich vom Tode errettete und mir selbige gut und glücklich verband." Die unermüdliche Hilfsbereitschaft Gottscheds macht sich zugleich noch in manchem andern geltend, und sie wirkt um so rührender, wenn man zwischen den Zeilen der hin und her gewechselten Briefe die verhaltenen Empfindungen der Liebe zittern fühlt, die Gottsched zweifellos für Viktoria Eleonore gehegt hat.

Als Gottscheds Frau starb, war Viktoria Eleonore eine Jungfrau von etwa 22 Jahren, Gottsched ein mehr und mehr der Vereinsamung entgegengehender Mann von 63 Jahren — der Altersunterschied war groß; und es läßt sich begreifen, daß das Herz des jungen Mädchens anspruchsvollere Wünsche hegte, als sich ausschließlich dem obenein in beschränkten Verhältnissen lebenden „Pflegevater" zu weihen. Aber trotzdem fesselten die Pflichten der Dankbarkeit sie an den immer liebevollen Oheim. Sie und ihre Schwester hatten ihm seit Jahren nahezu alles zu danken; er hatte die Waisen der Armut entrissen, ihnen eine gesellschaftliche Stellung geschaffen, sie gebildet und mit Beweisen der Zärtlichkeit überhäuft. Viktoria Eleonore war nun nicht nur die ältere und bildungsfähigere der Schwestern, sondern auch die wirtschaftlich tüchtigere; sie führte an Stelle der hinsiechenden Pflegemutter das Hauswesen und sorgte dafür, daß dem von tausend Arbeiten in Anspruch genommenen Oheim wenigstens die Ordnung im Hause gewahrt blieb. Als nun die Dulderin starb, durfte Gottsched wohl mit einigem Grunde annehmen, daß Viktoria Eleonore bis zu seinem Tode die Führung des Hauswesens in Händen behalten, daß sie unter Umständen bereit sein würde, seine Gattin zu werden; da es natürlich für den Witwer seine Bedenken haben mochte, mit zwei jungen Nichten in freiem Verkehr unter einem Dache zu hausen. Viktoria Eleonore scheint auch gefühlt zu haben, daß ein starkes Band der Verbindlichkeit sie an den Oheim fesselte; als aber Ende des Jahres 1763 oder zu Anfang 1764 der verwitwete, jedoch im besten Mannesalter stehende Pastor Christian Friedrich Grohmann aus Zwickau nach Leipzig kam, um sich von Gottsched die Vermittlung für ein Stipendium zu erbitten, lernte er das junge Mädchen kennen und lieben und verlobte sich kurze Zeit darauf mit der Nichte des in Universitätskreisen immer noch einflußreichen Protektors. Dafür, daß einerseits Gottsched diese Verlobung nicht leichten Herzens gesegnet, und daß andrerseits die junge Braut in dieser Loslösung von dem Oheim ein von ihr begangenes Unrecht erblickt hat, giebt es sehr sprechende Beweise: nämlich die Briefe Gottscheds, die er vom Juli 1764 bis zum März 1765 in rascher Folge an die junge Pastorin sandte und die zu den menschlich schönsten Schriftstücken gehören, die wir in deutscher Sprache besitzen. Die große, milde, entsagungsfähige Seele des Philosophen offenbart sich in ihnen ebenso wie sein verwundetes Liebesgefühl. Im ersten Briefe (vom 7. Juli) heißt es unter anderm:

„Meine Lebensart ist seit Ihrer Abreise ganz einsam gewesen. Heute hat Herr Dr. Neuhaus mich in seinen Garten bitten lassen, als ob er meine melancholischen Gedanken zerstreuen wollte ... Sie fragen, ob ich Sie noch liebe? und bitten, daß ich's ferner thun solle. Aufs erste dächte ich, daß Sie nach allem dem, was ich für Sie gethan habe, wohl keinen Augenblick daran zweifeln könnten; und wissen wohl, daß ich noch viel mehr gethan haben würde, wenn — —. Itzo, da Sie mich verlassen haben, könnte ich wohl auch kaltsinnig werden. Allein urteilen Sie, ob ich so rachgierig bin —".

Am 10. Juli teilt er ihr mit, daß er „der Einsamkeit allmählich gewohnt" werde; er

Digitized by Google

erkundigt sich, ob die von ihm gesandte „Schnürbrust gut angekommen“ sei, und sendet am 14. Juli nicht nur „Strümpfe und Schuhe“, sondern auch aushilfsweise sein eignes Porzellan-Kaffee-Geschirr, weil der Goldschmied das für die „Frau Muhme“ bestimmte Geschirr nicht zur Zeit geliefert hatte. Frau Grohmann schreibt ihm darauf einen sentimentalen Brief, den er am 4. August beantwortet, und in dem es nach einer kurzen Einleitung also lautet:

„Indessen gehen Sie viel zu weit, wenn Sie solch eine verzagte Ahndung fassen, als hätten Sie, liebste Muhme, zum letzten male von mir Abschied genommen. Was können Sie immerhin für einen Grund haben, dieses zu besorgen? Ich befinde mich, gottlob, sehr wohl und bin bey guten Kräfften. Sie aber sind jung und von guter Gesundheit. Wir können also, will's Gott, noch viele Jahre leben und folglich einander noch oft wiedersehen. Arbeite ich doch fast Tag und Nacht daran, Sie näher zu mir zu bringen, damit dieses mit weniger Schwierigkeiten geschehen könne. Wenn ich gleich nicht alle Augenblicke davon rede, so thue ich doch allemal, was die gesunde Vernunft anräth und gebeut. Die heftigsten Leidenschaften wirken oft bey andern Menschen so viel nicht, als die Betrachtung der Billigkeit und meiner Pflicht bey mir thut. Sie wissen, wie weit dieß schon gegangen ist; indem ich mehr gethan habe, als unzählige viel reichere Vättern zu thun pflegen; und bloß aus solchen reinen und guten Absichten gegen Ihr wahres und dauerhaftes Bestes, würde ich noch viel mehr gethan haben, wenn Sie es recht überleget und erkannt hätten. Allein es ist Ihr eigener Wille gewesen, daß es so kommen sollen, wie es gekommen ist. Und gleichwohl werde ich nicht müde werden, meine Neigung gegen Sie zu zeigen. Verzagen Sie nicht vor der Zeit, und halten Sie aus ohne Gram, die Besserung zu erwarten. Sie sind ja sonst fähig, aus Ehrliebe auch schwere Dinge zu thun; wenn sie löblich und rühmlich sind. Nun ist aber nichts rühmlicher, als seine Leidenschaften und Schwachheiten zu überwinden. Und was wird Ihnen ein so vergeblicher Gram nicht schaden? Er wird Ihre Kräfte und Ihre Gesundheit abzehren. Ihre gute Gestalt wird vergehen wie ein Schatten. Ihren Mann werden Sie auch kränken und misvergnügt machen; da er doch alles thut, um Sie glücklicher zu sehen. Mir aber werden Sie auch eine späte Reue erwecken, daß ich meine Bewilligung zu Ihrem Entschlusse gegeben habe, der ohne eine Trennung von mir und dero Schmerzen nicht möglich war. Dieses haben Sie vorher sehen müssen; und also müssen Sie sich auch nun darüber weg setzen. Eines vernünftigen Menschen Handlungen müssen mit sich selbst eins seyn und übereinstimmen; und man muß sich die Schande nicht anthun, dasjenige zu beklagen, was man mit Vorbedacht und freywillig gethan hat. Sehen Sie, das ist meine Art zu denken und zu handeln; die mich aber gar nicht kaltsinnig macht oder träge werden läßt, meine Pflicht zu thun. Was mir auch in Ansehung Ihrer möglich ist, Ihr Bestes zu befördern, werde ich niemals unterlassen. Haben Sie nur ein Vertrauen zu mir und entdecken mir alle Ihre Anliegen. Sie kennen meine Umstände und werden auch nichts Unmögliches von mir begehren. Bitten Sie aber auch Ihren Liebsten, daß er die Uebersetzung aus dem französischen Bibelwerk vor die Hand nehme, um sich etwas zu verdienen und sich berühmt zu machen. Das bloße Predigen und Beichtehören befördert nicht zu den besten Stellen. Man muß noch etwas mehr thun. Wenigstens verdient man sich was damit zur Erleichterung seiner Haushaltung. Wenn ich von meinem Professions Salario hätte leben wollen, würde ich eine schlechte Figur gemacht haben. Mein Bücherschreiben hat mir ebensoviel, ja noch mehr eingetragen. Selbst das, was ich Ihnen geschenket, habe ich in vier Jahren mit dem Bayle verdient.“ Er grüßt sie schließlich „mit vieler Zärtlichkeit“ als ihr „wohlgesinnter treuer Vätter nnd Freund“.

Ob die Empfindungen bei der Nichte sehr echt oder tief gewesen, läßt sich schwer feststellen; ja man hat sogar einigen Grund, zu glauben, daß die vielen Liebes- und Dankbarkeitsbeteuerungen, die in ihren Briefen an den Oheim eine Hauptrolle gespielt zu haben scheinen, mehr nur den Zweck hatten, den Gutmütigen gebefreudig zu erhalten. Herr Pastor und Frau Gemahlin gehörten offenbar beide nicht zu den arbeitseifrigen Naturen und hielten es für bequemer, sich die Sorgen durch die Güte des um diese Zeit selbst schon in drückenden

Digitized by Google

Verhältnissen lebenden Pflege- und Schwiegervaters vertreiben zu lassen. Zu solchen Vermutungen scheint mir wenigstens einiges aus Gottscheds Brief vom 11. August Grund zu geben. Es heißt da nämlich: „Sie machen gar zu viel Komplimente und treiben Ihre Dankbarkeit aufs höchste, da Sie mir Dinge als Wohlthaten anrechnen, die ich als meine angenehmste Pflichten angesehen habe und vernünftigerweise nicht anders habe machen können. Die göttliche Vorsehung verdient allein Dank von Ihnen, daß Sie dieselbe in solche günstige Umstände gesetzet und mir die Kräfte gegeben hat, meine gute Gesinnungen auszuführen. Sie wird auch ferner sorgen. Man muß nur den Muth nicht sinken lassen und die rechte Stunde erwarten. Hat man indessen nicht viel, so hat man doch zur Nothdurft genug. In der Zeit ändern sich die Umstände, und das gewünschte Glück nähert sich allgemach. Sind wir nicht reich, so sind wir doch ehrlich, und haben auch schon mehr als viele andre, mit dem wir auch zufrieden seyn können, wenn wir nicht unersättlich sind. Sie wissen wohl, mit was für mäßiger, so schlechter Kost ich zufrieden bin, wenn ich nicht ehrenhalber andern etwas vorsetzen muß. Machen Sie es auch so, und hüten Sie sich vorm Tractiren, wenn's nicht vertraute Blutsfreunde sind, die mit wenigem vorlieb nehmen. Was man im Leibe hat, sieht niemand; aber wohl, was man auf demselben trägt. Doch damit sind Sie versorget; und können etliche Jahre zusehen, bis Gott weiter geholfen hat. Aus Ihres Liebsten Briefen werden Sie sehen, wie ich allenthalben für Sie sorge und arbeite."

Auch in einem Briefe vom 22. August muß er sie bitten, nicht „soviel Wortgepränge zu machen"; aber seine Neigung und sein Wohlwollen sind unausgesetzt so echt, daß ihn nichts verdrießt, daß er sogar dann nicht verletzt wird, wenn die zärtliche Nichte sich als eine in Gottscheds Schriften ganz unbewanderte Ignorantin offenbart. Er schreibt ihr Woche für Woche und fast immer „unendlich viel"; ja er wartet für gewöhnlich gar nicht ab, bis Viktoria geantwortet hat, und vergißt nie, ausdrücklich zu erklären, daß er sie „lieb habe" und daß sie, wenn er es auch nicht sage, dieses „wohl aus seinen Werken schließen" könne. So drückt ihm denn auch am 22. und am 29. August die Ungeduld die Feder in die Hand; und namentlich in dem Schreiben vom 29. finden sich einige, die zarten Empfindungen Gottscheds hell beleuchtende Sätze: „Nun fängt mir an die Zeit lang zu werden, daß ich keine Nachricht von Ihnen bekomme" — hebt er an und plaudert eine Weile mit der Entfernten. Am selben Tage trifft dann ein Brief aus Zwickau ein, den er natürlich sogleich beantwortet, um eine persönliche Betrachtung daran zu knüpfen: „Sie wollen nach meinem Vorschlage, liebste Frau Muhme, die überflüssigen Complimente weglassen: allein Sie überhäufen mich mit so viel neuen Höflichkeitsbezeugungen, daß ich ganz schamroth darüber werde. Was ich Ihnen irgend Gutes erwiesen habe, brauche so viel und wiederholte Danksagungen nicht. Theils war es meine Schuldigkeit, Sie nicht Noth leiden zu lassen, da Sie meine nächste Blutsfreundin waren; theils verdienten Sie es durch Ihre guten Eigenschaften und tugendhafte Aufführung, die mir bey Jedermann Ehre machte. Ich that also gern, was ich thun konnte, und hatte das Vergnügen, zu sehen, daß es wohl angewandt war und eine Person, so viel bey mir stund, glücklich machete, die es werth war und zu schätzen wußte. Hören Sie also auf, mich mit so viel Lobeserhebungen zu überhäufen, die mich zu einem unnützen und reichlich belohnten Knechte machen. Denn so sind ja alle meine Gunstbezeugungen überflüssig bezahlet; und ich habe weiter nichts voraus. Das Vergnügen, ohne Eigennutz gutes gethan zu haben, ist mir schon Lohnes genug; und wenn ich auch gar keinen Dank dafür empfenge. Da haben Sie meine wahren Gesinnungen, die nirgends besser als bey Ihnen angewandt werden können."

Kaum hatte er diesen Brief abgeschickt, so scheint ihn die Sehnsucht überwältigt zu haben: er besucht das junge Ehepaar und läßt sich's ein paar Tage bei ihnen wohl sein. Kaum aber ist er auch wieder zu Hause, so beeilt er sich, an die „liebwerteste Frau Muhme" zu schreiben: „Mit der größten Dankbegierde ergreife ich die Feder, Ihnen, theils für die geneigte Aufnahme und Bewirthung, theils für die liebreiche Begleitung bis Altenburg meine Erkenntlichkeit zu bezeugen. Ich bin von dero Wehmuth und Zärtlichkeit mehr ge-

Digitized by Google

rühret gewesen, als ich mir's habe merken lassen oder mit Worten zu verstehen gegeben habe. Wie ich denn überhaupt nicht von viel Worten, sondern von mehrerem Ernste in Thaten bin. Nur etwas war mir hauptsächlich leid, daß ich für die bezeugten Gefälligkeiten und aufgewandten Unkosten nicht mehr wirkliche Dankbarkeit konnte blicken lassen; weil ich meinen Beutel schon bis auf die fünf Thaler Fuhrlohn entblößet hatte. Diesen Mangel zu ersetzen, bitte ich mit dem inliegenden wenigen fürlieb zu nehmen, bis ich gegen Michael etwas mehr Einnahme haben werde. Gott wird mir helfen, daß ich Sie nicht werde Noth leiden lassen, bis er Sie selbst besser versorget."

Am 12. September sendet er dann „eine Haushaube nach der neuesten Art mit roten Zierrathen", einige Flaschen Wein und „ein Schock preußische Bergamotten", die er, seit er die Heimat verlassen, weder gesehen noch gegessen hatte.

In den nächsten Briefen erteilt er der Nichte vorwiegend Lehren der Weltklugheit; bis Viktoria in einem Schreiben aus der zweiten Hälfte des Oktober sich zum ersten Male als seine Tochter bezeichnet. Dieses scheint einen Streit der Empfindungen in ihm erregt zu haben. Der, die ihm Entrissene, immer noch liebende Mann, mochte sich durch die Erklärung, wenn auch nicht eigentlich verletzt, so doch allzu deutlich auf seine Vaterschaft zurückgewiesen fühlen. Der Pflegevater aber wurde ohne Zweifel durch die zärtliche Anerkennung der von ihm geübten Wohlthaten gerührt. Die erste Empfindung wußte er zu besiegen; die zweite brachte er dann in einem Briefe vom 24. Oktober in liebevollster Weise zum Ausdruck. Er schreibt: „Sie, liebste Frau Muhme, erklären mich nun schon so lange für Ihren Vater und gehen in Ihrem Letzten so weit, daß Sie sich auch meine Tochter zu nennen anfangen. Hier muß ich Ihnen etwas erzählen. Als Sie vor fünftehalb Jahren hier ankamen, und ich bey Kammerath K. darum befraget wurde: wollte die Frau Kammerräthin haben, ich sollte mich von Ihnen Papa, und meine selige Frau Mama nennen lassen. Allein ich gab ihr zur Antwort: das wäre zu stolz. Diesen Titel hätte ich noch nicht verdienet. Ich wollte mir's angelegen seyn lassen, dieser zärtlichen Benennung werth zu werden; und es erwarten, ob meine Pflegekinder es selbst einmal einsehen würden, daß ich sie verdienete. Das habe ich bisher nach meinen wenigen Kräften gethan; und da kann ich es Ihnen nunmehr wohl gestehen, daß ich es mit einem süßen Vergnügen wahrnehme, daß Sie von sich selbst, ohne alle meine Veranlassung, den Anfang gemacht haben, sich für meine Tochter zu erklären. Seyn Sie es also in Gottes Namen! Ich kenne dero bisweilen recht gutes Herz; und hoffe, daß es sich nicht verschlimmern, sondern noch immer besser werden wird. Ich werde auch fortfahren, das Meinige zu thun, soviel ich kann: und den Anfang dazu will ich mit beygehendem kleinem Zuschusse zu ihrer schmalen Haushaltung machen. Diese acht Thaler sollen Ihnen auf die nächsten fünf Wochen dero ordentliche Ausgaben erleichtern: und damit will ich solange fortfahren, bis Gott Ihrem Liebsten eine bessere Pfarre giebt. Denn ich kann mir wohl vorstellen, daß seine Einnahme bisweilen knapp zugeschnitten ist: und er wird gleichfalls daraus sehen, daß ich es besser mit ihm meyne, als er vielleicht aus meinem letzten Briefe geschlossen haben mag. Wer ehrlich ist, der ist es in Worten und Thaten zugleich."

Bezeichnenderweise ist dieser Brief der letzte, in welchem sich die Herzensneigung Gottscheds unter deckenden Worten verrät. Aus Oheim und Muhme war nun einmal Vater und Tochter geworden — der Verkehr mußte fortan ein von Grund aus andrer werden. Wohl wurde der Briefwechsel mit dem üblich gewesenen Eifer noch ein halbes Jahr lang fortgesetzt; aber alle persönlichen Bekenntnisse und Liebesversicherungen fehlen. Den Inhalt der Briefe bilden fast ausschließlich Mitteilungen und Ratschläge in Beziehung auf die von der „Tochter" in Angriff genommene Abschrift der an Gottsched gerichteten Briefe; Aeußerungen über gelesene Bücher und Leipziger Geschehnisse. In einigen Briefen aus dem Februar 1765 bemüht er sich, der jungen Frau die Sorgen über die nahe bevorstehende Niederkunft zu benehmen; er giebt genaue Anweisungen über die erste Behandlung des Neugeborenen; er spricht später seine Freude darüber aus, daß „die liebste Frau Tochter die löbliche Entschließung gefaßt hat,

Digitized by Google

ihre erste Frucht den Absichten der Natur gemäß, selbst zu stillen" und fügt hinzu: „Ich habe es für einen Theil meiner Glückseligkeit gehalten, daß ich von meiner Mutter gestillet worden" — mit dem 6. März 1765 findet der Briefwechsel sein Ende: Gottsched hatte sich mit Fräulein Ernestine Susanna Katharina v. Neunes, der Tochter eines gothaischen Oberstleutnants, verlobt; am 1. August folgte die Hochzeit. Von einer „Liebesheirat" konnte natürlich keine Rede sein. Die neue Ehe wurde wohl nur geschlossen, einerseits um der Entsagung Gottscheds die endgültige Form zu geben, andrerseits, weil der vereinsamte, kränkelnde Mann, der zu der in seinem Hause flüchtig waltenden jüngeren Nichte in kein herzlicheres Verhältnis kommen konnte, eine Gefährtin und Krankenpflegerin brauchte. Wohl fühlte er sich in den ersten Monaten der Ehe anscheinend auch körperlich verjüngt; aber um so mehr machten sich dann die bösen Folgen der verspäteten Flitterwochen bemerkbar; und nach kaum sechzehnmonatlicher Ehe starb Gottsched an der Wassersucht. Es läßt sich nicht feststellen, ob Viktoria Eleonore durch den Tod ihres liebevollen Wohlthäters in tiefe Betrübnis gestürzt wurde; wohl aber besitzen wir ein Zeugnis dafür, daß sie sich nicht scheute, den erfolgten Tod ihres immer edeln, immer hilfreichen und guten „Vaters" geschäftlich auszubeuten. Sie hatte, da das Ende des Kranken vorherzusehen war, eine Uebersetzung des armseligen italienischen Operntextes „Thalestris" besorgt, die sie der Verfasserin, der Kurfürstin Maria Antonie zu widmen gedachte. Um nun aber dem Unternehmen mehr Bedeutung zu geben und zugleich einen besseren Markt zu schaffen, datierte sie die Widmung des in Zwickau zum Druck beförderten, geradezu fürstlich ausgestatteten Buches vom 12. Dezember 1766 und erklärte darin, daß Gottsched (von dessen erfolgtem Ableben sie noch nichts zu wissen vorgab), da seine „bisherige lange Krankheit ihn unvermögend mache, dieses Stück dem Vaterlande vor Augen zu legen", sie beauftragt habe, das von ihm übersetzte Werk zu veröffentlichen und der hohen Verfasserin zu widmen. Frau Pastor Grohmann mag sich dabei nichts übles gedacht haben, um so weniger, als sie wahrscheinlich ihre Uebersetzung für ein Meisterwerk gehalten hat, das auch ein Mann wie ihr Oheim nicht besser hätte machen können. Wenn man jedoch bedenkt, wie schwer gerade dieses dilettantische Machwerk dem ohnehin schon aufs tiefste gesunkenen Ansehen Gottscheds geschadet, wie man es bis in die neueste Zeit als einen vollgültigen Beweis für die trostlose Unfähigkeit Gottscheds angesehen hat: so wird man nicht umhin können, das Verfahren der Frau aufs schärfste zu verurteilen. Nur eines kann uns zu guter Letzt wieder mit der Nichte Gottscheds versöhnen: die von ihr nach dem Tode der Gottschedin fortgeführte Abschrift nahezu der Hälfte aller an Gottsched bis zum Jahre 1757 gerichteten Briefe. Man muß diese Briefe im Original gesehen haben, um den Märtyrerwert dieser Arbeit richtig schätzen zu können. Ob sie sie freudig oder nur mit Rücksicht auf den hilfsbereiten Oheim gethan hat, ist gleichgültig — sie hat sie gethan; sie hat der Litteratur- und Geschichtsforschung durch diese Arbeit einen großen Dienst erwiesen — und so soll denn auch Viktoria Eleonore im Andenken unsers Volkes fortleben als die Nichte Gottscheds und als seine letzte Liebe.

Eugen Reichel.



Volkswirtschaft.

Deutsche Technik und Welthandelspolitik.

In der politischen Tagespresse kann man jetzt täglich lesen, daß durch den vorzeitig veröffentlichten Zolltarifentwurf Deutschland in zwei Heereslager geschieden sei, deren Führer sich gegenseitig als Exportenthusiasten und Agrarfanatiker bezeichnen, und wir sehen auch, daß diese Führer, wie es in der gewöhnlichen Zeitungspolemik leider üblich ist, vice versa sich einseitige Interessenpolitik, wenn nicht gar Mangel an Vaterlandsliebe vorwerfen. Dieser gehässigen Unterstellungen enthalten sich die gelehrten Nationalökonomen,

Digitized by Google

die gleichfalls in großer Zahl zur Frage der Handelsverträge das Wort ergriffen haben, und wenn auch sie gelegentlich einer den andern mit der klugen Else im Märchen oder dem gegen Windmühlen anstürmenden Helden im Roman von Cervantes vergleichen, so kämpfen sie doch weniger mit Phrasen, als mit teilweise freilich allzusehr zugespitzten Gründen. Dabei stellt sich aber schließlich die überraschende Thatsache heraus, daß die Gegensätze gar nicht so groß sind, als man von vornherein anzunehmen geneigt ist. Das Trennende der Dialektik wird von dem Einigenden der Vaterlandsliebe überwogen.

Einer der hervorragendsten Kämpfer auf der Seite, die wir von unserm Standpunkte als die Gegenseite bezeichnen müssen, A. Wagner, sagt in seiner Schrift: „Agrar- und Industriestaat“ (S. 23): „Gewiß hat nun diese in Wechselwirkung stehende starke heimische Volksvermehrung und die neuerliche, auch bei uns stark eingetretene Entwicklung vom Agrarstaat zum Industriestaat ihr Großes, Bedeutendes, Erfreuliches. Aber sie hat daneben auch ihr Bedenkliches.“ Mehr kann man von einem Gegner nicht verlangen, denn wer vermöchte im Beginn einer noch so hoffnungsreichen neuen Aera sich aller Bedenken zu erwehren? Auch wir wünschen, daß die Landwirtschaft, die noch in den dreißiger Jahren, ehe die Schwester der Massen erzeugenden Maschinentechnik, die raumausgleichende Technik der Eisenbahnen ihren Siegeslauf angetreten hatte, über 80 Prozent der deutschen Bevölkerung friedlich ernährte, nach der Berufszählung von 1895 aber nur noch 35,7 Prozent Angehörige zählt, als feste Grundsäule des Staates mit allen zulässigen Mitteln geschützt werde, nicht um unser Volk in Kriegszeiten vor Getreidemangel zu schützen, denn auf dieses von den Agrariern in den grellsten Farben gemalte Schreckbild einer möglichen Aushungerung durch das Ausland legt auch Wagner zu unsrer Freude kein entscheidendes Gewicht, sondern weil wir eine langsame, organische Entwicklung einer sprungweisen vorziehen. Und auch wir sehen den Gefahren, die uns die Welthandelspolitik unzweifelhaft bringen wird, wenn sie auch hoffentlich durch eine innigere Verbindung mit der Industrie als der neben der Landwirtschaft allein neue Werte unmittelbar erzeugenden Kraft den Gesamtinteressen der Völker besser dienen wird, als die lediglich nach den Mineralschätzen ferner Länder gierig ausschauende Handelspolitik früherer Zeiten, durch die Spanien und Portugal untergegangen sind und das stolze Albion vielleicht auch noch in seinen Grundfesten erschüttert wird, nicht ohne Bedenken entgegen. Aber wir sehen mit Wagner Deutschland als den gegebenen Mitkämpfer in der Welthandelspolitik an und möchten nicht klüger sein, als die Feldherren aller Zeiten, die in ihren Heeresbefehlen vor einer Schlacht niemals auf die Greuel eines Krieges im allgemeinen und die Möglichkeit einer Niederlage im besonderen, vielmehr nur auf den zu erkämpfenden Sieg hingewiesen haben.

Kaiser Wilhelm II. hat es beim Empfang einer Deputation der preußischen technischen Hochschulen besonders ausgesprochen, daß er diese Anstalten durch Verleihung des Promotionsrechts habe auszeichnen wollen, weil sie große Aufgaben, „nicht bloß technische, sondern auch große soziale Aufgaben“ zu lösen hätten. In der That durchdringt die Technik unser gesamtes wirtschaftliches Leben, und von ihren neuesten Errungenschaften hat auch die Landwirtschaft manchen Nutzen gezogen. Mehr natürlich die Industrie, deren Produktion nach einer allerdings nur oberflächlichen Schätzung von Mulhall (Industries and Wealth of Nations, London 1896) seit 1820 bis 1894 von 3,7 Milliarden auf 14 sich gesteigert hat. Das ist ein Fortschritt, wie ihn mit Ausnahme der Vereinigten Staaten, kein andres Land der Welt aufzuweisen hat. Allerdings entfällt nach der obigen Schätzung von unsrer Gesamtproduktion immer noch ein Drittel auf die Landwirtschaft, gegen ein Sechstel in England und ein Viertel in den Vereinigten Staaten. Aber die industrielle Produktion ist nicht nur an sich überwiegend, sondern auch unsrer durch äußere Einflüsse leider vielfach aufgehaltenen Landwirtschaft gegenüber das eigentliche Fortschrittselement unsrer Volkswirtschaft. Es ist ja auch bekannt, daß für unsre Industrieerzeugnisse gerade diejenigen Staaten, England voran, die besten Abnehmer sind, die uns in Bezug auf vervollkommnete Technik am nächsten stehen. Das bedeutet eine große Gefahr für unsre Industrie, weil im Falle eines Zoll-

Digitized by Google

krieges unsre bedeutsamsten Kunden uns die Thür verschließen würden. Andrerseits zeigt es aber auch, ein wie ungeheuer weites Feld für die Ausfuhr unsrer Industrieerzeugnisse noch vor uns offen liegt, da doch durchschnittlich die überlegene Technik den Ausschlag giebt und wir in Bezug auf diese nur mit wenigen Staaten in Europa und sonst nur mit Nordamerika, vielleicht auch mit Japan als in einzelnen Artikeln ebenbürtigen Mitbewerbern zu rechnen haben. An dieser Stelle möge es aber genügen, zunächst nur auf die Weite des Gebiets hingewiesen zu haben, auf dem die Erzeugnisse unsrer Technik durch eine weise Welthandelspolitik Absatz finden können.

Man kann Optimist aus Thatendrang sein und braucht deshalb die Zukunft nicht im reinsten Rosenrot zu schauen. Im vollen Bewußtsein der Schwere des uns bevorstehenden Kampfes sehen wir uns daher zunächst nach Bundesgenossen um. Das Gefühl, daß die vereinigte Staatenrepublik von Nordamerika der Herkules sei, der, wenn nicht schon in der Wiege, so doch nach erlangter Manneskraft das alternde Europa erdrücken werde, ist ein allgemein verbreitetes. Man hat daher schon lange an ein Zollbündnis oder wenigstens eine im Sinne des Zollschutzes gedachte, losere Vereinigung der europäischen Kontinentalstaaten gedacht. Andre machen darauf aufmerksam, daß wir keine Ursache haben, England als den besten Abnehmer unsrer Erzeugnisse auszuschalten, daß wir vielmehr mit diesem Nestor der Welthandelspolitik und dem in Nordamerika sich reckenden Riesen uns verbindend, Holland und Skandinavien mit unter unsre Flügel nehmend, das germanische Volkstum zu dem die Welt beherrschenden zu machen uns bemühen sollen. Demgegenüber wollen wir nur darauf hinweisen, daß die goldne Frucht einer weisen, internationalen Verständigung wohl noch lange nicht reifen wird, da nicht einmal die Keime gelegt zu sein scheinen. In Kreta, China und an andern Plätzen haben wir sie nicht entdecken können, und die Haager Friedenskonferenz hat weder im Säen und Pflanzen, noch im Ausjäten des vorhandenen Unkrauts sich als preiswerter Gärtner erwiesen. Für absehbare Zeit werden wir anstatt der Handelsbündnisse uns mit Handelsverträgen auf nationaler Grundlage begnügen müssen, und zwar in der alten Form der do ut des Politik, wobei nur der Starke günstige Bedingungen für sich zu erzielen vermag. Ueberlassen wir daher eine mehr dem Menschheitsideal entsprechende internationale Regelung der wirtschaftlichen Interessen der Völker unsern Enkeln und Urenkeln, und suchen wir zunächst nur, ein durch ausgiebige Benutzung unsrer Bodenschätze und regen innern Verkehr auf Land- und Wasserstraßen, aber auch durch einen seiner zunehmenden Bevölkerung entsprechenden Anteil am Welthandel in sich gefestetes Deutschland ihnen als Erbteil zu hinterlassen.

Wenn wir die Aussichten dieses Einzelkampfes auf dem Weltmarkte ins Auge fassen, so können wir sie nicht unbedingt günstig nennen. Auf der Weltkarte nehmen wir mit rund 540600 Quadratkilometern nur einen ganz kleinen Platz ein, im Vergleich zu dem $3^1/_2$ mal größeren Mexiko, dem 15 mal größeren Brasilien und dem 21 mal größeren China. Von den europäischen Großmächten mit ihren überseeischen Besitzungen zu geschweigen, haben wir ein geringeres Gebiet als Skandinavien, Portugal, Niederlande, wenn man deren Kolonien mit berücksichtigt, und selbst Dänemark, wenn man von Island und Grönland mehr als die bewohnten Küsten rechnet. Günstiger ist die natürliche Beschaffenheit des verhältnismäßig so winzigen Fleckchens Erde, das wir bewohnen, denn nach O. Hübners statistischen Tabellen (1901) sind nur 91‰ der Gesamtfläche Deutschlands unproduktiver Boden gegen 131‰ im blühenden Garten Italien, 143‰ in Frankreich, wo man uns früher so gern, als in halber Wildnis wohnend, verspottete, 176‰ in Großbritannien mit den schottischen Hochebenen und irischen Mooren, 191‰ in Rußland, und zwar bloß dem europäischen. Bezüglich des Oedlandes ist nur das fruchtbare Oesterreich-Ungarn unter allen Kulturstaaten günstiger gestellt als wir, aber die Kleinheit unsers Grundbesitzes spricht so überzeugend dafür, daß wir mit unsern Bodenschätzen allein niemals eine hervorragende Rolle auf dem Weltmarkte werden spielen können, daß wir eine entsprechende Statistik uns wohl ersparen dürfen.

Digitized by Google

Aber ist England nicht bislang die Zentrale gewesen, die von einem gleichfalls geringen Raume aus die Welt mit Licht und Kraft versorgt? Als Transmission für einen solchen weltbeherrschenden Einfluß hat sich in der Geschichte der Völker bislang nur das $^2/_3$ der Erdoberfläche einnehmende Meer bewährt. Was die das letzte und allerdings für die Menschheit wichtigste Drittel der festen Boden unter den Füßen besitzenden Binnenstaaten, wie Rußlands, erschließenden Eisenbahnen uns bringen werden, ruht teilweise noch im Schoße der Zukunft. Und mit Ausnahme dieses trotz seiner gewaltigen Eisenbahnbauten unaufhaltsam nach eisfreien Höhen drängenden Rußlands, ist Deutschland infolge seiner geringen Küstenausdehnung ungünstiger gestellt, als alle andern Kulturländer.

Aber gerade hier zeigt sich, wie der Mensch die Natur beherrschen kann. Da das Meer nicht zu uns gekommen ist, sind wir zum Meere gekommen, wir haben die zweitgrößte Handelsflotte der Welt, von dem Gesamtwert des Seehandels entfielen 1898 auf den Kopf der Bevölkerung (nach dem vom Deutschen Flottenverein 1900 herausgegebenen volkswirtschaftlichen Atlas) in England 320 Mark, Deutschland 116 Mark, Frankreich 114 Mark, Vereinigte Staaten 102 Mark, Italien 41 Mark, Japan 22 Mark, Rußland 18 Mark. Mens agitat prolem, dieser Ausspruch ermutigt uns, für die Vernachlässigungen der äußeren Natur einen Ersatz in unsrer inneren Tüchtigkeit zu suchen. Diese haben wir seit den Zeiten der Hansa auf dem Gebiete des Handels bewährt, aber wenn der Handel aus dem englischen Raubbau, der nach Careys Ausspruch von der Gütererzeugung fremder Länder immer nur den Rahm abzuschöpfen wußte, sich zu einem segensreicheren Kulturfaktor entwickeln soll, dann kann es nur durch eine innigere Verbindung mit der Technik, als der Grundlage einer eignen Gütererzeugung geschehen.

Wir müssen zugestehen, daß die Engländer auch die Väter der heute die Welt erobernden Technik gewesen sind. Die erste Dampfmaschine für Baumwollspinnerei lieferte 1782 Watt, das erste brauchbare Dampfschiff baute 1802 Fulton (mit Wattscher Maschine), die erste Lokomotive stellte 1812 Stephenson für den Transport von Kohlen und 1825 für die Personenbeförderung her.[1]) Aber wir Deutsche dürfen uns rühmen, daß wir durch unsre theoretischen Untersuchungen auf dem Gebiete der Mathematik, Mechanik, Physik und Chemie der neueren Technik eine wissenschaftliche Grundlage gegeben haben, wie sie kein andres Volk besitzt. Alljährlich bilden wir auf unsern technischen Hochschulen und Mittelschulen 6000 Ingenieure aus, die nicht durchweg bahnbrechende Erfinder sind, aber auch im Auslande als die geeignetsten Leiter des industriellen Fortschritts anerkannt werden. Wenn die Tüchtigkeit unsrer Ingenieure allein uns den Erfolg auf dem Weltmarkte verbürgen könnte, so dürften wir ohne Sorge sein. Aber der Schwerpunkt des Welthandes liegt in den sogenannten Stapelartikeln, insbesondere in der Massenproduktion der Maschinen- und Textilindustrie, deren Technik so ziemlich Gemeingut ist. Neben der chemischen Industrie, deren Technik häufig noch das Geheimnis der Erfinder ist, besteht Deutschlands Vorrang nur in der sogenannten Kunstindustrie, z. B. der Spielwarenindustrie, die von unsern Agrariern als eine parasitäre bezeichnet wird, weil sie nicht gleich Kohl und Rüben einem ursprünglichen Naturbedürfnis entspricht. Ueber diesen Vorwurf könnten wir uns ja leicht hinwegsetzen, wenn nicht einmal die Stapelindustrie die breiteste Grundlage für den Welthandel bildete. Diese nach der Schablone arbeitende Industrie hängt aber wesentlich von der Kapitalskonzentration ab, in der trotz unsers rasch anwachsenden Reichtums uns andre Völker überlegen sind. Sie wird namentlich in Nordamerika durch die Trusts gefördert und hat dort eine weitgehende Arbeitsteilung ermöglicht, so daß beispielsweise eine Firma, die nur Drehbänke nach einem gewissen Modell anfertigt, in der Lage ist, sich auf diese Anfertigung zu beschränken, während ein deutscher Fabrikant mit ungeheurem Zeit- und Kraftaufwand bei gleicher Geschäftsausdehnung die verschiedensten Aufträge für Drehbänke übernehmen muß.[2]) Ob die Trusts nicht ein zweischneidiges Schwert sind, das dereinst durch

[1]) F. C. Huber, Deutschland als Industriestaat, Stuttgart 1901, Seite 7.

[2]) Vergl. J. Wolf, Das Deutsche Reich und der Weltmarkt, Seite 32.

Digitized by Google

den Unwillen der arbeitenden Bevölkerung sich gegen den Besitzer richten wird, ist nicht abzusehen. Zunächst bilden sie neben den natürlichen Reichtümern, dem großartigen Unternehmungsgeist und der gewaltthätigen Handelspolitik in den Vereinigten Staaten eine übermächtige Konkurrenz für uns wie für das gesamte Europa, und wir erblicken hier, gleichwie gegen die aus Ostasien durch die niedrigen Arbeitslöhne glücklicherweise erst in weiter Ferne drohende gelbe Gefahr kein andres Gegenmittel, als die Ueberlegenheit unsrer älteren Kultur.

Als die Engländer ihren Kapitalreichtum im eignen Lande nicht mehr entsprechend verwerten konnten, wanderten die Kapitalisten aus, um in Spanien und Portugal, auch bei uns in Deutschland Straßen und Eisenbahnen, Wasser- und Gaswerke u. s. w. zu bauen. Auch das von uns im Auslande angelegte Kapital ist nicht gering, man schätzt es auf 4½ Milliarden, aber wir können mehr thun, wir können sachverständigere Vertreter unsers Reichtums ins Ausland senden, als die englischen Kapitalisten und Unternehmer, nämlich unsre Ingenieure. Man wende uns nicht ein, daß diese bei ihrer durchschnittlichen Mittellosigkeit und der deutschen Anpassungsgabe gegen fremde Einflüsse weniger widerstandsfähigen Kräfte lediglich dem Auslande zu gute kommen und durch ihre Verstärkung der ausländischen Konkurrenz uns doppelt schädigen würden. Allerdings haben wir durch die negative Auswanderung schon Millionen von braven Landsleuten als sogenannten Kulturdünger an das Ausland verloren, aber wir denken hier nur an die positive Auswanderung der Kolonialvölker, zu denen wir gegenwärtig mit Stolz auch das deutsche zählen dürfen, nämlich an die zeitweise Auswanderung überlegener Kräfte, die vom Auslande nicht ohne weiteres aufgesogen werden können und nicht so leicht den Zusammenhang mit dem Mutterlande verlieren werden. Wie die Engländer den Absentismus bedeutender Kapitalkräfte haben ertragen können, so werden auch wir die Abgabe bedeutender Geisteskräfte wohl ertragen können, deren Ersatz den deutschen Bildungsstätten keine größeren Schwierigkeiten darbietet. Wenn man von einem kleinen Zentrum aus nicht einen weiten Raum vollständig zu beherrschen vermag, so muß man eben nach Stützpunkten in diesem Raume selbst suchen, wie wir es durch unsre Kolonien und auswärtigen Ansiedelungen schon in verheißungsvoller Weise gethan haben und durch Entsendung einzelner Pioniere, seien es Techniker oder auf den deutschen Handelshochschulen mit weiterem Blick ausgerüstete Kaufleute, gleichfalls thun können. Und wenn gerade deutsche Ingenieure, nicht als Kulturdünger, sondern als Sauerteig für die gesamte Kulturentwicklung der Menschheit in erster Reihe mitwirken, so wird dieses auch dem Vaterlande durch die mannigfaltigsten Rückwirkungen in erster Reihe zu gute kommen.

Im vorstehenden wollten wir nicht den Schleier der Zukunft lüften, wie es gegenwärtig eine weitschichtige Litteratur freudvoll und leidvoll, aber natürlich immer von dem Temperament des Schreibenden beeinflußt und vielleicht auch mit sorgfältigerer Begründung zu thun versucht, sondern nur nach einem flüchtigen Ueberblick auf einen Faktor hinweisen, der uns für eine günstige Beurteilung nicht der unwichtigste zu sein scheint, nämlich auf das durch Zahl und innere Tüchtigkeit uns noch manchen Sieg im Welthandel verheißende Heer der deutschen Techniker.

Hannover. Prof. W. Schaefer.



Litterarische Berichte.

Profit! Humoristisches Rezeptbuch ... wider den Weltschmerz. Von Carl Mayer. Kassel, Georg Weiß. 1902. M. 2.50.

Der Verfasser ist Jurist in Freiburg i. B. Sein Buch ist eine sehr erfreuliche Erscheinung in der heutigen Lyrik. Es ist voll gesunden Humors, der aufs angenehmste berührt. Oefters finden sich köstliche Anklänge an Scheffel. Aber neben den humoristischen Gedichten enthält die Sammlung auch Produkte eines tieffühlenden Menschenherzens, die vielleicht noch höher anzuschlagen sind. Alles in allem eine gute Gedichtsammlung!

E. M.

Digitized by Google

Geistliches und Weltliches aus dem türkisch-griechischen Orient. Selbsterlebtes und Selbstgesehenes von Heinrich Gelzer. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Der Inhalt des Buches zerfällt in drei Abschnitte: Bilder aus dem geistlichen Konstantinopel, Die Türken, Die unterworfenen Völker. Der erste scheint uns der interessanteste zu sein, da er sich mit den im ganzen wenig bekannten Verhältnissen der christlichen Kirchen in der Türkei beschäftigt. Es fallen hier viele neue Streiflichter auf diese Zustände, wie man überhaupt dem Buche eine große Selbständigkeit des Urteils und einen scharfen Blick für die Besonderheiten des orientalischen Lebens sowohl in völker- und religionspsychologischer wie in geschichtlicher und politischer Hinsicht zugestehen muß. Alle wichtigen Ereignisse der letzten Zeit, einschließlich der Armeniermorde und des griechisch-türkischen Krieges werden entweder ausführlich behandelt oder wie der letztere wenigstens in seinen Ursachen und Folgen kurz charakterisiert. Wir können das Buch allen, die sich für die einschlagenden Fragen interessieren, aufs wärmste empfehlen.

Paul Seeliger (Leipzig-Gautzsch).

Goethe und Schiller. Im Werden der Kraft. Von Julius Burggraf. Stuttgart, Carl Krabbe. 1902. M. 5.—.

Der Verfasser von „Schillers Frauengestalten" bietet uns in diesem neuen Werk eine Monographie des Jugendlebens in Goethes und Schillers Geist. Er führt uns von den weihevollen Eindrücken ihrer Frühzeit durch die Jahre titanischen Ringens hindurch bis zum Beginn ihres Weimarer Aufenthalts. B. ist ein begeisterter Freund unsrer Klassiker, und er versteht es, seine eigne Begeisterung in schöner edler Sprache zum Ausdruck zu bringen. Mit beredten Worten predigt er das ewig Schöne und Wahre der Goethe-Schillerschen Jugendwelt. Sein Buch ist vor allem für die aufstrebende Jugend geschrieben. Möge es unter ihr die weiteste Verbreitung finden. E. M.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Monatlich ein Heft mit circa 24 feinsten Ansichten. Erster Band mit einleitendem Text und eine Einteilungskarte der Alpen von Prof. Dr. A. Rothpletz. München 1901. Vereinigte Kunstanstalten A.-G.

Für einen lächerlichen billigen Preis, der hinter dem der Ansichtspostkarten noch weit zurückbleibt, erhält der Leser eine Fülle von großen Gebirgsbildern, meist im Format 16×21 Centimeter, die nach gut gelungenen Photographien außerordentlich sauber und klar hergestellt sind, eine wahre Erholung gegenüber den in rasender Eile hergestellten Aktualitäten, mit denen uns jetzt so viele Zeitungen und Zeitschriften überschwemmen. Neben allen Teilen der Alpen sind auch andre europäische Gebirge vertreten, alles erscheint in wahlloser Folge, selbst auf demselben Blatt sind oft zwei Bilder aus ganz verschiedenen Gebirgsgegenden. Der einleitende Text sucht mit anerkennenswerter Sorgfalt und Umsicht eine Art Zusammenhang herzustellen und ist ein brauchbarer Wegweiser. Zweckmäßiger scheint es aber, die Bilder nach ihrer Zusammengehörigkeit in Mappen aufzubewahren, wozu die eleganten und festen Umschläge sehr gut geeignet sind. Die Verlagshandlung wolle daher die Bitte gestatten, daß in den folgenden Jahrgängen immer nur zusammengehörige Bilder auf dasselbe Blatt gesetzt werden mögen. K. F.

Lenaus Gedichte. Stuttgart, Carl Krabbe. 1902. M. 3.—

Lenaus Frauengestalten. Von Adolf Wilhelm Ernst. Stuttgart, Carl Krabbe. 1902. Gebunden M. 6.—.

Beide Werke sind zum hundertjährigen Geburtstag Lenaus erschienen. Sie wollen dazu beitragen, die Verehrung für den Dichter wachzuhalten. Der Gedichtband ist eine schöne Miniaturausgabe in Liebhabereinband. Er zeichnet sich durch guten Druck und elegante Ausstattung aus. Das Buch von Ernst ist eine sehr erfreuliche Erscheinung. Der Verfasser war in der Lage, weitere Aufschlüsse über manche Beziehungen Lenaus zur Frauenwelt zu geben. Das Material dazu stammt aus authentischen Quellen. Besonders sind es ungedruckte Briefe, die E. verwenden konnte. Auch unbekannte Gelegenheitsverse Lenaus sind in dem Werke mitgeteilt. Das Buch, einfach und schlicht dargestellt, verdient allen Lenau-Verehrern aufs beste empfohlen zu werden. E. M.

Die höheren Schulen und das Universitätsstudium im 20. Jahrhundert. Von Friedrich Paulsen. Braunschweig 1901, Friedrich Vieweg & Sohn. 80 Pf.

Der Vortrag, den der berühmte Verfasser auf der Versammlung des Realschulmännervereins zu Cassel im April 1901 gehalten hat, erscheint hier in etwas erweiterter Ausführung. Er beantwortet die beiden Fragen: Welche Gestalt wird das Jahrhundert, an dessen Anfang wir stehen, dem Studienwesen, das auf die Hochschule vorbereitet, geben? und: Welche Rückwirkungen werden von hier aus auf den akademischen Unterricht ausgehen? Der Standpunkt, den Paulsen einnimmt, ist bekannt, aber selbst derjenige, der ihn nur bedingterweise teilt, wird gern die tiefe geschichtliche Begründung anerkennen müssen, die hier versucht wird, und vor allem aus den gründlichen Darlegungen über die

Digitized by Google

Schulkonferenzen von 1890 und 1900 und die Folgen der letzteren eine Belehrung schöpfen, wie sie ihm klarer gar nicht geboten werden könnte. Dr. Hans Zimmer.

Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei. Führer durch die Lamaistische Sammlung des Fürsten E. Uchtomskij. Von Albert Grünwedel, Dr. phil. Mit einem einleitenden Vorwort des Fürsten E. Uchtomskij und 188 Abbildungen. Leipzig 1900. F. A. Brockhaus.

Von dem Buddhismus und seinen exoterischen und angeblichen esoterischen Lehren ist in der letzten Zeit so viel phantasiert und mit und ohne Tendenz gefabelt, daß man allen neueren Erscheinungen über diese große Weltreligion gern mit einer gewissen Scheu aus dem Wege gehen möchte.

Im Gegensatze dazu haben wir in dem vorliegenden Buche ein wissenschaftliches Werk, das sich zwar nicht mit dem gesamten Inhalt der Lehren Buddhas und seiner Nachfolger beschäftigt, sondern nur mit der Mythologie der Lamaistischen, hauptsächlich in Tibet und der Mongolei verbreiteten Richtung und auch mit dieser nur so weit, als es zum Verständnis des Bilderwesens notwendig ist. Der Fürst Esper Uchtomskij hat in der Heimat des Kultus Gelegenheit zu sehr eingehenden Studien gehabt, deren Ergebnisse hier mit großem Fleiße niedergelegt und mit Hilfe sehr guter Abbildungen und eines umfangreichen Apparats (Noten, Glossar, Nachweisungen) erläutert werden.

Eine gewisse Trockenheit haftet dem Stoffe mehr als der Behandlung an. Wir finden eine große Fülle von Gestalten, deren Wesen und Bedeutung durchaus ähnlich ist, und die sich nur durch die Körperstellung und die unveränderlich in den Händen getragenen Attribute, durch die Zahl der Köpfe, Arme und Beine, aber nie durch die Züge und selten durch den Ausdruck des Gesichts unterscheiden. Wie genau diese Aeußerlichkeiten festgehalten werden, zeigt ein Vergleich mit den nach ganz andern Vorbildern genommenen Abbildungen in Ploß-Bartels' „Weib“.

K. F.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Becquer's Gedichte. Uebertragen von L. Darapsky. Leipzig, Ernst Heitmann. M. 1.50.

Beyer-Boppard, C., Danneckers Ariadne. Eine kunsthistorische Studie. Mit vier Abbildungen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. M. 1.—

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte, vollständige neubearbeitete Auflage. Neue revidierte Jubiläumsausgabe. Achter Band. Mit 39 Tafeln, 13 Karten und Plänen und 261 Textabbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus. Gebunden M. 12.—

Burmester, Marie, Pfarrhäuser. Hanau, Clauß & Feddersen. M. 1.50.

Coester, B. E., Leutnants-Erinnerungen eines alten Kurhessen. Halbvergessene Geschichten aus den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Dahn, Felix, Herzog Ernst von Schwaben. Erzählung aus dem elften Jahrhundert. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 4.—

Darwinistische Vorträge u. Abhandlungen. Herausgegeben von Dr. W. Breitenbach, Odenkirchen. Heft 5: Haeckels Biogenetisches Grundgesetz und seine Gegner. Von Heinrich Schmidt, Jena. Mit 16 Abbildungen. Odenkirchen, Dr. W. Breitenbach. M. 2.—

Denemy, Gottfried, Legenden und Lieder. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.50.

Dennert, Dr. E., Vom Sterbelager des Darwinismus. Ein Bericht. Stuttgart, Kielmann's Verlag. M. 1.50.

Deutsche Arbeit. Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. 1. Jahrgang. Heft 4 bis 8. München-Prag, G. D. W. Callwey. Vierteljährlich M. 2.50.

Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Schlußband. 3. Lieferung. Herausgegeben von Dr. J. W. Nagl und Prof. J. Zeidler. Wien, Carl Fromme. M. 1.—

Dunant, H., Un Souvenir de Solférino. Avec notice sur les origines de la Croix-Rouge. Amsterdam, Delsman & Nolthenius.

Es werde Licht. Blätter für Aufklärung, Fortschritt und Versöhnung. Begründet von Carl Scholl. 34. Jahrgang. Heft 1. Oktober 1902. Jährlich 12 Hefte zum Abonnementspreis von M. 4.— pro Jahr. München, O. Th. Scholl.

Festgabe zum 26. Deutschen Juristentage in Berlin gewidmet vom Verlage der „Deutschen Juristen-Zeitung“. Berlin, Otto Liebmann. M. 4.—

Govone, Uberto, Il generale Giuseppe Govone. Frammenti di memorie. Torino, Fr. Casanova. Lire Sei.

Günther, Paul, Pfeilgift. Novellen und Stimmungen. Berlin, C. M. A. Müller & Co. M. 2.—

Gurlitt, Dr. Ludwig, Der Deutsche und sein Vaterland. Politisch-pädagogische Betrachtungen eines Modernen. Berlin, Wiegandt & Grieben. M. 1.20.

Hausrath, Adolf, Die Albigenserin. Erzählung. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 4.—

Digitized by Google

Hübner's Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde für 1902. 51. Ausgabe. Herausgegeben von Prof. Dr. Fr. v. Juraschek. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. M. 1.50.

Karding, Ernst, Straflose vorsätzliche Körperverletzungen bei Bewegungsspielen. Inaugural-Dissertation. Freiburg i. B., C. Trömer's Universitätsbuchhandlung.

Klinckowstroem, A. v., Die Insel des Friedens. Roman. Zwei Bände. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 6.—

Kremnitz, Mite, Am Hofe von Ragusa. Roman. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender. M. 3.—

Kremnitz, Mite, Mann und Weib. Novellen. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender. M. 3.—

Laurent, Dr. E., und Paul Nagour, Okkultismus und Liebe. Studien zur Geschichte der sexuellen Verirrungen. Autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. med. G. H. Berndt. Berlin, H. Barsdorf. M. 7.50.

Lehmann, Bodo, Bodenkredit und Hypothekenbanken. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 2.80.

Liebmann, Otto, Gedanken und Thatsachen. Philosophische Abhandlungen, Aphorismen und Studien. Zweiter Band, drittes Heft. Straßburg, K. J. Trübner. M. 3.—

Mach, Franz, Das Religions- und Weltproblem. Dogmenkritische und naturwissenschaftlich-philosophische Untersuchungen für die denkende Menschheit. Zwei Bände. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 20.—

Martens, F. de, Recueil des Traités et Conventions conclus par la Russie avec les Puissances étrangères, publié d'ordre du Ministre des Affaires étrangères. Tome XIII. Traités avec la France. 1717—1807. St. Pétersbourg, Imprimerie A. Böhnke.

Mausbach, Dr. Jos., Die „ultramontane Moral" von Graf Paul v. Hoensbroech. Berlin, Verlag der Germania. 80 Pf.

Müller, Dr. Carl Friedr., Der Mecklenburger Volksmund in Fritz Reuters Schriften. Sammlung und Erklärung volkstümlicher Wendungen und sprichwörtlicher Redensarten im mecklenburgischen Platt. Leipzig, Max Hesse's Verlag. M. 1.80.

Münchner Politische Schriften. I. Gegen die Konfessionen! Eine Mahnung an die Gebildeten unter ihren Verfechtern in Gestalt einer Kampfschrift gegen den Professor der kathol. Theologie Albert Ehrhard in Wien und den Professor der protestantischen Theologie Ad. Harnack in Berlin, von Dr. Johann Johannsen. München, Franz Stein.

Noricus, F., Weckrufe zur katholischen Reformbewegung. Heft 12 von „Frankfurter Zeitgemäße Broschüren" 1902. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 50 Pf.

Otto, Berthold, Die Sage vom Doktor Heinrich Faust. Der Jugend und dem Volke erzählt. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. M. 4.—

Otto, Berthold, Polen und Deutsche. Ein Mahnwort an die deutsche Jugend. Der „Hauslehrerschriften" 2. Band. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 60 Pf.

Petzet, Christian, Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840 bis 1850. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Nationalgeschichte. Zweite Lieferung (Dingelstedt, Herwegh, Prutz, Freiligrath). München, J. F. Lehmanns Verlag. M. 2.20.

Philippi, Fritz, Hasselbach und Wildenborn. Erzählungen aus dem Westerwälder Volksleben. Heilbronn, Eugen Salzer. M. 2.40.

Raiffeisen-Denkmal. Festbericht der Enthüllungsfeier zu Heddesdorf-Neuwied. Neuwied, Raiffeisen-Druckerei. 80 Pf.

Revue de Paris, La, 9e Année. Nr. 18. 15 Septembre 1902. Paris, Prix de la livraison Frs. 2.50.

Schellings Münchener Vorlesungen: Zur Geschichte der neueren Philosophie und Darstellung des philosophischen Empirismus. Neu herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Prof. Dr. Arthur Drews. „Philosophische Bibliothek" Band 104. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. M. 4.60.

Sommer, Fedor, In der Waldmühle. Roman. Leipzig, Rob. Friese. M. 2.—

Stork, Willy, Die Riviera. Plaudereien und praktische Winke für alle Reisenden nach Italien. Dessau, Anhaltische Verlagsanstalt. M. 2.—

Strindberg, August, Gustav Wasa. Schauspiel in fünf Akten. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—

Vollmöller, Karl, Das Rezensionsexemplar und die bezahlte Rezension. Zur Wahrung der Unabhängigkeit literarischer Kritik. Erlangen, Fr. Junge.

Wolluy, Dr. F., Der Materialismus im Verhältnis zu Religion und Moral. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Theod. Thomas.

Wolluy, Dr. F., Gedanken, welche der projektirte Bau der Unterpflasterbahn in Berlin erwecken kann. Berlin, Herm. Walther. 30 Pf.

Wolluy, Dr. F., Naturwissenschaft und Occultismus. Berlin, Herm Walther.

Zehn Worte an jedermann für das tägliche Leben. Mit Nachbemerkung von Antiquus. Königsberg i. P., Ostdeutsche Buchhandlung. 25 Pf.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch,
ersten Chefs der Admiralität.

Briefe und Tagebuchblätter.

Herausgegeben von

Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D.

(Fortsetzung.)

Versailles, 22. 12. 70.

Es ist doch sehr merkwürdig, daß Paris nach den Mißerfolgen des letzten Ausfalles und nach der Zersprengung der Loire-Armee sich immer hält. Schließlich bekommt solche Hartnäckigkeit ordentlich etwas Respektables, und das hat in dem verfaulten Nest niemand mehr gesucht. Wir haben zu lange getrödelt, und Paris ist langsam an unsrer Schwäche gewachsen, sie haben Armeen gebildet, einen Artilleriepark formiert und angefangen uns zu bedrohen. Wo unsre Einschließung Energie zeigt, das ist im Norden unter dem thätigen Kronprinzen von Sachsen, hier war Blumenthal bisher jedem Vorgehen hinderlich.

Selbstverständlich ist hier alle Welt unzufrieden, und die Geister stehen sich hart gegenüber in der Beschießungsfrage, in die die große Politik mit hineinspielt. Ich, als noch nicht engagierter Mann, werde von allen Seiten umworben und zur Anerkennung der einzelnen Meinungen aufgefordert, was ebenso schmeichelhaft wie schwierig ist.

Bismarck ist wütend, da die militärische Stockung seine politischen Kombinationen arg stört; der König hat mehr wie genug von Konflikten und möchte gern Schicht machen. Beide lassen ihren Zorn oder Unmut an dem geduldigen Moltke aus, der nie grob wird, sondern aus innerem Aerger nur krank. Vor Bismarcks Heftigkeit fürchtet sich der König, Moltke hüllt seinen Zorn in vornehmes Schweigen. Roon wird immer leidender und verlangt dringend die Beschießung.

Der Kronprinz ist wütend, weil man in der Welt seiner Gattin und dem englischen Einfluß das Nichtschießen zuschreibt. Blumenthal, der eigentliche Spiritus rector, schimpft am meisten.

Digitized by Google

Kurz, alles reibt sich und zwar mit lautem Getöse, und der alte Herr, der überall ausgleichen und einrenken soll, fängt an ganz schwarz zu sehen.

Die Verhandlungen zur Einigkeit des Deutschen Reichs sind fertig gemacht; Graf Holnstein hat sich schließlich das größte Verdienst erworben."

*

Versailles, 24. 12. 70.

„Otto ist hier nebenan emsig beschäftigt, den Aufbau zu leiten und den Baum zu putzen; wir haben große Bescherung, aber geben kein Geld dafür aus, d. h. aus unsern eignen Taschen; denn die Tischkasse, die aus Zahlungen der Stadt Versailles gebildet ist, und die Bureaukasse, die aus den etatsmäßigen Bureaugeldern besteht, tragen die Unkosten.

Versailles bietet eigentlich so wenig Kaufbares wie Potsdam, da die Nähe von Paris jeden Verkehr nach dort lenkt. Jetzt aber sind die Läden mit einer Unmasse hübscher kleiner Sachen garniert, wie sie die Armee braucht und reißend kauft. Die Unternehmer sind Berliner Juden.

Endlich hat auch die Beschießung frische Beine bekommen, man hat Kameke und Hohenlohe mit der Leitung beauftragt, und ich denke, nun wird es in den letzten Tagen losgehen. Das neue Jahr muß baldige Entscheidung bringen. Dauert der Krieg aber noch in den Januar hinein, so kommt ein Kriegsjahr mehr in Rechnung, was auch ein Vorteil ist, wenn man älter wird und in die Lage kommt, in politische Angelegenheiten mit einzugreifen."

*

Versailles, 25. 12. 70.

„Wir haben ein solennes Fest gefeiert. Zunächst wurde den 25 Trainsoldaten beschert, dann den Subalternbeamten der Intendantur und endlich uns. Letzteres ging in unserm Salon mit allen Schikanen vor sich, nur die Beleuchtung war dürftig, denn Lichter giebt's überall nicht. Ich bekam von Otto ein Tranchiermesser, vom Fürsten ein Aquarellbild, von Salisch Spielmarken, vom Kronprinzen ein paar kolossale Vasen, die als Cachepots dienen sollen.

Während wir nun feierten, schlug man bei Amiens; es sind dort ähnliche Verhältnisse, wie wir sie an der Loire hatten; man läßt sich angreifen, bis die Franzosen müde sind, und dann verfolgt man sie. Das Angreifen gewöhnen wir uns ab, es kostet zu viel; unser ganzer Krieg ist ein hinhaltender, die Verluste der Franzosen sind auch so kolossal. Hier unterbricht der Eisgang die Kommunikationen."

*

Versailles, 26. 12. 70.

„Auch im Süden entwickeln sich wieder neue Ereignisse, und es wird jemand dorthin müssen. Geht es gut, so trete ich wieder in Thätigkeit; Du weißt, wenn der Mensch erst einmal Blut geleckt hat, kann er nicht wieder davon lassen. Die Ruhe hier will mir gar nicht schmecken, es giebt aber auch Menschen, denen es gar nicht darauf ankommt, meinen Kredit irgendwie zu erweitern. Die Sache muß sich bald entscheiden.

Digitized by Google

Ich kann Dir sagen, daß hier auf das Schießen gerade so gedrungen wird wie in Berlin; der Drang ist so heftig, daß einzelne nicht mehr widerstreben können. Morgen fängt man bei den Sachsen schon an.

Gestern hat der Feind angefangen mit der Sappe gegen uns vorzugehen, aber das wird ihm nicht viel helfen. Eigentlich sollten sich die Arbeiten gegen Norden richten, da aber die Nordarmee durch Manteuffel geschlagen ist, so werden sie es wohl wieder aufgeben.

Dir und den Kindern Heil und Segen zum neuen Jahr; möge es uns bald wieder vereinen. Hier ist es bitter kalt."

*

Versailles, 28. 12. 70.

„Also nach dem Süden komme ich nicht; aber was hilft's, die menschlichen Dinge müssen mit den vorhandenen Kräften abgespielt werden, wenn man diese nach den Umständen ohne Umstände ändert, so giebt's Revolution.

Die Sachsen haben gestern mit der Beschießung angefangen; hier ist Blumenthal immer noch eigensinnig dagegen, aber auch er wird sich geben müssen.

Ich bin wirklich ganz starr, daß die Kronprinzessin unsrer Kinder zu Weihnachten gedacht hat; Du mußt Dich mit Normanns verabreden und darum bitten, Dich persönlich bedanken zu dürfen. Ich werde es hier bei dem Herrn mündlich besorgen."

*

Versailles, 31. 12. 70.

„Die Beschießungsvorbereitungen gehen vorwärts, aber man hat hier bisher zuviel vernachlässigt, um rasch fertig zu werden. Die großen Erfolge am Mont Avron geben sehr gute Hoffnung, und Kameke, neben dem ich gestern beim König saß, erzählt, daß die Franzosen bereits die oberen Etagen ihrer Forts geräumt haben, um nicht zuviel unserm Feuer ausgesetzt zu sein. Kurz, alles beweist, daß wir auch hierin den Kampf gegen Paris nicht zu scheuen brauchen.

Von außen bewegen sich auch wieder Entsatztruppen, aber so rasch können sie nicht Bedeutung gewinnen, und der Frost hindert sie in jeder Beziehung, denn ihre Leute vertragen die Kälte nicht. Am ersten wird Chanzy wieder mobil werden, und am Ende komme ich noch einmal beim Großherzog in Thätigkeit. Für uns hat das Wetter den Vorzug, daß das Eis auf unsrer großen Kommunikationslinie zum Stehen gekommen ist und mit Wagen befahren werden kann. Wir hatten des Eisgangs wegen unsre Brücken abfahren müssen, und alle Transporte erhielten dadurch einen Umweg von drei Meilen. Der Frost ist überall unser guter Verbündeter, auch die Pariser frieren mehr wie wir."

*

Versailles, 1. 1. 71.

„Wir haben das neue Jahr fürstlich gefeiert, so fürstlich, daß, als mich der Kronprinz zur Tafel befahl, ich absagen mußte. Wir hatten außer unsrer Tischgesellschaft den Herzog von Ujest, Graf Stolberg, Maltzahn und Verdy und waren bis nach ein Uhr sehr heiter zusammen. Nicht unwesentlich trug dazu

Digitized by Google

bei, daß Otto hier im Hause noch einen zweiten sehr wohlgefüllten Weinkeller traf; unser Wirt wird zur Strafe, daß er uns dies cachierte, nicht viel übrig behalten.

Soeben hat mir der Flügeladjutant des Großherzogs von Oldenburg das Großkreuz mit Schwertern gebracht.

Ich schließe diese Zeilen mit dem Bericht vom großen Diner beim König, von dem ich eben heimkehre. Es waren nicht weniger wie 32 Fürstlichkeiten da, und die Rede des Großherzogs von Baden, der die Gesundheit des Königs ausbrachte, spitzte sich so sehr auf den Deutschen Kaiser zu, daß man nur in Erwartung stand, er würde mit der Ausrufung desselben schließen. Es war ein merkwürdiger Moment; ob wohl die ganze Frage so verlaufen wird?"

*

Versailles, 4. 1. 71.

„Englische Korrespondenzen sprechen von der Uebermüdung und Furcht, die sich bei uns eingeschlichen habe; das ist dummes Zeug, nur die Ueberzeugung hat Raum gewonnen, daß es eine Thorheit wäre, unsre guten Truppen zu etwas anderm zu verwenden, als zur Zurückwerfung des Gegners. Wir wollen Frankreich nicht erobern, aber Paris wollen wir haben und den Frieden, und zwar unter den bekannten Bedingungen. Wer sich dem widersetzt, verfällt dem Tode.

Wir haben heute keine Briefe und Zeitungen, als Folge von Neujahr, und der Himmel will es nicht zulassen, daß wir heute mit der Beschießung beginnen, denn ein dicker Nebel liegt auf der Erde, und es ist unmöglich, sein Ziel zu sehen. Nun ist es merkwürdig, daß der Feind, der ja seine Zielobjekte ganz genau kennt, daraus keinen Nutzen zieht und unsre Batterien beschießt, ehe sie sich selbst eingeschossen haben. Es scheint fast, daß ihm unsre Absicht noch unbekannt ist. Wir müssen abwarten.

Ich habe angefangen, an Geffcken zu schreiben, von dem ich wiederholt Briefe hatte, und der mir auch Zigarren versprach, die aber nicht angekommen sind.

Auch Holtzendorff schrieb mir vor ein paar Tagen; sein Junge will von der Marine fort, weil sie nicht in Aktion getreten ist. Das scheint mir Unsinn. Man muß nicht dem Augenblick nachgeben, wenn man sein Leben bestimmen will. Es wird gewiß nicht vorteilhaft für die Entwicklung der Marine sein, daß sie in diesem Kriege so gar nicht zur Geltung gekommen ist; hätten wir sie gar nicht gehabt, so wäre uns daraus kaum ein Schaden entstanden. Damit ist sie aber nicht in alle Ewigkeit verdammt, sondern kann uns nochmal sehr dienlich werden oder sehr fehlen. Roon ist zu anhaltend krank und kommt dadurch mit der Leitung der Marine völlig auseinander; das war das Malheur.

Bismarck soll sich in den letzten Tagen ein wenig erholt haben, im übrigen aber ist er über die Maßen reizbar und mit aller Welt verknurrt. Ich habe ihn gestern zu beruhigen versucht und werde ihm dazu noch 150 Flaschen guten Wein schicken."

*

Digitized by Google

Versailles, 6. 1. 71.

„Ich bin nicht zum Schreiben gekommen, weil ich gern den Erfolg unsrer Schießerei sehen wollte; der Himmel aber war obstinat und zeigte mir nichts, so lange ich auch wartete, denn es lag trotz hellen Sonnenscheines ein ganz undurchsichtiger Duft über der Stadt.

Trotzdem wurde geschossen, und anscheinend mit gutem Erfolg, denn die Batterien des Gegners schweigen immer mehr. Es ist aber auch Zeit, daß wir zu Ende kommen, und die Pariser denken ebenso.

Ich habe heut mit großem Interesse den Bericht eines Herrn in Paris vom 2. Januar gelesen. Der Inhalt ist verbissener, aber langsam verzweifelnder Ingrimm; besonders drastisch beschreibt er den furchtbaren Schrecken der kalten und dunkeln Nächte. Der Schluß lautet: ‚Wenn wir nicht bald Hilfe von außen bekommen, so muß die Uebergabe erfolgen.‘

Wir haben die entscheidenden Tage vor uns, und dabei ist die Uneinigkeit, die augenblicklich in den oberen Regionen herrscht, schlimm; das Hoffen und Harren! — Roon ist noch immer krank. — Deine Frage wegen Hindersin und Kleist ist einfach dahin zu beantworten, daß beide Herren, wie man sagt, kaltgestellt wurden, weil sie, unterstützt von Blumenthal, nicht von der Stelle kamen. Blumenthal ist auch heut noch der obstinate Nichtschießer.

Gestern machten wir im Nebel eine kleine Promenade vor den Vorposten; von dem Bilde der Verwüstung, das sich dort darbietet, kann man sich keine Vorstellung machen. Die Häuser bestehen nur noch aus den vier Mauern, aber auch ganze Häuserreihen sind gefallen und alle Bäume, um die Schußlinien freizumachen. Wenn die Besitzer heimkehren, werden sie um die Baustellen prozessieren müssen, denn jetzt ist das Ganze ein schön geglätteter Schutthaufen.“

*

Versailles, 7. 1. 71.

„Die Franzosen fühlen sich doch in ihrem Haupthause angegriffen, und das ist das Wesentlichste; man merkt aus dem rastlosen Anstürmen der äußeren Armeen, daß wir jetzt an der letzten Arbeit sind. Moltke ist wieder ganz auf seiner Höhe, und um nicht vom Gegner dirigiert zu werden, disponierte er sofortigen Angriff gegen Chanzy, der bedeutende Kräfte bei le Mans zusammenzieht. Prinz Friedrich Karl, der nur für Bourbaki Augen hat, muß nun ganz contre coeur nach Westen gehn und die Offensive ergreifen. Das ist der Vorzug dieser Anordnung.

Ich dränge hier mein Teil, um das Vorgehen gegen Paris so entschieden wie möglich zu machen; hier liegt die Entscheidung, und hier muß die größte Kraft entwickelt werden.“

*

Versailles, 9. 1. 71.

„Gestern war ich wieder den ganzen Tag in Anspruch genommen. Erst Generalstabsbureau. Dann hatte mich der König zum Vortrag befohlen, weil Bismarck sich über meine Anordnungen in betreff der zukünftigen Verproviantierung

Digitized by Google

von Paris ausgelassen hat und dagegen ein ganzes Promemoria ausarbeitete, die Folge seiner nervösen Verstimmung. Dann folgte eine lange Promenade mit dem Kronprinzen."

An Gustav Freytag.

Versailles, 9. 1. 71.

„... Das erste Heft Ihrer neuen Zeitschrift habe ich richtig empfangen, auch sofort Ihre Thätigkeit darin gesucht und das Gedicht gefunden. Da ich ehrlich bin, sage ich auch meine Ansicht offen: Ich habe es wiederholt und sehr aufmerksam lesen müssen, um es ganz zu verstehen; und nachdem ich es jetzt noch einmal durchgegangen, sage ich Ihnen, daß es durch Ihre eigne Schuld so schwer verständlich ist, denn Sie haben einen inneren Zwiespalt zum Gegenstand des Gedichtes gemacht, den Sie zum Schluß unaufgelöst und offen lassen. Das war doch aber sicher nicht Ihre Absicht. Sie feiern den Kaiser und werfen ihn weg. Form und Sprache entsprechen gewiß dem ernsten Gedankengang; ob das Ganze aber dem jungen Herrn, für den es doch ausschließlich berechnet ist, zu Sinne geht, das ist mir fraglich, und ich fürchte, daß es gerade für diesen Zweck sich nicht leicht genug erschließt.

Auf die Seele des Kronprinzen wirken die harten Kämpfe des jetzigen Momentes stark ein. Er ist nach allen Richtungen hin in erwartungsvoller Spannung, und die schweren Sorgen, die aus allen Himmelsrichtungen heraufziehen, verdunkeln das bisher sorgenlose Leben des fürstlichen Feldherrn. Die Beschießung von Paris, die Entsatzarmeen, die aus Norden, Osten und Westen sich zeigen, dazu die großen politischen Fragen mit ihren Kämpfen, die sich hier am Orte abspielen, das sind alles Prüfungen, die die Kräfte des Herrn herausfordern, und ich muß sagen, daß ich mit hohem und warmem Interesse den inneren Vorgängen gefolgt bin, die der Herr durchlebt. Er hat Ruhe und teilt sie mit; dadurch verbessert er seine Stellung.

Neulich hat der Kronprinz einen Mann, dem er vor versammeltem Kriegsvolk das Kreuz erster Klasse einhändigte, an den Kopf genommen und geküßt; die Leute haben vor Wonne darüber gezittert und geweint.

Ein vorzügliches Verdienst um den Beginn der Beschießung hat der Kronprinz von Sachsen, der sie auf eigne Hand betrieb; er ist augenblicklich ohne Zweifel unser bester Heerführer, ein sehr guter Kamerad und strenger Vorgesetzter. Er ist so sehr Soldat, daß ich meine, es kann ihm nicht viel von Partikularismus verbleiben."

*

Versailles, 11. 1. 71.

Heut ist die Beschießung zum erstenmal voll im Gange und, was für die hiesige Welt sehr entscheidend ist, infolge der Windrichtung auch zu hören. Ich habe schlecht dabei geschlafen, denn man verfolgt in Gedanken doch unwillkürlich die Wirkung jedes Schusses, berechnet die möglichen Resultate, wünscht, daß das

Digitized by Google

ganze Nest in Flammen aufgeht, und hat doch Mitleid mit jedem einzelnen, der getroffen werden könnte.

Heut war eine lange Besprechung bei Moltke über das, was nach der Kapitulation werden soll. Die Nachrichten von Werder lauten auch nicht günstig, wir rechnen aber, daß die Franzosen bei ihrer Unfähigkeit, sich zu bewegen, und bei den Mängeln ihrer Administration die Entscheidung nicht rasch herbeiführen können; und dann kommt Manteuffel mit seiner neuen Armee vollständig heran und kann dort eine große Katastrophe herbeiführen. Er kann, aber ich glaube nicht daran, denn wir sind auf einem Standpunkt der Kriegführung angekommen, wo nur Mittelmäßiges geleistet wird, so groß ist die allgemeine Ermüdung.

Goeben wird jetzt als Feldherr fungieren, ich bin sehr neugierig auf seine Leistungen. Ich wünsche und hoffe, daß er sich eine Dotation erobert, er kann sie brauchen.

Vorgestern abend stand plötzlich Holleben vor mir und ist bei mir abgestiegen. Er ist sehr lebhaft und spricht viel von seiner Thätigkeit; mich glaubte er noch beim Großherzog und ist ganz zufällig hier gestrandet. Er hat das Kreuz am weißen Bande bekommen in Anerkennung seiner regen Thätigkeit. Heut hat er keinen Kutscher gefunden, und ich kann ihm meinen nicht geben, er braucht den Wagen auf mehrere Tage."

*

Versailles, 13. 1. 71.

„Ihr seid noch ungeduldiger auf den Fall von Paris wie wir, denn Ihr erlebt nicht mit uns die täglichen Hindernisse und unendlichen kleinen Zwischenfälle, durch die alle Erwartungen aufgehalten werden. Der Nebel ist im höchsten Grade tückisch und gestattet nur selten in den Mittagstunden ein leidliches Zielen. Je mehr Pausen aber, desto mehr Zeit haben die Franzosen, ihre Schäden wieder auszubessern, und um so öfter müssen wir von vorne anfangen. Der Hunger nimmt aber trotz des Nebels zu.

Wie hinderlich das Glatteis ist, muß man gesehen haben; man spannt zehn und zwölf Pferde vor ein Geschütz und kommt nicht vorwärts. Die Sonne schmilzt täglich die Eisdecke und glättet sie, die Nacht mit ihrem Frost macht sie fest.

Gestern waren wir auf einem herrlichen Aussichtspunkt. Paris lag klar vor uns, rechts und links flogen die Granaten von und nach den Batterien, man schwebte unausgesetzt zwischen Furcht und Hoffnung. Neben uns standen unsre Leute mit geladenem Gewehr und trieben sofort jeden Franzosen zurück, der sich zeigte. Bisher war es umgekehrt; bisher beherrschten sie unser Terrain. Die Welt hatte wohl recht, daß es an der Zeit war, endlich in Aktion zu treten; die treibende Kraft kommt von unten herauf, und jedermann hat das Gefühl, daß wir hier fertig werden müssen.

Friedrich Karl hat gestern le Mans eingenommen, und wir haben wieder genug Truppen frei, um Frankreich um und um zu drehen.

Digitized by Google

Holleben ist soeben nach Orléans abgereist und will in ein paar Tagen heimkehren."

*

Versailles, 15. 1. 71.

„Ich habe so viel hohe Politik zu treiben, daß ich wenig zum Schreiben komme, denn die Entscheidung naht, und ein jeder bereitet sich darauf vor. Um so schärfer wird daher der Kampf der führenden Geister, und die Meinungen platzen hart gegeneinander. Da nun Roon ganz krank ist, und Treskow noch immer bei der Armee weilt, so fehlt das vermittelnde Element. Da ist denn der Kronprinz eingetreten, und so fällt ein Teil der Sorge auf mich, und ich bin gezwungen, den Sachen selbst näher zu treten. Kurz, ich schwimme oben. Die Welt plagt sich auch schon wieder mit dem Gedanken, mich zum Minister zu machen. Glaube aber nichts davon.

Goeben schlägt sich mit vielem Geschick gegen Faid'herbe, aber er spricht aus, daß er seine Siege nicht verfolgen kann, um die Kräfte zu schonen.

Werder hat anscheinend einen sehr schweren Stand; ich glaube nicht daran, daß Bourbaki es fertig bringt, mit Energie auf seinen rechten Flügel loszugehen und sich auf unsre Verbindungslinie zu werfen. Aber die Befürchtung ist hier allgemein, und für die nächsten Tage wird Werder unser Schmerzenskind bleiben, denn Manteuffel kann sich beim besten Willen noch nicht fühlbar machen. Meine Gedanken wandern Tag und Nacht von Werder zu Bourbaki.

Uebermorgen beginnt die Beschießung bei St. Denis. Hoffen wir das Beste davon."

*

Versailles, 17. 1. 71.

„Noch rührt sich Paris nicht, und doch soll morgen der neue Kaiser proklamiert werden. Es ist eigentlich toll, mit welchen Seelenstimmungen man dabei zu thun hat; alle Nerven und Gedanken sind gespannt den unausgesetzt kämpfenden Armeen zugewandt, und daneben wird man in die wichtigen Fragen der Titulaturen und Dekorationen hineingezogen, man mag wollen oder nicht. Es ist ein großer Gedanke, gerade hier in Versailles unser neues Reich zu gründen, aber die Stimmung zur Aktion fehlt eigentlich allen und den Nächststehenden am meisten.

Bismarck, der so lange elend war, hat in der letzten Zeit wieder Humor gewonnen und arbeitet wieder, und der erste Schritt zu den Friedensverhandlungen wird alle Differenzen in den leitenden Kreisen auch wohl heben. Noch aber ist der Teufel los, und selbst der König und Bismarck sind veruneinigt.

Gestern schrieb Jules Favre an Bismarck und bat, ihn mit seiner ganzen Familie aus Paris herauszulassen. Bismarck hat aber abgelehnt."

*

Versailles, 18. 1. 71.

„... Unterdes habe ich dem ersten Akte der Feierlichkeit beigewohnt. Mein erster Eindruck war der, solch ein Fest zu begehen, nicht nur angesichts des

Digitized by Google

Feindes, sondern doch immer mit der Chance, daß ein Rückschlag eintreten könnte, sei eigentlich etwas leichtsinnig. Ein günstiger Stern brachte aber heut die Nachricht von Werders Erfolg gegen Bourbaki, und damit war der einzige Kummer der Situation gehoben; eine bessere Nachricht war nicht möglich. Hätte Paris ein Atom von kräftiger Führung, so würde es jetzt kapitulieren. Aber die Kerls sind zu feige dazu.

Die Rede des Predigers Rogge gefiel mir gar nicht; ich meine, eine feierliche katholische Messe erfüllt für solche Gelegenheit besser ihren Zweck.

Der König war außerordentlich ergriffen, und als wir ihn zum Kaiser ausriefen, war niemand, der nicht das Gefühl der hohen Weihe des Augenblicks gehabt hätte.

Als der Kaiser die Huldigungen der Fürsten und Offiziere angenommen hatte, ging er die Reihe der Unteroffiziere und Mannschaften hinunter und sprach mit den Leuten. Das war schön und berührte echt preußisch.

Nun will ich ein wenig reiten und die Eindrücke nachwirken lassen. Nachher ist großes, feierliches Diner."

*

Versailles, 20. 1. 71.

„Gestern haben die Pariser mit 80 000 Mann einen Ausfall gemacht, der gar nicht matter sein konnte; gefangene Offiziere sagten aus, die Regierung sei in den Händen des Pöbels, und dieser habe zum Ausfall gezwungen. Dazu erfindet man dann immer neue Siegesberichte von den Provinzialarmeen, so daß die Truppe glaubt, wir würden auf den ersten Anblick fortlaufen. Dieser Glaube der Franzosen an ihre Unüberwindlichkeit ist einfach verrückt nach den Erfahrungen dieses Krieges. Als am 18. die gesamten Fahnen zur Kaiserfeier auf das Schloß gebracht wurden, sagten die Versailler, man ordne sie schon jetzt, um sie bei der Kapitulation unsrer ganzen Armee ordnungsmäßig an Trochu zu übergeben. Das ist heller Wahnsinn bei den Leuten, die uns seit vier Monaten als Sieger bei sich sehen. Wie muß nun die Lüge erst auf die Pariser wirken, die immer noch unberührt sind.

Wir beraten hier schon, ob wir Paris im Falle der Kapitulation ernähren können und wollen. Welche Schwierigkeiten dabei entstehen, magst Du daraus entnehmen, daß allein für die Gasbeleuchtung in der Hälfte des früheren Bedarfes von Paris täglich sechs Kohlenzüge nötig sind, was den vierten Teil unsers gesamten Materials bedeutet. Trochu hat eine 48stündige Waffenruhe erbeten, um seine Toten zu begraben. Sie ist ihm auch bewilligt worden, aber nur für den Fleck, wo sie liegen. Das Ende ist unwiderruflich da.

Auch Belfort wird bald fallen, und dann kommt Kritter in feste Position, ich kann mir seine Verstimmung sehr wohl denken. Was aus mir wird, wenn der Krieg zu Ende ist, kann ich noch gar nicht übersehen."

*

Digitized by Google

Versailles, 22. 1. 71.

„Die allerhöchste Politik nimmt meine Zeit gar zu sehr in Anspruch, und ich kann Dir nur kurz schreiben. Die hohen Herren sind über die Frage der Kapitulation und des Friedens, und wie der Krieg eventuell fortzusetzen, dergestalt aneinander geraten, daß es dringend eines Vermittlers bedarf. Dieser ist natürlich wieder der Kronprinz, und so ist der General-Intendant zu einer sehr gesuchten Person geworden, der überall gestreichelt wird und heut sogar bei Bismarck ißt. Ermiß selbst meine Bedeutsamkeit.

Es ist merkwürdig, wie viele Kräfte und Fähigkeiten der lange Krieg verbraucht, und wie mancher schon unter den mittleren Horizont gesunken ist, der sonst seinen Kopf sehr hoch trug. Jetzt bin ich neugierig, wie weit sich Manteuffel bewähren wird; er kann sehr schöne Erfolge erringen.

Der Kronprinz von Sachsen beschießt mit großem Erfolge St. Denis und wird bald den Sturm folgen lassen. Dann ist die Entscheidung da, denn die Franzosen bedürfen eines Vorwandes zur Kapitulation."

(Fortsetzung folgt.)



Letzte Blätter.

Von

H. v. Beaulieu.

Wind und Staub und gelbe, tanzende Blätter ...

Nur ein paar Handlungsreisende und der dicke hinkende Kofferträger warteten auf dem Bahnsteig, als der Zug Thale-Berlin einlief. Die Saison war vorüber, der Verkehr auf der kleinen Station nur noch gering.

Ein stattlicher Herr vom internationalen Zuschnitt des Vielgereisten stand an einem Fenster des Zuges und sah mit träumerischem, beinahe gerührtem Ausdruck, der in diesen stahlblauen Augen sicher nicht heimisch war, auf die wenigen Menschen mit den lässigen Bewegungen und verschlafenem Ausdruck auf dem Perron, auf das Dächergefüge mit überragenden Türmen, das man rechts vom Stationsgebäude sah. Auch das Schloß grüßte herunter, dieses hohe Felsenschloß, das in der Physiognomie der kleinen Stadt der charakteristische Zug war, wie eine kühne Adlernase in einem feudalen Antlitz.

„Kleine Stadt!" flüsterte er weich. „Kleine Stadt!"

Aber er vermißte die Blicke auf einen steilen, haubenartigen Giebel, der rechts vom Georgikirchturm zu sehen sein mußte. Sollten unverschämte Neubauten gerade diesen einen Giebel verdecken?

Digitized by Google

Er bog sich weit heraus, doch es half nichts. Aber der Dicke kam eilig angehumpelt, einen Auftrag witternd.

Da reichte Ulrich Leuthold ihm in einem raschen Impulse Tasche und Plaid und sprang hinaus. Es ging ja noch ein späterer Zug nach Berlin. Er wollte das eine rote Giebeldach sehen.

Zunächst folgte er dem Dicken in den Wartesaal und bestellte sich etwas zur Erwärmung.

In dem Raum war eine häßliche, abgestandene Essensluft. Die wenigen Menschen, die dort saßen, hatten eine Atmosphäre von resignierter Langeweile um sich. Freiwillig wartete hier sicherlich kein Mensch. Eigentlich war es eine Dummheit von ihm gewesen, auszusteigen. Aber nun war der Zug fort.

Da der Kaffee kochheiß war, blätterte er mechanisch in den altbackenen, fettfleckigen Journalen, die zum Zeitvertreib der Wartenden auslagen.

„Familienglück“ hieß der Roman. „Papas Liebling“ eine „Originalzeichnung“ mit falschen Verkürzungen, aber viel Aufwand an Gemüt. „O kleine Stadt! Kleine deutsche Stadt!“

Ueber Journal und Kaffeetasse hinweg schielte er verstohlen nach einer Dame, die am Fenster saß. Sie war der einzige Mensch im Raum, der das Ansehen lohnte, obwohl man sie nur vom Rücken sah, einen goldenen Haarknoten und bisweilen eine verlorene Profillinie.

Wenn er das Profil doch einmal ganz sehen könnte! Wahrscheinlich würde die Aehnlichkeit dann verschwinden. Das Aehnlichkeitensehen lag wohl in der Luft, in seiner erinnerungsverlorenen Stimmung. Das blonde Kind, das unter dem hohen alten Giebel gleich ihm gewohnt, das war ja ein Zubehör dieses Milieus, ein sehr lebendiges Zubehör einst, darum war es natürlich, daß seine Phantasie sich leicht Evokationen schuf in irgend einer anmutigen Blonden.

Aber diese elegante Dame von weltstädtischem Gepräge wie er selbst, und das Pfarr-Evchen! Es war absurd. Wo mochte das Pfarr-Evchen wohnen! Es war schade, daß sie nicht mehr unter dem alten Giebel lebte. Sie gehörte so dazu. Aber der Vater war ja tot, wie er vor etlichen Jahren vernommen hatte, und der Amtsnachfolger würde das Haus für sich allein beanspruchen. Ob er ihre Adresse erfrug? In einer kleinen Stadt war das nicht schwer. Aber vielleicht war es unweise, sie aufzusuchen. Er wußte nicht recht. — Er kam sich ein wenig vor, wie Goethe gegenüber Friederike.

Vielleicht gewährte es ihm der Zufall, daß er, durch die Straßen schlendernd, ein noch anmutiges, wenn auch etwas verblühtes, blondes Haupt hinter einem Fenster sehen würde, über eine Näharbeit gebeugt. Vielleicht sah sie gerade einen Augenblick auf mit dem verträumten Ausdruck einsamer Frauen, die sich ganz in ihre kleine Gedankenwelt eingesponnen haben, zwischen Myrten- und Rosenstöcken hindurch. Der Hauch wehmütiger Resignation, der alternde Mädchen umschwebt, würde das Bildchen zu einem feinen, milden Pastellton abdämpfen, im Einklang mit dem müden, blassen Herbsthimmel. Und vielleicht würde er hingehen und ein Stündchen dort verplaudern, vielleicht! —

Digitized by Google

Es war Zeit zum Gehen, wenn er die Stunden ausnutzen wollte.

Im Hinausgehen würde er versuchen, einen Blick in das Gesicht der Dame zu thun — von der Aehnlichkeit ganz abgesehen —, der Linienfluß von Schultern, Kopf und Wangen erregten in ihm den Wunsch, einen Blick in die Augen zu thun. Wie kam nur etwas so Großstädtisches in den A.er Wartesaal. Sie sah ebenso wie aus einer andern Welt hierher verschlagen aus wie er.

Im selben Augenblick wie er erhob sich auch die Dame.

„Also doch, Eva, du bist es doch!“ — Er stammelte es ganz überwältigt. Die Dame kniff die Augen ein wenig zusammen, was ihr einen ablehnenden Ausdruck gab, aber dann sagte sie überrascht und sehr freundlich: „Ulrich Leuthold! Das ist allerdings seltsam, daß wir uns grade hier treffen! Verzeih, daß ich dich nicht gleich erkannte. Ich bin kurzsichtig.“

„Du — lebst auch nicht mehr hier?“ fragte er unsicher, noch ganz im Banne des großen Erstaunens.

„Um Gottes willen — kann man das denn?“ sagte sie entsetzt.

Nein — man konnte es nicht! Dieses Weltkind, bei dem die Züge um Mund und Augen von sehr intensivem geistigen Leben, der äußere Zubehör von tausenderlei luxuriösen Bedürfnissen sprach, konnte es sicher nicht.

„Ich komme von G.,“ fuhr sie fort, „wo ich mich langweilen sollte, was ich auch ausgiebig gethan habe. Nun auf der Rückreise faßte mich mit einem Male ein — eigentlich etwas thörichter — Wunsch, das alte Nest einmal wieder zu sehen; ich bin seit Vaters Tode nicht hier gewesen. Aber du? Wie kommst du nur hierher? Den Zug verpaßt? Aber man braucht ja gar nicht auszusteigen.“

„Aus demselben Grunde wie du,“ sagte er rasch. „Ich war vierzehn Tage in Thale.“

„Noch so viel deutsches Gemüt?“ spottete sie. „Ich meine, du wärst ins Ausland gegangen, damals.“

„Jawohl, mit kurzen Unterbrechungen bin ich im Auslande gewesen und gehe jetzt auch bald wieder fort, nach Japan, um Pulvermühlen zu bauen. Es lebt sich im Auslande leichter als bei uns; aber von Zeit zu Zeit packt's einen doch, daß man wieder deutsche Luft atmen möchte, Erinnerungen auffrischen. Vielleicht ist das ein Unsinn —“

„O, das kommt darauf an! Erinnerungen auffrischen heißt den Duft von ihnen streifen, es kann also weise oder unweise sein, je nachdem. Aber es ist wirklich Zeit, daß wir uns in Bewegung setzen. Ich habe knapp zwei Stunden.“

„Also du erlaubst mir —“

„Aber ich freue mich sehr.“

Er konnte sich immer noch nicht von seinem Erstaunen erholen, daß dies Pfarr-Evchen war, diese Dame mit den Allüren der großen Welt, denn was sie that und sagte, machte durchaus den Eindruck des Selbstverständlichen und allein Richtigen. Aber eben diese Sicherheit von ihr erleichterte es ihm auch, sein Erstaunen zu beherrschen und sich unbefangen mit ihr zu unterhalten.

Digitized by Google

Das Blumenrundell vor dem Bahnhofsgebäude war großartiger als vor Jahren, dem „Geschmack der Neuzeit" Rechnung tragend. Dieselbe Signatur trugen die neuen Zieralleen, die die in den Ort führende Straße säumten — damals war hier ungepflasterte Chaussee gewesen, Kartoffelfelder zu den Seiten.

Jedes Neue hier war ein Mißton für ihre Seelen, die auf Erinnerungen horchten.

Sie waren es beide gewohnt, in großen Städten nach wenigen Jahren ganze Stadtteile verändert zu finden, aber hier, wo ihre Kindererinnerungen beschlossen lagen, hier berührte jede Veränderung wie eine persönliche Kränkung.

In der Altstadt wurde es besser. Da waren noch die schmalfrontigen Spitzgiebelhäuser mit den vielen kleinen Fenstern und dem Schornsteingewirr. Hier nahmen noch üppige Geranien und Fuchsien vor den niederen Fenstern des Unterstocks das Wenige an Luft und Licht vorweg, das den Menschen hätte zu gute kommen sollen. Das Pflaster war noch eben so holperig, der Bürgersteig so schmal wie damals. Die Kinder lärmten noch ebenso, daß es in den engen Gassen hallte; — eine jüngere Generation, aber sie spielten dieselben Spiele. Und im Fenster eines engen kleinen Bäckerladens am Markt lag noch dieselbe Art von einem bestimmten Gebäck, das es immer Freitags gegeben — heute war es grade Freitag.

Damals hatten Ulrich und Eva für dieses Gebäck geschwärmt; so gingen sie hinein und kauften etwas. Aber es war längst nicht mehr so gut wie damals.

Sie erinnerten sich beim Anblick einer steilen, vom Markt abzweigenden Gasse, daß sie hier immer zur Schwedenschanze hinaufgegangen waren, den längeren und bequemeren Promenadenweg verschmähend. Unwillkürlich schlugen sie den alten Weg ein.

So steil und unbequem war er gar nicht in ihrer Erinnerung. Sie gestanden sich lachend ein, daß sie ganz außer Atem seien, und stiegen dann ganz langsam. „Wie man herunterkommt, es ist wirklich beschämend. Damals machten wir diesen Weg immer im Laufschritt," sagte er.

„Ja, wir sind eben nicht mehr fünfzehn Jahre alt," sagte sie. „Man wird alt und bequem."

„Du!" Er sah sie lachend von der Seite an. In seinem Blick lag offene Bewunderung. Mit diesem Blick hatte er sie unterwegs schon öfter gestreift. Er hatte sich bei seinen Reisen auf beiden Hemisphären eine gewisse Kennerschaft in Bezug auf weibliche Qualität angeeignet und gestand seiner Begleiterin zu, daß sie überall eine beachtete Erscheinung sein würde, trotz der jede augenfällige Eleganz ausschließenden Korrektheit ihres Reiseanzuges. Und durch die Bewunderung schlug immer wieder das Erstaunen. Hübsch war Eva ja immer gewesen, aber ein hübsches Kleinstadtkind. Wo blieb das verblaßte Pastell seiner Phantasie neben dieser strahlenden Wirklichkeit?

„Nicht wahr, ich habe mich herausgemacht?" fragte sie in Beantwortung seines Blickes mit lachender Offenherzigkeit.

Digitized by Google

Das klang sehr komisch, naiv beinahe. Aber es war eine durchaus bewußte Naivität.

Er lachte. „Wenn ich ja sagte, wäre es eine Beleidigung gegen damals, als ob du es nötig gehabt hättest, dich herauszumachen.“

„O, ich hatte es sehr nötig,“ sagte sie lebhaft. „Das war das erste, was ich im Atelier lernte, die Umwandlung meines äußern Menschen. Die Einfachheit feierte ja mit der Geschmacklosigkeit Orgien in meiner Kleidung, wie in allem, was Tante Augustine besorgte, und ich war mir dessen nicht einmal bewußt. Hier kannte man Pfarr-Evchen und ihren wunderlichen Aufputz von klein auf und lachte deshalb nicht; man hatte ja auch selber keinen Geschmack. Aber in einem Pariser Atelier war la petite Allemande der Gegenstand gutmütigen, erziehlichen Spottes — und sie lernte!“

„Du malst also?“ fragte er, an das Wort Atelier anknüpfend.

„Ich bin Malerin.“

Sie sagte es einfach. Und doch lag etwas darin — etwas von Selbstgefühl, von Stolz.

„Du mußt entschuldigen,“ sagte er hastig, „wenn ich ein Barbar bin in Bezug auf bildende Kunst. Unsereins hat so wenig Zeit. — In ein Abendkonzert komme ich schon eher, aber zum Besuch einer Kunstausstellung kann ich bei meinen gelegentlichen Aufenthalten in Berlin niemals kommen.“

Sie lächelte amüsiert. Er hatte Angst, sie sei am Ende eine Berühmtheit und fürchtete, sich blamiert oder sie beleidigt zu haben.

„Du brauchst dich wirklich nicht zu entschuldigen,“ lächelte sie. „Mein Name ist keiner aus dem halben Dutzend, das man kennen muß. Aber ich habe einen Lebensinhalt und schließlich — ich verdiene mein Brot.“

„Und auch ein wenig Butter,“ meinte er, lächelnd an ihr hinabsehend.

„Nun ja, auch ein wenig Butter. Und ich gestehe, auf die Butter lege ich mehr Wert als auf das Brot. Das Brot verschaffte mir wohl schließlich Vaters kleine Hinterlassenschaft.“

„Das freut mich sehr. Es ist schön, wenn man alte Freunde findet, und noch schöner, wenn man sieht, daß es ihnen gut geht.“

Er sprach nicht ganz aufrichtig, daß ihr Leben so befriedigend, so voll ausgefüllt war, berührte irgend etwas in seiner Seele unharmonisch. Aber aus ihren Worten ging hervor, daß sie unverheiratet sei, und das gab ihm wiederum eine ganz sinnlose Befriedigung.

„Ja, das heißt — na, daß es einem g a n z gut gehen sollte, wünscht ein anständiger Mensch sich ja auch nicht. Und du? Aber ich brauche kaum zu fragen! Wenn man Pulvermühlen baut! Und —“ sie maß ihn von oben bis unten mit Anerkennung, aber ein klein wenig boshaft lächelnd — „alle Anzeichen des Wohllebens! Ein englischer Schneider und beginnendes Embonpoint!“

Sie hatte einen wunden Punkt bei ihm getroffen. Vor Thale war er in Kissingen gewesen. Er sah ein wenig gekränkt an sich hinab, sich unwillkürlich etwas streckend, und sagte:

Digitized by Google

„Embonpoint ist doch wohl etwas zu viel gesagt. Nun natürlich, man ist kein schmächtiger Junge mehr!“

„Nein, wir werden alt,“ sagte sie und seufzte komisch. „Meine Münchener Bekannten halten mich für jünger als ich bin, wenigstens thun sie so. Aber es hat keinen Zweck, Illusionen aufrecht halten zu wollen vor jemand, mit dem man konfirmiert worden ist. Uebrigens wurde ich schauderhaft früh konfirmiert. Ein Jugendfreund ist ein lebendes memento mori.“

„Danke bestens. Aber sag mir, bitte, weshalb du dich in P. langweilen solltest. Du sagtest vorhin —“

„Mein Arzt hat sich in den Kopf gesetzt, ich hätte Nerven. Jeder bessere Arzt fühlt sich jetzt verpflichtet, Nerven zu konstatieren. Vielleicht hatte ich mich wirklich etwas zu scharf angespannt; nun, ich habe ihm den Gefallen gethan und mich vier volle Wochen gelangweilt, aber jetzt geht es wieder mit vollen Segeln zurück ins Leben!“ Ihre Augen leuchteten von Energie.

Dieses Leuchten, das von einem intensiven Lebenserfassen sprach, verstimmte Ulrich Leuthold. Das Leben, von dem sie sprach, war ihm instinktiv antipathisch.

Sie hatten jetzt die letzte Steigung zurückgelegt und standen auf dem kleinen vorspringenden Plateau, der Schwedenschanze.

Sie standen in stiller Ergriffenheit.

Beide hatten, seit sie hier gestanden, einige der schönsten Punkte der Erde gesehen, und doch hatte das Landschaftsbild zu ihren Füßen eine eigne Schönheit wie kein andres.

Man sah auf das Dächergewirr der engen Altstadt mit den malerischen Verschiebungen und Ueberschneidungen, in kleine, alte Gärten, die sich zwischen die Häuser und Reste der alten Stadtmauer einschmiegten, in winkelige dunkle Höfe. Und inmitten der Georgikirchturm mit seinem durchbrochenen, grünpatinierten Turm und nicht weit davon ein hoher haubenartiger Giebel.

Seitwärts die hochragende, imposante Masse von Schloß und Dom, wie aus dem Felsen herauswachsend, ein versteinertes Stück alter Bischofsherrlichkeit. Und zwischen all den Schroffen und Ecken Baummassen mit buntem Laub, zum Teil gelichtet. Weiter hinaus ein freundliches Hügelland mit einzelnen Waldstreifen, eine Welle hinter der andern, bis man ganz in der Ferne in einer Dunstwolke die Türme einer größeren Stadt mehr ahnte als sah.

Diese kaum wahrnehmbare ferne Stadt, von der die scharfen jungen Augen damals jeden Turm erkennen gewollt, hatte ihre Kinderphantasie mit allen Herrlichkeiten der Welt erfüllt und ein neues wunderbares Leben dort geahnt, das ihre Herzen in süßer Bangigkeit klopfen machte. Dort draußen lag die Welt!

Jetzt wußten sie, daß das ferne, schimmernde Bild nur eine uninteressante Mittelstadt war, deren einzige Bedeutung in einer ziemlich entwickelten Industrie lag, und daß die feiner gearteten Menschen sich dort fortsehnten.

Und doch starrten sie auf die fernen nebelhaften Türme mit etwas von der alten sehnsüchtigen Ergriffenheit, vergessend, was sie wußten.

Es war doch immer das schönste Landschaftsbild der Erde. Denn es lag

Digitized by Google

ein Duft darüber, — ein andrer Duft noch als der des sich sachte neigenden Herbsttages.

Sie standen lange, ohne zu sprechen.

Dann gingen sie hinunter, den offiziellen Promenadenweg. Hier begegneten ihnen einige Spaziergänger; alte Herren, die alle Augenblicke stehen blieben, um dem schwerhörigen Andern etwas begreiflich zu machen; behäbige Ehepaare, die mit langsamem Verdauungsschritt gingen, zur Seite eine junge Tochter, die verstohlen gähnte und immer einen Schritt voran war. Und alle hatten sie den dumpfen, verschlafenen, gelangweilten Ausdruck, der Bewohnern kleiner, stiller Städte eine gewisse Aehnlichkeit miteinander giebt, den „Lokalausdruck“ nannte Eva ihn.

Sie schauderte leicht dabei. Wie jemand, der an eine mit knapper Not entronnene Gefahr denkt.

„Sieh einmal solch eine Existenz,“ sagte Eva, mit den Augen nach einem über eine Näharbeit gebückten Frauenscheitel deutend, den man hinter einem blumenbesetzten Fenster sah. „So sitzt diese Frau dort gewiß jeden Nachmittag, ohne zwingenden Grund, denn es scheint eine Frau aus besseren Verhältnissen — nur weil sie nichts Besseres kennt. So saß Tante Augustine auch jeden Nachmittag, und so hätte ich auch einmal sitzen sollen.“

„Die Frau dort ist vielleicht gar nicht unglücklich bei ihrem Stillleben,“ meinte Ulrich.

„Nicht unglücklich, ja das mag schon sein! Und das ist ja gerade das Schlimme! Das ist Existieren, Vegetieren, kein Leben! Stillleben hast du es sehr richtig genannt — der Franzose nennt es nature morte. Und solche Existenzen giebt es noch so furchtbar viele.“

Ulrich Leuthold biß sich auf die Lippen. Wenn sie wüßte! —

Sie kamen an einem Blumenladen vorbei, in dessen Fenster Totenkränze hingen. Sehr viele Kränze, nichts andres.

„Es ist ja heute der zweite November,“ sagte jemand neben ihnen.

„Ah! Allerseelen!“ rief Eva aus. „In Paris ging ich dann stets auf den Kirchhof. Das war so eigenartig stimmungsvoll.“

Ihre Blicke fanden sich in einem stummen Verstehen.

Sie traten ein. Eva nahm einen Kranz von Epheu und Schneebeeren, Ulrich einen von Ilex. Dann gingen sie zum Kirchhofe.

„Johannes Meinhard, Pastor an der St. Georgikirche,“ stand auf dem Grabe, auf das Eva ihren Kranz legte. Ulrich legte seinen auf das Nachbargrab. Sie saß auf der steinernen Umfassung, er stand vor ihr.

„Man glaubt eine Pflicht der Pietät zu erfüllen,“ sagte Eva nach einer Weile bedrückten Schweigens, „wenn man Gräber besucht, und doch — sie sagen einem so wenig und, noch schlimmer, in uns spricht so wenig. In mir wenigstens. Was ist solch ein nasser Erdhaufen, das Vermoderte, was darunter ist?“

„Aber es ist eben das einzige, was uns bleibt.“

„Traurig, wenn es so ist — wenn nichts Besseres bleibt. Guter alter

Digitized by Google

Mann! — Er war so alt, und ich war so jung, und er konnte mich nicht verstehen. Aber auf seine Art hatte er mich lieb."

„Ja, er meinte es gut mit uns. Und die da hat es im Grunde auch gut mit uns gemeint, wenn sie uns auch oft weidlich quälte — und wir sie," sagte Ulrich, auf das Grab blickend, das den Namen trug: Augustine Meinhard.

„O gewiß. Alle haben es sehr gut gemeint," sagte Eva mit leisem Hohn, „aber es war doch ganz gut, daß wir unser Leben selber in die Hand nahmen, es nicht den Wohlmeinenden überließen."

„Es hat wohl Kämpfe gekostet, Eva?" fragte er teilnehmend. Wie hart ihr Gesicht war mit diesem Ausdruck, wie düster die Augen. Man sah jetzt, daß das kein junges Mädchen mehr war, sondern eine Frau, die manches durchgekämpft.

„Das kannst du dir doch denken! Bei Vaters Anschauungen. Und Tante Augustines Gezeter! Nach Paris, in das Sündenbabel! Und die ganze kleine Stadt! Ich wurde wie eine verlorene Tochter angesehen! Sie thaten gerade, als ob ich aufs Ueberbrettel hätte gehen wollen, was es damals freilich noch nicht gab. O, ich sage dir! — Aber dies ist nicht der passende Ort, seiner Galle freien Lauf zu lassen. Wie sie waren, konnten sie ja nicht anders fühlen und handeln. Laß uns gehen. Die Toten brauchen uns nicht. Wir stören nur ihren Frieden — oder sie den unsern," setzte sie ganz leise hinzu.

Sie gingen. Ueberall knieten schwarze Gestalten in Wehmut oder Kummer. Und überall lagen frische Blumen.

„Giebt es nicht ein Lied, das heißt: ‚Allerseelen'?" fragte Ulrich. „Eine Cousine von mir sang es früher. ‚Ein Tag im Jahre ist den Toten frei,'" summte er mit halblauter Stimme.

„Ja, ein sentimentales Lied, das ich nicht mag," sagte Eva. Die Kirchhofsthür fiel hinter ihnen zu. „Die Toten sind tot, und nur, was uns von ihnen lebt, das lebt immer." Sie sagte das mit so viel unnötiger Energie, als wollte sie sich gegen etwas verwahren, das gar nicht ausgesprochen war.

„Nun zum Hause?" er fragte es etwas zögernd.

„Aber natürlich." Das sagte sie wieder um eine Nuance energischer als nötig war.

Sie hatten, ohne es zu beachten, den Kirchhof durch eine andre Thür verlassen, als durch die sie eingetreten waren. Von hier führte eine Allee von Linden, halbentblätterten, im Bogen um den Außenrand der Stadt herum zum alten Pfarrhause.

„Die Linden sind ein tüchtiges Stück gewachsen seit damals," bemerkte er.

Sie nickte. „Aber wie wenig Blätter noch darauf sind. Es ist ja freilich Herbst."

Sein „damals" war ein verhängnisvolles Wort.

Vielleicht war der Kirchhofbesuch schuld, der alte Schatten heraufgerufen hatte.

In beiden stieg die Erinnerung auf an einen Abend von damals, da sie miteinander diesen Weg gegangen. Auch damals hatte des zunehmenden Mondes

Digitized by Google

seine Sichel am Spätnachmittagshimmel gestanden wie jetzt. Auch damals hatten sie beide beklommen geschwiegen. Nur Frühling war es gewesen.

Sie waren nicht mehr unbefangen; ein schwüles, peinliches Unbehagen war zwischen ihnen, etwas Fremdes, Unheimliches, das immer größer und kompakter wurde. Als wären sie nicht mehr allein, als wandelte eine Dritte zwischen ihnen, die traurige Gestalt einer längst Begrabenen — ihre tote Liebe.

Wie endlos war der kurze Weg!

„Das alte Haus ist noch unverändert," sagte Ulrich mit etwas rauher Stimme, als sie am Ziel waren. „Dort oben ist das Giebelzimmer, wo wir uns über die Probleme von Gott, Welt und Mensch glühende Köpfe andiskutierten, und wo wir so große Zukunftspläne schmiedeten."

„Das heißt, du schmiedetest Pläne für deine Zukunft und ich hörte zu. Von meiner Zukunft war nie die Rede," sagte sie etwas bitter.

Er zuckte die Achseln. „Daran dachten wir wohl beide nicht. Damals waren wir noch unmodern in A. Aber das Schicksal hat dieses Schweigen an dir gut gemacht."

Sie waren in einen kleinen Heckengang getreten, auf den eine Thür vom Pfarrgarten mündete. Diesen Ausgang hatten sie damals immer benutzt. Eva stand an das Staket gelehnt, an dem zwischen dünnem gelben Gerank noch ein paar braunrote Kressenblüten hingen. Sie starrte mit düstern, rückschauenden Augen in den herbstlichen Garten, und plötzlich liefen ein paar Thränen über ihre Backen.

Da wallte es in dem Manne auf. Alte Empfindungen, die wieder wach geworden — und vielleicht etwas Neues dazu! Er legte seinen Arm um die Weinende, und auf seine Lippen kamen die primitiven Zärtlichkeitsworte, die er vor Jahren auch an dieser Stelle gesprochen, eine Weinende zu trösten.

Sie schob seinen Arm fort und sah ihn sehr groß an. Ihre Thränen versiegten.

„Du bist in einem Irrtum; du irrst dich ganz und gar!" sagte sie mit Nachdruck. „Du bemitleidest mich, weil du glaubst, daß ich mich selbst bemitleide. Aber ich bemitleide nicht mich, sondern eine Andre, ein kleines, dummes, achtzehnjähriges Mädchen, das vor langen Jahren hier gestanden an diesem Staket, und die Straße hinuntergespäht hat, o, so sehnsüchtig! Mit einer glühenden, verzehrenden Sehnsucht, wie ich sie heute nicht mehr verstehe; aber leid thut der arme kleine Narr mir doch. So dumm und weltfremd — sich als deine Braut zu betrachten."

Ihm entfuhr ein Ausruf des Schreckens. „Mein Gott! So hatte ich es nicht aufgefaßt. Ich habe sicher nicht gewissenhaft gehandelt, Worte gesprochen, die ich nicht hätte sprechen dürfen. Aber ich war selber schließlich nur ein dummer Junge. Ich konnte ja damals gar nicht daran denken —"

Sie fiel ihm mit einer abwehrenden Bewegung heftig ins Wort. „Glaube doch um Gottes willen nicht, ich wollte dir Vorwürfe machen. Im Gegenteil. Ich sagte doch schon, ich war ein weltfremdes, dummes Kind damals — und

Digitized by Google

dazu eine in strengster Sitte erzogene Pfarrerstochter. Er muß doch an Vater schreiben, dachte ich. Und ich wartete — o, wie ich wartete! Dann dachte ich, er kommt selber, und stand hier und spähte die Straße hinab!" — Und ihre Augen bohrten sich mit etwas von der düsteren Verzweiflung von damals in die violette Dämmerung.

„Gott, das hab' ich nicht geahnt," stammelte er erschüttert.

„Das glaub' ich," sagte sie hart. „Ihr Männer ahnt nie etwas. Ihr küßt in einem armen kleinen Mädchen die schlummernden Liebesempfindungen wach, und dann geht ihr davon und überlaßt sie den Dämonen, die ihr erweckt habt. Gelegentliche unbequeme Gewissensregungen ertränkt ihr im Strudel des Lebens — wenn sie euch überhaupt kommen sollten."

„Doch, Eva, ich habe viel an dich gedacht und mir Vorwürfe gemacht. Aber ich wußte nicht, was ich dir hätte schreiben sollen. Das Wort, auf das du wartetest, konnte ich dir nicht sagen, und ich dachte, es wäre ein Unrecht vergrößern, Beziehungen zu unterhalten, die zu nichts führen konnten. Ich hoffte, du würdest mich vergessen."

„Ich habe dich vergessen," sagte sie hart. „Nur ein paar Jugendjahre — die sogenannten besten — habe ich dazu gebraucht."

Er senkte den Kopf. Heute erst kam's ihm zum Bewußtsein, ein wie großes Unrecht er begangen an einer leidenschaftlichen jungen Seele. Und zum ersten Male kam ihm auch zum Bewußtsein, etwas wie Großes, Wundervolles damals sein gewesen war, und er, der thörichte Junge, hatte es verschmäht! Eine dumpfe Wut gegen sich selber erfaßte ihn — er kam sich wie ein Betrogener vor, wie jemand, der ein Los weggeworfen, das sich nachher als ein Haupttreffer herausstellt.

Das Pfarr-Evchen war sehr reizend gewesen in seiner naiven Frische, nur er selber war damals viel zu jung, um ihre Anmut ganz zu würdigen — aber noch viel reizender war die reife, ihrer selbst bewußte Frau an seiner Seite, deren vollentwickelte Schönheit vom Raffinement feinster Kultur umschwebt war.

Und diese Frau — etwas ganz Rares und Besonderes, eine, die gewiß viele Männer entflammt —, die hatte ihn geliebt mit der großen, vollen Lebensliebe, die so selten ist, ein so kostbares, herrliches Geschenk, daß man es zitternd auf den Knieen empfangen sollte. Aber er war nicht reif dafür gewesen.

Alle Instinkte des Besitzers erwachten in ihm. Wenn man ein Eigentum auch jahrelang ungenützt liegen lassen, ja, wohl nicht einmal mehr daran gedacht hat, beim zufälligen daran Erinnertwerden kommen auch die Besitzergefühle wieder.

Er wollte ihr sagen, daß er in allen den Jahren, als er geschwiegen, sie doch immer geliebt habe. Er glaubte es selber beinahe. Es rührte ihn, daß sie so viel um ihn gelitten, ihre stolze Art reizte ihn; er fand sie begehrenswert in ihrer soignierten Schönheit — er liebte sie.

„Es ist spät, gut zu machen, aber nicht zu spät, Eva," sagte er mit Empfindung. „Ich habe dich nie vergessen in diesen langen Jahren —"

„Aber ich habe dich vergessen," sagte sie beinahe heftig.

Digitized by Google

Er hörte nicht. Oder, wenn er es hörte, reizte es ihn nur noch mehr. Natürlich, eine stolze Frau verzieh jahrelange Vernachlässigung nicht so rasch.

„Heute bin ich im stande, dir zu bieten, was ich damals nicht konnte," fuhr er hastig fort. „Für deutsche Begriffe bin ich beinahe reich, und du würdest manches Interessante von der Welt sehen — du hast ja auch nicht geheiratet — wie ich — und hast doch sicher Gelegenheit genug gehabt. Sollten wir nicht — wenn auch unbewußt — aufeinander gewartet haben?"

Sie antwortete nicht gleich.

Sie war so überwältigt, daß sie sich nicht sofort fassen konnte.

Sie war nahe daran, in krampfhaftes Lachen auszubrechen. Aber die ungeheure Naivität so eines Mannes! Ihr reiches, wohlausgefülltes Leben, einen Kreis erprobter Freunde, ihren Beruf — das sollte sie alles fortwerfen, weil es einem Manne, der einmal vor langen Jahren ihre Jugendliebe gewesen, einmal, bei einer zufälligen Begegnung — nein, es war ja einfach zum Lachen! Und sein halb gerührtes, halb aufgeregtes Gesicht dabei! Aber sie fühlte, daß sie keinenfalls lachen dürfe — und sie ärgerte sich auch zu sehr, daß ihr dies passierte. Sie hatte sich dumm benommen, sonst wäre es nicht geschehen.

„Es ist sehr ehrenhaft von dir, daß du ein vermeintliches und jedenfalls längst verjährtes Anrecht auf so akute Weise abbüßen willst," sagte sie. „Ich fürchte, ich habe dies provoziert, ich muß mich ganz falsch ausgedrückt haben. Aber ich meine doch, ich sagte, daß ich dir keine Vorwürfe machen wollte — im Gegenteil."

„Im Gegenteil? Was heißt das?" fuhr er auf.

„Das heißt, daß ich allen Grund habe, dir dankbar zu sein, und es auch bin!" sagte sie, tief aufatmend, den Kopf stolz zurückgeworfen. „Ja, wenn ich in diesen Jahren einmal an dich gedacht habe — und du hängst ja mit meinen Jugenderinnerungen so eng zusammen —, so war es in Dankbarkeit. Denn, wenn du nicht gewesen wärst und der furchtbare Schmerz, der mich in meiner ersten Jugend traf und aus einem frohen Kinde zu einem ernsten Menschen machte, so hätte ich wohl nie die Kraft gefunden, mich aus den Banden der Heimat zu lösen, alle den mit diesem Schritte verbundenen Schwierigkeiten zu trotzen. Ein Glücklicher — relativ Glücklicher — findet schwer den Mut zu gewaltsamen Lebensänderungen; aber wer so elend ist, wie ich damals, der hält häusliche Stürme stoisch aus — sie sind ja so wenig gegen die andern Stürme, die ihn schütteln. Eine frühe Enttäuschung ist ein guter Panzer fürs Leben. Ich habe so furchtbar gelitten damals, so in den Wurzeln meines Seins, daß mir damit verglichen alles spätere Leiden ganz erträglich vorkam — oder ob sich meine Leidensfähigkeit etwas erschöpft hat in jenem frühen Seelenstürmen. Und dann noch eins. In meinen Studienjahren kamen bisweilen Männer, die mich stören wollten — weil mein Haar gelb war und meine Haut weiß. Ich bin nicht sicher, ob eine gewisse romantische Veranlagung mich nicht verleitet haben würde, auf einen von ihnen zu hören. Ich hörte ja auch wohl, aber es wurde nie mehr als ein Flirt, der meine Seelenruhe nicht berührte. Vor der Liebe

Digitized by Google

graute mir. Denn meine erste Erfahrung darin war so bitter, so erschöpfend gewesen, sie hatte mich Jahre meines Lebens gekostet — und es hing an einem Haar, daß sie mich noch mehr gekostet hätte —, ich hatte ein für allemal genug davon. Und das war ganz gut. Derartiges muß ja doch einmal durchgemacht werden; daß ich es sehr jung und en bloc durchgemacht, war mir nachher nützlich. Bei meiner gefährlichen Veranlagung, in Empfindungen so über jedes Maß hinauszugehen, würde eine Liebesaffaire mich vielleicht aus meiner Berufsbahn geworfen haben, und ich stände heute nicht, wo ich stehe — also auch das danke ich dir."

„Du bist grausam," murmelte er.

Sie lächelte. Vielleicht war etwas weibliche Grausamkeit in der Genugthuung, mit der sie den Moment auskostete. Aber sie sah im violetten Dämmer des Herbstabends die traurige Vision ihrer in Sehnen durchweinten Jugendjahre, und sie lächelte über seinen Vorwurf.

„Was ich gesagt habe, war gewiß alles sehr sonderbar," sagte sie, nicht mehr bitter, sondern ganz milde, „wenigstens, daß ich es dir gesagt habe. Aber es braucht dir nicht peinlich zu sein, eine Frau von ihrer Liebe und Sehnsucht sprechen zu hören; das gehört ja längst der Vergangenheit an. Und deshalb nur kann ich davon sprechen — ich spreche ja nicht von meiner Liebe, sondern der einer andern, eines thörichten jungen Geschöpfes, das war. Das alles kann dir gar nicht excentrischer und wahnsinniger vorkommen, als es mir selber vorkommt." —

„Danke," murmelte er mit halberstickter Stimme. „Sag doch lieber, daß du mich überhaupt nie geliebt hast."

Sie seufzte. „Ich weiß nicht. Geliebt habe ich, so toll, so verzehrend, mit allen Daseinsfasern, wie ich es keinem Feinde wünschen möchte. Aber ob dich? So ein junges Geschöpf liebt doch am Ende nur die Liebe selbst, und auf den ersten Mann, den die Verhältnisse in ihren Gesichtskreis führen, wird diese Empfindung entladen. Im Grunde genommen bist du an meinen jugendlichen Leiden ganz unschuldig. Warum empfand ich auch so übertrieben? Hundert andern passiert dasselbe, daß ein junger Mann sie küßt und davon geht, und sie weinen ein paar Thränchen und lieben an einem andern weiter. Wärest du nicht gewesen, so wäre ein andrer gekommen, und vielleicht zu ungelegenerer Zeit."

Sein Mannesbewußtsein lehnte sich auf gegen ihre Worte. Und er glaubte ihnen nicht. Das war kleinliche Frauenrache. Hier an dieser Stelle hatte sie in seinen Armen gezittert und geschluchzt, er hatte ihre Hände mit Gewalt von seinen Schultern lösen müssen, er hörte noch ihr jammervolles, verzweifeltes „Nimm mich mit!" — Und das sollte nicht ihm gegolten haben, seiner Person! Einem andern würde sie ebenso am Halse gehangen haben, wenn der Zufall ihn hierher geführt! Das war ihm ein widerwärtiger, ein unerträglicher Gedanke! Er wollte, mochte es nicht glauben.

Er wollte ihrer weiblichen Kleinlichkeit männliche Größe und Ehrlichkeit entgegensetzen, und er sagte, an seine eignen Worte glaubend:

Digitized by Google

„Nun denn, Eva, so bin ich dir nichts schuldig, — aber du mir vielleicht. Ich widerrufe nicht! Ich bekenne offen, daß ich dich geliebt habe, dich; — nicht ein unpersönliches Phantasiegebilde, sondern Pfarr-Evchen mit den goldnen Zöpfen, und — helfe mir Gott — ich liebe dich noch!“

Sein Atem ging schwer. Er hatte das letzte fast wie eine Drohung hinausgeschleudert. Halb unbewußt wartete er, daß jetzt irgend etwas Großes und Wunderbares geschehen müsse, daß sie wieder in seine Arme sinken würde mit dem schluchzenden Geständnis: Und ich — auch ich liebe dich noch! —

Es war so dämmerig geworden, daß er ihren Gesichtsausdruck nicht mehr unterscheiden konnte. Aber sie sank nicht in seine Arme. Und als sie sprach, war es nicht, wie jemand, der gerührt, sondern der nur sehr peinlich überrascht ist:

„Aber Bester — das ist ja eine momentane Selbsttäuschung, aus einer falschen Großmut entsprungen. Es ist unmöglich, wenn du das Pfarr-Evchen geliebt hast, daß du dann mich ‚noch liebst‘. Wir nennen uns ‚alte Bekannte‘, ‚alte Freunde‘. Aber alte Bekannte sind wir doch nur auf dem Fleckchen, wo wir hier stehen, in der engen Umgrenzung unsrer Kindererinnerungen. Wenn wir dieses Fleckchen verlassen, sind wir einander fremd, wie irgend ein paar Reisende, die der Zufall aus entfernten Ländern auf eine halbe Stunde zusammengeweht hat. Wir kennen einander ja gar nicht. Denke doch, zwischen damals und jetzt liegt unsre ganze seelische Entwicklung. Wenn wir uns nun kennen lernten, ist es sehr fraglich, ob sich viele sympathische Berührungspunkte zwischen uns ergeben würden. Also sei froh, daß ich keine heiratslüsterne alte Jungfer bin und deine großmütige Autosuggestion ernst genommen habe,“ sagte sie, mit einem Versuch, die Sache ins Scherzhafte zu ziehen, um das Peinliche der Situation zu mildern.

Ulrich starrte in dumpfem Groll vor sich hin und nagte an seiner Unterlippe. —

Mit einemmal fuhr Eva mit gänzlich verändertem Ton erschrocken auf: „Mein Gott, was mag die Uhr wohl sein? Es ist schon so dunkel?“

Er sah nach der Uhr. Die kleine Bewegung war eine Erleichterung. Alles war eine Erleichterung, was die dumpfe Spannung der Situation nur im mindesten löste.

Seine scharfen Augen konnten den Stand der Zeiger eben noch unterscheiden.

„Um Gottes willen!“ jammerte sie, als er die Zeit genannt. „In zwanzig Minuten geht mein Zug. Und der Weg zum Bahnhofe ist ziemlich weit.“

„Reichlich Zeit,“ sagte er tröstend. „Und schlimmstenfalls — A. hat sich zivilisiert. Ich habe mehrere neue Hotels gesehen.“

„Aber ich will und muß heute abend fort,“ sagte sie erregt. „Für morgen abend habe ich eine Besprechung mit meinem Pariser Lehrer verabredet, der von einer Reise nach dem Süden durch München kommt. Wenn ich ihn verfehlte, nur um einer sentimentalen Anwandlung halber, das wäre zum Verzweifeln.“ Sie weinte beinahe vor Aerger.

Digitized by Google

Sie gingen sehr rasch nebeneinander her. Eva lief beinahe; er hielt widerwillig Schritt mit ihr. Er wünschte, daß sie den Zug versäumen möge. Nicht, um sie noch länger hier zu behalten, o nein. Der momentane Liebesrausch war verflogen, er haßte sie eher, dieses Weib, das vor Liebesglut bebend in seinen Armen gelegen hatte, und das sich frei gemacht hatte, so gänzlich frei. Denn das Band, das sie an eine gemeinsame Vergangenheit knüpfte, wie schwach es auch gewesen war, jetzt erst war es ganz zerrissen. Von der, die da neben ihm herschritt, die Augen angstvoll in die Dämmerung gebohrt, gehörte nicht ein Gedanke, eine Empfindung mehr der Vergangenheit und ihm; ihr ganzes Sein strebte mit Intensität jenem neuen Lebensinhalt zu, der Gegenwart, die er nicht kannte. Und ihn faßte eine dumpfe Wut gegen diesen neuen Inhalt. Woher diese Hast, diese Aufgeregtheit? Natürlich, weil ein andrer Mann ihr im Sinn steckte, wie sie es auch abgeleugnet hatte. So waren sie ja alle, das war immer der Lebensinhalt. So nur war es möglich, daß die alte Liebe gar keine Macht mehr über sie hatte. Sie lag im Banne einer andern.

Als sie die Station erreicht hatten, fand es sich, daß sie noch reichlich Zeit hatten. Eva seufzte auf, wie von einer schweren Last befreit, und wurde in ihrer Erleichterung sehr heiter und liebenswürdig.

Da konnte Ulrich seinen dumpfen Groll nicht länger verhalten. „Du bist wohl sehr befreundet mit deinem ehemaligen Lehrer?“ fragte er lauernd.

„Sehr!“ gab sie mit Emphase zurück. „Freilich eine Freundschaft, die sich lange ohne Nahrung behelfen muß, denn ich war zwei Jahre nicht in Paris, und er haßt Briefe schreiben. Um so mehr Wert lege ich auf diese Unterredung.“

„Es ist wohl noch ein jüngerer Mann?“ fragte er weiter, beinahe gefaßt darauf, daß sie seine Indiskretion zurückweisen werde. Aber sie antwortete ganz freundlich, während ein boshaftes kleines Lächeln um ihre Lippen zuckte: „Nun, wie man es nehmen will. Bei Männern ist die Jugendgrenze ja überaus weitherzig gezogen. Zwischen sechzig und siebzig ist er, denk' ich. Ich habe noch nie danach gefragt. Die paar Haare, die er hat, sind weiß; überdies ist er etwas verwachsen und geht mir ungefähr bis an die Schultern. Mais n'importe. C'est un vrai artiste et je l'adore! Da kommt mein Zug!“

„Du kannst die Zeit ja gar nicht erwarten,“ sagte er bitter.

„Verzeih, es ist wohl sehr unhöflich. Aber du kannst dir nicht denken, was diese Interview für mich bedeutet. Ueber zwei Jahre Pariser Kunstleben Bericht von einem Experten! Und ich werde ihm meine letzten Arbeiten zeigen. — Du mußt mich übrigens aufsuchen, wenn du einmal nach München kommen solltest. Du wirst meine Bilder zwar scheußlich finden, aber das macht nichts.“

„Hältst du meinen Geschmack für so schlecht?“

„Durchaus nicht, aber meine Sachen sind nicht sehr gefällig. Da ist der Zug aber wirklich.“

Der Zug lief ein.

„Nun denn — auf Wiedersehen!“ Sie reichte ihm die Hand.

„Auf Wiedersehen!“ sprach auch er.

Digitized by Google

Und doch fühlten sie's beide, daß sie sich nicht wiedersehen würden. Sie hatten sich nichts mehr zu sagen.

Sie nickte ihm noch vom Fenster aus zu und freute sich, daß er so stattlich und distinguiert aussah — es wäre so peinlich gewesen, wenn sie sich ihres damaligen Geschmacks zu sehr hätte schämen müssen.

Und ehe sie ihren Band Ruskin zur Hand nahm, träumte sie einen Augenblick dem Erlebten nach, und ein leises Bedauern wollte sie erfassen, daß durch dieses Wiedersehen der Duft von einer Erinnerung gestreift. Aber dann sagte sie energisch: „Es ist gut so! Ich schleppte doch noch immer ein verborgenes Stückchen Kette mit mir herum, jetzt erst wird es mir klar, wo ich frei bin — ganz frei! Wir müssen mit allem fertig werden, auch mit unsern Erinnerungen. Der Duft der Ferne verklärt alles, — man muß einer Erinnerung gegenüber gestanden und nichts mehr gefühlt haben, gar nichts, dann erst ist man damit fertig."

Und sie nahm ihren Ruskin vor. —

Ulrich Leuthold ging mit langsamem Schritt über den Perron dem Wartesaal zu. Er hatte den Kragen hochgeschlagen und die Hände in den Taschen. Der Wind wehte ihm noch ein paar gelbe Blätter entgegen; ihn fröstelte, er wünschte, die halbe Stunde Warten wäre erst überstanden und sein Zug käme...



Die Phosphornekrose und ihre Verhütung.

Von

Prof. Dr. v. Bruns, Tübingen.

Noch immer fordert eine der schwersten Gewerbekrankheiten, die Phosphornekrose, jahraus jahrein zahlreiche Opfer an Leib und Leben. Viele Hunderte von Arbeitern und Arbeiterinnen haben ihre Gesundheit oder ihr Leben eingebüßt, seitdem die Fabrikation der Phosphorzündhölzer eingeführt worden ist.

Kein Wunder, daß kaum eine andre Erfindung des vergangenen Jahrhunderts so schnelle und weite Verbreitung gefunden hat, wie die der Phosphorzündhölzer, wenn wir bedenken, daß man bis dahin noch nach uralter Sitte mit Stahl und Feuerstein den Schwamm entzündete. Denn die kurze Zeit vorher erfundenen Feuerzeuge, wie das Döbereinersche Platinfeuerzeug, waren zu komplizierte und kostspielige Apparate, um allgemeinen Eingang zu finden. Die einfachen und billigen Zündhölzer kamen rasch in aller Hände, und ihre Herstellung wurde vom Jahre 1833 an in zahlreichen kleinen und großen Fabriken

Digitized by Google

an vielen Orten betrieben. Auch die Hausindustrie bemächtigte sich in manchen Gegenden in ausgedehntem Maße der Zündholzfabrikation.

Daß diese Industrie die Gesundheit zu schädigen vermag, erkannte zuerst der Wundarzt am Wiedener Krankenhause in Wien, Lorinser, der mit voller Bestimmtheit das Auftreten einer Nekrose der Kieferknochen als spezifische Wirkung von Phosphordämpfen erklärte. Lorinser veröffentlichte im Jahre 1845 seine Entdeckung, nachdem er 9 Fälle von Kiefernekrose beobachtet hatte, die sämtlich aus Phosphorzündholzfabriken stammten, und alsbald stellte sich heraus, daß auch in vielen andern Fabriken schon seit längerer Zeit dieselbe Krankheitsform beobachtet worden war, ohne daß man ihren Zusammenhang mit der Einwirkung von Phosphordämpfen erkannt hatte.

Wie häufig die Erkrankung an manchen Orten war, erhellt daraus, daß beispielsweise in dem kleinen Krankenhause Lorinsers bis zum Jahre 1858 im ganzen 75 Fälle zur Behandlung kamen, in drei großen Krankenhäusern Wiens in den Jahren 1866—1875 im ganzen 126 Fälle. Im Königreich Preußen gelangten in den Jahren 1856—1877 119 Fälle von Phosphornekrose zur amtlichen Kenntnis. Nach einem Berichte aus Lyon wurden 10 Prozent der dort beschäftigten Zündholzarbeiter von der Krankheit befallen.

Die zahlreichsten Opfer forderte die Phosphornekrose da, wo die Fabrikation der Zündhölzer als Hausindustrie betrieben wurde, weil es hier natürlich an geeigneten Schutzmaßregeln am meisten fehlte. Zum Beweise hiefür dienen die Mitteilungen aus der chirurgischen Klinik in Jena, in der alljährlich eine Anzahl von Kranken mit Kiefernekrose behandelt wurden, welche fast ausschließlich aus dem benachbarten Neustadt a. R. stammten: hier lebten die Einwohner des Ortes, der sich schon auf geraume Entfernung durch einen „Dunstkreis von Phosphor und Schwefel" verriet, fast ausschließlich von der Zündholzfabrikation. In den Häusern gab es keinen besonderen Arbeitsraum, sondern in dem einzigen Wohn- und Schlafraum vollzog sich die ganze Herstellung der Zündhölzer, so daß Eltern und Kinder beständig die mit Schwefel- und Phosphordämpfen geschwängerte Luft atmeten. „Es ist ein wahres Pandämonium, in das man hier schaudernd einen Einblick thut," berichtete Sax in seiner Schilderung der Hausindustrie in Thüringen.

Die merkwürdige neue Krankheit erregte das größte Interesse der Aerzte und ist seither an vielen Hunderten von Fällen nach allen Seiten gründlich erforscht worden. Betreffs ihrer Entstehung wissen wir, daß nur solche Arbeiter in Zündholzfabriken befallen werden, die den Phosphordämpfen direkt ausgesetzt sind, also diejenigen, die die Zündmasse bereiten und durch Erwärmung flüssig erhalten, ferner diejenigen, die die in Rahmen gereihten Hölzchen eintauchen, und endlich die Arbeiter, die die Hölzchen nach dem Trocknen aus den Rahmen nehmen und in Schachteln einfüllen. Am meisten gefährdet sind die Arbeiter im Tunkraum und Trockenraum; sie weisen die schwersten Formen der Nekrose auf. Daß aber selbst diese langjährige Beschäftigung nicht mit Notwendigkeit Vergiftung zur Folge hat, lehrt das Beispiel eines Arbeiters im Frutigthal in der Schweiz, der nach 37jähriger Fabrikarbeit noch völlig gesunde Kiefer besaß.

Digitized by Google

Wir wissen ferner, daß es in der Regel einer recht langen Einwirkung des Giftes bedarf, bis die Anfänge der Erkrankung sich offenbaren. Man hat den Fabrikaufenthalt vor der Erkrankung durchschnittlich auf 5 und 8 Jahre berechnet, hie und da beträgt er sogar 10, 20 Jahre und länger. Auch ist es sehr bemerkenswert, daß die Erkrankung zuweilen erst Monate und Jahre nach dem Verlassen der Fabrik zum Ausbruch kommt. So meldete der amtliche Bericht der Fabrikinspektoren für das Jahr 1887 die Erkrankung einer Frau an Phosphornekrose, die früher 30 Jahre lang in Zündholzfabriken gearbeitet, sich in den letzten 4 Jahren aber nicht mehr mit Phosphor beschäftigt hatte. In der Jenenser Klinik wurden 3 Kranke behandelt, die mit Aufhebung der Hausindustrie die Zündholzfabrikation aufgegeben hatten und ein Jahr später an Nekrose erkrankt waren; der eine Kranke verlor den halben, der andre fast den ganzen Unterkiefer. Ein weiterer Kranker hatte seit zehn Jahren keine Zündhölzchen mehr selbst angefertigt, aber neben einer Stube gewohnt, in der solche fabriziert wurden; auch dieser Kranke verlor fast den ganzen Unterkiefer. Endlich wird aus derselben Klinik von einem Kranken berichtet, bei dem die Phosphornekrose des Unterkiefers erst auftrat, nachdem er 19 Jahre lang nichts mehr mit Phosphor zu thun gehabt hatte.

Die Thatsache, daß manche Arbeiter schon nach kurzem, manche erst nach langem Fabrikaufenthalt und manche überhaupt nicht befallen werden, legt die Frage nach der Disposition zur Phosphorerkrankung nahe. Daß eine solche bei elenden, schlecht genährten und blutarmen Individuen besteht, gilt als ausgemacht, sofern überhaupt solche Personen weniger widerstandsfähig gegen die Einwirkung von Giften sind. Dagegen ist es nicht erwiesen, daß das weibliche Geschlecht leichter befallen wird als das männliche; denn die in fast allen Berichten bei weitem überwiegende Zahl erkrankter Arbeiterinnen stimmt eben damit überein, daß in den Zündholzfabriken viel mehr Arbeiterinnen als Arbeiter beschäftigt sind. Die große Mehrzahl der Phosphorerkrankungen stammt aus den Reihen der Füllerinnen, die die frisch betunkten und getrockneten Hölzchen aus den Rahmen entnehmen und in die Schachteln füllen; hiebei ist aber gerade die Hauptzahl der Arbeiter und zwar fast ausnahmelos weiblichen Geschlechtes beschäftigt. Auch kein Lebensalter gewährt Schutz gegen die Vergiftung: nicht bloß Kinder und junge Leute, sondern auch Arbeiter im höheren Alter werden von der Krankheit befallen. Die Mehrzahl der Erkrankten steht im blühendsten Alter von 20—30 Jahren, weil namentlich die meisten Arbeiterinnen vielfach nur in diesem Alter in den Fabriken arbeiten.

Von der größten Bedeutung für die Disposition zu Phosphornekrose ist nun aber die Beschaffenheit der Zähne und des Zahnfleisches. Es ist längst bekannt, daß der Kiefernekrose fast immer Zahnkrankheiten vorausgehen und in unmittelbarer Nähe schadhafter Zähne die ersten Erscheinungen einsetzen. Man hat deshalb die kariösen Zähne als Eingangspforte für das Gift betrachtet und sogar die Forderung gestellt, nur Personen mit gesunden Zähnen zur Arbeit in den Zündholzfabriken zuzulassen, eine Forderung, die schon wegen der außer-

Digitized by Google

ordentlichen Verbreitung der Zahnkaries gar nicht durchzuführen wäre. Allein es ist auch zweifellos festgestellt, daß ausnahmsweise selbst bei gesunden Zähnen und unversehrtem Zahnfleisch, also ohne direkte Berührung, die Phosphordämpfe ihre Wirkung auf die Kieferknochen ausüben können. Nur erkennen wir als spezifische Phosphorwirkung nicht die direkte Einleitung der Knochennekrose an, sondern eine Schädigung der Kiefer durch dauernde Ernährungsstörungen und Gewebsveränderungen, die erst beim Hinzutreten einer septischen Infektion die ausgedehnte Kieferentzündung mit Absterben der Knochensubstanz zur Folge haben. Die Infektion kann jederzeit von einer hinzutretenden Zahn- und Zahnfleischentzündung ihren Ausgang nehmen, also auch bei Arbeitern, die jahrelang scheinbar ungestraft den Phosphordämpfen sich ausgesetzt oder die Fabrik ganz verlassen hatten.

Die Entwicklung der Krankheit vollzieht sich unter dem Bilde einer chronischen Kieferknochenentzündung, die sich durch ihre Neigung zu unaufhaltsamem Fortschreiten und zu ausgedehntem Absterben der Knochensubstanz auszeichnet. Sie befällt sehr viel häufiger den Unterkiefer als den Oberkiefer. Das erste Zeichen pflegen Schmerzen in einem Zahn zu sein, in dessen Umgebung das Zahnfleisch anschwillt. Der Zahn wird locker und wird entfernt, aber die Schmerzen hören dann nicht auf, wie gewöhnlich, sondern greifen auf die benachbarten Zähne und allmählich auf die ganze Kieferhälfte über, und ein Zahn nach dem andern wird locker. Auch die Eiterung aus dem ursprünglichen Zahnabsceß, die sonst nach dem Aufbruch bald versiegt, hört bei der Phosphorerkrankung nicht auf, sondern die Zahnfleischgeschwulst wird immer dicker und breitet sich immer weiter aus, und immer neue Abscesse kommen zum Aufbruch. Zugleich schwellen auch die äußeren Weichteile und die Haut der Wange und längs dem Unterkieferrande zu einer oft unförmlichen Geschwulst an, in deren Bereich an zahlreichen Stellen Abscesse nach außen durchbrechen. Aus den Zahnlücken im Munde wie aus den Fisteln der Haut quillt beständig der Eiter hervor, und die durch diese Oeffnungen eingeführte Sonde dringt überall auf abgestorbenen Knochen. So breitet sich die Krankheit innerhalb eines halben oder ganzen Jahres auf eine oder beide Hälften des Kiefers aus; unter fortdauernder Eiterung vollzieht sich zugleich die Lösung der abgestorbenen Knochenpartien. Die Heilung erfolgt erst dann, wenn alle toten Teile des Knochens ausgestoßen oder entfernt sind, also gewöhnlich mit Verlust der einen Hälfte oder noch häufiger des ganzen Unterkiefers.

Während sich dieser Prozeß unter unsäglichen Schmerzen und Beschwerden abspielt, verzehrt das häufige Fieber und der Säfteverlust die Kräfte, die Nahrungsaufnahme ist durch Schlingbeschwerden behindert und die Verdauung durch das Verschlucken der eitrigen Absonderung gestört: so kann sich ein bedrohlicher Zustand von Schwäche, Blutarmut und Siechtum entwickeln.

Auf diesem Wege oder durch hinzutretende Komplikationen fallen der Phosphornekrose recht viele Menschenleben zum Opfer. Man hat berechnet, daß von den Kranken an manchen Orten mehr als ein Dritteil, an andern fast

Digitized by Google

die Hälfte gestorben ist; nur durch rechtzeitige Operation kann die Gefahr für das Leben sehr bedeutend herabgesetzt werden. Bei dem Ausgang in Heilung stellt sich der Gesundheitszustand in der Regel völlig wieder her, nur bleibt zeitlebens eine mehr oder weniger auffällige Entstellung sowie eine Störung beim Kauen und Sprechen zurück, da der abgestoßene Kiefer sich nur unvollkommen regeneriert.

Angesichts dieser entsetzlichen Gewerbekrankheit ist die staatliche Fürsorge für die gefährdeten Arbeiter nur in zögernder und ungenügender Weise eingeschritten und hat bis zum heutigen Tage das Uebel noch nicht von Grund aus unterdrückt. In Deutschland sind von einzelnen Staaten schon in den fünfziger Jahren Vorschriften zum Schutze der Arbeiter in Zündholzfabriken erlassen worden, während es in andern deutschen Staaten ganz an solchen Verordnungen fehlte, so daß hier, wie in dem früher genannten thüringischen Orte Neustadt, jahrzehntelang eine wilde Hausindustrie hat bestehen können.

Die Errichtung des Deutschen Reiches hat auch auf diesem Gebiete Wandel geschaffen. Im Jahre 1879 beschloß der Reichstag, den Reichskanzler zu ersuchen, „die einleitenden Schritte zum Verbote der Anfertigung von Streichhölzern aus weißem Phosphor anzuordnen und die gleichzeitige Einführung eines erhöhten Zolles im Zusammenhange mit dem Verbot in Erwägung zu ziehen." Die mit der Prüfung der Frage beauftragte Kommission von Sachverständigen sprach sich gegen das Verbot aus, da es einerseits zur Verhütung der Phosphornekrose nicht notwendig sei und andrerseits eine schwere Schädigung des wichtigen Industriezweiges zur Folge haben würde. Die Kommission empfahl vielmehr den Erlaß sanitätspolizeilicher Vorschriften für den Betrieb der Zündholzfabriken, durch die die Gefahr der Phosphorerkrankung verhütet werden könne. Dieser Auffassung traten die gesetzgebenden Faktoren bei, und so kam das Gesetz vom 13. Mai 1884, betreffend die Anfertigung und Verzollung von Zündhölzern, zu stande, das die Hausindustrie unterdrückte und die Beschäftigung von Kindern und jungen Leuten in den gefährdeten Räumen verbot. Die hiezu ergangenen Ausführungsbestimmungen, die im Jahre 1893 erweitert wurden, enthalten genaue Vorschriften über die Beschaffenheit und Benutzung der Räume, in denen sich Phosphordämpfe entwickeln, ferner über die Bekleidung und das regelmäßige Händewaschen und Mundausspülen der Arbeiter sowie über die ärztliche Ueberwachung des Arbeiterpersonals und die Meldepflicht der Nekroseerkrankungen an die Gewerbeaufsichtsbeamten.

Welchen Erfolg haben nun die Bestimmungen des Gesetzes vom Jahre 1884 gehabt?

Die „Amtlichen Mitteilungen aus den Jahresberichten der Gewerbeaufsichtsbeamten" enthalten in den seither verflossenen 18 Jahren zusammen etwa 100 Fälle von Phosphornekrose. Und die hier publizierten Zahlen sind noch viel zu niedrig; denn es ist leicht nachzuweisen, daß lange nicht alle Erkrankungsfälle zur amtlichen Kenntnis gelangt sind. Beispielsweise sind vom Jahre 1886, von dem in der reichsamtlichen Statistik vermerkt ist: „Von Erkrankung an

Digitized by Google

Phosphornekrose wird von keiner Seite berichtet," in der Heidelberger Klinik 3, in der Jenenser 4 frische Fälle zur Behandlung gekommen. In der Tübinger Klinik sind in den letzten Jahren 4 Fälle behandelt worden, die nicht in der amtlichen Zählung enthalten sind. In dem städtischen Krankenhause in Darmstadt hat sich vom Jahre 1889 ab ein auffällig gehäufter Zugang von Nekrosefällen bemerkbar gemacht, indem innerhalb 4 Jahren 10 Fälle zur Behandlung kamen.

Es mag an diesen wenigen Beispielen genügen, um zu zeigen, wie außerordentlich viele Erkrankungsfälle sich der amtlichen Kenntnis entziehen. Berichtet doch ein Gewerbeaufsichtsbeamter im Jahre 1896: „Angesichts der bisher beobachteten Art der Verheimlichung vorgekommener Phosphornekrosefälle kann aus dem Umstande, daß weitere Fälle nicht gemeldet wurden, nicht geschlossen werden, daß im vorigen Jahre keine Phosphornekrosefälle aufgetreten und behandelt worden seien. Falls thatsächlich Arbeiter erkrankt sein sollten, so wird es von Zufälligkeiten abhängen, ob diese Fälle ermittelt werden und ob festgestellt werden kann, wo die Betroffenen zur Pflege und Operation untergebracht worden sind." Hierzu kommt, daß auch diejenigen Erkrankungen, von denen bisweilen Arbeiter erst nach ihrem Austritt aus der Fabrik befallen werden, nicht in der amtlichen Zählung enthalten sind.

Fragen wir nun, woran die Schuld an dem noch immer so häufigen Vorkommen der Phosphorerkrankung liegt, so ist sicherlich zu einem guten Teil die Nichtbeachtung der gesetzlichen Vorschriften für den Fabrikbetrieb zu beschuldigen. Fast in jedem Jahresberichte haben die Aufsichtsbeamten in einzelnen Bezirken über Zuwiderhandlungen gegen die Verordnungen zu berichten und immer wieder darüber zu klagen, daß sich Arbeitgeber und Arbeiter gegen diese oder jene Schutzmaßregeln sträuben. Es ist ja leicht begreiflich, wenn Arbeiter, die vielleicht viele Jahre lang ohne Schaden ihre Arbeit verrichtet haben, das regelmäßige Händereinigen, Mundausspülen u. dergl. für überflüssig halten und vernachlässigen.

Allein wir erfahren auch aus den amtlichen Berichten, daß Erkrankungen an Phosphornekrose sich in Fabriken ereignet haben, in denen alle gesetzlich vorgeschriebenen Einrichtungen zum Schutze der Arbeiter getroffen sind und alle Maßregeln genau eingehalten werden. Ein Fall von Phosphornekrose ereignete sich beispielsweise „in einer großen, mit den vorzüglichsten Einrichtungen versehenen Zündholzfabrik, in der strengste Kontrolle über das Verhalten der Arbeiter in Bezug auf Reinhaltung ihrer Kleidung, Mundausspülen, Waschen u. s. w. geübt wurde." Der erkrankte Arbeiter war im Tunkraume beschäftigt, wurde aber alle zwei Stunden abgelöst und außerdem stets nach Ablauf von zwei Wochen eine Woche lang mit Arbeiten im Freien beschäftigt.

Können uns denn aber solche Erfahrungen wundernehmen? Gewiß nicht. Wenn man bedenkt, daß der gelbe oder weiße Phosphor schon bei gewöhnlicher Temperatur verdampft und die Arbeitsräume mit den giftigen Dämpfen erfüllt, so ist es doch kaum möglich, überhaupt solche Vorkehrungen zu treffen, um die

Digitized by Google

Arbeiter gegen die Vergiftung sicher zu schützen. Es ist also von der größten Wichtigkeit, die Thatsache zu erkennen und anzuerkennen, daß alle sanitären Vorschriften zur Verhütung der Kiefernekrose in Phosphorzündholzfabriken sich als unzulänglich erwiesen haben.

Diese Erfahrung hat für die gesetzgebenden Faktoren eine gegen früher ganz veränderte Sachlage geschaffen. Das Reichsgesetz vom Jahre 1884, das auf dem Wege sanitätspolizeilicher Vorschriften die Phosphornekrose unterdrücken sollte, hat versagt, und so bleibt als das einzige Mittel hiezu das gänzliche Verbot der Verwendung weißen oder gelben Phosphors übrig. Der Erlaß eines solchen Gesetzes ist um so mehr geboten, als die früher maßgebenden Gegengründe wirtschaftlicher Natur jetzt kaum mehr zutreffen; denn der Bedarf an Phosphorzündhölzern ist zu Gunsten der Sicherheitszündhölzer ganz bedeutend zurückgegangen, wie denn auch die Berichte der Gewerbeaufsichtsbeamten öfters wiederholen, daß die Fabrikation der Sicherheitszündhölzer mehr und mehr zunimmt. Der Uebergang zur ausschließlichen Herstellung von Sicherheitszündhölzern würde sich also ohne große Schädigung der Industrie vollziehen. —

Wenn ich es unternommen habe, in den vorstehenden Ausführungen für den Schutz der Zündholzarbeiter einzutreten, so habe ich die Verpflichtung hiezu darin gefunden, daß gerade in den letzten Jahren eine Anzahl sehr schwerer Fälle von Phosphornekrose in der Tübinger Klinik in meiner Behandlung standen. Diese bemitleidenswerten Opfer ihres Berufs haben immer tiefen Eindruck auf mich gemacht: kräftige, vorher blühende Mädchen, jahrelang mit einem qualvollen und ekelerregenden Leiden behaftet und zeitlebens entstellt!

Schon allzu lange, schon mehr als 60 Jahre hat das schleichende Gift dieser verderblichen Gewerbekrankheit seine Opfer vergiftet. Tausenden ist Gesundheit und menschenwürdiges Aussehen, Hunderten das Leben geraubt worden. Unabweislich und dringend ist die Pflicht des Staates, den Zündholzarbeitern Schutz zu gewähren durch das Verbot der Phosphorzündhölzer.



Gespräche mit historischen Persönlichkeiten.

Von

Sir Richard Temple, Bart.

Ich bin gebeten worden, einige Gespräche aufzuzeichnen, die ich mit historischen Persönlichkeiten gehabt habe. Diese Persönlichkeiten sind Ihre Majestät die Königin Viktoria, General Grant, der Expräsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, der Earl of Beaconsfield, der griechische Minister-

präsident Trikupis, die Viscounteß Palmerston, die Witwe des Ministers Viscount Palmerston und Sir Stafford Northcote, der erste Earl of Iddesleigh.

*

Eines Abends im Jahre 1881 befragte mich die Königin Viktoria eingehend über Süd-Afghanistan. Ich hatte gehört, daß es eine Gewohnheit Ihrer Majestät war, verantwortliche und erfahrene Beamte um ihre Ansicht über wichtige Gegenstände zu befragen, ohne ihre eigne auszusprechen oder nur anzudeuten. Jedenfalls war es so im gegenwärtigen Augenblick. Ihre Majestät schien das erwähnte Gebiet genau studiert zu haben; es war erst jüngst der Schauplatz eines Krieges und politischer Transaktionen gewesen und konnte es wieder werden, wenn unglücklicherweise die schwere Spannung zwischen England und Rußland sollte zum Ausbruch kommen — wiewohl selbstverständlich der Name Rußland nicht einmal geflüstert wurde. Zunächst wünschte sie zu wissen, wie Kandahar, die Hauptstadt von Süd-Afghanistan, erreicht werden könne. Ich erklärte, daß die Stadt 1879 leicht von einer britischen Streitmacht genommen und ohne irgendwelche wirkliche Schwierigkeit bis 1881 gehalten worden war, in welchem Jahre sie freiwillig dem afghanischen Herrscher zurückgegeben wurde. Ich fügte hinzu, daß wir in ganz kurzer Zeit Eisenbahnen vom Indus bis an die von Kandahar nur achtzig oder neunzig Meilen entfernte britische Grenze haben würden und daß ich selbst einen Entwurf gemacht hätte, um diese Eisenbahnlinien im Bedarfsfall bis nach Kandahar selbst fortzusetzen. Hierauf fragte sie mich, ob in Kandahar die britische Armee mit Proviant und andern Erfordernissen versehen werden könnte. Ich erwiderte, daß ich darin die einzige Schwierigkeit sähe. Das Gebiet um Kandahar sei allerdings sehr fruchtbar und ergiebig, aber die Bevölkerung der Stadt selbst sei bereits sehr beträchtlich und verzehre den größten Teil der Landesprodukte. Indessen könne jeder noch so großen britischen Streitmacht der nötige Proviant von Indien hinauf gesandt werden — wie es erst eben geschehen war, als ich Gouverneur von Bombay war. Die Königin ging nun sogar dazu über, nach der strategischen Bedeutung Kandahars zu fragen. Natürlich war es eine Freude für mich, diese Bedeutung darzulegen. Die Stadt hat links eine Wüste, rechts einen Fluß, im Rücken das britische Eisenbahnnetz nach Indien, die Front ist nach Westen gerichtet gegen jeden Feind, der sich nähern könnte. Es war für mich klar, daß Ihre Majestät bei verschiedenen gut unterrichteten Personen Informationen eingeholt und sorgsam erwogen hatte, ob die Zurückgabe Kandahars an den Herrscher von Afghanistan rätlich sei. Doch ich bekam keine sichere Vorstellung davon, ob sie es vorgezogen haben würde oder nicht, die Stadt in britischem Besitz, wiewohl vermutlich ohne britische Souveränität, zu behalten. Vielleicht war es für sie als konstitutionelle Herrscherin nicht möglich, irgend jemand ihre eignen Ansichten erfahren zu lassen. Dann begann sie sich zu erkundigen, ob die englischen Soldaten die Fröste, die Winde, die Sandstürme und die niederdrückenden Mühsale der afghanischen Berge ausgehalten hätten. Ich

Digitized by Google

sagte, daß nach meiner sicheren Kenntnis die englischen Soldaten all die physische Leistungsfähigkeit und die durch die Disciplin anerzogene Ausdauer gezeigt hätten, die von ihnen erwartet werden konnten, und daß sie alles in allem noch ebenso tüchtig seien, wie sie immer gewesen. Darauf bemerkte sie freudig: „Ja, ich bin sicher, daß die Leute jetzt ebenso tüchtig sind, wie sie immer gewesen sind.“ Und das war die einzige Erklärung, die sie während unsers ganzen Gesprächs abgab.

*

Bei den zuletzt erwähnten Gelegenheiten wurden Fragen an mich gerichtet, und indem ich sie beantwortete, hatte ich notwendigerweise den Hauptanteil an dem Gespräch. Im nachfolgenden Falle war ich es, der Fragen an eine hervorragende Persönlichkeit richtete, und diese war so liebenswürdig, mir darauf zu antworten. Ich habe mit dem General Grant, dem Expräsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, in seinem eignen Hause in New York in den Jahren 1882 und 1884 mehrere Gespräche von höchstem Interesse gehabt. Die Beschreibung, die er mir von dem Zustande der Armee der Nordstaaten im Jahre 1864, als er das Kommando über sie übernahm, gemacht hat, war merkwürdiger als alles, was ich darüber in der Militärgeschichte gelesen oder gehört habe. Die Truppenmassen bestanden zum größten Teil aus Freiwilligen, doch waren auch viele gesetzlich zum Kriegsdienst verpflichtete Leute dabei, alle von dem Wunsche erfüllt, ihre Pflicht gegen ihr Land zu thun, und viele von ihnen von patriotischem Feuer glühend. Doch von Disciplin, militärischer Ausbildung und dem Gebrauch der Waffen wußte kaum einer von ihnen etwas. Es waren tüchtige und kräftige Leute in der Blüte des Lebens, aber nicht zu jung zum Ertragen der Mühsale eines Feldzugs. Sie waren der Idealtypus eines Rohmaterials, und das war alles. Aber es war eine ernste Sache, es in der unmittelbaren Gegenwart des Feindes im Feld lediglich mit Rohmaterial zu thun zu haben. Und die Offiziere waren ebenso wie die Mannschaften. Speziell die Befehlshaber der Regimenter waren Ignoranten. Es waren Offiziere von angesehener Lebensstellung, von guter Erziehung, von Kraft und Mut, aber sie verstanden nichts von militärischen Dingen. Es war ein Generalstab für Divisionen und Armeecorps vorhanden, Leute von großer Intelligenz, die aber nie vorher Generalstabsgeschäfte zu besorgen gehabt hatten. So hatte General Grant zunächst die beispiellose Aufgabe, eine große Masse von frisch aus dem bürgerlichen Leben gekommenen Leuten in Soldaten umzuwandeln. Er hatte allerdings das volle Kommando über die Armee und unumschränkte Machtbefugnis in der Leitung aller Angelegenheiten, aber es war nur dem Namen nach eine Armee, und er hatte sie erst zu einer wirklichen zu machen, ehe er es wagen konnte, sie ins Feld zu führen. Er übernahm diese Aufgabe, da er selbst mit dem ganzen militärischen Dienst von dem eines in Reih und Glied stehenden Gemeinen bis hinauf zu dem eines Generals im Hauptquartier vertraut war. Er sammelte also nur einige Stabsoffiziere, einige Regimentsoffiziere, einige Sergeanten und

Digitized by Google

einige gemeine Soldaten um sich, die ihre Sache wirklich verstanden, und sich im Waffenhandwerk geübt hatten, und mit ihnen begann er seine Truppenmassen in eine Feldarmee umzuwandeln. Wie er sagte, erzielte er wunderbar schnelle Fortschritte dank der Intelligenz der Leute bei der Aufnahme der gegebenen Instruktionen und dank ihrem patriotischen Lerneifer. Ich erfuhr dies alles genau von ihm in mehr als einem Gespräch, und ich war der Ansicht, daß nie zuvor so merkwürdige Thatsachen in den Annalen der Kriegsgeschichte erzählt worden waren.

Ich fragte, was geschehen wäre, wenn er vom Feinde angegriffen oder selbst gezwungen worden wäre, ihn anzugreifen.

Er erwiderte, der Feind sei nicht viel besser daran gewesen und kaum schlagfertiger als er selbst war. So legte er es darauf an, Zeit zu gewinnen und verschiedene Bewegungen auszuführen, die vielleicht dem Feind als Manöver erschienen, in Wirklichkeit aber den Zweck hatten, die Leute einzuüben. Endlich hatte er innerhalb weniger Monate seine Armee genügend in Ordnung gebracht, um im stande zu sein, sie im Felde zu verwenden. Mit berechtigtem Stolz konnte er sagen, daß die Geschichte die Thaten seiner Armee aufzeichnen werde, die taktischen und strategischen Operationen, die Nachtmärsche, die plötzlichen Angriffe, die verzweifelten Sturmläufe, den hartnäckigen Widerstand, den sie wiederholt dem Feinde geleistet, der den gleichen Mut und die gleiche Vaterlandsliebe hatte und zu dieser Zeit ebenso schlagfertig war wie Grants Armee.

Ich fragte ihn, welches der besondere Zeitpunkt gewesen war, in dem er sich zuerst der Niederwerfung der Südstaaten sicher gefühlt hätte.

Er erwiderte, daß dies der Fall war, als ein gewisser Platz am Mississippiufer, eine dominierende Position, durch eine rasche Bewegung eingenommen wurde. Nach diesem Ereignis waren die Südstaaten von dem ganzen westlich von diesem großen Strom befindlichen Teil Nordamerikas abgeschnitten. Von diesem Augenblick an war ihre Niederlage sicher, während es bis dahin ungewiß gewesen war, welche Partei siegreich sein würde. Doch jetzt waren sie eingeschlossen. Im Norden hatten sie General Grants Armee sich gegenüber, im Westen und Süden hatten sie die von den Flotten der Nordstaaten beherrschte See, im Westen den Mississippi, den sie nicht mehr überschreiten konnten. Die Nordstaaten hatten jetzt auf allen Seiten freie Verbindungen; die Südstaaten hatten solche nirgends. Die Südstaaten hatten noch einen großen Spielraum mit vielen Hilfsquellen, konnten aber von diesem Augenblick an nichts ersetzen, ergänzen oder wieder einbringen. Daher war, wiewohl sie sich noch einige Zeit wehren konnten, ihre schließliche Niederlage nur noch eine Frage der Zeit.

Als ich diesen wahrhaft großen Soldaten zum letztenmal sah, sprach er mit mir über die Natur seiner Krankheit. Selbstverständlich merkte ich, daß sie tödlich war, wiewohl keiner von uns ein Wort vom Sterben sagte. Eben damals hatte eine Präsidentenwahl stattgefunden, während der viel von den kleinen Republiken nördlich und südlich vom Panama-Isthmus die Rede gewesen, die verhindert worden waren, Krieg miteinander anzufangen, und mit Erfolg

Digitized by Google

dazu angehalten wurden, ihre Streitigkeiten durch einen Schiedsspruch beilegen zu lassen. „Ja," sagte ich, „aber wer soll Schiedsrichter sein? Soll ein Schiedsgerichtshof zusammentreten, der etwa aus England und Amerika, d. h. den Vereinigten Staaten, zusammengesetzt ist? Speziell mit Bezug auf die Republiken von Südamerika?" Er erwiderte: „Schwerlich," so daß ich wiederholte: „Wer soll also Schiedsrichter sein?" Er antwortete: „Einfach Amerika soll entscheiden." Das war das letzte Wort von Bedeutung, das ich ihn sagen hörte. Ich gab keine Antwort, da ich bei mir dachte, daß diese Ansicht eine weitreichende Wirkung auf die Beziehungen zwischen den zwei großen Zweigen der anglo-saxonischen Rasse haben könnte.

*

Das erste Gespräch, das ich mit dem Earl of Beaconsfield hatte, fand 1869 in seinem eignen Hause in London statt. Er war kurz vorher Ministerpräsident gewesen, war aber damals ohne Amt. Ich stand im Begriffe, nach Indien zurückzukehren, um meine Thätigkeit als Finanzminister wieder aufzunehmen. Doch ich sagte ihm, daß ich die Hoffnung hegte, bald nach England zurückzukehren und mich als Kandidaten für die Wahl zum Mitglied des Unterhauses aufstellen zu lassen, und ich fragte ihn, welche geistigen und sonstigen Eigenschaften es seien, die einem ordentlichen Parlamentsmitglied Erfolg verschafften. Er sagte, daß die erste Bedingung innere und äußere Disciplin sei. Ich sprach die Hoffnung aus, daß ich bereits solche Disciplin besitze von den mühevollen und schwierigen Angelegenheiten her, mit denen ich viele Jahre beschäftigt gewesen war, oft in Zeiten öffentlicher Gefahr, bisweilen selbst unter persönlicher Gefährdung. Er sagte, daß solche Disciplin in ihrer Art wertvoll genug sei — ein Mann könne gelernt haben, blind zu gehorchen und absolut zu befehlen, anzugreifen und zu widerstehen, auszuhalten und zu dulden, und könne in diesem Sinne discipliniert sein. Doch etwas andres werde für das Unterhaus verlangt. Ein Mann könne draußen ein großer Kommandoführer oder Verwaltungsbeamter gewesen sein, das würde ihm nicht notwendigerweise im Parlament helfen. Im Gegenteil würde er Sorge zu tragen haben, daß die schätzbaren Eigenschaften, die er draußen ausgebildet habe, nicht thatsächlich einen Nachteil für ihn in der parlamentarischen Laufbahn bedeuten. Ich fragte, wie dies möglich sei. Er antwortete, daß ein erfolgreiches Mitglied des Unterhauses vor allem von heiterem Temperament und unwandelbarem guten Humor sein, sich niemals von den endlosen kleinen Quälereien, die es jeden Augenblick zu erdulden hat, aus dem Gleichgewicht bringen lassen dürfe und stets bereit sein müsse, sich geduldig und lächelnd in die verschiedenen kleinen Verdrießlichkeiten zu finden, denen es nicht nur von seiten seiner Gegner, sondern auch von seiten seiner Freunde ausgesetzt ist. Ein Mann, sagte er, muß bereit sein, Nachsicht und Geduld zu üben. Ja, er muß vor allem ein Mann sein, der Geduld übt. Dieser Ausdruck: ein Mann, der Geduld übt, wurde mehr als einmal wieder-

Digitized by Google

holt als eines der Geheimnisse staatsmännischer Kunst, und ich habe ihn nie vergessen.

Das letzte Gespräch, das ich mit dem Earl of Beaconsfield hatte, war kurz, aber denkwürdig. Es war eines Nachmittags im Carlton Club. Er war damals Privatmann und hatte am Abend vorher seine letzte große Rede im Hause der Lords gehalten, unter anderm über Afghanistan, wobei er den historischen Ausdruck gebrauchte, daß sich die Schlüssel zu Indien nicht in Herat oder in Kandahar, sondern in Westminster befänden. Ich war kurz vorher in einem Wahlkampf dem ältesten Sohn Gladstones unterlegen. Lord Beaconsfield fragte mich, wie das gekommen sei. Er sagte: „Sie müssen aushalten und es noch einmal versuchen.“ Ich erwiderte: „Selbstverständlich werde ich das.“ „Dann werden Sie sicherlich Erfolg haben,“ sagte er. Ich glaubte, daß ich ihn bald wiedersehen würde, aber das sollte nie mehr sein; denn einen oder zwei Tage später wurde er von einer tödlichen Krankheit befallen.

*

Meine Unterredung mit Trikupis fand 1885 in seinem Hause zu Athen statt. Er sprach englisch so gut wie irgend ein Engländer, und obwohl seine Aussprache etwas fremdartig war, so war sie doch korrekt. Er war damals griechischer Ministerpräsident, aber es war zweifelhaft, ob er es lange bleiben würde, da die allgemeine Wahl für das Parlament oder die *Βουλη* bevorstand. Ich fragte ihn, was das politische Temperament der modernen Griechen sei. Er sagte, daß sie ausgesprochen ehrgeizig und nach Vergrößerung ihres Gebietes und Ausbreitung ihres Einflusses begierig seien, wie es die alten Griechen gewesen. Aber wären sie wirklich die Abkömmlinge dieser Griechen? Ob sie es nun seien oder nicht, jedenfalls seien sie seit ihrer Befreiung von der türkischen Herrschaft von den Gedanken und Ideen der alten Griechen erfüllt, sowie von den Traditionen und Erinnerungen der klassischen Stätten, auf denen sie ihr Leben verbracht hatten. Sie hätten sogar angefangen, in öffentlichen Angelegenheiten die Worte und Ausdrücke der klassischen griechischen Litteratur zu gebrauchen. Ich fragte, ob dieser ihr Ehrgeiz sich auf irgend eine besondere Oertlichkeit oder Gegend beziehe. Er sagte: „O ja, auf Macedonien, das wie ein großes Gewicht oder eine Last auf dem Haupt Griechenlands liegt.“ Diese Wendung war sehr bemerkenswert, und ich erinnere mich ihrer besonders gut. Ich fragte, ob die Griechen ihre Aufmerksamkeit auf irgend einen besonderen Punkt in Macedonien gerichtet hielten. „O ja, natürlich auf Salonichi. Dies war der Platz der Plätze für die Griechen, und sie müssen ihn, wenn irgend möglich, in die Hand bekommen.“ Ich fragte, ob irgend ein Widerstand von seiten andrer Mächte zu befürchten sei. Er meinte, von England hoffentlich nicht, vielleicht von Oesterreich, doch dieser müsse irgendwie überwunden werden. Auf meine Frage jedoch, was denn aus den türkischen Interessen werde, sprach er sich nur mit diplomatischer Reserve aus. „Aber die alten Griechen,“ sagte ich darauf, „brachten für ihre politische Macht ungeheure Opfer an Menschen

Digitized by Google

und an Geld; würden die modernen Griechen dasselbe thun?" „Ach," sagte er, „das ist eben die Frage. Unsre Ziele erfordern es, daß wir eine Armee und eine Flotte unterhalten. Das Volk weiß und fühlt das ganz gut, aber es ist nicht immer gewillt, die für diesen Zweck nötigen Abgaben zu zahlen. Und um diesen besonderen Punkt wird es sich bei den kommenden allgemeinen Wahlen handeln." [1])

*

Meine Unterredung mit der Viscounteß Palmerston fand 1869 in ihrem Hause gegenüber dem Hyde Park in London statt. Ihr hochverdienter Gatte war 1865 gestorben. Sein Familienname war Temple; infolgedessen war sie sehr freundlich und liebenswürdig gegen alle, die diesen Namen trugen und jüngere Mitglieder des Hauses Temple waren. Sie hatte viele Jahre an der Spitze der politischen Gesellschaft in London gestanden, und keine Dame war zu jener Zeit so wohlvertraut mit der britischen Politik wie sie. Es war eine Zeit, in der das Wahlrecht des Volkes in den Städten und auf dem Lande den Hauptgegenstand der schwebenden Fragen bildete. Ich fragte sie nach den besten Ansichten über diesen Gegenstand und ich war überrascht, was für konservative Ansichten sie hatte, wiewohl sie die Witwe eines liberalen Führers war. Sie sagte, die Gefahr sei, daß das Parlament einerseits zu lang mit der Gewährung von Konzessionen zurückzuhalten und dann andrerseits gezwungen sein könne, nachzugeben und dann zu schnell und in zu reichem Maß Konzessionen zu machen. Nichts, sagte sie, sei so gefährlich, wie ganzen Klassen von Bürgern politische Macht zu gewähren, die nicht nur dafür unvorbereitet, unerzogen und unerfahren seien, sondern sogar sie niemals erwartet und daran gedacht hätten. Leute in solcher Lage müßten geschickten und verschlagenen Führern in die Hände geraten, und so würde das Gewicht der vom Volke abgegebenen Stimmen Leuten zur Verfügung gestellt, die ganz und gar keine Staatsmänner, deren Bestrebungen mehr selbstsüchtig als patriotisch, und deren Grundsätze sogar die der Chartisten seien. In jenen Tagen pflegte der Name Chartist denen gegeben zu werden, die man heutzutage Sozialisten nennen würde. Die Viscounteß sprach sich des längeren über die Eitelkeit und Einfältigkeit aus, die denen eigen sein müssen, die plötzlich mit einer völlig unverhofften Macht bekleidet werden. Es könnten damit sogar Käuflichkeit und Bestechlichkeit verbunden sein, doch seien diese Eigenschaften nicht so sehr zu fürchten, die Anzahl der Abstimmenden würde zu groß dafür sein; sie könnten sich nicht in so großem Maßstabe geltend machen. Die Gefahr sei vielmehr die, daß intrigante Führer jede Art von absurden Versprechungen geben, die niemals erfüllt werden könnten, aber von unwissenden und ungebildeten Wählern gierig mit offenem Munde verschlungen würden. Nein, sagte sie, das Wahlrecht und andre populäre Privilegien müssen selbstverständlich zugestanden und von Zeit

[1]) Durch die unmittelbar darauf folgenden Wahlen wurde Trikupis gerade dieser Frage wegen zum Rücktritt gezwungen.

Digitized by Google

zu Zeit ausgedehnt werden; aber das muß Stück für Stück geschehen und schrittweise von einer Dekade zur andern, so daß das Volk gewissermaßen nach und nach hineingezogen wird. Nichtsdestoweniger, fügte sie hinzu, wird dieser Grundsatz gegenwärtig nicht befolgt, sondern leider geschieht gerade das Gegenteil.[1])

*

Von den vielen Gesprächen, die ich mit Sir Stafford Northcote, dem ersten Earl of Iddesleigh, gehabt habe, will ich hier eines erwähnen, das 1869 in seinem Hause, genannt „The Pines“ in Devonshire stattgefunden hat. Es waren Spaltungen in der konservativen Partei entstanden; ein Teil neigte zu Ansichten, die von vielen Konservativen als liberal angesehen wurden, während der andre Teil entschlossen war, festzustehen und nicht nachzugeben. Ich fragte ihn, was die fundamentale Wahrheit über diese Frage sei. Er sagte, daß es unmöglich für die konservative Partei sei, für immer in einer negativen Haltung zu verharren, nichts zu ändern und in keiner Richtung vorwärts zu schreiten. Sie würde auf diese Weise die Partei des Nichtsthuns werden und ihre Thätigkeit das reine „far niente“ sein. Dies würde sie politisch zu Grunde richten. Nein, sie müsse sich aufraffen und alles, was gut sei, thun und bewahren — wovon ihre Gegner vieles zu zerstören wünschten — aber alles, was Reform und Erneuerung erheische, je nach den Bedürfnissen jeder Generation und im Laufe der aufeinanderfolgenden Generationen vorsichtig und überlegt umgestalten. Es seien zwei Wege vorhanden, meinte er, Dinge auszuführen, die alle Leute von allen Parteien übereinstimmend wünschten. Einer sei der verkehrte Weg, der durch schlechtes Handeln alles, was an einer Maßnahme oder einer Reihe von Maßnahmen gut sei, verderbe und damit ende, daß er mehr Schaden als Nutzen stifte. Das, meinte er, sei natürlich der Weg seiner Gegner. Der andre Weg sei der richtige, nämlich der, den seine Freunde verfolgten, und der bei allen Maßnahmen alles erreichbare Gute erziele, ohne damit zu weit zu gehen und ohne irgend welche gefährlichen Umstände heraufzubeschwören. Die Ereignisse haben gezeigt, daß in diesen seinen Bemerkungen viel Scharfsinn und Voraussicht lag.

---

[1]) Dessenungeachtet ist die Wirkung, die sie erwartete, nicht eingetreten. Das Wahlrecht des Volkes ist ausgedehnt worden, aber seit dieser Ausdehnung haben die Wähler größtenteils Konservative ins Parlament geschickt, und die großen Städte wie London, Liverpool, Manchester, Birmingham u. dgl. sind die Zentren imperialistischer Einflüsse.



Digitized by Google

Die Entstehung neuer Formen im Pflanzenreich.

Von

Professor Hugo de Vries (Amsterdam).

Allmacht und Ohnmacht der Naturzüchtung sind gegenwärtig die Schlagwörter im Streit über die Abstammungslehre. Die Frage, ob die Organismen gemeinschaftliche Abstammung haben, wird dabei nicht berührt; diese Anschauung wird von beiden Seiten zugegeben als die einzige, auf die sich die Forschung und die wissenschaftliche Diskussion stützen können. Sowohl auf philosophischem als auf exaktem Gebiete, sowohl in Deutschland als in England handelt es sich jetzt vorwiegend um die Bedeutung der natürlichen Auslese. Daß eine Auslese stattfindet und bei der raschen Vermehrung der Tiere und Pflanzen stattfinden muß, steht fest, aber welche Folgen sie hat oder mutmaßlich haben kann, darüber gehen die Ansichten auseinander.

Betrachtet man die Gegensätze der sich bekämpfenden Theorien genauer, so ist es nicht eigentlich die Naturzüchtung oder richtiger die natürliche Auslese, um die es sich handelt. Viel wichtiger ist die Frage, wie die einzelnen Formen auseinander hervorgehen. Für die Anhänger der „Allmachtslehre“ ist dieser Prozeß ein ganz allmählicher, und die Umwandlung der Arten schreitet so langsam vor, daß es Jahrhunderte braucht, um erhebliche Differenzen zu stande zu bringen. Die Gegner dieser Theorie aber nehmen eine stoß- oder sprungweise Entstehung an. Mit einem Schlage soll die neue Form von der früheren hervorgebracht werden; die letztere wandelt sich dabei selber nicht um, sondern bleibt sich gleich und behält das Vermögen, zu wiederholten Malen neuen Formen das Leben zu geben.

Von der Wahl zwischen diesen beiden Prinzipien hängt nun die Bedeutung ab, die man der natürlichen Auslese beilegt. In dem einen Falle züchtet sie, im richtigen Sinne des Wortes; sie schont in einer bestimmten Richtung immer die Besten und merzt die Schlechteren aus. Im Laufe zahlreicher Generationen sollen sich dadurch die Abweichungen vom ursprünglichen Mittel befestigen und vergrößern, und indem immer wieder die weniger vorangeschrittenen im Kampf ums Dasein erliegen, soll eine Lücke zwischen der neuen und der alten Form entstehen, die fortwährend, wenn auch sehr langsam, an Umfang und Bedeutung zunimmt. In dieser Weise sollen nach jener Theorie die Grenzen entstanden sein, die jetzt die Arten trennen. Oder kurz ausgedrückt: die natürliche Auslese züchtet und ist dadurch die wirksame Ursache des Fortschrittes.

Genau entgegengesetzt ist die Lehre von der stoßweisen Entstehung der Arten. Nach ihr sind die Veränderungen unabhängig von der Auslese, denn zuerst muß es Abweichungen geben, und erst nachher kann die Auslese eingreifen.

Digitized by Google

Diese schafft sich nicht selbst das Material, mit dem sie arbeiten soll, sondern sie muß es fertig vorfinden. Wodurch die neuen Formen entstehen, das heißt durch welche Naturgesetze dieser so höchst wichtige Vorgang beherrscht wird, erklären die Anhänger der Theorie der Ohnmacht nicht; wir stehen hier vor einem Rätsel, das zunächst noch außerhalb des Bereiches der Theorie und der Forschung liegt. Man stellt sich vor, daß von Zeit zu Zeit, sei es vereinzelt, sei es gruppenweise kleine, aber scharfe, sofort sichtbare und deutlich auffallende Unterschiede bei der Fortpflanzung der Individuen ins Leben gerufen werden. Ohne Zweifel giebt es dabei innere und äußere Ursachen, aber welche diese sind und wie sie einwirken, darüber läßt uns die Theorie einstweilen im dunklen. Sie sollen aber solche sein, daß das neue Individuum von seinen Eltern ebenso stark abweicht, als die nächstverwandten, sogenannten kleinen oder elementaren Arten voneinander. Das Hungerblümchen bildet jetzt das bekannte Muster, namentlich seitdem durch die gründliche Untersuchungen von de Bary und Rosen die früher vielfach angezweifelten Ergebnisse älterer Forscher eine glänzende Bestätigung gefunden haben.

Es sei mir gestattet, dieses Vorbild der Lehre von der stoßweisen Entstehung der Arten etwas näher auszumalen. In den ersten Tagen des Frühlings blüht das Hungerblümchen überall an sandigen und sonnigen Stellen; es öffnet seine kleinen weißen Kreuzblüten dem hellen Sonnenlichte. Einige Wochen nachher sind die Samen reif, fallen ab, ruhen den größten Teil des Sommers und keimen im Herbst, Rosettchen von kleinen, feinen, schmalen Blättern bildend. Diese wachsen allmählich und treiben dann im Frühling die Blütenstengel hervor. Ueberall in Europa findet man das niedliche Pflänzchen, und überall erkennt man es leicht und sofort. Sieht man nun die Pflanze an einem zweiten und dritten Ort oder zum hundertsten Male, und betrachtet man sie als einen Bekannten, so sieht man nichts Besonderes. Ist man aber durch die Untersuchungen der genannten Forscher aufmerksam geworden, so verhält sich die Sache anders. An zahllosen Fundorten in einer Provinz mag die Art thatsächlich dieselbe sein, in einer benachbarten Gegend zeigt sie aber häufig Unterschiede, die zwar klein, aber doch völlig konstant sind. Wenig auffallend, wenn man sie nur aus der Erinnerung vergleicht, werden sie äußerst typisch und klar, wenn man die Samen aus verschiedenen Provinzen nebeneinander sät und kultiviert. Es sind alles noch Hungerblümchen, echte Draba verna, aber die einzelnen Gruppen sind in der Form und der Behaarung der Blätter, in den Blüten und den Früchten scharf und konstant voneinander geschieden. Man nennt solche Typen elementare Arten, jede solche Form hat ihren eignen Bezirk, in dem sie rein und korrekt vorkommt, nur auf den Grenzen oder in Ländern, wo es viele solcher Typen giebt, pflegen die einzelnen Formen gemischt zu wachsen. Die Unterschiede sind klein und häufig nur schwierig mit Worten zu beschreiben, sie sind aber völlig konstant; Uebergänge giebt es nicht.

Die Bedeutung dieses Beispiels für die Theorie der Ohnmacht der Naturzüchtung ist nun die folgende. Die einzelnen Formen der Hungerblümchen stellen

Digitized by Google

das Material dar, mit dem die natürliche Auslese zu arbeiten hat. An ihnen selbst kann sie nichts verändern, sie kann sie weder zurückgehen noch sich ausbilden lassen; die Formen sind als solche konstant, und jede von ihnen ist im Lauf der Jahrhunderte so lange unverändert geblieben, als sie sich vom Orte ihrer Geburt über die ganze Ausdehnung ihres jetzigen Bezirkes ausgebreitet hat. Aber die Umstände sind der einen günstig, der andern nachteilig. Die einen finden, was sie bedürfen, auf einem großen Gebiete, die andern unterliegen früher oder später im Kampf mit andern Arten, indem diese sie überwuchern und verdrängen. Und darauf soll die Wirkung der Naturzüchtung beschränkt sein; ohnmächtig, Neues zu schaffen, rottet sie nur aus, was untauglich ist, vermag aber den besser begabten Typen gegenüber nichts.

Augenblicklich giebt es in Europa etwa 200 solcher Arten von Hungerblümchen. Aber wie viele mag es zu Anfang gegeben haben, und wie viele werden am Schlusse überleben? Alles spricht dafür, daß viele Arten ausgestorben sind, und daß viele der jetzt lebenden früher oder später verschwinden werden. Wohl fast immer ist die Uebermacht andrer Organismen die Ursache des Untergangs, oder wie man es auszudrücken pflegt, im Kampf ums Dasein rottet die Naturzüchtung die Schwächeren aus, während die Stärkeren sich vermehren.

Nicht die Entstehung der Arten, sondern nur die Wahl der für die gegebene Lebenslage jedesmal geeigneten schreibt diese Theorie somit der natürlichen Auslese zu.

Betrachten wir unsre Frage von der historischen Seite, so finden wir, daß der Kampf ums Dasein bereits vor Darwin bekannt war. Aber erst Darwin erkannte seine große Bedeutung. Er lehrte, wie die gewaltige Vermehrung vieler Organismen bei dem beschränkten Raum und den bei weitem für alle nicht ausreichenden Ernährungsverhältnissen zu einem Kampfe führen muß, in dem nur die Stärksten und Besten siegen können. In unseren Gärten überwuchert das Unkraut die Zierblumen, sobald die Sorge des Gärtners nachläßt; die feineren Arten gehen zunächst zu Grunde, während einzelne kräftigere Formen oft jahrelang ihren Platz behaupten. So soll es auch in der Natur vor sich gehen. Zahllose Individuen und ganze Gruppen und Typen werden ausgemerzt, und nur die jeweils besten überleben.

Ohne Zweifel wirkt die Auslese überall und fortwährend, das Schwache tötend, das Starke bevorzugend. Aber die vollste Anerkennung dieser Sachlage entscheidet noch nicht in der Frage, um die sich jetzt der Streit dreht. Hier siegen die Individuen, dort siegen die Arten, aber welchen Anteil der Sieg an ihrer weiteren Ausbildung hat, das ist offenbar eine ganz andre Sache. Vom theoretischen Standpunkte aus kann man ebensogut behaupten, daß die natürliche Auslese die Arten immer konstant und ihrer Umgebung angepaßt erhält, als daß sie bei veränderter Lebenslage im stande sei, die Verbesserungen anzubringen, die diese erfordern würde.

Zwischen der Allmacht und der Ohnmacht scheint mir die Thatsache der Existenz der natürlichen Auslese gar nicht zu entscheiden.

Digitized by Google

Und ebensowenig entscheidet sie in der Frage nach der allmählichen oder der stoßweisen Entstehung der Arten. Darwin hat bekanntlich beide Formen des Fortschrittes anerkannt, und in seinen verschiedenen Werken schwankt er sehr in der Bedeutung, die er ihnen einzeln beilegt. Allerdings betrachtete er die langsame, stetige Entwicklung als den gewöhnlichen Fall, daneben räumte er aber dem stoßweisen Fortschritte bald einen größeren, bald einen kleineren Platz ein. Auch jetzt noch schwanken seine Nachfolger zwischen diesen beiden Prinzipien, indem sie bald eines von beiden ausschließlich, bald beide in wechselnden Verhältnissen zusammenwirkend als die Ursache des Evolutionsprozesses betrachten.

Unsre Frage hat noch eine viel tiefere Bedeutung, und obgleich es hier meine Aufgabe nicht ist, darauf näher einzugehen, so darf sie doch nicht ganz unerwähnt bleiben. Es handelt sich um die stoffliche Grundlage der erblichen Eigenschaften der Organismen. Auch hier stehen zwei Theorien einander diametral gegenüber. Entstehen alle Arten durch die Wirkung der Naturzüchtung ganz allmählich und ohne jeglichen Sprung sich umbildend, so muß auch die stoffliche Grundlage der äußeren Merkmale sich nur stetig umwandeln, und somit für jeden Organismus, wie hoch seine Organisation auch geworden sein mag, ein einheitliches Ganzes bilden. War dagegen die Umwandlung der Arten eine stoßweise, so bildet jeder Stoß eine Einheit, und jeder höhere Organismus muß dann aus zahllosen solcher Einheiten aufgebaut sein. Bereits in Darwins Werken findet man diesen Gegensatz angedeutet, und es scheint, daß er sich über seine große prinzipielle Bedeutung völlig klar war.

Doch kehren wir zu der Wirkungsweise der natürlichen Auslese zurück. Es giebt zwei Methoden, diese zu untersuchen. Die eine, und zwar die jetzt am meisten beliebte, versucht die Frage zu lösen, inwieweit sich die gegenseitigen Beziehungen der jetzt lebenden Organismen aus diesem Prinzip erklären lassen und welche Hilfshypothesen dazu in den einzelnen Fällen erforderlich sind. Solcher Erörterungen giebt es in der jetzigen Litteratur so viele und zum Teil so anziehende, daß ich glaube, an dieser Stelle darauf verzichten zu dürfen. Die andre Methode ist mehr empirisch; sie legt sich die Frage vor, was durch Züchtung thatsächlich erreicht werden kann, und was die unmittelbare Beobachtung über die Entstehung neuer Formen lehrt. Aus der landwirtschaftlichen und gärtnerischen Praxis hat Darwin ein sehr umfangreiches und höchst bedeutsames Material von Thatsachen zusammengebracht und so eine breite Grundlage für diese Untersuchungsmethode geschaffen.

Aber seitdem ist fast ein halbes Jahrhundert verflossen. Praxis und Wissenschaft sind in dieser Zeit unausgesetzt vorangeschritten, und die Erfahrungen, die uns jetzt zur Verfügung stehen, sind weit vollständiger und zum Teil auch viel klarer als jene, mit denen Darwin zu arbeiten hatte. Angeregt durch Darwins geistvolle Theorie haben namentlich die bedeutendsten Landwirte an ihre Forschungen im Interesse der Praxis immer höhere Anforderungen gestellt. Wissenschaft und ökonomisches Interesse sind hier Hand in Hand gegangen. Nur was richtig verstanden und mit Ausdauer verfolgt wurde, zeigte sich für

Digitized by Google

die Praxis von hoher Bedeutung, aber gerade das sind ja auch die Vorbedingungen für Versuche, um wissenschaftlich verwertbar zu sein. Namentlich in Deutschland haben Rimpau und nach ihm v. Proskowetz, v. Rümker, Fruwirth und viele andre in dieser Richtung Ausgezeichnetes geleistet. Ihre Erfahrungen und Zusammenstellungen bilden eine Grundlage, auf der man das Wesen der Züchtung fast in allen Einzelheiten und bis an die äußersten Grenzen des Erreichbaren zuverlässig beurteilen und verfolgen kann. Die Theorie der natürlichen Züchtung fußt auf die künstliche. Was diese vermag, darf man von jener erwarten. Aber auch nicht mehr! Zuckerrübe und Getreide bilden die Muster, ihre Kultur erreicht jetzt einen Grad von Vollkommenheit, der die aller andern Feldfrüchte weit übertrifft und uns gestattet, unsre Studien auf diese beiden Hauptprodukte zu beschränken.

Die gärtnerische Praxis hat in den letzten Jahrzehnten gleich große Fortschritte gemacht, aber in andrer Richtung. Hier ist es die künstliche Bastardierung, die die zahllosen neuen Formen hervorgerufen hat. Kaum ist aus fernen Ländern eine neue Sorte eingeführt worden oder durch sogenannten Zufall in irgend einer Gärtnerei unerwartet aufgetreten, sofort ergreift der Gärtner die Neuheit, kreuzt sie mit den vorhandenen Typen derselben Art oder Gattung und bildet so im Lauf einiger Jahre aus der einen eine ganze Reihe von wertvollen Neuheiten. Aber so wichtig die auf diesem Gebiete gemachten Erfahrungen auch in andrer Hinsicht für die Wissenschaft sind, so bieten sie doch für die Theorie über die Entstehung der Arten nur untergeordnete Anhaltspunkte. Denn in mancher Gattung mag der Formenreichtum in der freien Natur durch Kreuzung etwas vergrößert worden sein, für die Hauptlinien des Entwicklungsvorganges hat diese offenbar keine Bedeutung.

Man würde erwarten, daß die Abstammungslehre, seitdem sie allgemein anerkannt wurde und in den beschreibenden und vergleichenden Wissenschaften eine so hervorragende Stellung eingenommen hat, auch zu zahlreichen experimentellen Forschungen über die Entstehung neuer Formen den Anstoß gegeben haben würde. Aber bis auf die allerjüngste Zeit ist solches nur ausnahmsweise der Fall gewesen. Es war namentlich Fritz Müller, der berühmte Verfasser der Broschüre „Für Darwin“, der in den ersten Jahren nach der Veröffentlichung von Darwins Theorie in jeder denkbaren Weise diese zu stützen versuchte. Er wählte den Mais als Versuchsobjekt und stellte Züchtungsversuche an, in denen er im Laufe einiger Generationen die Anzahl der Reihen von Körnern auf den Kolben allmählich vergrößerte. Seine genauen zahlenmäßigen Ermittlungen setzen uns in den Stand, die Wirkung der künstlichen Auslese eingehend zu studieren und für die Theorie der Naturzüchtung zu verwerten. Solche Versuche sind aber bis jetzt noch sehr wenig zahlreich und lassen sich vorläufig am besten an die Bestrebungen der oben genannten hervorragenden Landwirte anschließen.

Wir bekommen somit zwei durchaus verschiedene Gruppen von Thatsachen für die Beurteilung der Theorie. Einerseits die landwirtschaftlichen Erfahrungen, andrerseits die Angaben aus der gärtnerischen Praxis über das zufällige Auf-

Digitized by Google

treten neuer Formen in den Kulturen. Dabei sehen wir völlig von den Bastardierungen ab. Die neuen Sorten in der Landwirtschaft pflegt man Rassen zu nennen, oder vollständiger und weniger zweideutig Zuchtrassen, und wenn sie in sehr hohem Grade verbessert wurden, Hochzuchten. Die Neuheiten des Gartenbaues nennt man dagegen gewöhnlich Varietäten. Für die Anhänger der Allmacht der Naturzüchtung bilden die Zuchtrassen das Muster für die Entstehung der Arten, für die Anhänger der Ohnmachtslehre sind die Varietäten beginnende Arten. Daß Arten wenigstens in vielen Fällen entstehen wie die Gartenvarietäten, wurde von Darwin wiederholt ausgesprochen.

Der Unterschied zwischen den beiden Theorien ist in diesen Vorbildern klar ausgesprochen. Die Zuchtrassen sind das Produkt der künstlichen Züchtung; diese kann überall und zu jeder Zeit eingreifen, denn die dazu erforderlichen Abweichungen sind keine andern, als sie die ganz gewöhnliche, überall und stets vorhandene Variabilität darbietet. Es ist nur erforderlich, daß der Landwirt die Richtung bestimme, in der er auslesen will, und daß er in dieser Richtung unausgesetzt durch eine Reihe von Jahren weiter arbeite. Dagegen hängt das Auftreten von Gartenvarietäten völlig von dem Zufall ab. Ueber seine Ursachen weiß man so gut wie gar nichts, und in der Praxis erkennt man die Neuheit erst, wenn sie fertig dasteht. Uebergänge giebt es dabei in der Regel nicht, und wenn es welche giebt, so deuten sie doch den Weg nicht an, wie die Neuheit entstanden ist, denn sie pflegen dieser nicht voranzugehen. Vollendet in ihrer Form steht die neue Varietät mit einem Male da. Man braucht sie nur zu isolieren und auf vegetativem Wege oder durch Samen zu vermehren. Im letzteren Falle hat man sie häufig von den schädlichen Einflüssen zufälliger Kreuzungen zu reinigen, aber darauf sind denn auch die Sorgen des Gärtners beschränkt.

Unsre Frage spitzt sich nun folgendermaßen zu. Entstehen die Arten langsam, in der Weise der landwirtschaftlichen Zuchtrassen, oder plötzlich, nach Art der Gartenvarietäten? Im ersteren Falle züchtet die natürliche Auslese und ist das wirksame Agens in der Evolution, im letzteren sichtet sie nur, was bereits vorhanden ist. Wir wollen also zuerst die Erfahrungen der Landwirte und dann die der Gärtner von diesem Gesichtspunkte aus des näheren betrachten.

Voran stehen die Zuckerrüben. Seit einem halben Jahrhundert bilden sie den Gegenstand unausgesetzter Zuchtwahl. Diese hat überall denselben Hauptzweck, die Erhöhung des Zuckergehaltes. Die Zuckerrübe ist eine zweijährige Pflanze, und es sind also etwa 25 Generationen, auf die sich die Selektion erstreckt. Der mittlere Gehalt der Rüben, der anfänglich etwa 7 bis 8 % betrug, erreicht jetzt ganz allgemein den doppelten Wert, und jeder weiß, wie gewaltig die Bedeutung ist, die diese Thatsache für die Rübenzuckerfabrikation sowohl in Deutschland als auch in verschiedenen andern Ländern Europas hat.

Im Laufe eines halben Jahrhunderts ändern sich selbstverständlich die Methoden. Der französische Züchter Vilmorin, der zuerst auf den Gedanken kam, die damals nur bei den Tierzüchtern übliche Methode der Zuchtwahl auf Pflanzen, im besonderen auf die Rüben anzuwenden, mußte sich noch recht grober

Digitized by Google

Mittel bedienen. Er bestimmte auf analytisch-chemischem Wege mit vieler Arbeit den Prozentgehalt an Zucker von verhältnismäßig wenig Rüben, mußte aber jedesmal die Rübe ganz der Analyse opfern. Daneben ermittelte er das spezifische Gewicht durch Eintauchen in Salzlösungen und wählte die schwersten Rüben aus, um sie als Samenträger zu pflanzen. Später lernte er die chemische Analyse auf die untere Spitze der Wurzel beschränken und konnte demzufolge die analysierten Rüben selbst auspflanzen. Erst viel später wurde die Methode entdeckt, Zucker in Lösungen durch Anwendung des polarisierten Lichtes zu bestimmen, und erst im Jahre 1874 hat man, namentlich in Deutschland, angefangen, dieses Verfahren auf die Auslese der zuckerreichsten Rüben anzuwenden. Von diesem Augenblicke an beginnt der eigentliche rasche Fortschritt. Es bedurfte einer immer geringeren Zeit, den Wert einer einzelnen Rübe zu bestimmen, und jetzt hat man es sogar so weit gebracht, daß auf einzelnen Fabriken jährlich mehrere hunderttausend Rüben auf ihren Zuckergehalt geprüft werden. Aus diesen wählt man dann wenige Tausende mit dem höchsten Gehalt als Samenträger aus. Erwägt man dabei, daß nur nach Form, Größe und Gewicht bereits ausgelesene Rüben analysiert werden, so dehnt sich die Zuchtwahl auf manchen Fabriken jährlich auf mehr als eine Million Individuen aus.

Der technische Prozeß hat einen wundervollen Grad von Vollkommenheit erreicht, und die Leistungen für die Praxis entsprechen diesen Anstrengungen im höchsten Grade. Man darf behaupten, daß die Zuckerfabrikation in Europa wesentlich auf dem Selektionsprozesse beruht und ohne diesen nie die Konkurrenz des Zuckerrohrs hätte überwinden können. Wir aber fragen, was uns dieser ganze Fortschritt für die Theorie von der Entstehung der Arten lehren kann.

Und von dieser Seite betrachtet verhält sich die Sache ganz anders. Denn was bedeutet eine Verdoppelung des Zuckergehaltes gegenüber den Unterschieden, die wir zwischen wild wachsenden Arten zu beobachten pflegen? Offenbar handelt es sich um Größen, die kaum miteinander verglichen werden können. Was würde eine Verdoppelung der Blattfläche, eine entsprechende Vergrößerung der Blüten, eine Vertiefung der Blütenfarbe oder eine Verstärkung der Behaarung für systematischen Wert haben? Die Unterschiede zwischen den Arten sind offenbar andrer Natur. Auch ist nicht zu erwarten, daß der Zuckergehalt der Rüben noch viel höher werden wird, als er jetzt schon ist. Um das Mittelmaß auf 14—15 % zu erhalten, muß man als Samenträger Rüben mit etwa 20 % auswählen. Diese bestehen aber bereits zu $^1/_5$ aus Zucker, und sehr viel dichter kann die Lösung im Zellsaft kaum werden, wenn es überhaupt noch Raum für die Lebensprozesse geben soll. Andrerseits wurde der jetzige hohe Gehalt nicht durch einen gleichmäßigen Fortschritt erreicht, sondern in den ersten Jahren der Zuchtwahl schritt der Zuckergehalt, trotz der noch rohen Methode, rasch voran, und gegenwärtig bringen nicht die Auslese selbst, sondern die von Zeit zu Zeit eingeführten Verbesserungen in der Praxis der Auslese den weiteren, sehr langsamen Fortschritt. Es ist völlig klar, daß die Zuchtwahl hier die Größe eines einfachen Artenunterschiedes nie erreichen wird.

Digitized by Google

Viel wichtiger ist aber die Frage nach der Konstanz. Keinem Rübenbauer wird es einfallen, Zuckerrübensamen auszusäen, deren Wert nicht durch vieljährige Auslese erhöht und durch die Polarisation als zuverlässig nachgewiesen wäre. Jeder weiß, daß bei Vernachlässigung dieser Vorschrift die Ernte rasch zurückgehen würde. Mit andern Worten, der hohe Wert der jetzigen Rüben ist nicht etwas Festes und Beständiges, sondern ganz im Gegenteil eine Größe, die unmittelbar von der alljährlichen Selektion abhängig bleibt. Ohne diese ist das einmal Erreichte nicht zu behalten, überall und immer droht der Rückschritt. Hier liegt wohl der wesentliche Gegensatz zu den Artunterschieden. Denn diese sind völlig konstant; es liegt gar keine Gefahr vor, daß eine Spezies, wenn man sie dem Einflusse ihrer natürlichen Lebenslage entzieht, sich dadurch in eine andre verwandeln würde. Gerade im Gegenteil ist jeder überzeugt, daß, wenn in seltenen Fällen beim Versetzen einer Pflanze aus dem Freien, etwa aus einem Gebirgslande in einen Garten sich bis dahin nicht beobachtete Veränderungen zeigen, nur unsre Kenntnis eine mangelhafte war und nicht den ganzen Formenkreis der Art umfaßte, daß aber wirklich Neues dabei nicht entsteht.

Die Kulturgeschichte der Zuckerrüben bildet in vielen Hinsichten einen der wichtigsten Abschnitte sowohl in der Praxis als in der Wissenschaft. Aber sie lehrt auf das bestimmteste, daß große Fortschritte durch die Auslese zwar erreicht, aber nicht von der Fortdauer dieser Auslese unabhängig gemacht werden können. Seit 25 Generationen von Rüben sind die Polarisationslaboratorien noch gar nicht überflüssig geworden, und offenbar werden sie es auch wohl nie werden, solange überhaupt aus Rüben Zucker fabriziert werden wird. Eine neue Art mit konstant hohem Zuckergehalt darzustellen, liegt weit außerhalb ihrer Ziele.

Genau dasselbe lehrt uns die Getreidezüchtung. Weder an Bedeutung für die landwirtschaftliche Praxis, noch in der gründlichen, durchaus wissenschaftlichen Ausbildung ihrer Methode steht sie hinter dem Rübenbau zurück. Rimpaus Schlanstedter Roggen bildet das klassische Beispiel, sowohl als Verfahren wie als Erfolg. Durch stete Auswahl der größten Aehren mit den schwersten Körnern gelang es ihm im Laufe von etwa 20 Jahren, den ursprünglichen Landroggen seiner Heimat Sachsen derart zu verbessern, daß nicht nur Aehren und Körner fast doppelt so groß sind wie früher, sondern daß auch der Ertrag pro Hektar derart zunahm, daß die Sorte sich allmählich über einen großen Teil Norddeutschlands und auch im Norden von Frankreich verbreitete. Aber trotz dieser außerordentlich hohen Bedeutung sind die erreichten Unterschiede weder von der Natur der Artmerkmale, noch von der Auslese unabhängig geworden. Nur Originalsamen gewährt eine gute Ernte, höchstens darf dieser an Ort und Stelle durch eine Generation vermehrt werden, um die Kosten des Saatgutes nicht zu schwer auf den Ertrag drücken zu lassen. Aber auf die Dauer geht auch diese Rasse verloren, sobald die Auslese vernachlässigt wird.

Es würde mich viel zu weit führen, hier weitere Beispiele vorzubringen;

Digitized by Google

auch habe ich das für die Descendenzlehre Wichtigste in meinem Werke über die **Mutationstheorie** zusammengestellt. Aber alle Erfahrungen leiten zu dem nämlichen Schlusse, daß, was durch Auslese erreicht wird, von dieser nie unabhängig zu machen ist.

Wir folgern somit, daß zwischen der künstlichen Auslese in der landwirtschaftlichen Praxis und der Entstehung der Arten in der freien Natur im Grunde keine Uebereinstimmung vorhanden ist.

Vergleichen wir jetzt die Artbildung mit dem Auftreten neuer Varietäten im Gartenbau. Hier ist die allgemeine Erfahrung die, daß dieser Vorgang ohne die Mitwirkung der Menschen zu stande kommt. Oder richtiger gesagt, der Mensch kann nur durch bessere Kultur und namentlich durch immer größere Aussaaten die Aussicht auf etwas Neues erhöhen, aber ob eine Neuheit auftreten wird, und wie dann ihre Eigenschaften sein werden, das bleibt ganz dem Zufall überlassen. Ist aber einmal eine Varietät in dieser Weise aufgetreten, so zeigt sie sich sofort als samenbeständig, man braucht sie nur von ihren Verwandten zu isolieren und durch einige Generationen zu vermehren, um das erforderliche Quantum zu erhalten und sie in den Handel zu bringen. Einmal verkauft, kann sie in den Besitz eines jeden geraten und, falls sie dem herrschenden Geschmacke entspricht, bald einen hervorragenden Platz in den Gärten eines großen Teiles der Welt einnehmen. Dabei verändert sie sich aber nicht; sie kehrt nicht oder nur in höchst seltenen Ausnahmefällen oder andrerseits bei zu freier Kreuzung zu der ursprünglichen Mutterform zurück, wird aber auch nicht besser, als sie zu Anfang war.

Leider fehlen die historischen Nachrichten über das erste Auftreten in den meisten Fällen. Doch reichen die vorhandenen völlig aus, um den Beweis des Gesagten ausführlich zu liefern. Erdbeeren ohne Ausläufer wurden von P. P. A. **de Vilmorin** vor etwa einem Jahrhundert in einer gewöhnlichen Erdbeerenkultur gefunden. Der Blumenkohl und der Kohlrabi sind als Monstrositäten des gewöhnlichen Kohles entstanden. **Chelidonium majus laciniatum**, die geschlitztblättrige Form des Schöllkrautes, entstand aus diesem um das Jahr 1590 in einem Garten zu Heidelberg. **Cyklamen**sorten mit weit abstehenden oder mit geschlitzten Blumenblättern entstanden in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf einigen Gärtnereien Englands und Frankreichs plötzlich, und um das Jahr 1890 bildete diese beliebte Gartenpflanze eine neue Varietät mit zierlichen Kämmen auf den Blumenblättern. Die Blutbuche entstand an drei verschiedenen Stellen aus der gewöhnlichen Buche, zuerst bei Buch am Irchel im Kanton Zürich, wo sie bereits im 17. Jahrhundert bekannt war, später im Thüringer Wald und in Südtirol. Hohe unverzweigte Fichtenstämme, die sonderbarste Form eines Baumes, die man sich denken kann, sind zu wiederholten Malen, nach **Schröters** schönen Darstellungen, in Oesterreich und in Italien aufgetreten.

Ich verzichte auf die Anführung weiterer Beispiele; es sind immer neue Variationen desselben Themas. Aber das Thema ist sehr wichtig, denn es

Digitized by Google

lehrt uns, daß die Gartenvarietäten und die wilden Arten durchaus analoge Gebilde sind. Scharf von der Mutterform geschieden, mit dieser durch Zwischenstufen meist nicht, in andern Fällen aber nur scheinbar verbunden, sind sie von der Hilfe der Menschen völlig unabhängig. Sie sind nicht durch Auslese entstanden und bedürfen dieser zu ihrer Existenz auch nicht. Sie sind selbständige konstante Bildungen wie die echten Arten.

Sind die Unterschiede zwischen den Varietäten von derselben Natur wie die Artmerkmale, so bleibt noch die Frage zu beantworten, ob sie auch dieselbe Größe erreichen können. Die Antwort lautet ja oder nein, je nachdem man nächst verwandte oder entferntere Arten vergleicht. Aber für die Theorie handelt es sich offenbar nur um nächstverwandte Formen. Denn ist die Erklärung für diese erst bewiesen, so folgt alles übrige von selbst.

Es bleibt schließlich noch ein Punkt zu berühren, aber der Raum gestattet nicht, darauf tiefer einzugehen. Vielfach wird angenommen, daß Varietäten sich gerade darin von Arten unterscheiden, daß sie nicht konstant sind, sondern von Zeit zu Zeit, durch sogenannten Atavismus, in die Mutterart zurückschlagen. Und thatsächlich kann man solche Rückschläge jedes Jahr auch auf den besten Gärtnereien oder an den von diesen bezogenen Samen beobachten. Aber hier liegt eine Täuschung vor. Auf den Gärtnereien stehen die verwandten Formen aus technischen Rücksichten in der Regel dicht nebeneinander, und Kreuzungen können somit vielfach stattfinden. Die Bastarde aber gleichen sehr häufig der Mutterform oder geben doch in ihren Kindern Individuen, die zu dieser Form zurückkehren. Und die Erfahrung lehrt, daß abgesehen von sehr seltenen Fällen des echten Atavismus aller sogenannte Rückschlag auf solche Kreuzungen zurückzuführen ist. Die Konstanz der Varietäten wird dadurch also wohl für die Praxis, nicht aber in ihrer theoretischen Bedeutung beeinträchtigt.

Gartenvarietäten sind also den wilden Arten durchaus analog, landwirtschaftliche Zuchtrassen aber verhalten sich ganz anders. Die Annahme, daß die Entstehung der Arten dem Auftreten jener Varietäten entspreche, erscheint daher als völlig berechtigt, während es ganz klar ist, daß ein der künstlichen Züchtung analoger Vorgang zu diesem Ziele nicht führen kann.

Es bleibt somit nur die Vorstellung der stoßweisen Aenderung übrig. Allerdings sind die Stöße oder Sprünge ganz klein, aber sie sind den kleinsten Unterschieden, die uns die Systematik zwischen nächstverwandten Arten kennen lehrt, gleichwertig. Jeder Sprung bildet im Evolutionsprozeß eine Einheit, eine Stufe auf der Leiter, auf der die Organisation allmählich aufwärts schreitet. Einen solchen kleinen Sprung kann man eine Mutation nennen im Gegensatze zu den Variationen, die die Ausgangspunkte für die veredelten Zuchtrassen bilden. Allerdings sagte Linné: Die Natur macht keine Sprünge; das heißt aber nur, daß man die Sprünge, die sie thatsächlich macht, damals noch nicht kannte.



Digitized by Google

Einiges über Virchow.

Von

Karl Blind.

I.

So hoch ehrend die Nachrufe an Virchow gewesen sind, so konnte doch im Rahmen von Tagesblättern und Zeitschriften seine umfassende wissenschaftliche und politische Thätigkeit unmöglich nach Gebühr geschildert werden. Dazu wird es eines besonderen Werkes bedürfen.

Wenn ich heute einige persönliche Erinnerungen mitteile, so geschieht es lediglich, weil es möglicherweise von Nutzen sein könnte, ein paar Züge festzustellen, die geeignet sind, zu seinem Gesamtbilde einen Beitrag zu liefern. Dies vermag ich nur zu thun, indem ich an Erlebtes und an den etwa über dreißig Jahre mit dem hervorragenden Gelehrten und Fortschrittskämpfer ab und zu geführten Briefwechsel anknüpfe.

Erst spät ist mir bekannt geworden, daß Virchow in den Jahren der deutschen Revolution die Losung: „Wohlstand, Bildung und Freiheit für alle!" wörtlich zu der seinigen gemacht hatte. Er that es, nachdem wir im September 1848 — infolge des schmachvollen, die Sache Schleswig-Holsteins preisgebenden Waffenstillstandes von Malmö — in Baden den zweiten Freischarenzug unternommen hatten. Der Standrechtskugel mit Mühe entgangen, da die nichtmilitärischen Beisitzer des Kriegsgerichtes einen Formfehler bei Erlaß des Standrechtsgesetzes geltend machten, hatten Gustav Struve und ich eine entsetzliche, nach heutigen Begriffen in ihren schreckhaften Einzelheiten kaum glaubliche Kerkerhaft in den Rastatter Kasematten zu erdulden, bis ein neuer, siegreicher Aufstand von Volk und Heer im Mai 1849 uns die Befreiung brachte.

Man hätte denken sollen, die demokratische Losung, die allen unsern Aufrufen bei Beginn der gewaffneten Erhebung vorangesetzt war, würde nach dem mittlerweile in Berlin vollzogenen Staatsstreiche vom November 1848 kaum anderwärts wieder aufgenommen werden. Virchow aber, der als Arzt das Elend der Armen kennen gelernt hatte — die, nach Sallets Wort, „da unten wimmeln ohne Brot und Recht" — Virchow scheute sich nicht, unsern Wahlspruch zu dem seinigen zu machen. Die von ihm aus jener Zeit vorliegenden Aeußerungen über die Besserung des Loses der arbeitenden Stände und über Regierungsformen sind denn auch deutlich und scharf genug.

Es sei hier nur eines seiner Aussprüche erwähnt:

„Wenn der Staat es zuläßt, daß durch irgendwelche Vorgänge, sei es des Himmels, sei es des täglichen Lebens, Bürger in die Lage gebracht werden, verhungern zu müssen, so hört er rechtlich auf, Staat zu sein; er legalisiert den Diebstahl (die Selbsthilfe) und beraubt sich jedes sitlichen Grundes, die Sicher-

Digitized by Google

heit der Personen oder des Eigentums zu wahren. Dasselbe ist der Fall, wenn er zuläßt, daß ein Bürger gezwungen wird, in einer Lage zu beharren, bei der seine Gesundheit nicht bestehen kann."

Virchows Gegner haben ihm später oft den Vorwurf eines Mangels an Vaterlandsliebe zu machen gesucht. Zu einer Zeit, wo die deutschen Fürstenhöfe den „verlassenen Bruderstamm" im Norden unter dem Fremdjoche schmachten ließen, unter das sie ihn zurückgebeugt hatten, trat aber Virchow für das Recht des schleswig-holsteinschen Volkes mannhaft ein. Erst nach einiger Zeit erfuhr ich, was er in einer seiner betreffenden Reden über unsre Thätigkeit in England in dieser Sache geäußert hatte. In den mir zugekommenen deutschen Zeitungen hatte ich die anscheinend darin ausgelassene Stelle nicht gefunden. Erst durch Zusendung der Berliner „Volks-Zeitung" wurde sie mir bekannt.

In London war das Protokoll unterzeichnet worden, das Schleswig-Holstein wieder förmlich an Dänemark auslieferte. Von London aus wurde, durch einen kleinen Kreis deutscher demokratischer Verbannten unterstützt, eine Propaganda für das Recht Schleswig-Holsteins auf Lostrennung von Dänemark und Vereinigung mit dem Vaterlande durch englische und deutsche Flugschriften, durch Zuschriften an die englische, französische, italienische und amerikanische Presse jahrelang durchgeführt. An alle Kabinetts- und Parlamentsmitglieder in London, an alle Gesandten und Konsuln, an sämtliche Hauptblätter und politisch oder schriftstellerisch hervorragende Männer Englands wurden die Flugschriften übermittelt. Bei der Gefahr, die vorhanden war, daß England im Kriegsfalle auf die Seite Dänemarks mit seiner Flotte treten würde, handelte es sich darum, die öffentliche Meinung unausgesetzt zu beeinflussen und zu teilen. Gestand doch Gladstone noch viele Jahre nach 1864, daß im Kabinettsrat die Frage eines Schutz- und Trutzbündnisses mit Dänemark erwogen worden war.

Alle jene englischen und deutschen Flugschriften und eine große Zahl von Briefen an die Presse verschiedener Länder stammten aus der Feder des Verfassers dieses Aufsatzes. Darüber sagte Virchow im Berliner Abgeordnetenhause unter Namensnennung: „Ein einziger deutscher Flüchtling hat für Schleswig-Holstein mehr gethan als unsre ganze Diplomatie."

Als ich dies las, dachte ich an jene unglücklichen sieben Musikanten aus dem Schwarzwalde, die 1848 bei unserm zweistündigen Kampfe in Staufen das Schleswig-Holstein-Lied gespielt, am Tage nachher aus dem Hause, in dem sie sich versteckt hatten, hervorgezogen und kurzerhand erschossen worden waren. Und ich hatte einen Eindruck, als sei Virchow, der nachher unsre damalige Aufstandslosung: „Wohlstand, Bildung und Freiheit für alle!" zur seinigen machte, durch jene Rede im Abgeordnetenhause mir, der ich ihn zu jener Zeit nicht persönlich gekannt hatte, plötzlich wie ein Freund nahe getreten.

Vielleicht darf ich hier noch anführen, daß vor dem Kriege von 1863 bis 1864 die Vermittelung der von zwei Führern der schleswigschen Ständeversammlung vertraulich an das Auswärtige Amt in London gerichteten Denkschriften durch mich erfolgte. Es waren die Herren Hansen und Thomsen-Oldenswort,

Digitized by Google

die sie verfaßten. Da sie bei den damaligen Zuständen in den Herzogtümern die Unterzeichnung nicht wagen konnten, bezeugte ich dem Minister des Auswärtigen, Lord John Russell, die Echtheit der Schriftstücke.

Als mitten im Kriege wiederum in London eine diplomatische Zusammenkunft stattfand, die die Gefahr einer abermaligen Unterordnung Schleswig-Holsteins unter die dänische Krone in sich schloß, richteten wir scharfe Aufrufe an die deutschen Heere, und noch insbesondere an die polnischen und ungarischen Regimenter. Die Uebersetzung ins Magyarische ließ ich durch General Klapka, die ins Polnische durch einen polnischen Freund besorgen.

Es vergingen noch Jahre, ehe ich durch Briefwechsel in nähere Berührung mit Virchow kam. Dies geschah nach dem Kriege von 1870, wo er auf den Schlachtfeldern in Frankreich, zusammen mit seinen Söhnen, seine Vaterlandsliebe, seinen Mut, seine Aufopferungsfähigkeit bewährte.

Nur kurz sei erwähnt, daß die öftere Zusendung seiner auf Stammesfragen, Altertumskunde u. s. w. bezüglichen Schriften — über Augen-, Haar- und Hautfarbe in Deutschland; über die Weddas von Ceylon; über alt-trojanische Gräber und Schädel; über ägyptische Königsmumien und manches andre — mir stets eine hocherfreuliche Gabe war. Im Briefwechsel stand ich mit ihm auch, bei seinem bevorstehenden Besuche des Kaukasus, über die dem germanischen Stamme anscheinend verwandten Osseten; ebenso über Gothen und Skythen.

Bald wurde der Verkehr noch gestärkt durch die gemeinschaftliche lebhafte Teilnahme an Schliemanns Entdeckungen, bei denen Virchow mit thätig war, und in dessen „Troja-Werk“ Beiträge von mir über Virchows betreffende Gräber- und Schädelforschungen wie auch über die Verwandtschaft der trojanischen Thraker mit den Deutschen und den Skandinaven abgedruckt sind.

II.

Bei einem wissenschaftlich so hochstehenden Manne empfand ich ein eigentümliches Gefühl, als er mir in einem seiner Briefe schrieb: „Sie erhalten dieser Tage eine etwas ausführliche Besprechung der Vorgeschichte Aegyptens. Jedenfalls bitte ich meine Zusendungen nicht so aufzufassen, als verlangte ich von Ihnen eine Berücksichtigung oder gar Bearbeitung derselben. Bei dem weiten Horizonte Ihrer wissenschaftlichen Interessen wünschte ich nur Ihnen auszudrücken, wie sehr mir daran liegt, Ihnen persönlich diese Versuche vorzulegen.“

Durch Freund Schliemann wurden mir, wenn er nach London kam, gelegentlich Grüße von Virchow gesandt.

„Ich weiß, Sie sollten einst erschossen werden. Virchow hat es mir gesagt. Er läßt Sie vielmals grüßen!“

Mit diesen ganz unvermittelt, in seiner echt herzlichen Weise gesprochenen Worten trat der Trojaforscher eines Tages bei uns ein. Er war in den Revolutionsjahren nicht in Deutschland gewesen. Die Ereignisse jener Zeit waren ihm wenig bekannt. Virchow, der ihrer nicht vergaß, hielt es wohl für angezeigt, den gemeinschaftlichen Freund Schliemann näher darüber zu unterrichten, zumal

Digitized by Google

da dieser, seiner inneren Gesinnung nach, wie er sie mir persönlich kundgab, entschieden zur Volkssache hielt. Aus Amerika in London angelangt, um von da nach Berlin zu reisen, wo Kaiser Wilhelm I. von ihm mündlichen Vortrag über die Festungsbauten in Tiryns zu erhalten wünschte, sagte mir Schliemann, indem er mir die ihm gewordene Einladung mitteilte: „Sie wissen, ich bin ja gar nicht monarchisch gesinnt!“ Er erwähnte stets gern, auch auf seinen ersten Schriften, seine Eigenschaft als Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika.

Virchows kraftvolles Eintreten für Verfassungsrecht gegen budgetlose Regierung und seine spätere Thätigkeit im Kulturkampf gegen Römlingstum wurde von allen freigesinnten Deutschen in England mit warmer Teilnahme verfolgt. Ein aus edelmütiger Sorge um das Volkswohl hervorgegangener Irrtum war es, daß er zu einer Zeit, wo ein Feind an der Grenze lauerte, die Abrüstung für möglich erachtete. In den Jahren, die 1870 vorhergingen, habe ich in der deutschen, englischen und amerikanischen Presse die Nähe dieser Angriffsgefahr oft genug betont und, trotz 1866, zum Zusammenhalten aller Deutschen, einschließlich unsrer ausgestoßenen Brüder in Oesterreich, aufgefordert, nicht minder auch die Schaffung einer starken deutschen Flotte befürwortet. Zwischen zwei zur See stark gerüstete, mögliche Feinde in West und Ost gestellt und in Anbetracht der leider in England herrschenden Stimmung, bedarf Deutschland wahrlich eines entsprechenden Geschwaders, wenn es nicht seine Zukunft leichtweg aufs Spiel setzen will.

Virchow selbst, der doch in Rußland in wissenschaftlicher Beziehung wertvolle Anknüpfungen besaß, war sich der von Osten her drohenden Gefahr für Europa sehr bewußt. In einem Briefe an ihn hatte ich 1876, im Hinblick auf die serbischen Vorgänge, den russisch-türkischen Krieg vorausgesagt und Konstantinopel als das stete Eroberungsziel bezeichnet. In seiner Antwort äußerte er:

„Ihre Bemerkung wegen des Orients ist gewiß sehr richtig. Niemand kann es schmerzlicher empfinden als ich, daß unser Volk und selbst unser Reichstag der Tragödie, die die Russen aufführen, stillschweigend zusieht. Aber ich bin nicht im Reichstage, und ich habe seit 1866 keine auswärtige Frage mehr im politischen Sinne behandelt. Meine Arbeitskraft ist so sehr für andre Zwecke in Anspruch genommen, und die Aufgabe, gegen den Reichskanzler auswärtige Politik zu machen, erfordert so große Anstrengungen, daß ich mich nicht mehr für befähigt erachte, dieses Feld zu beackern. Einzelne Anstöße versuche ich zu geben, aber zu einer zusammenhängenden Aktion — und um diese würde es sich handeln — fühle ich mich nicht berufen. Und zwar um so weniger, als ich — in Wahrheit ganz mit Unrecht — als ein persönlicher Gegner des Reichskanzlers angesehen werde.“

Als Virchow vor einigen Jahren nach England kam, traf es sich leider einmal so, daß ich von London abwesend war. Ein andres Mal, wo er vor einer Versammlung von Aerzten und Naturforschern einen Vortrag in London hielt, war er so freundlich, mir schon von Berlin aus Zulaßkarten zu schicken, nachher auch den zum Voraus veranstalteten Abdruck seiner Vorlesung in eng-

Digitized by Google

lischer Sprache. Bei dieser und einer folgenden Gelegenheit ergab sich eine vertrauliche Begegnung.

Gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit mir und meiner Frau betrachtete er, zu unsrer Erheiterung, nach seiner wissenschaftlichen Art sofort den Kopf des vor ihm Stehenden, den er bisher nicht persönlich gesehen, und rief dann aus: „Ein solcher Schädel kann viel aushalten!“ Er gedachte der Kerkererlebnisse und sonstiger Dinge aus der Sturm- und Drangzeit von 1848/49 und bewies somit auch diesmal, wie schon früher durch die von Schliemann berichtete Mitteilung, daß er jene große Erhebung stets in voller und treuer Erinnerung behielt.

Bei seinem damaligen Aufenthalte in London war Virchow die Einladung geworden, in Cambridge die übliche Gedächtnisrede an Harvey zu halten, dem die Entdeckung des Kreislaufes des Blutes gewöhnlich zugeschrieben wird. Bei dem Empfangsabend, den der hervorragende, ausgezeichnete deutsche Arzt Dr. Felix Semon zu Ehren Virchows veranstaltet hatte, benutzte ich die Gelegenheit zu einem Gespräche mit Virchow über Harveys Vorgänger.

Die Wahrheit zu sagen, hat der verdienstvolle englische Forscher den Kreislauf des Blutes nicht entdeckt, sondern vielmehr nur die umfassendere Begründung geliefert — ebenso wie Darwin für die Entwicklungslehre, die vor ihm da war. Schon J. F. K. Hecker, Professor der Geschichte der Arzneikunde in Berlin, hat vor siebzig Jahren in seiner Schrift: „Die Lehre vom Kreislauf vor Harvey“ schlagende Beweise gegeben.

Als Harvey in Padua studierte, wurde diese Lehre in Italien von verstockten Theologen bekämpft. Calvin hat den Kreislauf des Blutes gekannt und geschildert. In Lionardo da Vinci's neuerdings veröffentlichten Handschriften habe ich eine Stelle darüber gefunden und sogar die wörtliche Bezeichnung: „Kreislauf des Blutes“. In der Berliner „Gegenwart“ machte ich vor Jahren darauf aufmerksam. Die gesamte einschlägige Litteratur in deutscher, französischer, italienischer und lateinischer Sprache habe ich gelesen, und ein Zweifel an der Sache selbst erscheint mir durchaus unhaltbar.

In fast halbstündigem Gespräche äußerte sich Virchow jedoch im gegenteiligen Sinne, und zwar mit großer Lebhaftigkeit, indem er darauf hinwies, was Gegner von ihm über Vorgänger in Sachen der Zellenlehre gesagt hatten. Ohne Zweifel hatte er dabei die Hinweise auf Schleidens und Schwanns Arbeiten im Sinn. Sein eignes Verdienst bleibt darum nicht minder groß. Er hat Irrtümer von Vorgängern berichtigt und seine eigne Lehre: „Omnis cellula e cellula“ aufs Unwiderleglichste begründet. Allein so hoch Virchow als Forscher steht, die erwähnte geschichtliche Thatsache bezüglich Harveys läßt sich nicht aus der Welt schaffen.

Ich weiß aus Erfahrung, daß man in England lange nicht von Vorläufern Harveys hat hören wollen, zumal da er selbst nicht dessen erwähnt, was er in Italien als Student gehört haben muß. In den letzten Jahren jedoch ist endlich bei neueren Gedächtnisreden in Cambridge dieser Vorgänger erwähnt worden, wenn auch bloß mit wenigen Worten.

Digitized by Google

Die Beziehungen zu Virchow gehören zu meinen lieben Erinnerungen. Wich auch meine Ansicht hie und da von der seinen ab, in vielen Hauptpunkten trafen wir wieder zusammen. Und stets werde ich der Ueberzeugung leben, daß das deutsche Volk auf ihn als einen seiner Tüchtigsten, Besten und Edelsten stolz zu sein allen Anlaß hat.



Ueber Epilepsie.

Von

Adolf Kußmaul.

XII.

Die Reflexepilepsie und das Bellsche Gesetz.

Die chirurgische Litteratur verfügt über zahlreiche Beobachtungen von Epilepsie, die aus fortgesetzter Reizung peripherischer Nerven hervorgingen und auf operativem Wege durch Beseitigung des örtlichen Reizes geheilt wurden. Die Pathologie nennt Epilepsien dieses Ursprungs Reflexepilepsien. v. Bergmann hat in seinem bereits citierten Werke[1]) eine lehrreiche Reihe einschlagender Fälle zusammengestellt. Sie beginnt mit einer berühmten Erzählung des großen Dieffenbach, die er in seiner operativen Chirurgie[2]) niedergelegt hat.

Ein Mädchen hatte sich die Hand durch Glasscherben verletzt und Narben davongetragen. Sie litt infolge davon an neuralgischen Schmerzen, ferner an krampfhaften Kontraktionen mit Abmagerung und völliger Unbrauchbarkeit der Hand; endlich an epileptischen Anfällen. Dieffenbach schnitt die Narben aus und fand „einen feinen Glassplitter in der Gestalt einer Fischschuppe, der einen Nervenfaden angeschnitten hatte; der Nerv war an dieser Stelle verdickt und verhärtet. Nach der Operation verschwanden die Neuralgie, die Epilepsie, die Kontraktion und die Abmagerung des Gliedes. Die Kranke wurde vollkommen gesund und erhielt die ganze Brauchbarkeit des Gliedes wieder."

Die Epilepsie war in diesem Falle unzweifelhaft aus der fortgesetzten Reizung hervorgegangen, die der feine Nerv der Hand durch den Glassplitter erlitt. Mit der Entfernung des Splitters verschwanden sämtliche Folgen der Reizung, sowohl die örtlichen an der Hand, wie die Epilepsie, die aus der Fortpflanzung der Erregung des peripherischen Nerven auf das Gehirn hervorgegangen war.

Reflexepilepsien, die von Narben ausgehen, worin ein Nerv durch Zerrung oder Einklemmung fortgesetzt gereizt wird, können mitunter noch nach jahrelanger

[1]) S. 390 u. f.
[2]) 1845. Th. 1, S. 852.

Digitized by Google

Dauer durch Ausschneiden der Narbe geheilt werden. Ungemein belehrend ist eine Beobachtung Seeligmüllers, die von Bergmann mitgeteilt wird, wo die Epilepsie eines 34jährigen Mannes, der 1866 einen Streifschuß an der Kuppe des linken kleinen Fingers erlitten und eine Narbe davongetragen hatte, nach dreizehnjährigem Bestande durch Wegschneiden der beiden vordersten Glieder des Fingers dauernd geheilt wurde. Von der empfindlichen Narbe hatte sich ein Kribbelgefühl über die Hand hinaufgezogen und die Anfälle begannen mit schlagenden Bewegungen der Hand. Der Kranke war bereits gedächtnisschwach geworden und untüchtig zu seinem Geschäfte. Die Heilung glückte vollständig, das Gedächtnis und die Arbeitsfähigkeit wurden völlig wiederhergestellt.

Leider führt die Operation nicht in allen Fällen zum erwünschten Ziele. Am ersten in frischen Fällen, so lange noch die Epilepsie nicht selbständig geworden ist und den Charakter der Reflexepilepsie bewahrt hat, wofür die Fortdauer der Empfindlichkeit der Narbe und Aura-Erscheinungen sprechen, die von der Narbe ausgehen.

Um die Mechanik der epileptischen Anfälle, die aus solcher fortgesetzten Reizung peripherischer Nerven hervorgehen, zu begreifen, und warum sie als reflexepileptische bezeichnet werden, ist eine kurze Belehrung über die innere Einrichtung des Nervensystems und seine Reflexvorrichtung nicht zu umgehen.

Den massiven Grundstock des Nervensystems bildet das Gehirn mit dem Rückenmark, die wohlverwahrt in den Knochengehäusen des Schädels und der Wirbelsäule eingeschlossen liegen. Gewissermaßen abgesprengt davon liegen durch den Körper zerstreut kleinere knotige Anhäufungen von Nervensubstanz, Nervenknoten oder Ganglien genannt.

Aus dem Boden des Gehirns und seitlich am Rückenmark treten links und rechts symmetrisch angeordnet Nervenstränge hervor.[1]) Am Rückenmark bilden sie jederseits zwei lange doppelte Reihen, die vorderen und hinteren Nervenwurzeln, die die Wirbelhöhle durch Kanäle zwischen den Wirbelknochen verlassen und sich dann zu den Nervenstämmen vereinigen, die sich in ihrem weiteren Verlaufe zu den Leibesteilen verästeln und zuletzt in feinsten Aestchen als mikroskopische Nervenfäden in die Organgewebe einsenken. — Von den Nerven, die aus dem Boden des Gehirns entspringen, haben einige gleichfalls geteilte Wurzeln, andre entspringen als fertige Nervenstämme. — Die Rückenmarksnerven versorgen den Rumpf, die Gliedmaßen und den Hals, die Gehirnnerven den Kopf. — Die peripherischen Nervenenden zeigen sich sehr verschieden gestaltet, je nach den Organen und Geweben, wo sie eintauchen, als mikroskopische Platten in den Muskeln, als eigentümliche Cylinderchen (Pacinische Körper) in der Haut, und wieder anders in den Sinnesorganen am Kopfe; besonders kunstreich und sehr verwickelt sind die Endausbreitungen der Seh- und

[1]) An jedem Kalbshirn, das der Metzger mit dem obersten Teile des Rückenmarks und den Anfängen der daraus entspringenden Nerven, den Nervenwurzeln, etwas vorsichtig herausschnitte, könnte der Leser sich leicht eine Anschauung von diesen Organen verschaffen, die bei allen Säugetieren und dem Menschen nach dem gleichen Grundplane angelegt sind.

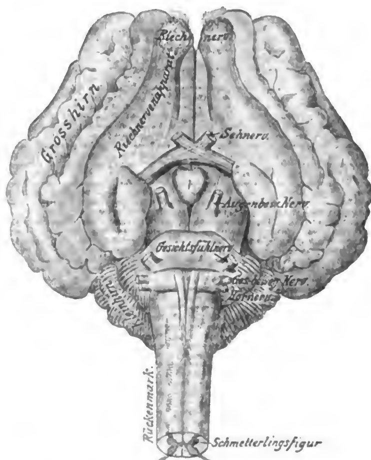
Digitized by Google

Hörnerven gebaut, die Sehhaut (retina), der Augapfel und die Cortischen Organe in der knöchernen Gehörschnecke.

Die durch den Körper zerstreuten Ganglien versorgen mit ihren Nerven hauptsächlich die Eingeweide und Gefäße, doch hängen sie durch Nervenstränge und Fäden auch mit dem Rückenmark und Gehirn zusammen. Man hat dieses große, fast gänzlich außerhalb des Schädels und der Wirbelhöhle gelegene nervöse Flechtwerk das sympathische Nervensystem genannt und von dem cerebrospinalen, dem Gehirn und Rückenmark mit ihren Nerven, unterschieden.

Kalbshirn und Rückenmark von Prof. Edinger entworfen.

Fig. 1.



Das Gehirn und der obere Teil des Rückenmarkes vom Kalbe. — Ansicht der nach unten gerichteten Fläche. — Ganz unten der Querschnitt des Rückenmarkes mit den Ursprungkernen der Bewegungsfasern und den Endkernen der Fühlfasern. „Schmetterlingsfigur". Am Rückenmarke überall austretende Bewegungsfasern. In der Mitte oben die Bahn zum großen Gehirn aus der gekreuzten Rückenmarkshälfte — man sieht die Kreuzung bei X. Rechts und links davon das Kleinhirn. Vor der erwähnten Kreuzung das verlängerte Mark, aus dem die Hirnnerven entspringen. Vor diesem die Gehirnschenkel, aus denen der Augenbewegungsnerv hervorkommt und vor diesem die Sehnerven, die zum Teil kreuzen, ehe sie in das Auge treten. Rechts und links von den Sehnerven die mächtigen Gehirnteile für den beim Kalbe gut ausgebildeten Geruchsapparat und nach außen von diesen der übrige Teil des Großhirnes, soweit er eben von der Unterfläche her sichtbar wird.

Gehirn, Rückenmark und Ganglien sind die Zentralorgane, die Nerven mit ihren Verzweigungen und Enden die peripherischen Glieder des Nervensystems, gewissermaßen die Fühlfäden und Fangarme, die die Centra wie Polypen ausstrecken, um Nachrichten einzuziehen und sich die Dinge anzueignen, die der Organismus zu seiner Erhaltung bedarf.

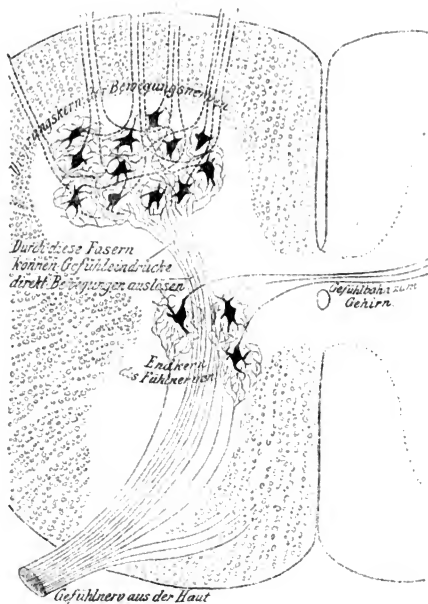
Der physikalische Vorgang der Nervenerregung ist einem Strome vergleichbar, der den Verkehr eines großen Landes vermittelt. Er bewegt sich in den peripherischen Nerven in zwei entgegengesetzten Richtungen, von der Peripherie zu den Zentralorganen, und von diesen zu jener. Die zentripetale Strömung übermittelt die Eindrücke der Nerven den Zentralorganen zur inneren Verarbeitung und Aufspeicherung, die zentrifugale die Aufträge der Zentralorgane den Muskeln. In den Zentralorganen kommen zu den Strömungen, die den peripherischen

Digitized by Google

oder Außenverkehr vermitteln, die für den Innenverkehr der Zentralorgane. Auch diese bewegen sich in Nervensträngen, Reisern und Fäden, nur liegen sie nicht isoliert zu Tage, sondern eingebettet in das Gehirnmark und Rückenmark; auch ist ihre Richtung nicht überall mit Sicherheit zu verfolgen, bald laufen sie vertikal vom Rückenmark aufwärts zum Gehirne oder abwärts von diesem zu jenem, bald horizontal in querer Richtung, kreuzen sich auch, bald schlagen sie schwer verfolgbare, verschlungene Wege ein.

Erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts stellten Versuche die Thatsache unumstößlich fest, daß die Richtung, worin die Erregung peripherischer Nerven sich fortpflanzt, durch ein physiologisches Gesetz genau bestimmt wird. Das 1811 von Charles Bell (1774 bis 1842) aufgestellte Gesetz, Bellsches Gesetz, besagt, daß alle Nerven, die dem Rückenmarke Erregungen zuführen, durch die hinteren Wurzeln hineingehen, während alle, die Erregungen aus dem Rückenmarke zu den Muskeln ausführen, durch die vorderen Wurzeln daraus hervorgehen. Die zuführenden, ihre Erregungen zentripetal fortpflanzenden Nerven nennt die Physiologie sensible, die ausführenden, zentrifugal sie fortpflanzenden motorische.

Fig. 2.



Ein Stück des durchschnittenen Rückenmarkes unten an der Fig. 1 stark vergrößert. Nur die linke Hälfte der Schmetterlingsfigur ist abgebildet. (Halbschema).

Zwar trifft nur die Bezeichnung motorisch zu, während die Bezeichnung sensibel streng genommen unrichtig ist, denn der motorische Nerv erzeugt, gereizt, direkt, ohne Vermittlung der Zentralorgane, Bewegungen, der sensible aber nur dann Empfindungen, wenn seine Erregung sich bis in diese fortpflanzt,

Digitized by Google

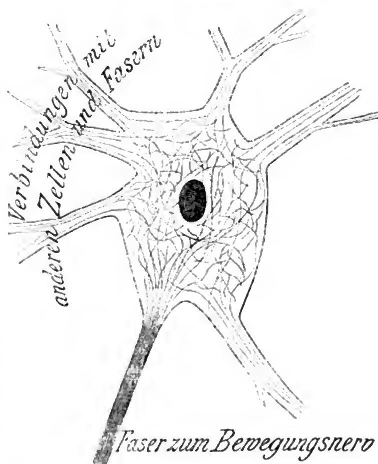


Fig. 3. (Schema.)

Eine Zelle, wie sie Fig. 2 oben abgebildet sind, stärker vergrößert. Man sieht, wie die in sie eintauchenden Fäserchen sich in der mannigfachsten Art verteilen und aufsplittern, ehe sie, anders verteilt, die Zelle wieder verlassen.

und wie später genauer erörtert werden wird, bis ins Gehirn. Abgeschnitten von den Zentralorganen ist der sensible Nerv unfähig, Empfindung zu erzeugen; das Glied, dessen sensible Nerven durchschnitten sind, ist gegen die kräftigsten Reize völlig unempfindlich. Wachsen die Nervenenden an der Schnittstelle wieder zusammen, so kehrt die Empfindung zurück. Wir verlegen zwar die Empfindungen in die Peripherie, aber daß sie zentral sind, geht aus der Thatsache hervor, daß der Amputierte Schmerzen, die von dem Stumpfe des Gliedes ausgehen, nach geraumer Zeit noch in dem abgetrennten Teil des Gliedes, Fuß oder Hand, die vielleicht schon verwesen, zu empfinden vermeint. Diese und zahlreiche ähnliche Erfahrungen führt die Physiologie auf das Gesetz der excentrischen Projektion der Empfindungen zurück. Es erklärt uns, warum beispielsweise die äußere Taubheit nicht die innere bedingt und der taube Beethoven noch frei über das Reich der Töne verfügte, oder weshalb der Hallucinierende seine Hirngespinste für objektive Wirklichkeit nimmt, Stimmen vom Himmel hört und auf ihr Gebet sich verstümmelt oder Angehörige mordet. Obwohl die peripherischen Enden unsrer Sinnesnerven, namentlich der Seh- und Gehörnerven, äußerst kunstreich konstruiert sind und deshalb angenommen werden darf, daß die äußeren Eindrücke vermittelst dieser Einrichtungen eine die Empfindung vorbereitende Verarbeitung erfahren, so braucht diese doch nur physikalisch und nicht seelisch zu sein. Die peripherischen Nerven sind nur die Klaviatur des Instruments, worauf sich unsre Empfindungen abspielen, die Tastatur, das Hammerwerk, das den Saiten ihre Töne entlockt, liegt im zentralen Nervenmark des Gehirns.

Wie die Versuche mit Durchschneidung der sensibeln Nerven die zentripetale Richtung der Ströme erweisen, die sie bei der Erregung durchfließen, so die mit Durchschneidung der motorischen die zentrifugale Richtung der Ströme in diesen. Die Trennung eines motorischen Nerven von den Zentralorganen bewirkt sofort völlige Lähmung der Muskeln, die er mit seinen Fäden versorgt hat. Reizen

Digitized by Google

wir den durchschnittenen Nerven irgendwie, mechanisch, chemisch oder elektrisch, so sehen wir nur dann Bewegungen erfolgen, wenn wir ihn unterhalb der Schnittstelle in Erregung bringen, dagegen bleiben alle Bewegungen aus, wenn wir ihn oberhalb reizen; auch vermag keine Reizung der Zentren oder der Willensimpuls die gelähmten Teile zu bewegen.

Ganz ähnlich verhalten sich einige Kopfnerven, die mit geteilten, motorischen und sensorischen Wurzeln entspringen, dagegen sind einige andre rein motorisch oder sensorisch. Der siebente Hirnnerv ist rein motorisch und bewegt die mimischen Gesichtsmuskeln, der Riechnerv und Sehnerv sind rein sensibel.

An Bells große Entdeckung schloß sich 22 Jahre nachher die nicht minder große und ohne die Bellsche unverständliche der Reflexerregbarkeit der Zentralorgane von Marshall Hall ein, der wir eine besondere Betrachtung widmen müssen. Sie enthält den Schlüssel zu der Werkstätte der Reflexepilepsien.

XIII.

Die Reflexepilepsie und die Reflexerregbarkeit.

Als Marshall Hall (1790 bis 1857) eines Tags zufällig, wie er selbst erzählt, den abgebrochenen Schwanz einer Eidechse zucken sah und fand, daß er regelmäßig die Zuckung wiederholte, so oft ihn die Spitze seines Messers berührte, so beschloß er, der Ursache dieser auffallenden Erscheinung auf dem Versuchswege nachzugehen, und wurde so der Entdecker der Reflexerregbarkeit (1833). Seitdem haben sich eine lange Reihe ausgezeichneter Physiologen und Anatomen mit ihren mannigfachen Erscheinungen und dem Mechanismus des Nervensystems, dem sie entspringen, eifrig beschäftigt; Physiologie und Pathologie verdanken ihren scharfsinnigen Untersuchungen eine Fülle lehrreicher Aufschlüsse über die Quellen der normalen und krankhaften tierischen Bewegung, aber ein Abschluß ist nicht erzielt und auch wohl in Jahrtausenden nicht zu gewärtigen.

Der Leser darf kein Verzeichnis der Forscher erwarten, die sich seit Marshall Halls Entdeckung um ihren wissenschaftlichen Ausbau verdient machten; ihr Verzeichnis würde zum Buche werden. Es genügt aus der großen Zahl drei hervorzuheben, die die physiologischen Grundsteine der heutigen Lehre von den Reflexvorrichtungen legten: den genialen Johannes Müller in Berlin (1801 bis 1856), den noch dozierenden Professor der Physiologie Pflüger in Bonn,[1] und den jüngst verstorbenen Professor der Physiologie Goltz in Straßburg (1834 bis 1902). Ueber die anatomische Einrichtung des zentralen Reflexgebietes haben bewunderungswürdige Arbeiten des Kasseler Chirurgen Benedikt Stilling (1810 bis 1879) zuerst ein helles Licht verbreitet. Die genauere Kenntnis der mikroskopischen Laboratorien, die die treibenden Kräfte des Nervensystems liefern, nahm ihren Anfang erst in den letzten Jahren des dritten Jahrzehnts oder mit der genaueren

[1]) E. W. Pflüger, Die sensorischen Funktionen des Rückenmarks der Wirbeltiere. Berlin 1853.

Digitized by Google

Beschreibung der Nervenganglienzellen durch Remak in Berlin und der Auffindung ihres Zusammenhangs mit den Nervenfasern durch Hannover in Kopenhagen. [1])

Marshall Halls Versuche bewiesen, daß das Rückenmark der Wirbeltiere das Vermögen besitzt, abgetrennt vom Gehirne, somit selbständig, die Erregungen, die es von den sensibeln Nerven durch die hinteren Wurzeln empfängt, dergestalt auf die motorischen der vorderen Wurzeln fortzupflanzen, daß diese die Muskeln des Gliedes, das seine sensibeln Nerven aus dem gleichen Abschnitte des Rückenmarks empfängt, zur Kontraktion und somit das Glied zur Bewegung bringen. Hieraus ward es begreiflich, daß der abgebrochene Schwanz der Eidechse zuckt, wenn er mechanisch gereizt wird, denn er enthält das untere Endstück des Rückenmarks und empfängt aus ihm seine sensorischen und motorischen Nerven. Was für den Schwanz der Eidechse, gilt für alle beweglichen Glieder der Wirbeltiere: Beine und Arme, Zunge, Unterkiefer und den Rumpf selbst; das Rückenmarkssegment, das eine Reizung durch die sensibeln Nerven eines Gliedes empfängt, reflektiert sie durch die motorischen wie in einem Bogen (Reflexbogen) zum Gliede. Ist die Reizung von mäßiger Stärke und Dauer, so beschränkt sich ihre Wirkung auf das eine Segment, erreicht sie eine hinreichende Stärke oder längere Dauer, so pflanzt sich die Erregung auf die Nachbarschaft fort, zunächst nur auf der gleichen Seite und kann sich weiter verbreitend mehr oder weniger rasch alle Muskeln einer Körperhälfte in Bewegung setzen, schließlich auch alle der andern. Je nach der Ausdehnung, die die Zuckungen erreichen, unterscheiden wir teilweise halbseitige und allgemeine Reflexzuckungen.

Das Reflexgebiet der zentralen Markmassen ist nicht auf das Rückenmark und seine oberste, zwiebelförmige Anschwellung am Schädeleingang (bulbus medullae), verlängertes Halsmark genannt, beschränkt. Es reicht noch in das angrenzende Hinterhirn hinein bis zu den Großhirnschenkeln, d. i. bis in das Ursprungsgebiet der sensibeln und motorischen Wurzeln der Kopfnerven. Außer diesem cerebrospinalen Reflexzentrum verfügt das Nervensystem noch über eine große Zahl kleiner, durch den Körper zerstreuter Reflexzentren in Gestalt der markigen Nervenknoten des Gangliensystems, die sogenannten sympathischen Reflexzentren. Sympathisch nannte man das Gangliensystem vor der Entdeckung Marshall Halls, weil man irrigerweise glaubte, die Erscheinungen des Reflexes, der Mitempfindung und Mitbewegung, die wir heute aus zentralen Vorgängen ableiten, aus der Verflechtung der zahllosen Nervenfäden, die aus den Ganglien hervorgehen, unter sich und mit den cerebrospinalen peripherischen Nervenreisern erklären zu können.

Nichts beweist die reflektorische Selbständigkeit des Rückenmarks besser, als

[1]) Wie fast unübersehbar die anatomische Litteratur über das Nervensystem geworden, lehrt eine Bemerkung in Professor Edingers Werk: Untersuchung über den Bau der nervösen Zentralorgane der Menschen und der Säugetiere, 6. Auflage, Leipzig 1900, S. 27. Danach sind allein über die Struktur der Nervenzellen zwischen 1895 und 1899 gegen 600 Arbeiten veröffentlicht worden.

Digitized by Google

das Verhalten der Tiere, deren Rückenmark hoch oben durchschnitten und ganz vom Gehirne abgetrennt ist, und die am Hinterleibe gelähmt und der Empfindung beraubt am Leben erhalten werden. Daß sie von diesen Leibesteilen keine Empfindung erhalten, schließen wir aus dem Ausbleiben von Schmerzensäußerungen, wenn sie hier denselben Reizungen unterworfen werden, die an den vorderen Leibesteilen die heftigsten Schmerzensäußerungen erzeugen. Auch klinische Erfahrungen bei Menschen, deren Reflexzentren im Rückenmark durch Verwundungen, splitternde Wirbelbrüche und krankhafte Vorgänge außer Verbindung mit dem Großhirn gesetzt werden, lehren das gleiche; sie verlieren das Gefühl und die Willensherrschaft über die Leibesteile, deren Nerven unterhalb der Trennungsstelle aus dem Rückenmark entspringen, aber nicht auf die Dauer das Reflexvermögen, es kann sich sogar mit der Zeit steigern. Was für das Rückenmark, gilt für das ganze cerebrospinale Reflexgebiet.

Aber die Selbständigkeit des Rückenmarks gegenüber dem Gehirn ist keine allgemeine und unbeschränkte. Das cerebrospinale Reflexgebiet untersteht der Oberherrschaft des Großhirns in zweifacher Weise. Erstlich übermittelt es die Depeschen, die ihm von den sensibeln Nerven zugehen, dem Gehirne und befördert die Impulse, die von diesem ausgehen, durch die motorischen Nerven zu den Muskeln. Zweitens vermag das Gehirn die Reflexe zu zügeln und ganz zu hemmen. Daraus erklärt sich die eben erwähnte Steigerung der Reflexerregbarkeit, wenn die Verbindung des Reflexgebietes mit dem Gehirne aufgehoben wird. Ohne das Hemmungsvermögen des Großhirns gäbe es keine Willensfreiheit.

Anders wie das cerebrospinale Reflexgebiet verhält sich das Gangliensystem, das einerseits mit unzähligen Fäden die Eingeweide der Brust und des Bauchs und die Blutgefäße umspinnt, andrerseits durch Nervenfäden auch mit jenem Reflexgebiete verbunden ist. Herz und Verdauungsorgane sind vor den Launen des Willens möglichst sichergestellt. Sie schicken dem Gehirn nur unbestimmte Gefühle zu von Druck, Beengung, Völle, Behagen und Unbehagen, Lust und Unlust, diese unter Umständen bis zum Schmerzgefühle gesteigert, und das Gehirn vermag ihnen auf direktem Wege keine Impulse zu erteilen. So besitzt das Reflexgebiet des Gangliensystems eine verhältnismäßig große Autonomie.

Legt man Schnitte durch das Massiv des Gehirns und Rückenmarks, so lehrt ein Blick auf die Schnittflächen, daß beide Organe aus zwei verschieden gefärbten Bestandteilen zusammengesetzt sind, aus weißem und grauem Mark; sie heben sich voneinander ab wie auf den Landkarten schattiges Festland von lichtgehaltenem Meere. An der Oberfläche der beiden Halbkugeln des Großhirns und des Kleinhirns umgürtet das graue Mark wie ein stark gefalteter Mantel die weißen Markkörper, auf den Schnittflächen aber bildet das graue Mark vielfach gestaltete, in die weiße Marksubstanz eingelagerte Inseln. Ohne auf die Abgrenzung der beiden Substanzen im Großhirn und Kleinhirn einzugehen, sei nur in Kürze erwähnt, wie sie in dem großen zentralen Reflexgebiete gestaltet ist. Im Rückenmark ziehen inmitten weißen, strangförmig angeordneten Markes

Digitized by Google

graue, langgestreckte Säulen grauen Marks durch dessen ganze Länge, in der obersten Anschwellung des Rückenmarks, im verlängerten Hirnmark, weichen die grauen Säulen auseinander und kernförmige Anhäufungen treten an ihre Stelle. Die Ganglien des sympathischen Systems bestehen nur aus grauem Mark.

Den Verlauf der sensibeln und motorischen Nerven und ihre Verknüpfung in den zentralen Organen vermag das unbewaffnete Auge nicht zu ermitteln. Das bewaffnete hat uns belehrt, daß weißes und graues Mark verschieden gebaut sind, und der physiologische Versuch, daß jenes die zentrale Fortsetzung der sensibeln Nerven und den zentralen Beginn der motorischen darstellt, während das graue Mark die Spannkräfte erzeugt und bindet, bis sie die Reizung der sensibeln Nerven befreit und durch die motorischen und die zugehörigen Muskeln in Hubkraft und mechanische Arbeit umsetzt.

Das mikroskopische Formelement des weißen Marks und der Nerven sind die Nervenfasern oder Nervenröhren, die durch eine Kittsubstanz zu Bündeln vereinigt, ihre Erregungen isoliert in bestimmten Richtungen fortzupflanzen vermögen. Das wesentliche Formelement des grauen Marks sind die Ganglien- oder Nervenzellen, eigentümliche Zellkörper mit körnigem Inhalt und Ausläufern, die teils in die Nervenfasern des weißen Marks übergehen, teils reiserförmig in einem formlosen Mutterboden (Neuroglia) sich verästeln. Sie sind die elementaren zentralen Werkstätten nicht bloß der Reflexbewegung, auch die Affekt- und Willensbewegung wird durch Ganglienzellen vermittelt, doch ist der Mechanismus für diese weit verwickelter als für jene und oberhalb der reflektorischen Werkstätten gelegen.

Worin der physiologische Vorgang, den wir als Nervenerregung und Reflex bezeichnen, besteht, ist unbekannt. Nach Analogie physikalischer Hypothesen darf man die Erregung als Schwingungen eines dem elektrischen verwandten, aber mit ihm nicht identischen Agens in der lebendigen Nervensubstanz betrachten. Sicher ist, daß der Reflex nicht einfach darin besteht, daß die Erregung von den sensibeln Nerven auf die motorischen übertragen wird, da sie in den Ganglienzellen eine beträchtliche Verzögerung erfährt. Helmholtz hat gezeigt, daß die Erregung mit einer meßbaren Geschwindigkeit ähnlich einer Wellenbewegung die sensibeln und motorischen Nerven durchläuft und der zentrale Reflexvorgang zehn- bis zwölfmal so viel Zeit in Anspruch nimmt, als der ganze Lauf durch den Reflexbogen brauchen würde, wenn die Erregung ihn ohne Aufenthalt durcheilte. Wir müssen vielmehr annehmen, daß die Verzögerung in den Ganglienzellen durch Vorgänge bewirkt wird, die die heutige Physik als Auslösung von Energie bezeichnet. Dabei handelt es sich um die Befreiung gebundener Spannkräfte durch Anstöße, deren Stärke nicht ausreicht, um ihre mächtigen Erfolge auf sie selbst zurückzuführen. Es handelt sich vielmehr um chemische Vorgänge, ähnlich der Entladung explosiver Geschütze, wenn eine Reibung oder ein Funke die im Sprengpulver gebundenen Energien in Freiheit setzt, und in mechanische Kraft, Wärme, Licht u. s. w. umwandelt. Demgemäß betrachten wir die Reflexe als physiologische Entladungen in den Ganglienzellen

Digitized by Google

des Reflexgebiets, die ihre Ursache in der Beschaffenheit ihres Protoplasmas haben. Es ist ein äußerst energiereicher und zugleich labiler Stoff, den sie aus dem umspülenden Blute bereiten, aufspeichern und verbrauchen. Der motorische Nerv gewinnt dadurch die Fähigkeit, die Muskeln zur Kontraktion zu bringen und die zur Bewegung von Lasten (Gliedern, Blut u. s. w.) nötige mechanische Kraft zu erzeugen. Bei dieser Arbeitsleistung erleidet der körnige Inhalt sichtlich nachweisbare Veränderungen, als Ausdruck der chemischen Umwandlung, die das Protoplasma dabei erfährt. Man darf annehmen, daß die Entladungen unter normalen Verhältnissen ruhig, geordnet und in der richtigen Stärke vor sich gehen, unter abnormen aber tumultuarisch.

Je nach der Stärke und Dauer der Erregung wird sie sich auf kleine, umschriebene Bezirke des Reflexgebietes beschränken, oder von den ursprünglich ergriffenen sich auf weitere verbreiten, es in seiner einen Hälfte oder in seiner ganzen Ausdehnung ergreifen. Danach kann eine fortgesetzte übermäßige Reizung sensibler Nerven bald nur Reflexkrämpfe einzelner Muskeln und Muskelgruppen erzeugen, des Gesichts (tic convulsif), der Zunge und der Kaumuskeln, des Nackens, eines Daumens, der Hand oder des ganzen Arms u. s. w., oder halbseitige und schließlich allgemeine. Epileptisch werden die Reflexkrämpfe erst dann, wenn der Ergriffene das Bewußtsein verliert. Dies kann schon bei Einzelkrämpfen geschehen, es kommt in den Anfällen nicht immer zu allgemeinen Krämpfen. Die Erregung kann zum Gehirne fortschreiten, ohne die Reflexbahn zu benutzen. Unter allen Umständen aber setzt die Aufhebung des Bewußtseins die Beteiligung zentraler Organe mit Einrichtungen für bewußte Wahrnehmung voraus, die oberhalb des Reflexgebiets im Gehirne liegen. Hier sind mächtige Anhäufungen grauer Substanz und Fasersysteme, die sie teils mit den tieferen Zentralteilen, teils unter sich (assoziatorische Fasern) verbinden, hier im Gehirn sind die nervösen Werkzeuge, die die seelischen Bewegungen des Affekts und des Willens in Gang setzen.

Die Erregbarkeit der grauen Markmassen des Reflexgebiets läßt sich unabhängig von der des Gehirnes steigern. Es giebt chemische Substanzen, die die Reflexerregbarkeit enorm erhöhen, ohne das Gehirn auffallend zu erregen, ohne Delirien oder Wutanfälle zu erzeugen, wie der Alkohol oder das Atropin. Das Strychnin und das Tetanusgift bewirken äußerst heftige allgemeine Reflexkrämpfe, Starrkrämpfe, und schonen das Gehirn. Tetanische bewahren ihr Bewußtsein in der Regel bis nahe ans Ende, wenn die Krankheit zum Tode führt. Der leiseste Lufthauch reicht hin, um die furchtbarsten tonischen Krämpfe zu erregen und Muskeln bis zur Zerreißung zu spannen. Dagegen versagen in den großen epileptischen Anfällen die Reflexzentren ihre Dienste, die stärksten Reize setzen sie nicht in Thätigkeit, das grellste Licht bringt die erweiterte Pupille nicht zur Verengung, der kitzelnde Federbart oder die Prise die Nase nicht zum Niesen.

Somit geht es nicht an, die Epilepsie als eine Reflexneurose zu bezeichnen oder ihre wesentliche Ursache in gesteigerter Reflexerregbarkeit zu suchen, obwohl sie aus einer Reizung des Reflexgebietes ihren Anfang nehmen kann. Wenn

Digitized by Google

die Pathologie eine besondere Klasse von Reflexepilepsien unterscheidet, so will sie damit nur besagen, daß sie ihren Ausgang von einer peripherischen Reizung sensibler Nerven nehmen, die zunächst Reflexkrämpfe bewirkt, aber bald früher, bald später über das Reflexgebiet hinaus in das Gehirn sich fortpflanzt und die hier in den Ganglienzellen der grauen Substanz befindlichen Spannkräfte in Freiheit setzt. Die Epilepsie ist unter allen Umständen als Gehirnneurose und nie als Rückenmarksneurose aufzufassen.

Der Entwicklungsgang der Reflexepilepsien wird aus den mitgeteilten Beobachtungen von Dieffenbach und Seligmüller hinreichend klar. Eine fortgesetzte Reizung sensibler Nerven erzeugte zunächst nur Reflexzuckungen und Empfindungen von Kribbeln oder reißenden Schmerzen im Daumen und Arm, erst nachdem die Erregung des Gehirns stark genug angewachsen war, kam es zu Anfällen von plötzlichem Versagen des Bewußtseins mit allgemeinen Zuckungen.

In diesen beiden Fällen kann eine angeborene Anlage zur Epilepsie nicht bestanden haben, da die Krankheit trotz ihres langen Bestehens durch die Operation prompt geheilt wurde, aber die Anlage ist gewiß von Bedeutung. Sie erleichtert das Zustandekommen von Reflexepilepsien sowohl infolge von mechanischen Verletzungen wie von entzündlichen Vorgängen, Geschwülsten u. s. w. in peripherischen Nervengebieten.[1]) Dies beweist das häufige Vorkommen eklamptischer Anfälle bei reizbaren Kindern nach leichten Verwundungen und Verbrennungen; nach der Heilung der kleinen Wunden bleiben zwar die Anfälle meistens weg, aber nicht ganz selten entwickeln sie sich zur chronischen Krankheit, zur Epilepsie. Noch besser erhellt die Bedeutung der angebornen Epilepsie aus Tierversuchen, die zuerst der Physiologe Brown-Séquard (1818 bis 1894) in den fünfziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts ausgeführt hat. Von allen Säugetieren scheint das Meerschweinchen am meisten zur Epilepsie beanlagt. Verwundungen aller Teile des Nervensystems, auch peripherischer Nerven, wie des Hüftnerven, machen sie leicht epileptisch, auch die des Rückenmarks, die beim Menschen nur selten Epilepsie erzeugen, und des Gehirns. Uebrigens scheint die Epilepsie bei diesen Tieren leichter von selbst zu heilen als beim Menschen, obwohl sie sich zuweilen auf ihre Jungen vererbt.

XIV.

Marshall Halls Reflextheorie der Epilepsie und der epileptische Schrei.

Marshall Hall war nicht nur der Entdecker der Reflexthätigkeit des Nervensystems, er war auch der erste, der es wagte, auf Grund eben dieser Entdeckung eine wissenschaftliche Theorie, oder doch Hypothese, über die Mechanik der epileptischen großen Anfälle aufzustellen. Er glaubte alle ihre Erscheinungen auf eine Störung der reflektorischen Atmungsbewegungen zurückführen zu können

[1]) Eine Epilepsie mit langen Anfallsreihen (Status epil.) ging bei einer jungen Dame von einem Katarrh der Stirnbeinhöhlen aus. Mit der Heilung des Katarrhs heilte auch die Epilepsie. Erbliche Anlage fehlte. (Eigne Beobachtung).

Digitized by Google

und verlegte deshalb den Ursprung der Epilepsie in das Reflexzentrum der Atmung.

Die grauen Zentralherde der zahlreichen Muskeln, die teils unermüdlich von der Geburt an bis zum Tode die Atmung in ihrem ununterbrochenen rhythmischen Gang erhalten, teils nur als Hilfsmuskeln bei erschwerter Atmung eintreten, liegen weithin zerstreut vom Halsmark, der obersten Anschwellung des Rückenmarks (medulla oblongata) bis tief in dessen Brustteil herab. Sie haben jedoch einen Sammelpunkt in der Rautengrube des Halsmarks, von wo aus alle zu einem geordneten Zusammenwirken in Thätigkeit gesetzt werden können. Diesem obersten, dominierenden Zentralherde der Atembewegungen hat Flourens, einer der verdientesten französischen Physiologen, 1837 den Namen Lebensknoten (noeud vital) erteilt, weil die Zerstörung dieser umschriebenen Stelle augenblicklich zum Tode führt. Ein Stich in den Nacken, der sie genau trifft, hebt sofort die Atembewegungen auf, an deren fortgesetzten Gang das Leben der Tiere, die mit Lungen atmen, gebunden ist. Jeder Atemzug liefert dem Blute in den Lungen den zum Leben nötigen Sauerstoff, und beim Ausatmen entweicht die dem Leben feindliche Kohlensäure aus ihm. Dieser Gasaustausch, der Chemismus der Atmung, ist somit untrennbar mit ihrem Mechanismus verknüpft. Er liefert den Perpendikel, der die Atmung in ihrem rhythmischen Gang erhält, ihr Uhrwerk ist ein automatisches Instrument, das sich selbst reguliert. Je nach der Anhäufung der Kohlensäure im Blute und dem Sauerstoffbedarf des Atmungszentrums lösen sich Ein- und Ausatmung ab.

Die Theorie Marshall Halls wurzelte in der irrigen Auffassung der Epilepsie als einer Kette von großen Krampfanfällen mit Aufhebung von Bewußtsein und Empfindung. Mit der Aufdeckung der Mechanik dieser Anfälle glaubte man den Schlüssel zu Sitz und Wesen der Epilepsie selbst zu besitzen. Alle Erscheinungen der Anfälle meinte Marshall Hall aus einer abnormen Reizung des Reflexzentrums der Atmung ableiten zu können, und seine Theorie der Epilepsie darf deshalb als Marshall Halls Reflextheorie bezeichnet werden.

Die abnorme Reizung des Atmungszentrums bewirkt heftige, krampfhafte Kontraktionen der Muskeln am Halse und Brustkorb, die zum Verschluß der Stimmritze, zur Unbeweglichkeit des Brustkorbs und zur Kompression der Halsvenen führen. Diese hindert den Abfluß des verbrauchten Bluts aus Schädel und Gehirn, der Krampf der Stimmritze und der Muskeln am Brustkorb verursacht Sticknot; Blutstauung im Gehirn und Sticknot können erfahrungsgemäß jede für sich und noch sicherer zusammen eklamptische und epileptische Anfälle bewirken.[1]) Aber der Vorgang ist nicht so einfach. Die Sticknot und die Blutstauung, die sich durch die blaue Farbe und Anschwellung des Gesichtes ver-

[1]) Ich selbst verfüge über eine eigne und eine mir mitgeteilte Erfahrung von Epilepsie, die bei einem Dienstmädchen im einen Fall, bei einem älteren Herrn im andern entstand, nachdem sie sich, um dem drohenden Gefängnisse zu entgehen, aufgehängt hatten, aber noch rechtzeitig, obwohl bewußtlos und fast erstickt, abgeschnitten worden waren.

Digitized by Google

raten, gehen dem plötzlichen Schwinden des Bewußtseins und dem Ausbruch der Krämpfe nicht voraus, sondern folgen nach. Auch sah ein Arzt in Mailand, Dr. Verga, bei einem Epileptischen, der eine Fistel der Luftröhre hatte, durch die die Luft ungehindert in die Lunge einströmen konnte, die Anfälle in der gleichen Weise verlaufen, ob man die Fistelöffnung verstopfte oder offen ließ. Marshall Hall hat vorgeschlagen, zur Verhütung der Anfälle bei den Epileptischen künstliche Oeffnungen an der Luftröhre herzustellen, aber keine Zustimmung gefunden, wie man nach einer solchen Erfahrung leicht begreift.

Nach dem ersten Atemzug ist in der Regel ein lauter Schrei das Signal, das den Angehörigen den Einzug des Neugeborenen in die Welt verkündet. Er ist gleichfalls ein Erzeugnis der Reizung des Reflexgebietes, die zahlreiche Muskeln, die der Stimmbildung dienen, in geordnete Kontraktionen versetzt, wodurch ein Luftstrom bei verengter Stimmritze gegen die gespannten Stimmbänder getrieben wird und diese in Schwingungen geraten. Auch die motorischen Nerven dieser Muskeln haben ein oberstes Zentrum im verlängerten Halsmark, wo sie ihre Weisungen empfangen, aber unbewußt, wie der Automat, der sein Räderwerk sofort in Gang setzt, sobald seine Feder aufgezogen wird. Der Mechanismus der Stimmbildung wird, wie der der Atmung, fertig auf die Welt gebracht und wartet nun auf den Reiz, der die Stimme auslöst. Auch hirnlose Mißgeburten atmeten und gaben Stimmlaute von sich.

Der Reiz, der den Schrei auslöst, ist die niedere Temperatur der Luft, in die der Neugeborene nach dem langen Verweilen in der warmen Flut des mütterlichen Schoßes rasch eintritt. Reicht dieser Reiz nicht aus, wenn die Erregbarkeit des Reflexzentrums aus irgend einem Grunde geschwächt ist, so führt, wie jede Hebamme aus Erfahrung weiß, ein kalter Wasserstrahl, am besten auf den Nacken gerichtet, oder ein kräftiger Schlag auf den bestgepolsterten Teil des Leibes am sichersten zum Ziele.

Der Schrei des Neugeborenen ist somit kein Schrei der betrübten Seele, weil sie, wie fromme Gemüter seufzen, in das irdische Jammerthal einziehen muß. Auch ist er kein Schrei der Entrüstung des homo sapiens über seine Hilflosigkeit und Unfreiheit, wie ihn der große Kant auslegte, noch nach Hegels Meinung eine Offenbarung seiner höheren Natur, denn auch das Kalb schreit gleich nach der Geburt. Der Hegelianer Michelet legt sogar den Schrei des Neugeborenen als das Entsetzen des Geistes aus über seine Unterjochung durch die Natur.[1]) Ebenso wenig freilich ist er auch ein Ausbruch des Jubels, wie ein alter Kollege behauptete, über die endliche Erlösung aus der unwürdigen neunmonatlichen Haft inter urinam et faeces. Er ist einfach ein Reflexschrei, wie der Schrei der Nürnberger Puppe, doch es währt nicht lange, so weiß der junge Weltbürger den

[1]) Vergl. die genauere Wiedergabe dieser Hypothesen der spekulierenden Philosophen über die Ursache des Schreis der Neugeborenen in meiner kleinen Schrift: Untersuchungen über das Seelenleben des neugeborenen Menschen. 3. Auflage. Tübingen, Pintzger, 1896. Seite 39 u. f.

Digitized by Google

Mechanismus auch bewußt zu benutzen, um damit Unlustgefühle auszudrücken und Strebungen kundzuthun.

Dem Schrei des Neugeborenen ist der Schrei des Epileptischen nahe verwandt. Die Pathologie betrachtet ihn als das Ergebnis eines Vorgangs, der sich in dem Reflexzentrum der Lautbildung unterhalb der Organe der bewußten Wahrnehmung und unbewußt abspielt. Sie reiht ihn deshalb bei den Reflexerscheinungen ein, und er weicht nur darin von dem Schrei des Neugeborenen ab, daß er nicht wie dieser aus einer äußeren Reizung sensibler Nerven hervorgeht, sondern aus einer inneren des Reflexzentrums, wobei es ungewiß bleibt, ob die Erregung ihm durch Nervenfasern zugeführt wird oder von der grauen Substanz des Zentrums selbst ausgeht. Sicher ist, daß der Schrei unbewußt erfolgt. Tausend und abertausend Epileptische sind unzähligemal schreiend niedergestürzt und nicht einer wußte davon nach dem Anfall zu berichten. Wäre der Schrei das Werk einer schmerzhaften Empfindung oder seelischer Angst, so könnte er nicht ausnahmslos so ganz dem Gedächtnis entschwinden, wenn er bewußt wahrgenommen worden wäre. Haften doch auch schwache Empfindungen, wie die von Vertaubung und Kribbeln der Finger im Aurastadium der Anfälle gut im Gedächtnis und überdauern das Stadium der Bewußtlosigkeit.

XV.
Die medullären Theorien.

Dem mißlungenen Versuche Marshall Halls folgten 1857 neue, auf dasselbe Ziel gerichtete. Brown-Séquard, damals in Boston, stellte fest, daß die Krampfanfälle epileptischer Meerschweinchen auch nach Wegnahme des Großhirns eintraten, zu ihrer Erzeugung bedürfe es nur des verlängerten Marks und des anstoßenden Mittelhirns, die Brücke genannt, das die Schenkel des Groß- und Kleinhirns aufnimmt. In demselben Jahre kam ich auf einem andern Wege zu dem gleichen Ergebnis.[1] Unterbricht man bei Säugetieren den Stromlauf des Blutes zum Gehirn durch Kompression der Schlagadern, die das Blut ihm zuführen, so brechen sofort epileptiforme Krämpfe aus; sie verschwinden alsbald wieder, wenn der Stromlauf hergestellt wird. Die Krämpfe erfolgen in gleicher Gestalt mit und ohne Großhirn. Elf Jahre später, 1868, fand Professor Nothnagel, damals Dozent in Berlin, einen umschriebenen Bezirk in der Rautengrube des verlängerten Marks, dessen Reizung heftige allgemeine Krämpfe bewirkt und dem er deshalb den Namen Krampfzentrum beilegte.

Aus diesen Versuchen erhellt mit Bestimmtheit, daß es zur Erzeugung plötzlich ausbrechender allgemeiner und heftiger Krämpfe, wie sie die großen epileptischen Anfälle auszeichnen, des Großhirns nicht bedarf, das Reflexgebiet des zentralen Nervensystems reicht dazu aus; die Reizung des verlängerten

[1]) Vergl. die Abhandlung: A. Kußmaul und E. Tenner, Ueber den Ursprung und das Wesen der fallsuchtartigen Zuckungen bei der Verblutung, sowie die Fallsucht überhaupt. Moleschotts Untersuchungen zur Naturlehre der Menschen und der Tiere. Band 3. 1857. Erschien auch als selbständige Schrift und in englischer Uebersetzung.

Digitized by Google

Marks, der medulla oblongata, vermag, wie mit einem Federdruck, die ganze Muskulatur des Körpers in Zuckungen zu versetzen. Die merkwürdige Thatsache findet ihre Erklärung in des scharfsinnigen Physiologen Pflügers Lehre, wonach das zentrale Reflexgebiet seinen Knoten- und Sammelpunkt im verlängerten Mark hat, in ihm treffen die Erregungen der sensibeln Rückenmarksnerven und Kopfnerven zusammen.

Von nun an hatte es keine Schwierigkeit mehr, den plötzlichen Ausbruch allgemeiner Krämpfe infolge der Reizung eines peripherischen sensibeln Nerven zu begreifen; auch ihr plötzlicher Ausbruch bei der genuinen Epilepsie schien jetzt dem Verständnis näher gerückt: war die Erregbarkeit des verlängerten Marks abnorm gesteigert, so konnten auch schwache Reize, äußere sowohl wie innere, der Wahrnehmung ganz entzogene, allgemeine Krämpfe bewirken. Verlegte man den zentralen Ausgangsherd der epileptischen Krämpfe in das verlängerte Mark, so schien damit der schwierigste Teil des alten Problems vom Sitz der Epilepsie gelöst, denn daß die Bewußtseinsstörungen im Anfall vom Großhirn ausgingen, daran wurde kaum gezweifelt. Es galt nun nur noch festzustellen, wo der Anfall beginne, ob im verlängerten Mark oder dem Großhirn. Man entschied sich für jenes und versuchte eine Theorie der Epilepsie zu begründen, die man als medulläre (von medulla oblongata) bezeichnet. Danach sollte die Reizung des Krampfzentrums gleichzeitig im stande sein, die Muskeln in Krampf und das Großhirn in die Unfähigkeit zu versetzen, bewußt zu empfinden und zu denken. Man glaubte, diese Annahme auf eine epochemachende Entdeckung der Nervenphysiologie stützen zu dürfen, die im Anfang der fünfziger Jahre gemacht worden war.

Es waren die grundlegenden Versuche des genialen Physiologen Claude Bernard in Paris (1813 bis 1878), die zur Entdeckung eines eignen Systems von Nervenfasern führten, die wir gefäßbewegende oder vasomotorische nennen. Sie besitzen die Fähigkeit, die mikroskopischen Muskelfasern der Gefäßhäute zur Kontraktion zu reizen und dadurch eine Verengung oder Erweiterung der Gefäßröhren zu bewirken. Wie alle bewegenden Nerven stehen auch sie unter dem Einfluß von Reflexzentren, und wie diese haben sie ein dominierendes Hauptzentrum im verlängerten Mark. Ihre Aufgabe ist wichtig: das Herz treibt mit gleicher Kraft das Blut in die Schlagadern, aber die vasomotorischen Nerven verteilen es je nach ihrer Erregung abgemessen in die Organe, regeln oder stören auch ihre Ernährung und Verrichtung.

Das Gehirn, das vornehmste Organ des Körpers, bedarf, wie kein andres, einer unablässig rasch sich wiederholenden reichlichen Zufuhr roten, sauerstoffreichen Blutes und der Abfuhr des schwarzen, verbrauchten, kohlensäurereichen. Jene geschieht durch vier Schlagadern (Arterien), von denen zwei sehr große, die Karotiden, zu beiden Seiten der Luftröhre vorn am Halse, und zwei kleinere, die Wirbelschlagadern, hinten vor der Wirbelsäule zum Schädel hinaufziehen, um in seinem knöchernen Gehäuse das Gehirn mit Blut zu versorgen. Die Abfuhr des verbrauchten Blutes erfolgt durch vier große Venen, die neben den

Digitized by Google

genannten Schlagadern ihren Weg abwärts zum Herzen hin nehmen. Bekanntlich braucht es beim erwachsenen Menschen 70 und einige Schläge in der Minute, beim Kinde mehr, um das Blut durch den Körper zu treiben. Stockt diese Arbeit nur einige Sekunden, so schwindet das Bewußtsein, denn von allen Organen des Leibes ist das Gehirn gegen Kreislaufsstörungen am empfindlichsten. Es bedarf einer ununterbrochenen Zufuhr von gereinigtem roten und Abfuhr von verbrauchtem Blute, um seine Verrichtungen ausführen zu können. Es ist namentlich das menschliche Großhirn, das sich durch die großen Mengen Blutes auszeichnet, die es verbraucht. Um Hunde oder Kaninchen der Besinnung zu berauben, muß der Blutlauf in sämtlichen vier Kopfschlagadern unterbrochen werden, beim Menschen genügt dazu die flüchtige Kompression beider Karotiden, ja mitunter einer einzigen.

Letzte Thatsache kannten schon die griechischen Aerzte vor Galen. Ein Anatom des 16. Jahrhunderts, ein Schüler Vesals, Colombo in Pisa, machte davon einen übeln Gebrauch, um eine große Gesellschaft, wie ein Zauberer, erstaunen zu machen. Er legte die Finger an den Hals eines jungen Mannes, komprimierte die Karotiden, und die Zuschauer sahen entsetzt den jungen Mann augenblicklich seiner Sinne beraubt zu Boden stürzen. Würde man die Kompression der Karotiden beim Menschen fortsetzen, so würden auch wohl die Zuckungen nicht ausbleiben, die sich bei Tieren regelmäßig einstellen, wenn der Stromlauf des roten Blutes zum Gehirn gesperrt wird.

Beiläufig sei hier zu Vorsicht beim Erwecken blutarmer und reizbarer Personen, namentlich junger, aus tiefem Schlafe gemahnt. Man hüte sich, sie plötzlich mit Gewalt aus dem Bette zu reißen und auf die Beine zu stellen. Ganz abgesehen von dem Schaden, den dabei der Schreck anrichten kann, macht sich bei dem plötzlichen Wechsel der horizontalen Lage des Körpers mit der vertikalen Stellung die Gravitation geltend, Ohnmachten und mitunter eklamptische Anfälle können die Folge des Vorgangs sein. Bei der aufrechten Stellung hat das Herz eine schwierigere Aufgabe, als bei der horizontalen Lage. Es braucht größere Kraft, um das Blut der Schwere entgegen in den Kopf hinauf zu treiben. Versagt sie ihm oder verfügt es über zu wenig Blut, so können jene bedauerlichen Erscheinungen eintreten. In diesem Falle ist das sicherste Mittel, sie rasch zu beseitigen, die Rückkehr in die horizontale Lage.

Der Mangel an rotem Blut, die Gehirnanämie, vermag somit alle Erscheinungen des epileptischen Anfalls zu bewirken. Somit liegt der Gedanke nahe, ob nicht der Krampf der kleinsten Arterienzweige im Gehirne, die sehr reich an kontraktilen Fasern sind, dieselbe Anämie und damit dieselben Krampfanfälle herbeizuführen vermöge, wie die Kompression der Arterienstämme am Halse oder die Verblutung. Die Arterien sind von vasomotorischen Nerven umsponnen und krampfhafter Kontraktionen fähig, wie schon durch das Erblassen der Kranken und die Verengung der Sehhautarterien im Beginn der epileptischen Anfälle (vergl. Kap. 3) bewiesen wird; erst im Stadium der Sticknot gesellt sich zu dieser arteriellen Anämie eine Blutüberfüllung der Venen, nach wie vor aber

Digitized by Google

fehlt dem Gehirn das sauerstoffreiche Blut und nur das kohlensäurereiche häuft sich darin an. Wenn nun, wie wir gehört, das Hauptzentrum der gefäßbewegenden Nerven im verlängerten Mark liegt, so wäre damit die Möglichkeit gegeben, daß eine abnorme Reizung des verlängerten Marks gleichzeitig allgemeine Krämpfe und, durch Gehirnanämie infolge krampfhafter Verengung der Gehirnarterien, schwere Störungen des Bewußtseins bewirken könnte.

Die medulläre Theorie der Epilepsie hatte somit einen physiologischen Boden, aber sie mußte erst noch durch entscheidende Versuche auf feste Füße gestellt werden, und dies ist bis heute nicht gelungen. Sie wäre nur dann gesichert worden, wenn man im stande wäre, durch isolierte Reizung der gefäßverengenden Nerven, die den großen Halsschlagadern durch den vor den Halswirbeln heraufziehenden großen sympathischen Halsnerven zugehen, epileptiforme Erscheinungen zu erzielen, oder durch dessen Ausschneiden epileptischen Anfällen vorzubeugen. Aber weder das eine noch das andre Verfahren hat die erhofften Erfolge gehabt. Wie man trotz solcher Erfahrungen bis in die neueste Zeit herein Ausschneidungen des sympathischen Halsnerven und Ausrottungen seiner Ganglien, um die Epilepsie zu heilen, unternehmen mochte, ist nicht recht verständlich. Ausnahmsweise, leider meist nur vorübergehend, haben alle möglichen chirurgischen Eingriffe bei Epileptischen Erfolge aufzuweisen, und so auch diese. Bekanntlich bleiben die Anfälle nach den mannigfachsten Einwirkungen auf das Nervensystem mitunter aus, bald kürzere, bald längere Zeit.

Schluß.

Am Ende unsrer Betrachtungen angelangt, fassen wir ihre Hauptergebnisse kurz zusammen.

Die klinische Erfahrung und der physiologische Versuch berechtigen uns übereinstimmend, die feinen materiellen Vorgänge im Nervensystem, die das Bewußtsein und die geistigen Funktionen vermitteln, in die mit grauer Substanz reich ausgestatteten Windungen der Großhirnrinde zu verlegen. In ihr erfahren zugleich die Sinneseindrücke und die motorischen Antriebe ihre letzte geistige Feile, nachdem sie auf zahlreichen Zwischenstationen zwischen der Rinde und den sensibeln Nerven einerseits, und der Rinde und den motorischen Nerven andrerseits die nötige Vorbereitung, dort für die Wahrnehmung, hier für die Ausführung durch den Willen erfahren haben.

Hieraus wird es begreiflich, daß wir die krankhaften Vorgänge im epileptischen Anfall, die zu den ihm eignen tiefen Störungen des Bewußtseins führen, ausschließlich in die Großhirnrinde verlegen, während an den sensorischen und motorischen Störungen auch die unterhalb der Großhirnrinde gelegenen zentralen Teile des Nervensystems sich beteiligen müssen, da nur bei steter Mitwirkung dieser tieferen Werkstätten die geistigen Verrichtungen und die Willensthätigkeit vor sich gehen können. Es gilt nur den Grad der Unabhängigkeit des Willensorgans und der Organe für reflektorische, automatische und triebartige Zwangsbewegungen voneinander festzustellen und danach ihre Mitbeteiligung an

Digitized by Google

den epileptischen Anfällen zu bemessen. Der Leser erinnere sich an eine Reihe früher mitgeteilter physiologischer und klinischer Erfahrungen, die dabei ihre Verwertung finden. Obenan steht die sichere Beobachtung, daß nach gänzlicher Ausschaltung des Großhirns auf sinnliche Eindrücke angeborene zweckmäßig geordnete Bewegungen ausgeführt werden können und daß sie das Großhirn nur für die Willenszwecke benützt und verfeinert. Wie wesentlich und eigentümlich die Großhirnrinde als das Organ der geistigen Verrichtungen an den epileptischen Anfällen beteiligt ist, erhellt am besten aus der gemeinen Erfahrung, daß auch die kleinen Anfälle von momentanem Schwinden des Bewußtseins bei häufiger Wiederkehr trotz ihrer kurzen Dauer Gedächtnis und Intelligenz untergraben, auch wenn die Krämpfe, die sie begleiten, viel zu unerheblich sind, um die Körperkräfte zu erschöpfen und dadurch die Seelenvermögen zu schwächen.

Ueber den räumlichen Umfang, womit sich die Rinde an den Anfällen beteiligt, die mit aufgehobenem Bewußtsein verlaufen, verdanken wir dem Studium der Jacksonschen Form der Epilepsie wertvolle Belehrungen. Wie früher erwähnt worden, können Kranke mit engumschriebenen Verletzungen des motorischen Bezirks, beispielsweise nur des Rindenfelds für das Bein oder den Arm, die Auragefühle und Einzelkrämpfe Schritt für Schritt in ihrer Ausbreitung über die Leibesteile wahrnehmend genau verfolgen, bis zuletzt eine Körperhälfte von den Krämpfen ergriffen ist, und jetzt erst das Bewußtsein und Gedächtnis schwinden. Aus dem äußeren Gang, den die Gefühle und Krämpfe bei ihrer Ausbreitung über die Leibesteile nehmen, dürfen wir auf den inneren der Erregung in der Rinde und die räumliche Ausdehnung, die sie erreicht, schließen; sie pflanzt sich in solchen Fällen, wo das Bewußtsein erst schwindet, wenn eine oder gar erst beide Körperhälften von den Krämpfen ergriffen werden, mindestens über das ansehnliche Gebiet der motorischen Windungen einer Hemisphäre fort, ehe sie das Bewußtsein auswischt. Wieder in andern, durch die Sektion gesicherten Fällen von Rindenepilepsie geht die Erregung von sensorischen Bezirken aus; und es kann der Anfall mit einer eigentümlichen Erblindung oder Taubheit infolge von Unvermögen, optische und akustische Eindrücke wahrzunehmen, als Aurasymptomen beginnen, ehe das motorische Rindenzentrum teilnimmt und das Bewußtsein schwindet. Somit reicht auch die Ausbreitung der Erregung über ein großes sensorisches Rindenzentrum nicht aus, um das Bewußtsein aufzuheben. Um es völlig durch die ganze Dauer des Anfalls auszuwischen, braucht es vermutlich eine Ausbreitung über den ganzen Rindenmantel oder doch mindestens über den ganzen Stirnlappen, dem, wie es scheint, das oberste Willenskommando zusteht. In den epileptischen Dämmerzuständen dürfte es sich um geringere Grade der eigentümlichen Erregung handeln, die sie verursacht.

Die Erregung der Großhirnrinde, die dem epileptischen Anfall zu Grunde liegt, kann von Reizung sowohl der peripherischen als zentralen Teile des Nervensystems ausgehen, und je nach dem ersten Ausgangsorte der Anfälle kann man, wenn sie zur chronischen Krankheit werden, zwei große Klassen von Epilepsien unterscheiden: die aus peripherischer Nervenreizung entstandenen, die immer

Digitized by Google

Reflexepilepsien sind, und die aus Reizung der zentralen Gebiete entstandenen, die es nur dann sind, wenn sie von Reizung der sensibeln Nerven im zentralen Teile des Reflexbogens ausgehen. Die Reizung der motorischen Nerven des Reflexbogens, die direkt in die Muskeln sich einsenken, kommt bei den epileptischen Krämpfen nicht in Betracht, weil die Erregung, worein sie die Reizung versetzt, nur zentrifugal zu den Muskeln sich fortpflanzt. So vermag sie nur einfache Muskelkrämpfe, die sich auf das Gebiet des betroffenen motorischen Nerven beschränken, hervorzurufen, und keine Reflexkrämpfe. Diese könnten nur dann sich hinzugesellen, wenn der Muskelkrampf die sensibeln Nerven des ergriffenen Bezirks etwa durch schmerzhafte Reizung infolge von Zerrung und Druck so erregte, daß die Reflexzentren in Thätigkeit versetzt werden, und die Krämpfe dadurch auf weitere Muskelgebiete übergreifen könnten.

Der Erfolg der Erregung, die kräftig genug ist, um bis zu den Zentralgebieten vorzudringen, hängt immer von dem Grade ihrer Erregbarkeit ab, der, wie bei den Tieren von der Art, der sie angehören, beim Menschen von den angeborenen Familien- und erworbenen persönlichen Anlagen abhängt. Bekannt ist die enorme Steigerung der Reflexerregbarkeit, die durch Strychnin oder das Starrkrampfgift erzeugt wird; die leiseste Berührung der Haut löst furchtbare Krämpfe aus, die bei der ungemeinen Raschheit, womit sie aufeinander folgen, die Gestalt der tetanischen annehmen, aber das Bewußtsein nicht beeinträchtigen, weil die Erregung in dem Reflexgebiete des zentralen Nervensystems abschließt und nicht bis zur Großhirnrinde hinaufsteigt. Es gehört eben zum Wesen der epileptische Anfälle erzeugenden (epileptogenen) Reizung, daß sie bis dahin vordringt. Solange die Krämpfe das Reflexgebiet, das von Rückenmark, Hinter- und Mittelhirn umschlossen ist, nicht überschreiten, so haben sie nur den Anspruch auf Anerkennung als Reflexkrämpfe; epileptisch wird der Reflexkrampf erst, wenn die Erregung die Großhirnrinde ergreift und das Bewußtsein in der wiederholt beschriebenen eigentümlichen, eingreifenden Weise stört.

Wir haben der Versuche gedacht (M. Hall u. a.), die Epilepsien samt und sonders auf Reflexkrämpfe zurückzuführen, die durch Beteiligung der Reflexzentren im Hinterhirn für Atmung und Stimmbildung oder für die Gefäßnerven des Großhirns dieses Organ in das Bereich der Erregung zöge, somit auf Umwegen, nicht auf direkter Bahn. Wir sind zwar gezwungen, diese Hypothesen fallen zu lassen, aber einige Erscheinungen des Anfalls erklären wir noch heute am besten aus der Beteiligung der Reflexzentren für die Atmung und für die Gefäßnerven des Gehirns. Von jenen steht es fest, daß sie im Hinterhirn liegen und in inniger Verbindung mit der langen Kette der Reflexzentren stehen. Ob nun die Erregung von der Peripherie oder den Zentralteilen zufließt, könnten sie einen tonischen Krampf der Stimmritze und der Atemmuskeln erzeugen, der durch Sticknot die Störungen in Kreislauf und der Verrichtung des Großhirns erzeugte, die sich im Anfall durch die blaue Anschwellung des Gesichts und selbst nach Beendigung des Anfalls noch durch die bald länger bald kürzer zurückbleibende Betäubung (stupor) verraten. Auch die Blässe im Beginn des Anfalls

Digitized by Google

mag aus einem Krampfe der verengenden Gefäßnerven hervorgehen, und Knies gelang es, sie mit dem Augenspiegel an der Sehhaut nachzuweisen, aber es ist ungewiß, ob dieser Krampf vom Hinterhirn oder vom Großhirn selbst ausgeht.

Die Erregung, die von den sensibeln Nerven dem Rückenmark, Hinter- und Mittelhirn zuströmt, findet hier nach zwei Richtungen hin angelegte Bahnen, die sie je nach ihrer Stärke verschieden weit beschreiten kann. Sie beschränkt sich entweder auf die Stationen der Reflexzentren in den genannten Gebieten und erzeugt einfache Reflexkrämpfe einzelner oder zahlreicher Muskelgruppen, oder sie pflanzt sich aufwärts steigend zu höheren Gehirnteilen fort. Ehe sie in den sensorischen Rindenzentren anlangt und von da aus die motorischen erreichen und durch sie Krämpfe erzeugen und das Bewußtsein aufheben kann, durchsetzt sie andre sensorische Zentren in den grauen Schichten der tieferen Gehirnteile und der sogenannten Stammganglien des Großhirns. Da mannigfache Unlustbewegungen, ebenso die instinktiven Triebe mit auf die Welt gebracht werden, auch Unlustäußerungen bei Mißgeburten, denen das Großhirn bis zur Mitte der Vierhügel fehlte, und bei Frühgeburten von acht Monaten, bei denen die Großhirnrinde nirgends fertig entwickelte, reife Nervenelemente erkennen läßt (Flechsig),[1]) beobachtet werden, so dürfen wir annehmen, daß auch von sensorischen Gehirnteilen, die zwischen der Großhirnrinde und den ersten Reflexstationen gelegen sind, Bewegungen und Krämpfe, eingeleitet und begleitet von sensorischen Erscheinungen, ausgehen können, ohne Vermittlung der Großhirnrinde. Daß endlich epileptische Krämpfe von den sensorischen Rindenzentren ausgehen können, ist durch den Tierversuch und die klinische Beobachtung sichergestellt. Wollen wir auch epileptische Anfälle solchen Ursprungs als reflektorische bezeichnen, so läßt sich dies nur unter der Bedingung zugestehen, daß sie als eine besondere, höhere und kompliziertere Unterordnung von den einfachen unterschieden werden.



Pariser Besuche.

Von

Frédéric Loliée.

V.

Bei Jules Claretie.

Vor kurzem ist in dieser Zeitschrift ein höchst anziehender Artikel von Georges Claretie erschienen, worin dieser etwas erzählte, was sein berühmter Vater und er vielleicht allein kennen zu lernen berufen waren: die Geschichte, die ge-

[1]) Die Lokalisation der geistigen Vorgänge, Leipzig 1896, Seite 11.

Digitized by Google

heimnisvolle Geschichte des letzten Dramas von Alexander Dumas Sohn, der rätselhaften „Route de Thèbes", der die Empfindlichkeit mancher dem Verfasser nahestehender Persönlichkeiten, unliebsame Rücksichten, die man „Familienrücksichten" nennt, noch heute verwehren, auf der Bühne zu erscheinen. Der kühne Dramatiker, der so beherzt die Fragen der öffentlichen Moral auf die Bühne brachte, der gewiegte Praktiker und wahre Emanzipator des modernen Lustspiels hatte mit dem Administrator des „Hauses Molières" einen Tag verabredet, an dem er ihm in seiner Privatwohnung das so lange angekündigte, stets erwartete und nie aufgeführte Stück vorlesen wollte, und er hatte sich ein Vergnügen daraus gemacht, auch den Sohn Claretie's zuhören zu lassen, damit dieser gewissermaßen unter seinen Augen von den Eindrücken Zeugnis ablege, die das Stück in einer jugendlichen, ganz von den Ideen, Gefühlen und Bestrebungen einer neuen Generation erfüllten Seele hervorzubringen fähig wäre.

Jetzt soll hier von Jules Claretie in Person die Rede sein — von Jules Claretie, dem Ehrenpräsidenten der Société des Gens de Lettres, dem Mitgliede der Académie Française, dem Theateradministrator, dem unermüdlichen Schriftsteller, dem Universalmenschen Claretie.

Ich weiß nicht, welcher Statistiker des Journalismus eines Abends ausgerechnet hat, daß die Masse der vom Verfasser der „Million" und des „Monsieur le Ministre" geschriebenen Seiten aufeinandergetürmt, den monumentalen Stoß der Werke Voltaires an Höhe übertreffen würde.

Jules Claretie hat auf der Bühne Beifall errungen, als Geschichtschreiber und Romandichter dankbare Leser gefunden, als litterarischer und dramatischer Kritiker sich Gehör und Anerkennung zu verschaffen gewußt; seine Feuilletonartikel endlich bilden nicht den geringsten Teil seines enormen schriftstellerischen Schaffens. Nimmt man hinzu, daß er der Befehlshaber und der Pilot eines sehr schwer zu steuernden Schiffes ist und daß er, nicht ohne Mühe, die Geschicke der Comédie Française lenkt, so hat man eine Vorstellung davon, wieviel Arbeit, Einfluß und Thätigkeit sein Name, seine Werke und seine Persönlichkeit in Paris darstellen.

Das ist schon seit langer Zeit so. „Ah, junger Mann," sagte beim Beginn seiner Laufbahn der geistreiche Charles Monselet zu ihm, „welche Rolle spielt das Schreiben in Ihrem Leben!" Von 1860 bis 1865 wurde kein Journal gegründet, bei dem er nicht seinen von vornherein für ihn bestimmten und ihm angebotenen Platz als Mitarbeiter gehabt hätte. Eine ungewöhnliche Geschmeidigkeit des Geistes, eine Vorliebe für alles, was die Menschen und die Dinge seiner Zeit angeht, und eine genaue Kenntnis davon, ein sehr lebhafter Sinn für Aktualität und eine erstaunlich gewandte Hand hatten ihn mehr als jeden andern für die vielseitigen Geschmacksrichtungen einer Epoche wie der unsrigen geeignet gemacht.

Thatsächlich ist Jules Claretie derjenige französische Schriftsteller, der die meisten Zeilen zu Papier gebracht hat, und in den zehn Jahren, seit denen er in seinem Administratorkabinett sitzt, wird kein Mensch seine Zeit mehr von Besuchen überhäuft gesehen haben als er. Er hatte kaum seine offizielle Ernennung

Digitized by Google

erhalten, als sich die Manuskripte um ihn auftürmten und er der Vasall des ganzen unruhigen Personals war, das die Welt des Theaters darstellt.

„Sie müssen sich ohne weiteres sagen,“ schrieb er mir, „daß ich der am meisten hin und her gerüttelte Mensch von Paris bin.“

Und als ich eben in sein prächtiges und vornehmes, künstlerisches und zugleich ernstes Arbeitskabinett eingetreten war, zeigte er mir eine auf seinem Tische aufgehäufte Menge von Briefen und offenen Couverts.

„Meine Morgenkorrespondenz,“ sagte er einfach. „Da sehen Sie. Ich habe die vielleicht lästige Gewohnheit, die meisten der an mich gerichteten kurzen oder langen Episteln, von denen jede für den Absender oder die Absenderin ihren Wert, ihr Interesse, ihren Grund hat, ohne einen Vermittler zu beantworten. Ich habe das Gefühl, daß das Leben kurz wird, und daß die Zeit gekommen wäre, mit dem zu geizen, was mir von den erfreulichen Erlebnissen und dem Reiz der entflohenen Jahre geblieben ist. Indessen, ich beklage mich nicht, dieser Art von kollektivem, lärmendem und fieberhaftem Dasein anzugehören, das sich Pariser Großstadtleben nennt, und mich darin auszugeben.“

Dann fügte er mit seiner gedämpften, fast klanglosen Stimme, die so ruhig und maßvoll ist wie seine Handbewegungen, hinzu:

„Ich liebe die Arbeit in allen ihren Formen: die Korrespondenz, das Schreiben von Artikeln, Büchern, Romanen, das Entwerfen dramatischer Pläne, das Ueberwachen der Proben, die Beseelung des Spieles und bisweilen sogar das, was man am meisten von allem verabscheut: die Lektüre der Manuskripte — gewisser Manuskripte. Was ich als lästig empfinde, sind nur die vielen kleinen Obliegenheiten, mit denen man nutzlos und ohne durch intellektuelle Genüsse entschädigt zu werden, die Zeit verthut. Das tägliche Leben des Administrators eines offiziellen Theaters ist, so beneidenswert es von außen erscheinen mag, überreich an solchen inhaltlosen und langweiligen Kleinigkeiten. Man mag wollen oder nicht, man muß tausend und abertausend unbedeutende Dinge, die einem scheinbar nur ein paar kurze Minuten wegnehmen, mit seiner Verantwortlichkeit decken. Aber diese Minuten summieren sich, sie werden zu Stunden, in denen es einem möglich gewesen wäre, neue Pläne zu ersinnen, Erinnerungen zu Papier zu bringen, noch etwas mehr an den Bestrebungen und Interessen seiner Zeit teilzunehmen …

„Einen täglichen Verkehr mit den unruhigsten, nervösesten und empfindlichsten Wesen, die es giebt: den Schauspielern und Schauspielerinnen, unterhalten, sich jeden Augenblick von dem schrillen Ruf des Telephons bedroht fühlen, dessen bebender Ton für mich fast zu einer entnervenden Marter geworden ist seit dem Tage, an dem das eilige ‚Hallo! Hallo!‘ mir, während ich ruhig über einer geliebten Arbeit saß, von dem Brande der Comédie Française Kunde gab; immer daran denken, das bißchen Zeit, das einem gelassen wird, nach der Uhr einzuteilen, um den unvermeidlichen Zusammenkünften, den Komitee-sitzungen, den Lesungen der Stücke, den großen Inscenierungen beizuwohnen und zwischen zwei Sitzungen den am Morgen begonnenen Artikel, den man am

Digitized by Google

Abend abzuliefern versprochen hat, zu vollenden — es ist klar: das ist viel, manchmal zu viel!"

„Würden Sie aber nicht doch, wenn Ihnen jetzt gleich die Freiheit wiedergegeben würde, sich schon morgen ein wenig nach allen diesen Obliegenheiten zurücksehnen, die eine beständige Anregung für Ihren Thätigkeitsdrang sind?"

„Vielleicht," gab er lächelnd zu. „Denn bin ich nicht, wie viele meinesgleichen, aus Widersprüchen und Gegensätzen zusammengesetzt? Im Grunde bin ich einer von den Menschen, die sich ihr ganzes Leben lang Ruhe wünschen und die trostlos wären, wenn sie sie hätten, — Menschen, die das in sich haben, was ich einen ‚paresseux éperonné' nenne, die von einer langen Mußezeit träumen und sich nie zur Ruhe setzen, sondern unaufhörlich und mit Lust weiter arbeiten.

„Gleichwohl — wenn ich im Frühling mein Nest im Grünen, in Viroflay, wieder aufsuche, wo ich dichtbelaubte Gärten und grüne Rasenflächen vor Augen und rings um mich her jene heitere Ruhe habe, die der geistigen Arbeit so förderlich ist, so denke ich jede Woche, jeden Monat daran, meinen Abschied als Administrator der Comédie Française zu nehmen. Zehn Jahre dieses Priestertums haben schwer genug auf meinen Schultern gelastet, so daß ich berechtigt wäre, seine Würden und Bürden bald einem andern abzutreten."

„Wenn Ihnen aber," bemerkte ich, „einen Tag später ein andres, noch schwereres noch aufreibenderes Amt angeboten würde, z. B. die Leitung eines großen Blattes, würden Sie dann nicht Lust haben, es anzunehmen, das heißt sich aus einem Schmelzofen in den andern zu stürzen?"

„Ja, der Journalismus, der kann einen in seinen Bann ziehen und fiebern machen! Vor einiger Zeit wurde mir ein Anerbieten gemacht. Es handelte sich um ein Tagesblatt, das viele glänzende Campagnen hinter sich hat und einen europäischen Ruf besitzt. Die Versuchung dazu wäre jetzt noch lockender. Doch es wäre mir lieber, sie böte sich nicht, denn ich weiß sonst nicht mehr, wann, zu welchem Zeitpunkt meines Lebens ich die Fortsetzung der Denkwürdigkeiten meines lieben Brichanteau [1]) wieder aufnehmen kann ... Der Friede ist wieder eingekehrt im ‚Hause Molières'. Man hat aufgehört, in der Presse gegen meine Administration loszuziehen und in den Kulissen Komplotte zu schmieden. Vor zwei oder drei Monaten hätte ich nicht zurücktreten können ... Wenn man allzu vielen Menschen und allzu vielen Dingen Sympathie entgegenbringen soll, darf man kein schwacher und unentschlossener Charakter sein. Das Urteil darüber steht für die Zukunft fest. Die Ehre ist jetzt gerettet, ich werde mich nächstens in mein Zelt zurückziehen können."

„Ohne Zweifel, um weitere Bücher, neue Romane zu schreiben oder, was noch besser wäre, Ihre Erinnerungen aufzuzeichnen?"

---

[1]) Typus eines alten Schauspielers, eine von Claretles Lieblingsfiguren, die in seinen Romanen öfters wiederkehrt. S. Claretles „Profils de théâtre", 1902, Gautier, Magnier, Editeurs. — Eine zusammenhängende Lebensgeschichte dieses köstlich gezeichneten Veteranen der Bühne enthält der Roman „Brichanteau Comédien", der kürzlich auch in deutscher Uebersetzung u. d. T. „Brichanteau der Mime" erschienen ist (Stuttgart und Leipzig 1902, Deutsche Verlags-Anstalt).

Digitized by Google

„Ich arbeite allerdings daran. Ich lege kein Gewicht darauf, posthume Denkwürdigkeiten zu hinterlassen. Ich hoffe ihre Veröffentlichung noch selber mitzuerleben. Sie werden ein wenig von mir selbst und ein gut Teil von andern Leuten enthalten. Ich habe so viele Persönlichkeiten aus der Welt der Litteratur, der Kunst und der Politik in der Nähe gesehen, so zahlreiche und so verschiedene Ereignisse miterlebt, so viele Erinnerungen aufgespeichert! Ich werde nicht alles erzählen, gewiß nicht, und das wird für viele Leute besser sein. Ich werde mich begnügen, wenn sich eine Gelegenheit bietet, so manches Urteil, das nicht die Gerechtigkeit selbst war, zu berichtigen."

Man kann nicht leicht mit jemand ein lehrreicheres Gespräch führen als mit Jules Claretie. Wenn man ihn sprechen hört, fühlt man, daß, wenn er freie Verfügung über seine Zeit hätte, die Erinnerungen und Anekdoten von seinen Lippen fluten würden wie ein reißender Strom.

Seit ungefähr drei Monaten ist er damit beschäftigt, sie zu sammeln; jeden Tag schreibt er eine oder zwei Seiten dieser Autobiographie, die durch die Zahl und die Art der Persönlichkeiten, die darin in Verbindung mit dem Verfasser selbst oder durch zufällige Umstände vorkommen werden, außerordentlich abwechslungsreich sein muß. Die Aufmerksamkeit ist beim französischen Publikum geweckt. In der litterarischen Welt giebt sich eine lebhafte Spannung kund, verbunden mit einem leichten Schauder des Unbehagens bei manchen von denen, die ihm nahe getreten sind, ehemalige Freunde oder Bittsteller und spätere Feinde, deren noch in frischem Andenken stehende Palinodien und noch ganz warme Undankbarkeit eine boshafte Feder am geeigneten Platze brandmarken könnte.

In Wirklichkeit wird Jules Claretie, wie wir ihn kennen, mit diesen Leuten nur als nachsichtiger Philosoph verfahren, der sich eine Zerstreuung bereitet, indem er im Vorübergehen, ohne länger als nötig ist dabei zu verweilen, weitere Beispiele, neue Fälle von der den Menschen angeborenen Unbeständigkeit aufzeichnet.

Er selbst hat übrigens darunter nicht dermaßen zu leiden gehabt, daß davon Bitterkeit in seinem Herzen und Gift in der Spitze seiner Feder zurückgeblieben wäre. Seine ganze Laufbahn ist glücklich und glatt gewesen. Die Regsamkeit seiner vielseitigen Fähigkeiten, sein nie versagendes Talent, keine Gelegenheit zu versäumen, in der künstlichen Atmosphäre, in der die berühmten Namen so schnell entstehen und verschwinden, gehört, gelesen, gekauft, gerühmt zu werden, und das Glück eines beständigen Erfolges hätten ihm nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge viele Feindschaft und Mißgunst zuziehen müssen. Er müßte, sollte man meinen, die Armen der Litteratur, die „Kristallisierten", die einbändigen Schriftsteller gegen sich gehabt haben. Der Charakter hat das Talent geschützt. Der Strahlenschein seines natürlichen und allgemeinen Wohlwollens hat den allzu sehr vom Glück begünstigten Schriftsteller vor vielen leidenschaftlichen Angriffen bewahrt. Von stets lebendigen Sympathien getragen, hat sich der Name und das Glück Jules Clareties zur Höhe emporgeschwungen.



Digitized by Google

Im Spätsommer 1806.

Auf den nachstehenden Blättern soll ein aktenmäßiger Beitrag zur Geschichte der August- und Septemberwochen des Jahres 1806 und der Ereignisse geliefert werden, die wenig später zu dem Unglückstage von Jena führten. Diesem Bericht werden ein Blick auf die damalige Weltlage und eine Mitteilung über die Quelle vorherzuschicken sein, aus der er geschöpft worden ist. Die Publikation selbst bedarf keiner Rechtfertigung: handelt es sich doch um einen Zeitabschnitt, dessen Bedeutung für die preußisch-deutsche Geschichte nicht wohl überschätzt werden kann, und um Verhältnisse, deren Lehrhaftigkeit durch die Kenntnis des einzelnen und einzelnsten bedingt erscheint. Das Charakterbild des Mannes, der für die größte unsrer politischen Niederlagen zunächst verantwortlich war, gehört freilich nicht zu denen, die „in der Geschichte schwanken“, zum Behuf richtiger Beurteilung der von dem Grafen Haugwitz verfolgten Politik wird indessen alles willkommen geheißen werden dürfen, was sich auf sein und seiner Genossen damaliges Verhalten bezieht.

Unter dem Eindruck der furchtbaren Niederlage, die der österreichischen Monarchie durch die Schlacht von Austerlitz (2. Dezember 1805) beigebracht worden war, hatte Preußen sich zum Abschluß des Pariser Vertrages vom 15. Februar 1806 bestimmen lassen. Während seine Verbündeten Rußland und England mit dem Imperator auf Kriegsfuß blieben, trat das Berliner Kabinett dem „französischen System“ bei. Durch die auf Andrängen Napoleons erfolgte Besitzergreifung Hannovers (1. April 1806) und die Sperrung der hannoverschen Flüsse wurde England der Fehdehandschuh hingeworfen und wenig später eine Verhandlung mit einer Anzahl nord- und mitteldeutscher Regierungen eröffnet, die darauf abzielte, in einem unter preußischer Führung stehenden Norddeutschen Bunde dem Rheinbunde einen Nebengänger zu schaffen. Obgleich Hardenberg und die um ihn gescharte patriotische Partei dieser Kombination von Hause aus widerstrebt und vorausgesagt hatten, daß Napoleons Absicht lediglich darauf gerichtet sei, das in Deutschland und Europa isolierte Preußen bei nächster Gelegenheit niederzuwerfen, und obgleich der König dem Rate Haugwitzens nur schweren Herzens Folge geleistet hatte, blieb es bei dem am 15. Februar inaugurierten „System“, Napoleon aber wußte sein Tempo mit einer Geschicklichkeit wahrzunehmen, die allein durch die Perfidie seines Verfahrens übertroffen wurde. Während er in der Stille dem Zustandekommen des von ihm selbst der Berliner Regierung angeratenen Norddeutschen Bundes Schwierigkeit auf Schwierigkeit in den Weg legte, von jeder Entschädigung des um den Besitz Ansbachs gebrachten „Verbündeten“ absah und dessen Sicherheit durch in Deutschland belassene Heeresmassen bedrohte, verhandelte der Kaiser zu Paris mit den Bevollmächtigten Rußlands (Oubril) und Englands (Lord Lauderdale) über Friedensschlüsse, die, wenn sie zu stande gekommen wären,

Digitized by Google

Preußen jedes Rückhalts beraubt und bedingungslos der Willkür Frankreichs preisgegeben hätten. Obgleich diese Sachlage in Berlin kein Geheimnis geblieben war, verharrte Haugwitz bis in den Herbst des Entscheidungsjahres auf der Vertrauensseligkeit, mit der er sich dem „Manne des Jahrhunderts“ in die Hände begeben hatte, und der Einfluß dieses Ratgebers wog bei dem Könige schwerer als die Summe der von den besten Patrioten des Landes beigebrachten Hinweisungen auf die heranrückende Gefahr. Erst als der Haugwitz befreundete Gesandte in Paris, Marquis Lucchesini, berichten mußte, daß Napoleon das Preußen aufgedrängte Hannover in der Stille den Engländern angeboten habe, entschloß sich Friedrich Wilhelm III., seine Armee auf den Kriegsfuß zu setzen und, auf die Gefahr eines Bruchs mit dem Pariser „Verbündeten“, auf die eigne Sicherung Bedacht zu nehmen (9. August 1806).

Ueber die Geschichte und Vorgeschichte dieses folgenreichen Tages und der auf ihn bezüglichen Stimmungen erteilen die (bisher unveröffentlichten) Berichte des damaligen bayrischen Gesandten am Berliner Hofe Chevalier (später Grafen) de Bray eine Auskunft, die an Genauigkeit nicht übertroffen werden kann und deren Interesse durch die Person des Berichterstatters noch erhöht wird.

Seit dem Jahre 1801 in Berlin accreditiert, hatte Herr de Bray (ein ehemaliger Malteserritter, der als Emigrant nach Deutschland gekommen und zur Zeit des Rastatter Kongresses in bayrische, damals kurpfälzische Dienste getreten war) aus seinem Eifer für das „französische System“ niemals ein Hehl gemacht und trotz guter Beziehungen zu Hardenberg die Haugwitzsche Politik mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln unterstützt. Daß außerhalb der Allianz mit Frankreich für Preußen kein Heil sei und daß Haugwitz und Lombard die „wahren Interessen“ ihres Vaterlandes richtiger erkannt hätten als die Männer der Kriegs- und Militärpartei, bildete für den Gesandten König Max Josephs einen Glaubenssatz, auf den er in seinen Berichten immer wieder zurückkam. Ungleich seinem Gönner Montgelas war Graf Bray dabei kein Feind oder Neider Preußens: Bayern und Preußen gehörten seiner Anschauung nach zusammen, weil ihre Interessen zu denen Oesterreichs in unversöhnlichem Gegensatz standen, beide auf die Unterstützung Frankreichs angewiesen und außerdem dazu bestimmt seien, sich in die Hegemonie über die kleinen deutschen Staaten zu teilen. Diesem Bekenntnis entsprechend stand der bayrische Gesandte zu Haugwitz und Lombard in ebenso vertrauten Beziehungen wie zu dem französischen Gesandten Laforest, den er während der Monate, die dem Ausbruch des Krieges von 1806 vorausgingen, nahezu täglich sah und sprach. Brays Berichte bilden darum einen getreuen Spiegel der Auffassungen der französischen Partei in Berlin und insbesondere derer des Grafen Haugwitz. Es darf dabei erwähnt werden, daß Graf Bray für den bestunterrichteten mittelstaatlichen Diplomaten am Hofe Friedrich Wilhelms III. galt, daß er als Mann von Geist, Bildung und liebenswürdigen Formen mit der Mehrzahl seiner Kollegen auf freundschaftlichem Fuß stand und daß er demgemäß besser als andre wußte, was im Werke war und worauf es ankam.

Digitized by Google

Daß englischerseits die Wiedergabe Hannovers zur Hauptbedingung des Friedensschlusses mit Frankreich gemacht worden, war in Berlin bereits im Laufe des Juli bekannt geworden, und zwar auf Grund amtlicher Mitteilungen des französischen Gesandten. In einem Bericht vom 22. Juli schreibt Bray auf Grund ausführlicher Unterredungen mit Haugwitz und Laforest darüber das Folgende:

„Indem Frankreich die preußische Regierung von den Zumutungen Englands in Kenntnis setzte, teilte es ihm zugleich die kategorische Antwort mit, die es darauf erteilt hatte: der Pariser Frieden vom 15. Februar und die Allianz mit Preußen würden dem vollen Umfang nach aufrecht erhalten werden. Zum Entgelt solle Preußen England gegenüber größere Festigkeit beweisen ... die kommerziellen Interessen Englands bedrohen und durch energische Proklamationen Frankreich und Europa die Gründe für die Besitznahme Hannovers und den unwiderruflichen Entschluß ankündigen, sie gegen jeden Angriff aufrecht zu erhalten." Im weiteren Verlauf des Berichtes wird versichert, daß Graf Haugwitz sich diesen Gedankengang vollständig zu eigen gemacht habe und daß England den Frieden nicht haben werde, wenn es auf der Wiederherausgabe Hannovers bestehe. „Ich sehe, daß Preußen von der Haltung Frankreichs vollständig befriedigt ist. Graf Haugwitz hat mir direkt ausgesprochen, wie sehr sein Vertrauen und das des Königs durch die Versicherungen befestigt worden sei, die zu Paris Herrn v. Lucchesini und hier durch Herr de Laforest abgegeben worden sind. Ebenso hat der Prinz von Oranien, den man mit französischen Absichten auf Luxemburg beunruhigt hatte, durch Herrn de Laforest Zusicherungen erhalten, die ihn vollständig befriedigt haben. Herr de Laforest hat dem Prinzen, der ihn aufgesucht hatte, bei dieser Gelegenheit gesagt, wie sehr er gegen diejenigen auf der Hut sein müsse, die tausend Gerüchte verbreiteten, die ihn und den König beunruhigten — und so weiter."

Dieselben Versicherungen werden in einer ganzen Reihe von Berichten wiederholt und durch Ausführungen über die Zugeständnisse ergänzt, die Frankreich der preußischen Regierung in Sachen des unter seiner (Preußens) Hegemonie zu begründenden Norddeutschen Bundes zu machen bereit sei, sowie über die Bereitwilligkeit, mit der Preußen den Grundlagen der durch den Rheinbund begründeten Ordnung der Dinge zugestimmt habe. So vollständig erscheint die Beruhigung Brays über die Gestaltung der französisch-preußischen Beziehungen geworden zu sein, daß nicht diese, sondern die Aussichten des damals durch Alexanders I. Gesandten Oubril zu Paris verhandelten russisch-französischen Friedensschlusses den Hauptgegenstand seiner Berichterstattung bilden. Ein veränderter Ton wird erst am 9. August — dem Tage der preußischen Mobilmachungsordre — angestimmt, doch auch jetzt noch an der optimistischen Auffassung festgehalten, die die Grundlage des Haugwitzschen Systems bildete. Der Braysche Bericht vom 9. August ist merkwürdig genug, um dem Hauptinhalte nach wiedergegeben zu werden.

„Vorgestern abend empfing das hiesige Ministerium einen von Herrn

Digitized by Google

v. Lucchesini entsendeten Kurier, der — wie allgemein angenommen wurde — die Unterzeichnung des Präliminarfriedens (sc. Frankreichs) mit England gebracht haben sollte. Gestern als ich beim Grafen Haugwitz mit Herrn de Laforest speiste (beiläufig bemerkt war dieser zum erstenmal bei Haugwitz zum Essen), nahm der Staatsminister mich nach Tisch beiseite, um mit mir ein einstündiges Gespräch über die Gründe zu führen, die zur Entsendung des Kuriers die Veranlassung gegeben hatten ... Lucchesinis Kurier war am Abend des 29. (sc. Juli) expediert worden. Die Unterzeichnung des Präliminarfriedens hatte zu diesem Zeitpunkt noch nicht stattgefunden, konnte aber — wie der Minister meldete — jeden Augenblick erwartet werden ... Bis zu diesem für Preußen so wichtigen Augenblick wußte Herr v. Lucchesini aber noch nicht, welchen Entschluß der Kaiser in Sachen Hannovers fassen werde: seine Unruhe darüber verhehlte er nicht. Ew. Majestät werden sich erinnern, was ich in meinem Rapport Nr. 55 darüber berichtet habe. Herr de Laforest hatte dem hiesigen Ministerium damals die formelle Erklärung abgegeben, daß Frankreich fest entschlossen sei, jede auf die Zurückgabe Hannovers bezügliche Forderung zu verwerfen, daß es aber gleichzeitig erwarte, Preußen werde sich seinerseits entschiedener, als bisher geschehen, aussprechen. Graf Haugwitz hatte darauf geantwortet: ‚Da wir keine Flotte besitzen, wird unsre Mitwirkung (coopération) nicht so wirksam sein können, wie Ihr es wünscht. Laßt uns aber wissen, welche Art der Unterstützung wir Euch bieten sollen, so wird sich zeigen, daß wir nicht zaudern.‘ Die letzten von Laforest abgesendeten Kuriere haben diese formelle Erklärung sowie die Mitteilungen darüber nach Paris überbracht, daß Preußen den Prinzipien des Südbundes vollständig beipflichte und daß es einen Bund ähnlicher Art für den Norden ins Werk richten werde. Alle innerhalb der preußischen Linie liegenden deutschen Staaten sollten unter dem Protektorat Preußens vereinigt und dadurch in die Allianz mit Frankreich aufgenommen werden. Außerdem hat der König, wie Graf Haugwitz mir selbst sagte, die Könige von Holland und von Neapel [1]) in aller Form anerkannt und bereits einen an den Hof des Königs Joseph zu entsendenden Gesandten ernannt. Danach habe Preußen es an nichts fehlen lassen, was Frankreich wünschen könne, und er, Graf Haugwitz, schmeichle sich, daß Kaiser Napoleon nach Eintreffen des von Laforest entsendeten Kuriers nicht zögern werde, einen so feierlichen und gleichsam von ihm selbst entworfenen Vertrag wie den vom 15. Februar auch seinerseits gewissenhaft zu erfüllen. Ist doch der bloße Zweifel über diesen Punkt schon höchst peinlich. Ew. Majestät werden sich die Lage vorstellen können, in der Graf Haugwitz sich befindet." — Von mehr als einem Zweifel an Erfüllung der französischen Versprechungen ist nicht die Rede. In der Brayschen Depesche folgen auf eine Reihe von Ausführungen über diesen

[1]) Man erinnert sich, daß Joseph Bonaparte im Dezember 1805 zum „Könige beider Sizilien", Ludwig Bonaparte am 6. Juni 1806 zum Könige von Holland ernannt worden war.

Digitized by Google

letzten Punkt durchaus hypothetisch gehaltene Betrachtungen über die möglichen Folgen eines französischen Wortbruchs, unter denen die Besorgnis, daß Preußen solchenfalls die Zurückgabe des von Bayern in Besitz genommenen Ansbach verlangen könnte, die Hauptrolle spielen. Schließlich wird indessen die Hoffnung ausgesprochen, die gehegte Befürchtung werde sich nicht erfüllen — beide Freunde (Bray und Haugwitz) scheinen einander in der Meinung begegnet zu sein, daß Napoleon einer Felonie unfähig sei, die seine eignen Interessen schädigen müsse.

Ob Lucchesinis Meldung vom 29. Juli mehr besagt hatte, als Haugwitz Herrn v. Bray mitzuteilen für zweckmäßig gehalten, wissen wir nicht. Ebenso erscheint zweifelhaft, ob Haugwitz zur Zeit des mit Bray geführten Gesprächs bereits davon unterrichtet war, daß der Erlaß einer preußischen Mobilmachungs-Ordre für den nächsten Tag bevorstehe. Daß sie dem gesamten in Berlin accreditierten diplomatischen Corps den Eindruck eines aus heiterem Himmel gefallenen Blitzes machte, geht aus dem am 12. August erstatteten Berichte des bayrischen Gesandten deutlich hervor. Er schreibt das Folgende:

„Am Sonnabendabend schrieb Herr de Laforest seinem Hof, um über die (sc. preußischen) Besorgnisse zu berichten, die ihm und mir gegenüber ausgesprochen worden waren: daß sie für Frankreich bedrohliche Folgen haben könnten, war ihm dabei nicht in den Sinn gekommen. An demselben Tage (Sonnabend den 9. August) empfing er einen Kurier aus Paris, der am 3. abgereist und ungewöhnlich lange unterwegs gewesen war. Die von ihm mitgebrachten Depeschen sprachen sich über Preußen so günstig aus, daß der Gesandte sich sofort zu Haugwitz begab, um ihm entsprechende Mitteilung zu machen. Da er den Grafen nicht antraf, verbrachte er den Abend bei mir, wo er mehreren Personen sagte, daß die auf Hannover bezüglichen Gerüchte falsch seien und daß Frankreich lieber den Krieg gegen England fortsetzen, als in diesem Punkte nachgeben werde.

Durch den Inhalt der von dem Kurier überbrachten Nachrichten vollständig beruhigt, verbrachte Herr de Laforest sodann den folgenden Tag auf dem Lande. Bei seiner Rückkehr fand er die Stadt von beunruhigenden Gerüchten erfüllt. Man sprach von nichts als von Kriegsvorbereitungen und von einem Befehl, nach dem die gesamte Armee auf Kriegsfuß gesetzt werden sollte. — In dem Privatbrief, den ich dem Minister Eurer Majestät am Sonnabend geschrieben habe, ist bereits gesagt worden, daß der General Pfuhl nach Charlottenburg berufen worden war und daß dieser Umstand mir bezeichnend genug erschien, um erwähnt zu werden. Den umlaufenden Alarmgerüchten wollte ich keine Bestätigung zu teil werden lassen. Heute ist indessen allgemein bekannt, daß am Abend des 8. an die Inspektionen Schlesiens Befehle abgegangen sind, in denen sie angewiesen werden, an die sächsische Grenze zu marschieren. Die hiesige Garnison und die von Potsdam haben den Befehl erhalten, sich zum Abmarsch auf das erste Zeichen bereit zu halten. Es werden Artilleriepferde angekauft, General Schmettau und Prinz Louis sind zu Beratungen einberufen worden, und die Adjutanten des Königs befinden sich seit zwei Tagen

Digitized by Google

in außerordentlicher Thätigkeit. — Ueber all diese Vorgänge durch das Publikum unterrichtet und durch eine so außerordentliche Bewegung überrascht, hat Herr de Laforest sich gestern zum Grafen Haugwitz begeben und mit ihm eine höchst erregte Auseinandersetzung gehabt. Laforest hat Herrn v. Haugwitz vorgeworfen, daß das Vorgefallene zu den von ihm (L.) gegebenen Erklärungen im Gegensatz stehe und daß trotz der von Haugwitz gemachten Versicherungen für Frankreich bedrohliche Vorbereitungen getroffen würden. Weiter beklagte er sich mit Bitterkeit darüber, daß er die Kunde von diesen Maßnahmen auf der Gasse habe auflesen müssen und daß durch die Indiskretion preußischer Offiziere ihm und dem Publikum Dinge zur Kenntnis gebracht worden seien, aus denen der Minister ihm gegenüber ein Geheimnis gemacht habe. — Graf Haugwitz versuchte dieser Diskussion auszuweichen, — durch die Oeffentlichkeit der über die Rüstungsordre bekannt gewordenen Einzelheiten bedrängt, gestand er indessen schließlich ein, daß dergleichen Maßnahmen ergriffen worden seien, fügte aber hinzu, daß sie bloße Sicherheitsmaßregeln seien. Laforest wandte ein, daß diese Rüstungen entweder gegen die Feinde Frankreichs oder gegen dieses selbst gerichtet sein müßten. Im ersteren Fall sei kein Grund für das Geheimnis, im andern Falle müsse gefragt werden, was alsdann die neuerdings abgegebenen Freundschaftsversicherungen bedeuteten. Graf Haugwitz gab zur Antwort, daß Preußen genugsam bewiesen habe, daß es den Frieden wolle, daß es allen Wünschen Frankreichs zuvorgekommen sei, daß sich aber nichtsdestoweniger Dinge begeben hätten, die für den König betrübend seien, wie zum Beispiel die Beraubung des Prinzen von Oranien. Der König habe alle denkbaren Bürgschaften für die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung geboten, verlange aber auch seinerseits Vertrauen, Rücksicht und Aufrichtigkeit. Seiner Majestät seien von allen Seiten beunruhigende Berichte darüber zugegangen, daß französische Truppen preußische Gebiete zu bedrohen schienen. Man erzähle, daß Bayern Bayreuth verlange, ja man wisse sogar nicht, ob Frankreich nicht am Ende mit Oesterreich im Einverständnis sei. Hier unterbrach Herr de Laforest den Grafen Haugwitz, indem er auf die Sinnlosigkeit des letzteren Vorwurfs hinwies und fragte, wie es denn zugehe, daß man den Berichten leidenschaftlicher und schlechtunterrichteter Leute größeren Glauben schenke als den offiziellen Mitteilungen, die er Auftrags gemäß gemacht habe! — Darüber kam Lombard hinzu, der die preußischen Rüstungen zu verteidigen versuchte, indem er ein Bild derjenigen entwarf, die in Frankreich vorgenommen würden. Er verbreitete sich so gründlich über diesen Gegenstand, daß Haugwitz und Laforest ihn mit der Bemerkung unterbrachen, daß er Beredsamkeit und nicht Politik treibe. Schließlich sprach Graf Haugwitz Herrn de Laforest seinen Dank für die ihm gemachten beruhigenden Zusicherungen aus, indem er hinzufügte, daß er (H.) den König aufsuchen werde, um ihm von den befriedigenden Nachrichten Kenntnis zu geben, die der Kurier überbracht habe, und daß er nicht daran zweifle, ihm (Herrn de Laforest) schon am nächsten Tage Mitteilungen machen zu können, die geeignet sein würden, alle Unruhe zu verscheuchen. — Nach Beendigung

Digitized by Google

dieser Unterhaltung kam Herr de Laforest zu mir. Ich erwartete Haugwitz zum Essen, und dieser erschien trotz seiner zahlreichen Geschäfte zur Tafel, an der auch Laforest teilnahm. Vor wie nach der Mahlzeit nahm Haugwitz mich zur Seite, indem er mich dringend bat, auf Laforest in beschwichtigendem Sinne einzuwirken. „Sagen Sie ihm," so bat er mich zu wiederholten Malen, „daß wir loyal, einfach und ohne alle Umschweife verführen, daß wir unsre Verbindlichkeiten vollständig und aufs genaueste einhielten und daß Frankreich, wenn es seine Verbündeten bewahren wolle, diese nicht zu bedrohen brauche." — Ich fragte ihn, ob Frankreich denn wirklich Bewegungen vorgenommen habe, die geeignet seien, Preußen zu beunruhigen. „In der That," gab er mir zur Antwort, „ist das in Holland, in Westfalen und in Franken geschehen. Hervorragende Offiziere, wie Prinz Murat und andre, verführen Reden, die unsre Aufmerksamkeit auf sie lenken müssen. In der französischen Armee herrscht ein bedrohlicher Ton vor, und alles richtet sich gegen uns. Man will, daß wir Hannover behalten sollen, es scheint aber, daß man uns zugleich weitere Opfer auferlegen will."

An dem — für sämtliche Beteiligte außerordentlich charakteristischen — Inhalt dieser Mitteilungen erscheint zweierlei besonders bemerkenswert: die Behutsamkeit, mit der Haugwitz jeder Berührung des eigentlich entscheidenden Punkts, das heißt der Informationen über Napoleons Bereitschaft zur Wiedergabe Hannovers an Georg III., aus dem Wege geht, und seine Haltungslosigkeit bei den Verhandlungen mit Laforest. Der schwachmütige Mann wagt nicht, dem französischen Gesandten geradeheraus zu sagen, daß Preußen über die verräterischen Gedanken unterrichtet sei, mit denen Napoleon sich wenigstens zeitweise getragen hatte, er schwingt sich auch nicht dazu auf, den Ernst der durch den Mobilmachungsbefehl seines Königs geschaffenen Lage gebührend hervorzuheben. Er ergeht sich in Ausreden und Entschuldigungen, erbittet Brays Beistand zur Beschwichtigung Laforests und huldigt allen Ernstes dem Wahn, Napoleon mit der von Preußen ergriffenen Maßregel versöhnen zu können. Wo alles darauf ankam, dem Gegner durch Entschlossenheit zu imponieren, verrät er peinliche Besorgnisse vor den Folgen der von seiner eignen Regierung ergriffenen Maßregel!

Wir übergehen den ferneren Inhalt der Brayschen Depesche vom 12. August, die sich im einzelnen über Laforests Erregung und über dessen Absicht verbreitet, seine sofortige Abberufung von dem undankbaren Hofe zu verlangen, der ihm (L.) für seinen guten Willen mit einer „Mystifikation" gelohnt habe. — Aus dem Schluß dieses Berichts erhellt, daß diese Absicht zunächst vertagt worden und daß der französische Gesandte seinen Kurier erst absenden gewollt, nachdem er den Grafen Haugwitz nochmals gesprochen, beziehungsweise die von ihm in Aussicht gestellten beruhigenden Versicherungen erhalten. Es darf erwähnt werden, daß Bray trotz seiner Hingabe an das „französische System" den guten Grund der preußischen Besorgnisse nicht bestreitet und trotz alles sonstigen Optimismus die Möglichkeit hinterrückischer Absichten Napoleons für nicht ausgeschlossen ansieht.

Digitized by Google

Aus dem folgenden Bericht (16. August) erfahren wir, daß die zwischen Haugwitz und Laforest verabredete Unterredung am Mittwoch dem 13. August stattfand und daß am Abend des nämlichen Tages der bezügliche Bericht des französischen Gesandten abgesendet wurde. Auf den Inhalt gehen wir nicht ein, da er im wesentlichen die berichteten Unterredungen resumiert und im übrigen bestätigt, was anderweit über den Verlauf der Verhandlungen bekannt geworden. Auch Laforest hielt an der Hoffnung einer Verständigung fest, glaubte die ihm aus Paris gewordenen Mitteilungen als mittelbare Bestätigungen seiner Auffassung ansehen zu dürfen und sprach noch am 23. August dem bayrischen Gesandten gegenüber die Meinung aus, sein letzter Bericht werde den übeln Eindruck der Nachrichten über die preußische Mobilmachungsordre verwischen und den Kaiser von den guten Absichten Preußens überzeugen. Besonders günstig werde Lucchesinis Abberufung (aus Paris) wirken, mit dem Napoleon niemals gern zu thun gehabt habe, während er den zum Nachfolger des Marquis ernannten General Knobelsdorf „persönlich liebe". — Der Bericht, in dem Bray diese optimistischen Mitteilungen weitergab, klingt indessen wenig zuversichtlich und bezeichnet als mehr denn wahrscheinlich, daß Napoleons Erbieten zur Wiedergabe Hannovers an das englische Kabinett direkt gethan und von den Engländern selbst dem preußischen Hofe hinterbracht worden sei. Daß Preußen keine Neigung haben werde, sich für die Preisgebung Hannovers etwa durch die Zuweisung der sächsischen Lausitz zu entschädigen, findet Bray durchaus begreiflich, wie denn der gesamte Ton seiner Berichterstattung der preußischen Sache ungleich günstiger ist, als von einem Vertreter des damaligen Bayern und seines Ministers Montgelas angenommen werden sollte. Neben Brays Parteinahme für die Politik Haugwitz' und das „System" der Vereinigung Deutschlands in zwei Frankreich befreundete Bundeskörper spielt freilich der Gedanke mit, Preußen werde, wenn ihm in Sachen Hannovers nicht Wort gehalten worden, die verheißene Abtretung Ansbachs an die bayrische Krone rückgängig machen. Daraus, daß Bayern nicht werde umhin können, äußersten Falls auf die Seite Frankreichs zu treten, machte Bray seinem Freunde Haugwitz gegenüber kein Hehl, — die Hoffnung, die Schwierigkeiten beseitigt und eine allseitige Verständigung herbeigeführt zu sehen, glaubte er indessen bis in den September hinein noch hegen zu dürfen. Voraussetzung war dabei freilich, daß Alexander I. den von Oubril getroffenen Vertrag ratifizieren und mit Frankreich Frieden schließen werde — eine Meinung, die (unbegreiflicherweise) in allen Kreisen der Berliner Gesellschaft vorgeherrscht zu haben scheint und von den in Berlin lebenden Vertretern Rußlands genährt wurde. Von „beunruhigenden Meldungen aus Paris" ist bereits am 7. September die Rede, der Ton direkter und ernsthafter Besorgnisse wird aber erst in einem Berichte vom 13. September angeschlagen, dem wir das Folgende entnehmen:

„Das Eintreffen des Kuriers, den Herr v. Knobelsdorf nach seiner Audienz bei dem Kaiser absenden soll, wird hier mit der größten Unruhe erwartet. Das Nämliche gilt von dem Kurier, der an Herrn de Laforest expediert worden, nach-

Digitized by Google

dem die Kunde von der Nichtratifizierung des Friedens mit Rußland in Paris angelangt war.

Eine definitive und schleunige Entscheidung steht unmittelbar bevor. Möglich wäre, daß der Kaiser nicht für zweckmäßig gehalten hat, Herrn v. Knobelsdorf sogleich zu sehen, und daß er den Zeitpunkt der ihm zu erteilenden Audienz absichtlich hinausschiebt, um dadurch die Seelenruhe zum Ausdruck zu bringen, mit der er den preußischen Rüstungen zusieht. Wenn der Kaiser den Frieden mit Preußen aufrecht erhalten und nicht etwa andre Rücksichten opfern will, so wird er die Unsicherheit über seine bezüglichen Entschließungen indessen nicht mehr lange ausstehen lassen dürfen.

Jeder weitere Aufschub erhöht die herrschende Erregung und kommt der Partei derer zu gute, die den König um jeden Preis vorwärts drängen wollen. Es liegt auf der Hand, daß diese Partei mehr den Eingebungen der Leidenschaft als der Stimme der Vernunft Gehör leistet. Die Leidenschaft aber ist es, die die Menge der Bevölkerung beherrscht. Die allgemeine Stimme geht dahin, daß ein Krieg mit Frankreich der Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes der Angst und Unsicherheit vorzuziehen sei, und daß Frankreich, wenn es Preußen jetzt nicht angreife, später über Preußen herfallen werde, wenn dessen Kräfte erschöpft und zum Ruin getrieben worden. Diese Anschauung gärt in allen Gemütern, und selbst das Bürgertum scheint durch die stete krampfhafte Aufregung dahin gebracht worden zu sein, daß es eine definitive Entscheidung lebhafter als alles andre wünscht. — Das ist aber nicht alles. Innerhalb der Hofkreise giebt es Elemente, die ein Interesse an der Hervorrufung des Krieges zu haben glauben. Die Prinzen von Oranien und von Hohenlohe und fast sämtliche Generale führen in dieser Beziehung die nämliche Sprache, indem sie geltend machen, daß es sich darum handle, einer Herabwürdigung Preußens und seiner Armee zuvorzukommen. Wie solle man zu einer Macht Vertrauen hegen, die Deutschland ohne jeden Grund mit Truppen überschwemme und trotz ihrer intimen Allianz mit Preußen dessen Grenzen mit ganzen Armeecorps bedrohe? Es fehlt außerdem nicht an Erwägungen höherer Art, die auf den König und selbst auf seinen Minister einstürmen. Gegenwärtig biete Rußland noch seine Unterstützung an; verletze man den Kaiser Alexander aber dadurch, daß man abermals mit französischen Versprechungen rechne, so stehe zu fürchten, daß der russische Monarch Preußen den Gefahren preisgeben werde, die ihm früher oder später durch den Ehrgeiz Frankreichs bereitet werden würden! Das sagen die Russen, und das soll der Kaiser Alexander dem König geschrieben haben. Eure Majestät werden selbst beurteilen können, wie stark diese Reden und die beinahe allenthalben vorherrschende Tendenz, den König zu Maßregeln zu bestimmen, die er vermieden sehen möchte, auf den Geist dieses Monarchen einwirken müssen! Es erscheint das um so unvermeidlicher, als alles Denkbare geschieht, um den leitenden Minister zu verleumden und zu diskreditieren. Man wirft dem Grafen Haugwitz vor, daß er Preußen verhindert habe, den Krieg im vorigen Winter zu beginnen, wo Preußen alle Aussicht gehabt habe, ihn

Digitized by Google

mit Erfolg führen zu können! Die Schreier und die Anhänger Rußlands und Englands, sowie die Hitzköpfe, die den Krieg nur des Krieges wegen geführt zu sehen wünschen, versuchen auch gegenwärtig alles Denkbare, um den Grafen Haugwitz mindestens in der öffentlichen Meinung zu ruinieren. Täglich kommen Dinge vor, die der Minister nicht verhindern kann und die dem Kaiser Napoleon durchaus mißfallen müssen. Dahin gehören die Reden, die die Generale ihren Soldaten halten, die Kriegslieder, die Anspielungen in den Theatern und selbst die Predigten in den protestantischen Kirchen, ferner eine Publikation über den unglücklichen Palm[1]) in Nürnberg, die die Zeitungen nach Berichten der Herren v. Schladen und v. Tauenzien gebracht haben. Mit der dadurch hervorgerufenen Aufregung ist es so weit gekommen, daß man angesehene Männer behaupten hört, es würden auf den König Gefahren herabbeschworen werden, wenn er der öffentlichen Stimme nicht folge. Eine oder mehrere Schlachten zu verlieren, würde immer noch besser sein, als in dem Zustande der Entwürdigung zu verharren, in den man geraten zu sein scheine.

Soll das aufhören, so giebt es nur ein Mittel dazu. Will der Kaiser Napoleon den Frieden wirklich aufrecht erhalten, so muß er dem König und dem Minister ein großes Zeichen des Vertrauens geben, indem er seine Truppen zurückzieht. Der größeren Sicherheit wegen könnte er alsdann mit Preußen und selbst mit Oesterreich ein Uebereinkommen schließen, durch das diese Mächte sich verpflichteten, nicht nur selbst abzurüsten, sondern auch den Truppen andrer Mächte den Durchmarsch durch ihre Gebiete zu verbieten. Preußen würde in solchem Falle nicht nur die eignen Truppen zurückziehen, sondern die Russen an jeder Unternehmung von dieser Seite verhindern. Läßt Frankreich dagegen seine Truppen in Deutschland verbleiben, so kann Preußen nicht abrüsten, und der Krieg und die daraus resultierende Bildung einer vierten Koalition sind unvermeidlich."

So unglaublich erschien dem bayrischen Gesandten, daß Napoleon auf sein bisheriges „System" und auf die Preußen innerhalb dieses Systems zugedachte Stellung verzichten werde, daß er während der auf den Bericht vom 12. September folgenden Tage die Möglichkeit einer Verständigung für nicht ganz ausgeschlossen ansah und seinen auf diesen Punkt gerichteten Hoffnungen noch am 16. desselben Monats Ausdruck gab. Fünf Tage später (am 21. September) mußte er berichten, daß die Abreise des Königs und des Prinzen zur Armee unmittelbar bevorstehe, tags darauf, daß Haugwitz dem Monarchen folgen werde, und nach weiteren vierundzwanzig Stunden, daß Laforest seine Pässe verlangt und die Abwicklung der noch nicht erledigten Geschäfte einem Legationssekretär überlassen habe.

Obgleich Bayern kein Hehl daraus gemacht hatte, daß es an der Verbindung

[1]) Wegen Weiterversendung der (ihm inhaltlich unbekannt gebliebenen) Broschüre „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" war Johann Philipp Palm, Inhaber der Steinschen Buchhandlung in Nürnberg, von französischen Gendarmen nach Braunau geschleppt und daselbst kriegsgerichtlich erschossen worden (26. August 1806). Besonderes Aufsehen erregte ein bezüglicher Artikel des Berliner „Freimütigen".

Digitized by Google

mit Frankreich festhalte, blieb der Gesandte König Max Josephs in Berlin, wo er Zeuge des Eintreffens der Jenaer Schreckensbotschaft, des Einzugs der Franzosen und der auf diesen folgenden Ereignisse sein sollte. Die verlangten Pässe waren ihm nicht zugestellt worden, weil man an der leitenden Stelle für zweckmäßig hielt, den Vertreter des wichtigsten der Rheinbundstaaten in Berlin zu behalten, um gegebenenfalls seine Vermittlung in Anspruch nehmen zu können.



Die Frauen im Mittelalter und die erste Frauenrechtlerin.

Von

Prof. G. Gröber.

Wenn man von den Troubadours und den französischen Minnedichtern, von königlichen Sängern unter ihnen, wie Thibaut, Graf von Champagne und König von Navarra unter Ludwig dem Heiligen, und von andern Dichtern hört, die fähig waren, die Geliebte zum Marienbild zu verklären, wenn man an Dante denkt, dessen Ringen nach geistiger Hoheit und sittlicher Läuterung sich ihm zur Gestalt der unsterblichen Beatrice verdichtete, oder an Petrarcas Laura sich erinnert, zu der er die eigne Seele zu idealisieren vermochte, so erhält man den Eindruck, daß die Frau im Mittelalter auf einer Höhe gestanden habe, wie selbst in der Gegenwart nicht, und daß sie dem Manne des Mittelalters ein höheres Wesen bedeutet hat, dem er sich, wie einem Marienbild, nur in scheuer Demut zu nähern wagte. Doch ist das eitel Täuschung.

Die Dichter des Mittelalters beschrieben nicht die Frauen, wie sie sie um sich sahen, sondern wie sie sie wünschten oder vielmehr wie sie nach dem Reize, den sie ausübten, ihnen erschienen, und wie die Frauen selbst denen sich gaben, an deren Huldigung ihnen gelegen war. Und so spricht der französische Minnesänger in Süd und Nord nicht eigne Gefühle, sondern Gefühle aus, die den Frauen wohlgefielen, und spricht sie aus in Ausdrücken und Bildern, die das Wohlgefallen dieser erregen mußten. In Wirklichkeit dachte der mittelalterliche Dichter, Dante und Petrarca eingeschlossen, bei aller Frauenhuldigung und Frauenidealisierung nicht anders von der Frau als die Kirche. Und die Kirche erblickte in ihr nur ein unerziehbares, wandelbares, unberechenbares, von bösen Eingebungen beherrschtes Geschöpf, das sich dem Manne unterzuordnen hätte und lediglich seinetwegen da sei, sah in ihr nur die Eva des Alten Testamentes, durch die der Mann zum Sünder geworden, ohne die Adam immer ein Heiliger geblieben und die Erlösung nicht notwendig gewesen wäre.

Digitized by Google

Die höfische Frauenverehrung im Mittelalter war Maske und Selbsttäuschung. Nur ganz vereinzelt trifft man bei ihren Dichtern einmal einen Herzenston an, wie ihn die älteren, den Frauen selbst in den Mund gelegten Frauenlieder des zwölften Jahrhunderts anzuschlagen wissen, die aus Spielmannskreisen hervorgingen. Schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts war der Minnesang der Troubadours nur ein Spiel mit Worten, Reimen und musikalischen Klängen. Weder der provençalische Sänger Guillem von Cabestanh noch der nordfranzösische Castellan von Coucy dachten daran, sich in die Lage zu versetzen, in der sie die mittelalterliche, aus dem Orient bezogene Sage umkommen läßt, wenn von ihnen berichtet wird, daß ihnen die eifersüchtigen Männer der von ihnen besungenen Frauen das Herz aus der Brust hätten reißen und den Damen in gewürzter Sauce als Delikatesse hätten vorsetzen lassen. Wohl aber lehrt der mittelalterliche Minnesang umgekehrt, einen wie großen erzieherischen Einfluß die Frau schon damals auf den Mann ausgeübt und wie erfolgreich sie die ihr seit dem Paradies eignen Gaben für die Erziehung des Mannes zur Gesellschaft anzuwenden gewußt hat. Denn die ihm überkommene, mit der Ausstoßung aus dem Paradiese vielleicht noch gewachsene Rauheit seines Wesens wurde durch sie gemildert, indem sie ihn durch ihre Anmut und ihre Reize zwang, artig und höflich ihr zu nahen, kunstreich in Versen zu ihr zu sprechen, sie zu idealisieren und über sich selbst hinauszuheben, wenn er von ihr beachtet sein wollte: Erziehung des Mannes zur Gesittung und Kunst — jedenfalls gegen seinen Willen. Aber er mußte untergeben, zart, edelsinnig wenigstens scheinen und mußte zur Leier greifen, wenn er courtois (höfisch) heißen und zur Gesellschaft gezählt werden wollte. Natürlich, daß er von dem erzieherischen Einfluß der Frau nichts merkte und es sich als Verdienst anrechnete, wenn er höfisch war, und daß er sich damit brüstete. Natürlich auch, daß, wer sich nicht beugen ließ, oder wer, wie die Klerisei, die sich im Mittelalter allein berufen für die Erziehung wähnte, dem Fraueneinfluß entzogen war, im Bann diesseitsfeindlicher Anschauungen oder im Gefühl der Ohnmacht, nach Anleitung des Alten Testaments, sich in der Mißachtung des Weibes fortdauernd gefiel, ohne zu merken, daß dabei nur das verkannte Menschentum in ihm reagierte.

Wenn gegen Ausgang des 13. Jahrhunderts der ritterliche Minnesang erlosch und gleichzeitig der erzieherische Einfluß der Frau zurücktrat, so ist das wohl begreiflich. Da der Minnesang nicht war, was er sein wollte, der nachfolgenden Generation aber immer schon die Mängel an beherrschenden Ideen des vorhergegangenen Zeitalters durch Folgen und Wirkungen dieser Mängel zum Bewußtsein kommen, so konnte das Spiel mit Liebesgefühlen das dritte Menschenalter nur eben noch erreichen. Und da die Frau über andre Erziehungsmittel, als die von ihr in Dienst gestellten, nicht verfügte, so konnte das Vorurteil gegen sie nur wieder aufleben. Die Belehrung über die Liebe, nach der man jetzt, wie über andre Gebiete der Laienbildung, verlangte, nahm man nicht von ihr, sondern von den erfahrenen Praktikern des Altertums, wie Ovid, entgegen, aus dem durchaus keine Bestätigung für den Adel weiblicher Art zu

Digitized by Google

entnehmen, bei dem die Frau vielmehr ebenfalls durchaus die alttestamentliche Eva war. So treten denn sofort, nachdem der Adel, dem die Zeiten seit Philipp dem Kühnen und Philipp dem Schönen schwierige politische Aufgaben stellen, seine Beteiligung an der Dichtung aufgiebt, Frauenlästerer in Dichtung und Prosa hervor, und um die Frauenachtung ist es geschehen. Der vielberühmte, in Frankreich noch jetzt allgemein, wenigstens dem Namen nach, bekannte „Rosenroman“, in dem ein jung gestorbener, jugendfrischer adeliger Dichter im allegorischen Gewande in reizvollen Farben von Frauen und Liebe zu dichten begonnen hatte, und den ein encyklopädisch gebildeter Geistlicher mit faunischem Geiste bald nach Ludwig des Heiligen Tode in vielen Tausend Versen erst zu Ende brachte, ließ die allegorische Figur der Natur und die Lebenserfahrung den in den Versen gewobenen Schleier so völlig lüften und den Wahn idealistischen Denkens über die Liebe so gründlich zerstören, daß in der Litteratur ein Jahrhundert lang über die Liebe fast nur noch gelästert wurde. Um zu belustigen, erörtern noch in den letzten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts die Meistersänger reicher picardischer Städte auf realistische Art Dilemmata aus der Liebespraxis, Schmähungen werden in Satiren gegen die Frauen geschleudert, und in der berüchtigten lateinischen Dichtung Matheolus jener Zeit schwelgt in boshaften Ausfällen gegen sie förmlich ein geistlicher Verfasser. Er fingiert, seinem Kloster entfremdet worden zu sein, sich verheiratet zu haben und stellt sein Eheleben und dessen Leiden, zu denen er Seitenstücke aus Bibel und Geschichte beibringt, als ein Martyrium dar. Um deswillen hätte ihm Gott in einer Vision seine Sünden verziehen und ihm einen anständigen Platz im Paradiese angewiesen, da Gott von der Schuld der Frau durch die Erzählungen des unglücklichen Mönches völlig überzeugt worden wäre.

Irre an der Wahrheit der Ausführungen des Matheolus und an der Richtigkeit der kirchlichen Würdigung der Frau machte im 14. Jahrhundert die Besinnung, daß doch auch die Muttergottes von Eva abstamme, daß ohne Maria doch auch Christus nicht geboren und die Erlösung der Männer von ihren Sünden so doch nur durch weibliches Zuthun möglich geworden wäre. Ein neuer Glanz verbreitete sich infolge dieser unerwarteten Entdeckung und der daraus gezogenen Folgerungen von der gebenedeiten Gottesmutter wieder über das weibliche Geschlecht. Eilig gründete man zu seiner Rehabilitierung und zum Schutz des Rufes und der Ehre der Frauen in adeligen Kreisen Orden, wie den Orden der Weißen Dame mit dem grünen Schilde, den einer der Löwen der Gesellschaft um 1300, der tapfere und galante Marschall Boucicaut, ins Leben rief. Der damals schon dem Irrsinn verfallene König Karl VI. wurde mit seinen Vettern, den Herzögen Philipp von Burgund und Louis von Orleans an die Spitze eines aus mehreren hundert Mitgliedern gebildeten Liebeshofes (cour amoureuse) in Paris gestellt, durch den wieder edle Frauen dichterisch verherrlicht und würdigere Gesinnungen gegen sie verbreitet werden sollten. Und ebensowenig verfehlte der feurige Herzog von Orleans mit seiner edlen Gemahlin, Valentine von Mailand, am Valentinstage desselben Jahres 1400

Digitized by Google

zu Orleans einen Rosenorden zu diesem Zwecke zu errichten. Er wurde so genannt gewissermaßen zur Sühne dafür, daß der Vollender des für Frauen so verderblich gewordenen Rosenromans aus Orleans hervorgegangen war. Als aber ein Jahr nach der Gründung der Pariser Liebeshof, in dem am Valentinstage den Damen aufs neue die zärtlichsten Gedichte und die artigsten Huldigungen dargebracht wurden, die die Frau wiederum zum Mittelpunkt des Gesellschaftslebens machten, sich auch noch zu Gunsten der Ebenbürtigkeit von Frau und Mann aussprechen sollte, versagte er völlig. Er ließ es zu, daß eins seiner weiblichen Mitglieder, Christine de Pisan, die jene Auffassung vertreten hatte, von hochgestellten Geistlichen öffentlich geschmäht wurde, weil sie gewagt hatte, den Grundgedanken der Liebeshöfe ernst nehmend, der demütigenden Auffassung der geistlichen Autoritäten eine würdige Meinung von der Frau entgegenzusetzen. Das Gedächtnis der edlen Frau, der ältesten Frauenrechtlerin, die zugleich die Hebung der Frauenbildung durch ihre Werke in die Hand nahm, wird jetzt in Frankreich durch eine Ausgabe ihrer Dichtungen und Prosaschriften erneuert, die gestattet, ihr Bild den Mitkämpferinnen unsrer Tage vor Augen zu führen.

Christine de Pisan war Italienerin. Sie wurde gegen 1363 zu Venedig geboren und folgte als Kind mit ihren Angehörigen 1368 dem Vater nach Paris. Er hatte sich dort niedergelassen, berufen von König Karl dem Weisen zum geheimen Hofrat und zum persönlichen Dienst (conseiller très espicial privé) des Königs, der, ein Förderer der Wissenschaften, doch in der Astrologie die wichtigste Wissenschaft erkannte, und Christinens Vater, dem der Ruf großer Kenntnisse auch in den geheimen Wissenschaften vorausging, als Hofastrologen verwenden wollte. Christine erhielt durch ihren Vater eine gelehrte Erziehung, wurde fünfzehnjährig mit einem jugendlichen Sekretär des Königs, Etienne du Castel, verheiratet, der ihr jedoch, wenige Jahre nach ihrem Vater, 1389 durch den Tod entrissen wurde und sie mittellos, mit drei Kindern zurückließ. Sie sah sich genötigt, ihre Tochter dem Kloster zu übergeben. Einen ihrer Söhne nahm ein Graf von Salisbury in sein Haus auf, der andre starb in jungen Jahren. Sie stand in Paris in Beziehung zum Hofe und zum höchsten Adel. Sie durfte ihre Werke, die zum Teil in Handschriften mit glänzendem Bildschmuck auf uns gekommen sind, einer großen Zahl fürstlicher Gönner widmen, wie den Herzögen Johann von Bourbon, Louis von Orleans, dem Herzog von Berry, Isabella von Bayern, der Gemahlin des geisteskranken Königs Karl VI., der wilden Isabeau in Schillers Jungfrau von Orleans und andern. Die großen Geschenke, die ihr ihre Werke von solchen Empfängern eintrugen, reichten gleichwohl nicht immer hin, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen, die allerdings nicht ganz einfach waren, da sie selbst bekennt, daß sie nicht gewöhnt war, zu Fuß zu gehen. 1418 zog sie sich, nachdem sie schon seit längerer Zeit die Feder niedergelegt hatte, verzweifelnd an der Zukunft Frankreichs, dem der Zwist der Parteien und die englischen Waffen gleichzeitig die tiefsten Wunden schlugen, ins Kloster von Poissy zurück, in dem ihre Tochter weilte und das sie früher einmal wundervoll poetisch geschildert hatte. Nur einmal noch trat sie an die Oeffent-

Digitized by Google

lichkeit, im Jahre 1429, und zwar mit einem Hymnus auf die Jungfrau von Orleans und deren kühnes Vordringen gegen die Engländer, an das sie die freudigsten Hoffnungen für das Vaterland knüpfte. Bald darauf starb sie.

Muse der Beredsamkeit unter den neun Musen nannte sie im Jahre 1403 der beredteste unter den älteren dichtenden Zeitgenossen, Eustache Deschamps, der von ihrem Wissen sagt, daß es von Gott, nicht von Menschen stamme. Das Urteil dieses eigensüchtigen, leidenschaftlichen und pessimistischen Dichters wiegt um so schwerer, als er ganz und gar nicht für Frauenemanzipation, vielmehr ein Weiberfeind erster Ordnung war und um dieselbe Zeit, wo er Christine pries, seinem Ehehaß in einem Ehespiegel von vielen tausend Versen in geradezu cynischer Weise Luft machte, wenn er den Adel, den er vor der Ehe warnt, darauf hinwies, daß Frauenschönheit vergänglich sei, daß man sich ihrer erfreuen könne, ohne verheiratet zu sein, und daß man berühmter denn durch Erhaltung seines Namens durch Kinder und Kindeskinder, durch gedächtniswürdige Leistungen werden könne, wie es die litterarischen Leistungen der Alten, Bauwerke der Vergangenheit und andres bewiesen. Als Dichterin hat er Christine für ihre Zeit jedenfalls nicht überschätzt, denn sie stand damals als solche allein. Und daß sie wahre Empfindung ergreifend auszusprechen vermochte, bemerken wir noch heute, wenn wir Klänge bei ihr vernehmen, wie in einem Trauergedicht auf den toten Gatten, in dem sie klagt:

Allein bin ich und will allein nur sein,
Allein bin ich, vom teuren Freund verlassen,
Allein bin ich, Herr und Genosse mein,
Allein bin ich, dem Grame überlassen ...

oder:

Fünf Jahre sind's nun, daß ich um dich klagte
Und dein gedenke nur mit feuchtem Blick,
Seit jenem Tag, da Freude mir versagte
Und mich zur Sklavin machte das Geschick ...

Das Programm des Lebens Christinens wurde der Kampf gegen Meinungen, wie sie mit dem Rosenroman, Eustache Deschamps und die Kirche sich kund thaten, der Kampf gegen die Ansicht von der Inferiorität des Weibes.

Ihre ersten Gedichte, ein Balladenbuch, widmete sie ihrem verstorbenen Gemahl. Der Schmerz hatte sie zur Dichterin gemacht. Er hat sie eine bis dahin unbekannte, persönliche Note im Konzert der altfranzösischen Lyriker anschlagen lassen, die auch erst über hundert Jahre später wieder erklingen sollte in den Trauerliedern ihrer Landsmännin, der Freundin Michelangelos, Vittoria Colonna, der sich in ihren Versen ihr 1525 ihr entrissener tapferer aber grausamer Gemahl, der Marchese von Pescara, zum Helden verklärte. Andre Dichtungen und Gedichtcyklen Christinens behandeln das unerschöpfliche Thema von der Liebe unter Vorführung Liebender, die ihre Empfindungen analysieren, sich in reichem Stimmungswechsel zu immer zarterem Fühlen erziehen und jugendlichen Gemütern Vorbilder sein sollten. Schon 1399 hatte sie aber gewagt,

Digitized by Google

in einem Schreiben an den Liebesgott, der ihr im Dichten zu Apoll wie Venus zu Athene wird, Beschwerde zu führen über die Uebelrede der Männer gegen die Frauen. Sie hatte Protest eingelegt gegen die Autoritäten, auf die die Männer sich beriefen, wie Ovid und den Rosenroman, und hatte den Autoritäten bestritten, daß sie edle Frauen gekannt hätten, wie sie die Bibel, die Geschichte, Sage und Litteratur vorführten. Beleidigend wurde sie durch scharfsinnige Hindeutung auf üble Motive des übeln Urteils der Männer über die Frauen. Den Zorn der Gelehrten aber mochte sie dadurch erregen, daß sie die Waffen ihrer Verteidigung der Frauen dem Apostel Paulus, dem heiligen Augustin, dem Seneca und Aristoteles entnahm, auf die jene sich ja besser verstehen mußten. Daraus erwuchs die erste litterarische Fehde, die in der Frauenfrage ausgekämpft worden ist, — und die Frau ging als Siegerin aus dem Kampfe hervor. Ein hoher Staatsbeamter, Christine bekannt aus der cour amoureuse in Paris, Johann von Montreuil, zur Zeit Propst in Lille, erbat sich von Christine eine Bestätigung der Ansichten, die sie über den Rosenroman geäußert hatte, und erhielt sie in einem Briefe Christinens, worin sie in aller Bescheidenheit den verderblichen Charakter des Buches nachwies, zeigte, wie es nur durch boshafte Verallgemeinerung zu seinem abschätzigen Urteil über die Frauen gelangt sei und in diesem Urteil recht bedenkliche Seiten des männlichen Charakters ans Licht träten. Von dem Briefe Christinens erbat sich ein Mitglied des Pariser Liebeshofes, der königliche Sekretär Gontier de Col, eine Abschrift. Er erhielt sie und forderte auf der Stelle in einem hochmütigen Schreiben die Hochverräterin auf, zu widerrufen und ihre Vermessenheit zu bereuen, wenn sie von ihm nicht eine rücksichtslose Widerlegung und öffentliche Zurechtweisung gewärtigen wolle. Christine lehnte ab. Sie gab von den Schriftstücken dem Oberhaupt der Stadt Paris, einem Herrn von Tignonville, und der Königin Isabella Kenntnis und erklärte dem Schreiber der drohenden Zeilen, daß sie ihr Urteil nur wiederholen und dreifach bekräftigen könne und die Prüfung ihrer Auffassungen allen rechtschaffenen Leuten und den gerecht denkenden Theologen anheimstelle.

Und siehe, ein Theolog ergriff das Wort. Der angesehenste Theolog jener Zeit war es, kein geringerer als der Prediger des französischen Hofes, der erste Kanzelredner seiner Zeit, der Kanzler der Pariser Universität, ein Altersgenosse Christinens, Johann Gerson, der vor 500 Jahren, am 18. Mai 1402, energisch die Parteigänger Cols in einer französisch geschriebenen Vision in Briefform zurückwies. Darin verurteilen die Gerechtigkeit und die Beredsamkeit, die Gerson im Traume erscheinen, das verderbliche Buch von der Rose und die das Frauengeschlecht verunglimpfende Litteratur in ernsten, entschiedenen Worten. Die Gegner verstummten. Wiederholt ergriffen noch im 15. Jahrhundert Dichter und Schriftsteller in umfänglichen und geistreichen Werken das Wort zu Gunsten der Ebenbürtigkeit der Frauen, ohne jedoch die in weiten Kreisen verbreitete entgegengesetzte Meinung beseitigen zu können. Im Zeitalter der Reformation und in den folgenden Jahrhunderten war nicht mehr die Rede von Ebenbürtigkeit, wenn es in ihnen auch in keinem Lande an einzelnen hervorragenden

Digitized by Google

Frauen gefehlt hat. Christine aber war für ihre weitere Schriftstellerei durch jenen Streit der Weg gewiesen. Es galt für sie nun, ihre Ansicht weiter zu verbreiten, das weibliche Selbstgefühl zu wecken und zu heben. Sie mußte die Frauen über ihren Beruf und Pflichtenkreis aufklären, ihrem Geiste und damit ihrem Leben Inhalt geben, ihnen Kenntnisse vermitteln und sie am Wissen der Zeit teilnehmen lassen. Sie trug dazu bei in ihren ferneren Werken in Prosa und Versen von mannigfaltiger Art; sie durfte Fürsten und Adel darin belehren und ihrem Urteil selbst die politischen Maßnahmen der Regenten ihrer Zeit unterwerfen.

Einem ihr wohlbekannten römischen Geschichtschreiber des ersten Jahrhunderts n. Chr., Valerius Maximus, der denkwürdige Thaten und Worte berühmter Männer des Altertums und Geschehnisse aus ihrem Leben zusammengetragen hatte, stellte sie einem Damenstaat (Cité des dames) zur Seite, in dem sie die Gegenwart mit Frauen der Vergangenheit bekannt machte, die durch ihre Schicksale und Handlungen, durch ihren Charakter oder durch hervorragende Begabung die Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen erregt und Berühmtheit erlangt hatten. Sie sollten den Zeitgenossinnen Ziele und Wege weisen. In die Hände der Dauphine von Frankreich, Margarete von Burgund, und ihrer Hofdamen legte sie ferner ein Buch von den drei Tugenden, in denen sich Fürstinnen hervorthun könnten. Es begründet die Forderung der Entwicklung religiösen Sinnes auf die Vernunft und Vorschriften über die Pflichten der Frau in Haus, Ehe und Familie, auf ihr Empfinden für Recht und Gerechtigkeit. Dem König Karl VI. überreicht sie 1403 ein langes encyklopädisches Lehrgedicht mit allegorischen Figuren über den „Weg des Studiums ohne Ende". Darin wird sie im Traum von der tausendjährigen geheimnisvollen Sibylle, d. i. das Wissen, das die Vergangenheit erworben hatte und das Wissen von der Vergangenheit, zur Weisheitsquelle in einem paradiesischen Thale geleitet, von der aus ein Weg vor das Antlitz Gottes, ein andrer zum Parnaß führt, zu dem die berühmten Dichter und Denker wandelten. Mit der „Vernunft" unterhält sich Christine dabei über die Lebensziele, die die Stände verfolgen, und über ihren Wert. Wissen und Weisheit lernt sie kennen als die Herrscherinnen über alles, und von der Weisheit erfährt sie die idealen Aufgaben eines seine Lebensaufgaben erfüllenden Regenten, die sie, offenbar mit tieferer Absicht, den König Karl VI. beurteilen läßt. Hiermit wurde zum ersten Male dem Laien in Frankreich in der Volkssprache ein Weltbild vor Augen gestellt, in dem auch das Diesseits einen Platz und einen Wert zugesprochen erhält.

Daß Christine durch den Briefwechsel mit Col weder an sich noch an dem höheren Beruf der Frau irre geworden war, ersieht man aus einem Brief an die Königin, den sie ihr bei Ausbruch der Parteiwirren übergab, die der unheilbare Irrsinn Karls VI. hervorrief und die die Königin nötigten, in die Einsetzung einer Regentschaft zu willigen. Bei ihrem mütterlichen Empfinden fleht Christine Isabella an, unter den königlichen Vettern, die sich die Regentschaft streitig machten, den Frieden zu vermitteln und den Bürgerkrieg zu verhindern,

Digitized by Google

um ihrem Sohne Ludwig Thron und Reich zu erhalten. In ergreifenden Worten wiederholt sie 1410 diese Bitte in einer an Isabella, die Herzöge von Burgund, Orleans und Berry gerichteten Wehklage über die Leiden des inzwischen wirklich ausgebrochenen Bürgerkriegs. Auch zur Ratgeberin des zwölfjährigen Dauphins von Frankreich, Ludwig, der zwei Jahre später starb, konnte sie sich 1413 in einem Buch vom Frieden aufwerfen. Sie empfiehlt ihm darin Vorsicht bei der Wahl seiner Ratgeber und Beamten und Wachsamkeit, wobei am besten im Volke die Rebellion verhindert und die Kampffähigkeit der Waffentragenden erhalten würde. Sie preist ihm die Herrlichkeit der Tugenden der Gerechtigkeit, Freigebigkeit und Tapferkeit und weist ihn unter den Beispielen für die Uebung dieser Tugenden, insbesondere auf seinen Großvater, Karl den Weisen, hin. Ja niemand fand es von ihr lächerlich, daß sie eine Staatslehre über das Verhältnis von Regent und Unterthan, über die Gliederung der Unterthanenschaft, die praktischen, moralischen und religiösen Aufgaben des Fürsten und ein Buch über Kriegskunst und Kriegsrecht nach den lateinischen Strategen des Altertums und des Mittelalters veröffentlichte, denn diese ihre Bücher fanden in Handschriften und Drucken andauernd Verbreitung. Sogar die Befähigung zur Geschichtschreibung traute man ihr an hoher Stelle zu. Denn Philipp der Kühne von Burgund († 1404) beauftragte sie mit der Abfassung der Lebensgeschichte seines Bruders, Karls des Weisen. Eigenartig verfuhr sie in diesem ihrem schlichten, anspruchslosen Werk über Karl, dessen Vollendung ihr Auftraggeber nicht erleben sollte, insofern, als sie, was damals in geschichtlichen Werken durchaus nicht gewöhnlich war, mit dem Bericht über Thaten und Charakterzüge Karls die Betrachtung und die Erörterung und damit wiederum Parallelen aus dem Altertum verknüpft, worin sich abermals ihre Kenntnis und ihre Hochschätzung des Altertums kundthut.

Nicht leicht hat eine Schriftstellerin so lange Leser gefunden wie Christine, deren Damenstaat noch 1516 ins Portugiesische übersetzt wurde, und nicht leicht trat je eine Schriftstellerin den höchsten Kreisen so nahe wie sie. In ihrer Vielseitigkeit stellte sie sogar die Schriftsteller ihrer Zeit in Schatten. Dabei hatte sie selbst erst den Kampf für die Anerkennung der Befähigung der Frau zu höheren Aufgaben zu führen gehabt, und sie fand den Mut dazu, nachdem sie schwer gelitten hatte durch betrügerische Schuldner, schurkische Gläubiger, bestechliche und chikanöse Beamte, die sie um ihr Vermögen brachten in den Jahren, wo sie heranreifen sollte. Nur durchblicken läßt sie den Jammer ihrer verkümmerten Existenz in jener Zeit in autobiographischen Mitteilungen, die sie in eine allegorische „Vision“ eingewebt hat, an deren Ende sie den Trost der „Philosophie“ empfängt. Von niederer Stufe hatte sie sich geistig auf die Höhe der Bildung ihrer Zeit erhoben.

Fern lag es ihr gleichwohl, an den ökonomischen Wettbewerb zu denken, der heute eine wesentliche Seite der Frauenfrage geworden ist. Ebensowenig führt sie in ihrem Damenstaat einen weiblichen Minister oder in ihren militärischen Werken einen General im Weiberrock vor. Sie kannte die Grenzen der

Digitized by Google

weiblichen Veranlagung, die die Natur gezogen hat, gut genug, um die Frau zu etwas anderm heranbilden zu wollen, als zur geistigen Aristokratin, als welche sie ihren Wirkungskreis in Haus und Familie, in der Schule, als Künstlerin, als schöngeistige und gelehrte Schriftstellerin, was Christine selbst schon war, finden kann und oft genug nach ihr gefunden hat. Schon im Mittelalter wirkte die Frau, wie der Minnesang lehrt, in dieser aristokratisierenden Richtung, als sie die Naturinstinkte veredelte. Christine fand Nachfolgerinnen genug, die jeden Zweifel beseitigen, daß die weibliche Intelligenz so entwicklungsfähig ist wie die männliche, was nicht einschließt, daß sie jedwedem praktischen Berufe in gleichem Maße gewachsen sei wie jene. Den Mann, der Frau sein wollte, würde Hohngelächter vernichten. Für Kampf und Streit gemacht ist auch ihrerseits die Frau nicht. Sie wird im Kampfe häßlich, zur Furie, und die Natur wollte sie schön und sanft. Sie kann auch nicht führender Geist werden, wie es Christine für ihre Zeit geworden war, solange sie dem Manne nachläuft und ihn nachahmt oder ihn in künstlerischen Excessen, wie heute, noch zu übertrumpfen sucht. Dazu muß sie schon ihren eignen Weg zu gehen wissen, auf dem sie ihre Seele entdecken kann und auf dem sich ihr die Seele entdeckt. Nur so wird sie auch eine Spur von ihrem Dasein zurücklassen und eine „Einzelne“ erscheinen, wie es Christine war.



Wohlbehagen zur See.

Etwas von einem Traume, der sich noch einmal verwirklichen wird.

Von

Dr. Poultney Bigelow.

Wenn wir nach einer Seereise wieder an Land kommen, sind wir gewöhnlich so glücklich darüber, unsre Lieben wiederzusehen, und so rasch wieder in dringende Geschäfte verwickelt, daß wir alsbald die guten Vorsätze vergessen, die wir während der Fahrt gefaßt hatten.

Wer seine erste Seereise macht, neigt sich gern der Ansicht zu, die Unbequemlichkeiten zur See seien das unvermeidliche Aequivalent für die Sicherheit der Fahrt, und enthält sich daher gern der kritischen Bemerkungen. Unzulängliche Lüftung, Mangel an frischer Nahrung, Verzicht auf reine Wäsche, nachlässige Bedienung — kurz, jeder Uebelstand wird von dem leicht verziehen, der zu Lande viel von den Gefahren der See gehört hat und daher eine ohne Unfall verlaufene Seereise als einen besonderen Glücksfall betrachtet.

Heutzutage sind die Bedingungen einer Ozeanfahrt etwas ganz und gar

Digitized by Google

Verschiedenes von dem, woran ich mich noch erinnern kann, als der Ozean noch von Raddampfern befahren wurde, die das Takelwerk eines Segelschiffs hatten. Es war das die Zeit, da ein Sturm auf offenem Meere noch als gleichbedeutend mit dem Verschwinden der Passagiere in der Wassertiefe galt, da man glaubte, die Wogen kämen durch die Lucken hereingestürzt, und da ängstliche Gemüter die Schiffsaufwärter baten, sie möchten sie doch darüber beruhigen, daß das Schiff nicht scheitern werde! Damals saß noch der Kapitän an dem oberen Ende der Tafel und legte den Passagieren das Fleisch vor, und an dem entgegengesetzten Ende widmete sich der Oberingenieur dem gleichen Geschäft, mit einem zweiten Braten, Roastbeef oder Hammelkeule aufwartend. Die Kabinen öffneten sich auf den Salon, es gab noch keine elektrischen Klingeln und kein elektrisches Licht, und das Tischgespräch wurde von dem klagenden Rufe nach dem Wärter oder der Wärterin unterbrochen. An ein besonderes Rauchzimmer dachte noch niemand, ebensowenig an eine rationelle Ventilation. Die Passagiere staffierten sich aus, als gelte es einer Fahrt in einem offenen Boote, Tag und Nacht auf Schutz gegen die Feuchtigkeit bedacht und Tag und Nacht in denselben Kleidern verbringend, und gegen Ende der Fahrt versammelten sie sich alle in dem Hauptsalon, um dem Kapitän feierliche Dankeskundgebungen zu bereiten.

Nach 50 bis 60 Ueberfahrten blickt heutzutage der Reisende auf jene alten Tage zurück, wie etwa der Passagier eines D-Zuges auf die Postkutsche, die zur Zurücklegung der Reise von Berlin nach Paris eine volle Woche beanspruchte. Der wunderbare Fortschritt im Schiffsbau, der sich während der letzten Jahre auf dem Atlantischen Ozean entfaltet hat, ist in der gleichen Weise auch auf dem Stillen Ozean bei dem Verkehre zwischen China, Japan und den westlichen Küsten von Kanada und den Vereinigten Staaten zu Tage getreten. Es giebt keine schöneren und bequemere Schiffe als die der kanadischen Pacificbahn zwischen Vancouver und Hongkong, und es kommt mir jetzt wie ein Traum vor, wenn ich daran denke, daß ich diesen Ozean zu einer Zeit gekreuzt habe, da eines der elenden Schiffe der Pacific Mail, ein hölzerner Raddampfer, 25 Tage von Yokohama bis San Francisco gebrauchte und niemand das für eine lange Ueberfahrtszeit hielt! Heutzutage meinen wir, 14 Tage seien gerade lang genug.

Die Schiffe des Norddeutschen Lloyd, die zwischen dem fernen Osten und Bremen über Southampton und Suez verkehren, sind Muster von Bequemlichkeit, und die der Union-Castle-Linie, die nach Afrika gehen, könnten es ihnen, wenn sie nur ein bißchen mehr Wetteifer entfalten wollten, noch zuvorthun.

Doch ich will hier nur von dem Atlantischen Ozean reden, da schließlich doch das Schiff, das die Ueberfahrt über ihn vermittelt, das am meisten in Anspruch genommene und dasjenige ist, dessen sich die überwiegende Anzahl von gebildeten Reisenden von nur mäßigen Mitteln bedient, wenn sie ihrer Gesundheit oder ihrer weiteren Ausbildung wegen eine Reise über das Meer unternehmen.

Die jüngste Entfaltung von Komfort zur See wird typisch durch diejenigen Boote repräsentiert, die Vieh und nur eine beschränkte Anzahl von Passagieren direkt von New York nach London befördern.

Digitized by Google

Das Vieh ist auf dem Schiffe gleichbedeutend mit Gesundheit, denn es wird eine Prämie für jedes Stück gezahlt, das gesund gelandet wird, und es ist eine Thatsache, daß die Tiere während der Fahrt an Gewicht zunehmen. Nachdem ich verschiedene Fahrten auf diesen Viehschiffen gemacht, sind sie mir so lieb und so vertraut geworden, daß nur eine Sache von höchster Wichtigkeit mich dazu veranlassen könnte, einen Ozeanrenner zu benützen.

Ein weiterer Vorzug ist ihre Stabilität. Diese Schiffe haben nicht nur einen ganz imposanten Tonnengehalt (14000 Tonnen), sondern auch einen besonders geräumigen Boden- und festen Kielbau, d. h. eine Ausladung unter der Wasserlinie, die jeder starken Erschütterung entgegenwirkt. Auch die Tiere selbst erweisen sich in dieser Hinsicht in einer Weise, die nicht zu unterschätzen ist, als ein sehr zweckmäßiges Hilfsmittel. Wenn das Schiff von der See nach der einen Seite hin geworfen wird, stemmt sich jedes an Bord befindliche Stück Vieh instinktiv nach der andern, gerade so, wie wir es machen, wenn wir in einem Segelboot uns unwillkürlich gegen den Wind stemmen. Da dieses Verschieben des Ballastes bei jeder starken Seebewegung der Hin- und Herbewegung einer Last von verschiedenen Hunderten von Tonnen gleichkommt, so wird dadurch das Schiff in einer Weise im Gleichgewicht gehalten, von der die Ozeanrenner keine Ahnung haben, und wer ein Viehboot nicht aus eigner Erfahrung kennen gelernt hat, vermag seine Vorzüge nur unvollkommen zu würdigen.

Diese Boote repräsentieren einen Typus, der zuerst durch die „Cymric" der White-Star-Linie populär geworden ist, d. h. durch ein Frachtschiff von hohem Tonnengehalt, nur mäßiger Geschwindigkeit, acht bis zehn Tage Ueberfahrtszeit und verhältnismäßig geringer Passagierzahl. Die deutschen Linien haben ebenfalls Schiffe dieser Art, z. B. die „Königin Luise" des Norddeutschen Lloyd und die „Patricia" der Hamburg-Amerikanischen Linie. Ich habe sie alle kennen gelernt, und alle haben sie das Vernünftige dargethan, das in der sich nach dieser Richtung hin bewegenden Reform liegt.

Praktische Erfahrung hat den verschiedenen Gesellschaften den Beweis dafür erbracht, daß ein großes und immer größer werdendes Publikum vorhanden ist, das die Tour über den Ozean zu machen willens ist, dabei aber nicht so sehr auf Schnelligkeit und luxuriöse Ausstattung sieht und andrerseits auf eine bestimmte, sich nicht zu hoch versteigende Summe zur Bestreitung der Reisekosten angewiesen ist.

Da ich, hauptsächlich meiner Gesundheit und meiner Studien wegen, jährlich die Ueberfahrt mehrmals mache, wähle ich mir gewöhnlich das langsamste und schwerste Schiff aus, das gerade zu haben ist, wähle mir auch die Zeit so, daß kein zu großer Andrang von Passagieren stattfindet (den Winter), und freue mich, wenn ich eine möglichst große Anzahl von gehörnten Mitreisenden bekomme; ich habe gefunden, daß mich auf diese Weise, wenn ich keine allzu große Ansprüche an bequeme Unterkunft stelle, die Fahrt auf etwa 200 Mark zu stehen kommt.

Der Ueberfahrtspreis ist leider schwankend, und die Gesellschaften, an die

Digitized by Google

ich mich dieserhalb gewandt habe, haben es abgelehnt, mir eine größere Anzahl oder wenigstens ein Dutzend von Fahrscheinen auf einmal abzulassen unter der Bedingung, daß sie fünfzig oder mindestens zwölf Jahre lang gültig sein sollten. Ein Ozeantrust wird möglicherweise die Kosten der Seereisen steigern, doch zweifle ich noch daran. Jedenfalls wird er der willkürlichen Preiserhöhung ein Ende machen.

*

Wir kommen nun zu dem Kapitel, wie man zur See am besten Sorge für die Erhaltung seiner Gesundheit trägt, einem sehr wichtigen Gegenstand. Ich habe gefunden, daß ein großer Teil der Reisenden unter dem Müßiggange und einer zu starken Nahrungsaufnahme leidet — ihre Verdauung gerät ins Stocken, sie beginnen die Zeichen verdrießlicher Laune von sich zu geben, und so geht vieles von der Wohlthat der zehntägigen Ueberfahrt verloren.

Ich selbst habe mir dadurch zu helfen gesucht, daß ich vor dem Frühstück auf dem Verdeck, wenn es noch frei von Stühlen ist, einen Dauerlauf von einer englischen Meile mache. Dadurch gerate ich tüchtig in Schweiß; ich nehme dann ein Seewasserbad und lasse mich abreiben, worauf ein leichtes Frühstück mich in den Stand setzt, den Vormittag mit anhaltender Arbeit, Lesen oder Schreiben zu verbringen.

Die Schiffsgesellschaften sollten zu einem ähnlichen Vorgehen ermutigen, indem sie auf ihren Schiffen durch öffentlichen Anschlag bekannt machten, wie viele Touren um das Deck erforderlich seien, um eine Meile zu erreichen, gleichzeitig ankündigend, der Schiffsarzt sei bei der Hand, um zu entscheiden, ob gewissen Personen, etwa an Herzschwäche Leidenden, die Teilnahme an den Uebungen zu untersagen sei.

Das, was gewöhnlich an Spielen auf Schiffen vorgesehen ist — Wurf- und Brettspiel —, ist keine Sache für Leute von gesunder Leibeskonstitution; sie ermüden und versetzen nicht in eine angeregte Stimmung.

Das gewöhnliche Ball- oder ein ähnliches Schleuderspiel kann schon darum nicht in Frage kommen, weil der geschleuderte Gegenstand, da er so klein ist, zu leicht über Bord fliegen könnte.

Es ist übrigens gar nicht einzusehen, weshalb nicht auf größeren Schiffen das Hinterdeck völlig mit Netzen umspannt werden sollte, so daß die Passagiere daselbst bei schönem Wetter Cricket, Fußball und andre Ballspiele spielen könnten. Die Reisenden würden gewiß bereit sein, einen Teil der dafür erforderlichen Kosten zu übernehmen.

Auf Schiffen, die viele Passagiere führen und ein großes Zwischendeck haben, hat der Schiffsarzt alle Hände voll zu thun, aber auf Frachtschiffen von 14000 Tonnen Gehalt und mit nur 140 Passagieren könnte der Arzt wegen des müßigen Lebens, zu dem er verdammt ist, geradezu auf Selbstmordgedanken verfallen, wenn nicht die Hälfte der weiblichen Passagiere sich krank stellte, um seine Gesellschaft zu bekommen! Die Spiele und Leibesübungen an Bord sollten

Digitized by Google

unter Aufsicht des Schiffsarztes gestellt werden, und bei seiner Wahl sollte man stets Rücksicht auf diesen Punkt nehmen.

Auf den Schiffen befindet sich stets eine große Anzahl von Radfahrern mit ihren Maschinen. Es läßt sich nun kein stichhaltiger Grund angeben, warum man um das Deck herum nicht eine Fahrbahn anlegen sollte, denn es verursacht keine größere Schwierigkeiten, an Bord auf dem Rad zu fahren, wie daselbst zu tanzen, und ich habe keine lustigeren Tanzpartien mitgemacht, als auf offener See, ja selbst in der Bucht von Biscaya.

Der Norddeutsche Lloyd thut es unsern englischen Linien darin weit zuvor, daß er seinen Passagieren zu ihrer Unterhaltung eine gute Tanzmusik zur Verfügung stellt, und unter allen anregenden körperlichen Uebungen kenne ich keine, die mehr danach angethan wäre, Leib und Seele in eine höhere Stimmung zu bringen, als einen flotten Walzer mit der richtigen Partnerin. Unter sonst gleichen Umständen hat dies oft für mich einzig und allein den Ausschlag dafür gegeben, lieber auf einem deutschen Schiff, als auf einem solchen unter englischer oder amerikanischer Flagge zu fahren.

Dann noch etwas; statt der jetzigen Einrichtung, nach der eine Anzahl kleinerer Badekabinen über die verschiedenen Partien des Schiffes verteilt sind, würde es sich ökonomischer gestalten und mehr den Wünschen des überwiegenden Teiles der Passagiere entsprechen, wenn ein großes Badebassin und mehrere Dusche-Einrichtungen eingerichtet würden. Dann könnten die Reisenden nach Belieben sich jederzeit im Wasser umhertummeln oder schwimmen, und es könnte auf dem Schiff viel Raum erspart werden.

Unser zukünftiger Direktor der Leibesübungen an Bord müßte dafür sorgen, daß das Schwimmbassin mit einigen Turnapparaten ausgerüstet würde und ähnliche Apparate auf Deck für die Kinder zur Aufstellung kämen. Sie könnten alle in Verbindung mit den großen Windeapparate gebracht werden, der jetzt einen so hervorstechenden und häßlichen Zug der schweren Frachtschiffe ausmacht.

Man sieht, ich beschränke mich auf diesen einen modernen Schiffstypus, auf den langsam gehenden, festgebauten und billigen Frachtdampfer. Von denen, die es vorziehen, die Ueberfahrt auf den Schnellschiffen in sechs Tagen zu machen, muß man annehmen, daß sie so sehr von Geschäftssorgen in Anspruch genommen sind, daß sie sich um ihr leibliches Wohl gar nicht kümmern können.

Was die Bequemlichkeit in den Kabinen und den Diensträumen anlangt, so sind sie über jedes Lob erhaben. Die Räume sind vortrefflich angelegt und ausgestattet. Die Bedienung läßt nichts zu wünschen übrig, ebensowenig das Essen. Das ganze Schiff riecht gewissermaßen nach Reinlichkeit, und erfreulicherweise fällt einem gar nichts von dem Küchen- und Speisekammerdunst auf, der auf den altmodischen Fahrzeugen uns schon mit Ekel erfüllt, bevor das Schiff noch den Hafen verlassen hat!

Noch eine andre wichtige Reform steht aus, und ich glaube wohl, daß sie von Deutschland ausgehen wird, woher ja fast alle Reformen im atlantischen Seedienst während der letztvergangenen Jahre ihren Ursprung genommen haben.

Digitized by Google

Ich für meinen Teil sehe absolut keinen Grund dafür ein, weshalb ich gezwungen sein soll, während der Ueberfahrt zehn Tage lang neben Leuten zu sitzen, die mir vielleicht uninteressant sind, während nicht weit von ihnen andre sich befinden, deren Gesellschaft mir unter Umständen lieber sein könnte.

Heutzutage weist der Steward einem seinen Platz nach seinem Gutdünken an, und man muß ihn behalten. Gebildete Damen, die allein reisen, geraten in die Nachbarschaft von Leuten, deren Unterhaltung derart ist, daß es einem dabei übel werden könnte. Es vergeht kaum eine Fahrt, daß ich nicht von solchen Fällen höre.

Wenn man diese Frage aufwirft, erhält man dieselbe Antwort, die man seit undenklicher Zeit jeder Reform im Seewesen entgegengesetzt hat — wenn aber etwas derartiges zu Lande, in einem deutschen Hotel, geschehen kann, weshalb soll es dann nicht zur See möglich sein?

Ich habe die Gründe gehört, die Oberstewards und Zahlmeister dagegen anführen — sie beruhen alle auf der Unkenntnis dessen, was unter ähnlichen Verhältnissen anderswo in der Welt erfolgreich zu stande gebracht worden ist. Der Brite ist kein Freund von Neuerungen und am wenigsten von solchen zur See; er kann sich nur schwer einen Begriff davon machen, daß sich etwas vervollkommnen läßt, was er als eine stehende Einrichtung anzusehen gewohnt ist.

Die Zukunft des atlantischen Seeverkehrs liegt nicht darin, daß Millionäre und Geschäftsleute befördert werden, für die ein Tag die Bedeutung des Gewinnes oder Verlustes von Tausenden von Dollars hat. Nein — die große Masse der Seereisen wird immer mehr auf die fortwährend wachsende Zahl derer entfallen, die die Fahrt aus reiner Lebenslust unternehmen.

Es läßt sich kein plausibler Grund dafür anführen, daß der Speisesaal eines Ozeandampfers anders eingerichtet sein soll als der eines deutschen Hotels erster Klasse in den Alpen. Man lasse doch die Passagiere innerhalb bestimmter Stunden beliebig zu ihren Mahlzeiten kommen, man lasse sie sich dahin setzen, wo es ihnen gefällt, man lasse sie je nach Uebereinkunft à la carte oder table d'hôte speisen — man lasse ihnen darin die größtmögliche Freiheit, wie es in den Alpenhotels der Fall ist, wo die Konkurrenz gestattet ist.

Die Hauptopposition gegen diesen Plan geht von den Stewards aus, die fürchten, sie könnten dadurch etwas von ihren Nebeneinnahmen einbüßen. Wenn die Stewards in diesem Punkte alle zusammenhalten, werden die Leiter der Linien deswegen nicht gern einen Streit mit ihnen heraufbeschwören, es sei denn, daß die Passagiere fest und energisch auftreten. Die Passagiere sind daher verpflichtet, sich so bestimmt wie möglich auszusprechen.

Viele von uns, die aus Gesundheitsrücksichten reisen, sind an eine gewisse Diät gebunden. Auch das könnte nach Anweisung des Schiffsarztes, wie wir ihn in Zukunft uns denken, berücksichtigt werden. Viele wollen lieber eine einzige solide Fleischspeise haben, als eine Mannigfaltigkeit von Gerichten — auch diesen könnte man es nach Wunsch machen.

Digitized by Google

Doch meine Absicht war, auf einige wenige praktische Reformen lediglich hinzuweisen — nicht aber, auch nur über eine von ihnen in eine eingehende Erörterung einzutreten.

München, Juni 1902.



Ueber neuere Versuche, die Temperatur der Gestirne zu erforschen.

Von

Professor **Karl Bohlin,**

Direktor der Sternwarte Stockholm.

Von hohem Interesse und von einer weitgehenden Bedeutung ist eine im vorigen Jahre ausgeführte Vorgangsarbeit auf dem Gebiete der Astrophysik, eine Arbeit, die der Wissenschaft neue Aussichten und ein ganz neues Feld der Forschung eröffnet. Es ist ein ungarischer Astronom an der Sternwarte zu O-Gyalla, Herr Baron v. Harkányi, der den ersten Schritt in dieses neue Forschungsgebiet gemacht hat, indem er es nämlich versuchte, die neuen Wienschen Strahlungsgesetze auf die Fixsterne anzuwenden, mittels dieser Gesetze und durch ein genaueres Studium des Lichtes, das von den Fixsternen ausstrahlte, resp. Bestimmung der Lage des Energiemaximums des Spektrums der Gestirne, die Temperatur zu bestimmen, auf der sich verschiedene Fixsterne befinden. Um diese interessante Untersuchung zu erklären, wird zunächst nötig sein, auf die genannten Wienschen Strahlungsgesetze etwas näher einzugehen.

Es sei zunächst daran erinnert, daß es einer unsrer berühmtesten Astronomen war, nämlich Sir William Herschel, der vor mehr als hundert Jahren durch ein tieferes Studium die Auffassung der Neuzeit in Bezug auf die Eigenschaften des Lichtes, insofern diese bei der Lichtbrechung und bei Farbenzerstreuung im Spektrum hervortreten und analysiert werden können, vorbereitete — einen Zweig der Physik, der jetzt für die astronomische Wissenschaft von hervorragender Bedeutung geworden ist.

Vor Herschel hatten mehrere Physici, wie Landriani, der bekannte Rochon und Sennebier die Wärmeintensität der verschiedenen Farben untersucht, in die das Sonnenlicht durch ein Prisma zerlegt wird. Sie waren dabei zu der Auffassung gekommen, daß die Wärmeentwicklung im gelben und roten Teile des Spektrums am größten sei. Groß war nun das Erstaunen, als Herschel sich von diesen seinen Vorgängern mit der Erklärung losmachte daß die größte Wärmeintensität sich außerhalb des sichtbaren Spektrums befinde und daß also das sichtbare Spektrum durch ein unsichtbares, aber mittels des Thermometers nachweisbares Spektrum fortgesetzt werde. Diese unsicht-

Digitized by Google

baren, warmen, dem Lichte sich anschließenden Strahlen wurden noch lange von manchem bestritten, aber die Auffassung Herschels war auf sorgfältigen Experimenten gegründet, und von den verschiedenen streitigen Ansichten in der Frage war es die seine, die den Walplatz behielt.

Spätere Forscher haben die Wärmeverteilung im Spektrum (bezw. dem Sonnenspektrum) näher untersucht, und es wurde dabei als das richtigste befunden, nicht das sogenannte prismatische Spektrum, das durch die Farbenzerstreuung mittels eines Prismas erzeugt wird, sondern das sogenannte Diffraktionsspektrum als normal zu betrachten, das entsteht, wenn das Licht durch ein Gitter zerstreut wird. Die beiden Arten von Spektren können indessen entweder durch unmittelbare Vergleichung oder, wie von Herrn Professor Lundquist in Upsala, auf Grund der Cauchyschen Dispersionsformel nachgewiesen worden ist, auch theoretisch und rechnerisch aufeinander bezogen werden. Bei den späteren Untersuchungen auf dem fraglichen Gebiete der Lehre vom Licht ist ferner als Norm nicht, wie man zuerst geneigt sein würde, das Sonnenspektrum, sondern dasjenige Spektrum festgestellt worden, das von einem absolut schwarzen — selbstverständlich glühenden — Körper erhalten wird. Dabei wird als absolut schwarz ein solcher Körper bezeichnet, der in gleichem Grade alle Lichtarten (Farben) absorbiert und der fremdes Licht nicht zurückstrahlt. Einen solchen Körper giebt es nun allerdings strenge genommen nicht, aber man kann die Sache so anordnen, daß vollkommen entsprechende Verhältnisse entstehen. Nimmt man nämlich einen hohlen, allerseits geschlossenen Körper, beispielsweise aus Metall, und erhitzt ihn zum Glühen, so strahlt im Innern des Körpers Licht von einer Wand zur andern. Das Gleichgewichtverhältnis der Strahlung, das dabei stattfindet, entspricht der Strahlung eines absolut schwarzen Körpers. Denn wenn auch ein Lichtstrahl in gewissem Grade und wiederholt von den Wänden des geschlossenen Raumes zurückgestrahlt wird, so ist es ohne weiteres klar, daß er doch endlich einmal von den Wänden vollkommen absorbiert werden wird. Die Wand des Hohlraums absorbiert also die ganze Strahlung, und deshalb ist der erwähnte innere Raum als ein absolut schwarzer Körper zu betrachten. Macht man jetzt in die Wand ein kleines Loch, so können von außen Beobachtungen der inneren Strahlung ausgeführt werden, und dies ist in der That die Methode, die neuerdings zur Untersuchung des Emissionsspektrums eines absolut schwarzen Körpers angewandt wird.

*

Was uns hier zunächst interessiert und worauf es besonders ankommt, ist die Frage, inwiefern es möglich sei, aus den Eigenschaften des Spektrums einer Lichtquelle auf die Temperatur dieser Lichtquelle bezw. des leuchtenden Körpers zu schließen. Daß dies überhaupt möglich sei, ergiebt ein einfaches Nachdenken. Es ist nämlich eine alltägliche Erfahrung, daß Körper, die erhitzt werden, sobald sie überhaupt anfangen Licht auszusenden, mit rotem Lichte leuchten, wonach die Farbe bei Steigerung der Hitze in das Gelbe und Weiße

Digitized by Google

übergeht. Demgemäß wurde von Kirchhoff angenommen, daß bei gleicher Temperatur alle Körper Lichtstrahlen von derselben Wellenlänge auszusenden anfangen. Obgleich nun dieses Gesetz nicht ganz die Probe bestanden hat, indem z. B. Kalk und Marmor mit weißem Lichte zu leuchten anfangen, während Metalle, Ton, Kohle und andre Körper zuerst rotes Licht aussenden, ist es doch als ein Vorgänger der neueren Auffassung in der Frage von der Natur des Spektrums einerseits und der Temperatur andrerseits zu erachten. Jener Zusammenhang wurde von Kirchhoff außerdem noch ausdrücklich in seiner berühmten Arbeit vom Jahre 1860 vorhergesagt, indem er nämlich sich ungefähr folgendermaßen ausspricht:

„Die Energie eines strahlenden schwarzen Körpers steht mit der Wellenlänge und mit der Temperatur in einem gewissen Zusammenhange, den es vom größten Interesse ist, kennen zu lernen. Die experimentelle Untersuchung stößt indessen hier auf große Schwierigkeiten. Man kann sich indessen der Hoffnung hingeben, daß es einmal möglich sein wird, diesen Zusammenhang näher zu bestimmen, da er, wie alle bis jetzt bekannten Relationen, die nur von den spezifischen Eigenschaften der Körper abhängen, nach aller Wahrscheinlichkeit von einer einfachen Art ist."

Die ersten Bemühungen in dieser Richtung bezogen sich auf die Aufstellung eines Zusammenhangs zwischen der Temperatur eines Körpers und dessen Gesamtstrahlung, man versuchte, auf diese Weise eine Vorstellung von der Temperatur der Sonne zu erhalten. Die sehr divergierenden Resultate, wozu man nach verschiedenen Hypothesen in Bezug auf die Temperatur der Sonne kam, zeigen zur Genüge, wie schwer das aufgestellte Problem war. So ist es bekannt, daß der Jesuitenpater Secchi, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Direktor der päpstlichen Sternwarte in Rom war, bei Zugrundelegung der Annahme der Proportionalität der Strahlung und der Temperatur auf eine Temperatur der Sonne von 5 bis 6 Millionen Grad Celsius gekommen war. Dieser Wert erscheint dem gewöhnlichen Menschenverstand zu hoch, wenn indessen auch sein Urheber Theologe gewesen ist, dessen Verfahren war doch nichts weniger als teleologisch. Eingehendere Untersuchungen über das Verhältnis zwischen Strahlung und Temperatur sind von Dulong und Petit ausgeführt worden. Wir wollen durchaus nicht behaupten, daß irgend ein Segen für die Untersuchung diesesmal der freimaurerischen Verbrüderung zweier Namen, die den Gedanken auf einen sehr kurzen und einen sehr langen Herrn lenken, zu verdanken sei; dennoch führten ihre Untersuchungen die französischen Gelehrten Vicaire und Violle auf einen Wert der Sonnentemperatur von 2000°, der offenbar der Wirklichkeit viel näher kommt als das Resultat des päpstlichen Gelehrten. Nachher wurde die Sonnentemperatur auf Grund theoretischer Betrachtungen von Zöllner auf 28000° verangeschlagen, eine Zahl, die indessen zu verwerfen ist, weil sie jeder Stütze in der Erfahrung entbehrt und sich nur auf Spekulationen gründet, deren Bedeutung Zöllner überschätzt haben mag. Rosetti in Padua fand einen Wert von 10000°.

Digitized by Google

Sämtliche Strahlungsgesetze, die bei diesen Untersuchungen zur Anwendung gekommen sind, haben indessen neuerdings einem andern Gesetze weichen müssen, das nach seinem Urheber das Stephansche genannt wird, und das besagt, daß die Strahlung eines Körpers der vierten Potenz seiner absoluten Temperatur proportional ist. Als Nullpunkt der absoluten Temperatur gilt, wie bekannt, — 273° Celsius. In Formel ausgedrückt hat dieses Gesetz das Aussehen

$$S = k\,(T_2^4 - T_1^4),$$

wobei unter S die Strahlung verstanden wird, T_2 und T_1 die Temperaturen je des strahlenden und des empfangenden Körpers bezeichnen und k eine Zahl ist, deren Wert 124×10^{-10} beträgt. Dieses Gesetz ist durch mehrere verschiedenartige Experimente bestätigt und neuerdings von Lummer und Pringsheim für die Strahlung eines absolut schwarzen Körpers nachgewiesen worden. Diese Verifikation von Stephans Gesetz durch Lummer und Pringsheim gilt für das Gebiet von 100° bis 1300° Celsius, und spätere Experimente von Lummer und Kurlbaum sind bis 1800° abs. erstreckt worden, bei welcher Temperatur Stephans Gesetz noch gültig ist.

Für die Anwendung eines solchen Strahlungsgesetzes auf die Astronomie ist es indessen von größter Bedeutung, wenn seine Bestätigung von theoretischem Standpunkte aus zu erzielen ist, wodurch ihm außerhalb den Temperaturgrenzen, die auf der Erde zugänglich sind, Gültigkeit verliehen wird. Dies ist durch die Untersuchungen von Herrn Professor Boltzmann geschehen. Mit Zugrundelegung dieses Gesetzes ist die Temperatur der Sonne auf etwa 7000° geschätzt worden.

Die Wissenschaft ist aber bei diesen Resultaten nicht stehen geblieben. Neuere Untersuchungen haben zu zwei neuen von Herrn Professor Wien aufgestellten Strahlungsgesetzen geführt, die es erlauben, aus der Natur des Spektrums einer Lichtquelle auf deren Temperatur zu schließen. Hierdurch sind wir im Besitze eines Thermometers von subtilster Art, das Ausschlag giebt für die Temperatur der entferntesten Sonnen, deren Wärmestrahlung wir überhaupt noch direkt wahrnehmen können.

Von diesen beiden Gesetzen ist das eine so einfach, daß wir dasselbe ohne weiteres aussprechen können. Es besagt, daß das Produkt von Temperatur und Wellenlänge[1]) unveränderlich ist, d. h. in einer Formel ausgedrückt, daß

$$T \,.\, L = \text{konstant},$$

wobei nun T die absolute Temperatur und L die Wellenlänge darstellt. Dies ist so aufzufassen, daß jede Wellenlänge einer gewissen Lichtintensität, von den verschiedenen Gradationen, die im Spektrum vorkommen, entspricht. Besonders kommt diejenige Wellenlänge in Betracht, für deren Farbe die Lichtstärke am größten ist; man betrachtet mit andern Worten die Wellenlänge des Energiemaximums. Das Gesetz gilt nämlich allgemein, und im besonderen auch für die erwähnte Wellenlänge im Spektrum. Dieses Energiemaximum oder

[1]) Richtiger Wellenlängeverschiebung, siehe unten.

Digitized by Google

anders zu sprechen Intensitätsmaximum ist es, das man zur Prüfung des Wienschen Gesetzes beobachtet hat, und dabei hat es sich gezeigt, daß dasselbe zwischen 620° und 1650° (absolute Temperatur) gültig sich erweist. Man fand dabei noch, daß die konstante Zahl der Formel für poliertes Platina 2630, für einen absolut schwarzen Körper dagegen 2940 beträgt. Von größter Wichtigkeit ist, daß diese beiden Werte einander so nahe liegen, denn da man im allgemeinen nicht mit Bestimmtheit entscheiden kann, welche Stufe ein glühender Körper in der Reihe zwischen einem absolut schwarzen Körper und poliertem Platina einnimmt, so ist also wenigstens die Möglichkeit gegeben, die Temperatur zwischen engeren Grenzen abzuschätzen. Bei Experimenten mit einigen unsrer gewöhnlichen Lichtquellen hat man so gefunden:

	Verschiebung der Wellenlänge in 0,001 mm	Höchste Temperatur	Tiefste Temperatur
Elektrischer Lichtbogen .	0,7	4200°	3750°
Lampe von Nernst . .	1,2	2450°	2200°
Brenner von Auer . .	1,2	2450°	2200°
Glühlampe	1,4	2100°	1875°
Brenner von Argand .	1,55	1900°	1700°

Diese Zahlen sind in guter Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit. So hat z. B. Violle durch eine ganz andre Methode die Temperatur des elektrischen Lichtbogens zu 3900° absolut bestimmt, und andre Forscher haben nicht wesentlich abweichende Resultate erhalten.

Wie man hieraus findet, liegt die Möglichkeit vor, das erwähnte wichtige physikalische Gesetz auch noch auf astronomische Objekte anzuwenden. Es ist aber ein Umstand, der den Wert der Methode für die Astronomie ganz wesentlich erhöht, der nämlich, daß es in der That Herrn Professor Wien gelungen ist, sein Gesetz auch theoretisch zu beweisen. Ohne diesen Beweis wäre es nämlich jedenfalls ziemlich gewagt gewesen, dessen Gültigkeit sehr weit außerhalb der irdischen Temperaturen ausdehnen zu wollen.

Der fragliche Beweis ist geradezu genial zu nennen. Er beruht auf der Voraussetzung einer sogenannten adiabatischen Ausdehnung eines geschlossenen Raumes, worin man sich die Strahlung vorzustellen hat, und diese Ausdehnung wird von dem Drucke der Strahlung auf die begrenzende Wand bewirkt. Dabei erhält diese bewegliche Wand eine gewisse Geschwindigkeit, und mit Hilfe des sogenannten Dopplerschen Prinzipes kann man nun weiter die Veränderung der Wellenlänge und Farbe bestimmen, die durch die Geschwindigkeit der Wand bedingt und bei der wiederholten Reflexion der Strahlen von der Wand erzeugt wird. Durch Ausführung dieses Gedankens bekommt man in der That mit Leichtigkeit, indem das Stephan-Boltzmannsche Gesetz noch zur Hilfe gerufen wird, die oben erwähnte Wiensche Temperatur- und Wellenlängenformel.

*

Digitized by Google

Zu dem Ausgeführten haben wir auch noch die Verteilung der Intensität im Spektrum in Betracht zu ziehen. Violle war der erste, der in diesem Punkte eine Untersuchung vornahm. Er führte die Experimente mit Anwendung von glühendem Platina als Lichtquelle aus. Späterhin haben Langley, Angström in Upsala, sowie Rubens und Paschen in Berlin mit Anwendung des sogenannten Bolometers in mehr eingehender Weise die Energieverteilung im Spektrum studiert. Ein theoretisches Gesetz dieser Verteilung ist von Wien abgeleitet worden, indem er nämlich nur die folgenden beiden Hypothesen zum Ausgangspunkt nahm: 1. daß die strahlende Energie von einer gewissen Wellenlänge der Anzahl der Moleküle proportional ist, die Strahlen von derselben Wellenlänge aussenden; 2. daß die Vibrationen der Moleküle in einfacher Weise nur von deren fortschreitenden Geschwindigkeit abhängig ist. Sowohl Michelson als Weber hatten wohl vorher ähnliche Gesetze aufgestellt, aber ihre Grundlagen waren andre und auch wohl etwas unvollkommenere als diejenigen, die dem Wienschen Verteilungsgesetze unterbreitet sind. Dieses Wiensche Gesetz hat sodann durch Professor Planck in Berlin eine Modifikation erhalten, wodurch es etwas näher an den vorhandenen Beobachtungen sich anschließt.

Auf Grund aller dieser neuen Entdeckungen in Bezug auf das Verhältnis der Strahlung und der Temperatur stark erhitzter Körper hat es Baron v. Harkányi jetzt versucht, die Temperatur einiger Fixsterne festzustellen. Die Beobachtungen von Sternspektren, die er zu diesem Zwecke benutzte, sind vor mehreren Jahren von Herrn Geheimrat H. C. Vogel, Direktor des Astrophysikalischen Observatoriums zu Potsdam, ausgeführt worden. Es ist wohl bekannt, daß diese Helligkeitsmessungen im Spektrum von ihm gerade zu Temperaturbestimmungen bei den Fixsternen bestimmt gewesen sind, und dies, obgleich damals die theoretischen Hilfsmittel noch nicht vorhanden waren, von denen wir eben ausführlich gesprochen haben, und die es heutzutage ermöglichen, diese Messungen mit Zuversicht und Sicherheit für den genannten Zweck zu verwerten.

Bei der Benutzung des Wienschen Temperatur- und Wellenlängengesetzes für solchen Zweck ist zunächst klar, daß man in der Regel annehmen kann, daß das Emissionsvermögen der Fixsterne zwischen demjenigen eines absolut schwarzen Körpers einerseits und demjenigen des polierten Platina andrerseits liegen mag. Die oben erwähnte einfache Formel wird daher ohne weiteres die Grenzwerte der Temperatur auch für die Fixsterne ergeben.

Um nun für jeden besonderen Stern zu bestimmen, wo das Energiemaximum seines Spektrums sich befindet, benutzt Herr Baron v. Harkányi das zweite Wiensche, hier oben erwähnte Gesetz der Energieverteilung im Spektrum. Dies könnte nun vielleicht als ein Umweg bezeichnet werden, da man sich sofort denkt, daß das Energiemaximum sich direkt viel einfacher und sicherer bestimmen lassen dürfte. Indessen kann es einerseits eintreffen, daß das Energiemaximum nicht innerhalb des untersuchten Teiles des Spektrums sich befindet, andrerseits ist es

Digitized by Google

außerdem ein unschätzbarer Vorteil, Energiebestimmungen anwenden zu können, die in mehreren Stellen des Spektrums ausgeführt worden sind, weil man dadurch in der Lage ist, Mittelwerte des gesuchten Maximums von größtmöglicher Wahrscheinlichkeit aus den Beobachtungen zu ziehen.

Die fraglichen Vogelschen Messungen sind deshalb von Herrn Baron v. Harkányi in der Weise benutzt worden, daß er mit Hilfe von Energiebestimmungen für acht verschiedene Wellenlängen die Lage des Energiemaximums fixiert hat. Zur Bestimmung der Verschiebung dieses Energiemaximums ist in der Regel das Energiemaximum des Sonnenspektrums als Vergleichspunkt angewandt worden. Was er in der Weise thatsächlich bestimmt hat, ist also der Unterschied der Farbe des Energiemaximums für jeden betreffenden Stern und für die Sonne. Die erhaltenen Resultate waren die folgenden:

Lichtquelle	Relative Verschiebung des Energiemaximums in 0,001 mm
Sirius — Sonne	+ 0,080
Sirius — Sonne (mit Extinktion) . .	+ 0,168
Vega — Sonne	+ 0,076
Arcturus — Sonne	— 0,538
Aldebaran — Sonne	— 0,492
Beteigeuze — Sonne	— 0,404
Petroleum — Sonne	— 0,912
Petroleum — Sonne (mit Extinktion) .	— 0,998
Petroleum — Elektrisches Licht . . .	— 0,612

Der Einfluß der Extinktion des Lichtes in der Atmosphäre ist, wie man sieht, nur ausnahmsweise in Betracht gezogen. Die Resultate werden sich aber dadurch nicht wesentlich fehlerhaft stellen.

Um nun die obigen Zahlen für den fraglichen Zweck anzuwenden, muß man zunächst die absolute Verschiebung des Energiemaximums für das Sonnenlicht kennen. Herr Baron v. Harkányi hat diese Verschiebung zu 0,540 angesetzt. Dieser Wert giebt allerdings eine etwas niedrigere Temperatur für die Sonne als die nach Stephans Gesetz erhaltene Temperatur der Sonne von 7000°. Multipliziert man nämlich die Temperatur (T = 7000) mit dem Werte der Wellenlängenverschiebung L = 0,540, so erhält man die Zahl 3780 statt der Zahl 2940, die nach dem oben Angeführten in der Wienschen Formel eingehen sollte (T.L = 2940). Indessen ist die Zahl 0,540 doch adoptiert worden, weil der Autor die Zahl 7000° nicht als ohne weiteres verbürgt ansieht. Subtrahieren wir jetzt die Zahl 0,540 von den Zahlen unsrer zuletzt angeführten Tabelle, so erhalten wir die absoluten Verschiebungen des Energiemaximums für jede einzelne Lichtquelle. Die Temperaturgrenzen werden dann erhalten, indem man die Zahlen 2940, respektive 2630 durch diese Verschiebungen dividiert, wie in der folgenden Zusammenstellung angegeben ist:

Digitized by Google

Lichtquelle	Absolute Verschiebung	Höchste Temperatur	Tiefste Temperatur
Sirius	0,46	6400°	5700°
Sirius (mit Extinktion)	0,37	7950°	7100°
Vega	0,46	6400°	5700°
Arcturus	1,08	2700°	2450°
Aldebaran	1,03	2850°	2550°
Beteigeuze	0,94	3150°	2800°
Petroleum	1,45	2050°	1800°
Petroleum (mit Extinktion)	1,54	1900°	1700°
Elektrisches Licht	0,84	3500°	3150°
Elektrisches Licht (mit Extinktion) . .	0,93	3150°	2850°
Sonne	0,54	5450°	4850°

Die Zahlen zeigen recht bedeutende Differenzen in der Temperatur der verschiedenen Fixsterne und geben eine Bestätigung der Schlüsse, die Geheimrat Vogel früher schon aus seinen Beobachtungen ziehen zu dürfen glaubte, nämlich daß die Temperatur der roten Sterne mit derjenigen des elektrischen Lichtbogens zu vergleichen sei und weit unterhalb der Temperatur der Sonne liege, während andrerseits die Spektra des Sirius und der Vega, die miteinander gleichartig sind, auf einen höheren Glühzustand als denjenigen der Sonne deuten. Deshalb ist auch für diese Sterne, die eine kleine Spektralverschiebung zeigen, der Einfluß der Extinktion größer als für die übrigen Sterne, die bei einer niedrigeren Temperatur sind.

Für das elektrische Bogenlicht und für die Petroleumflamme ergiebt die oben angeführte Berechnung durchaus annehmbare Werte. Die Temperatur der letzteren würde z. B. zwischen derjenigen der Glühlampe und der Argandschen Lampe liegen, für die Lummer und Pringsheim die Verschiebungen 1,4 und 1,55 gefunden haben. Die beiden Werte für den elektrischen Lichtbogen ergeben zwar eine niedrigere Temperatur, als man im allgemeinen annimmt. Anstatt der oben angeführten Verschiebungen 0,84 und 0,93 finden Lummer und Pringsheim je 0,7 und 0,73, und aus dem Mittelwerte von Wanners Temperaturbestimmung des elektrischen Lichtbogens, nämlich 3682°, würde die Verschiebung 0,79 folgen. Wie man findet, weichen aber diese Werte nur unerheblich von den oben angeführten Zahlen ab, die auch deshalb schon eine kleine Abweichung zeigen dürfen, weil sie sich auf die Gesamtmenge des elektrischen Lichtes beziehen, während die letztgenannten Werte für den heißesten Teil des elektrischen Lichtbogens, nämlich für den Krater der positiven Lampenkohle gelten.



Digitized by Google

Rußlands Eisenbahnbau an der Westgrenze.[1])

Von

General der Infanterie z. D. v. Igel.

Im letzten Jahrzehnt hat sich die Aufmerksamkeit des nichtrussischen Publikums fast ausschließlich auf das große Werk der sibirischen Bahn konzentriert. Die durchgehende Linie wird der Hauptsache nach im Jahre 1902 im Betriebe sein, und die Förderung des russischen Verkehrs, die Erschließung weiter bisher unberührter Strecken für Besiedelung und Ackerbau sowie die Begründung einer übermächtigen Stellung in Ostasien werden die aufgewendeten Summen rechtfertigen. Selbst die nur streckenweise fertige Bahn hat bei Gelegenheit der chinesischen Wirren im vorigen Jahre schon ihre Bedeutung gezeigt. In Ostsibirien wurden mit Hilfe der Bahn innerhalb 6 Wochen rund 220000 Mann mobil aufgestellt, und unter Heranziehung von etwa 20000 Mann Spezialtruppen — Schützenbrigaden, Festungsartillerie u. s. w. — auf dem Seewege standen im August 1900 183000 Mann mobile russische Truppen auf chinesischem Boden. Wer Zahlen zu würdigen und zu vergleichen versteht, wird keinen Zweifel hegen, wo künftig die Entscheidung über ostasiatische Fragen ruht.

Während des Baues der sibirischen Bahn ist indessen der Eisenbahnbau in den übrigen Landesteilen keineswegs zurückgesetzt worden. Der geniale Finanzminister Witte hat auch für alle weiteren Anforderungen des Verkehrs und der Landesverteidigung dem Eisenbahnbau die erforderlichen bedeutenden Kapitalien unter nicht ungünstigen Bedingungen zu beschaffen verstanden. Die offizielle Statistik (la Russie en 1900) zeigt Ende 1879 eine Gesamtlänge von 22179 Kilometern Bahn, 1889 eine solche von 29015 Kilometern und Ende 1899 eine Gesamtlänge von 48091, während 7711 Kilometer sich im Bau befanden, so daß im letzten Jahrzehnt die Gesamtlänge sich fast verdoppelt hat. Einbegriffen in diese Zahlen sind allerdings die sibirischen Strecken mit annähernd 6800 Kilometern und etwa 2500 Kilometern Schmalspurbahnen. Aber das europäische Netz allein weist, ausschließlich der Schmalspurbahnen, am 1. Mai 1901 eine Länge von 44210 Kilometern auf.

Es ist einleuchtend, daß die Führung von Bahnen durch früher nicht erschlossene weite Landstrecken und die Verdichtung der Bahnlinien nach Westen zu mit starkem, zweigeleisigem Ausbau der russischen Militärverwaltung im Falle eintretender politischer Verwicklungen die Mittel bietet, nicht nur die Mobilmachung der Armee in einem erheblich kürzeren Zeitraum gegen früher durchzuführen, sondern auch die zeitiger mobilisierten Truppenteile in beschleunigtem

[1]) Geschrieben im November 1901.

Digitized by Google

Tempo an die bedrohte Grenze zu schaffen und operationsbereite Armeen zur Verteidigung oder zum Angriff aufzustellen.

Da dieser Essay nur das westliche Rußland ins Auge fassen soll, so kann eine Betrachtung auf die wesentlichen Veränderungen in dem Gebiete westlich einer Linie Pskow-Smolensk-Gomel-Kosatin im letzten Jahrzehnt beschränkt bleiben.

Es ergiebt sich:

1. Verlängerung der Linie Riga-Tuckum bis zum Hafen Windau.

2. Zweites Geleise auf der Strecke Murawjewo-Hafen Libau (im Bau).

3. Zweites Geleise auf den Strecken Pskow-Dwirsk und Landwarowo (Wilna)-Bialystok-Malkin (östlich Warschau), so daß die Gesamtlinie Petersburg-Warschau bis hart am letzteren Ort zweigeleisigen Ausbau zeigt.

4. Neubau der Linie Orany-Sowalki-Grodno.

5. Neubau von Lapy-Ostrolenka.

6. Neubau von Malkin-Ostrolenka.

7. Neubau von Ostrolenka-Tluszcz-Piljawa mit zweitem Geleise (im Bau).

8. Verschiedene kürzere Verbindungsstrecken bei Warschau und zweites Geleise nach Nowa-Georgiewsk (im Bau.)

9. Neubau der Strecke Lokow-Lublin.

10. Zweites Geleise (im Bau) auf der Strecke Malkin-Siedlce und in Fortsetzung hiervon auf der unter 9. genannten Linie.

11. Zweites Geleise auf der Linie Bialystok-Brest-Litewsk-Cholm.

12. Neubau der Linie Kreuzburg-Rjeskiza-Welikije-Luki (mit Fortsetzung bis zur Bahn Moskau-Petersburg).

13. Beginn des Baues der Linie Welikije-Luki-Witebsk-Shlobin.

14. Zweites Geleise (im Bau) auf den Strecken Gomel-Lominez und Zabinka-Brest-Litewsk.

15. Beginn des Baues der Linie Kiew-Kowel.

16. Zweites Geleise auf der Bahn Kasatin-Kowel (mit Fortsetzung nach Brest-Litewsk im Bau).

Die angeführten Veränderungen ergeben auf der Karte im großen das Bild, daß weite Landstrecken von neuen Linien durchquert sind, daß drei durchgehende zweigeleisige Bahnen aus dem Innern des Reiches bis in die Gegend von Warschau führen, eine vierte im zweigeleisigen Ausbau sich befindet. Diese erwähnten drei Linien sind im Weichselgebiet — westlich Brest-Litewsk — durch drei zweigeleisige (zweites Geleise teilweise noch im Bau) Transversalbahnen miteinander verbunden, die die Freiheit gewähren, die sämtlichen Transporte der Bahnen aus dem Innern wahlweise nach Norden an den Narew — Linie Bialystok-Warschau — oder nach Süden in die Linie Cholm-Iwangorod einschwenken zu lassen. Einige neue kürzere Linien östlich Warschau sollen, abgesehen von allen Befestigungsanlagen, der Linie des Narew erhöhte Verteidigungsfähigkeit gewährleisten.

Wenn man die Leistungsfähigkeit der Strecken näher prüft und annimmt,

Digitized by Google

daß es der leitenden Stelle gelingt, westlich der Linie Murawjewo-Dünaburg-Gomel-Kasatin die Bahnen voll auszunutzen bis zur Grenze der Höchstleistung, die nach Lage der Bau- und Betriebseinrichtungen für eine beschränkte Zeitdauer mit Sicherheit erwartet werden darf, so gelangt man zu dem Ergebnis, daß die russische Militärverwaltung darauf rechnen kann, im Bedarfsfalle täglich mit rund 150 Truppenzügen das Weichsel-Narewgebiet und — um auch Nebensächliches zu erwähnen — die Gegend von Kowno zu erreichen. Es können demnach, nachdem die Truppen die Mobilmachung vollendet haben, täglich 4 Infanterie-Divisionen oder 3 Infanterie- und $1^1/_2$ Kavallerie-Divisionen aus dem Innern des Reiches im Grenzgebiet eintreffen.

Dem gegenüber stand vor etwa 10 Jahren die Möglichkeit, täglich mit rund 90 Zügen das vorerwähnte Gebiet zu erreichen, bei weniger günstiger Führung der Transporte. Es hat sich demnach die Transportleistung in zehn Jahren um rund $^2/_3$ der früheren Gesamtleistung gesteigert, d. h. es können nach Beginn der Bewegung täglich mehr 1 Infanterie- und 1 Kavallerie-Division oder auch $1^2/_3$ Infanterie-Divisionen im Grenzgebiet versammelt werden.

Dieser Bauthätigkeit östlich der Weichsel gegenüber zeigte das linke Weichselgebiet bis vor zwei Jahren völligen Stillstand. Der Verkehr mußte sich mit der längst bestehenden Warschau-Wiener-Bahn (mitteleuropäische Spur) und den fast 400 Kilometer entfernten Grenzanschlüssen bei Alexandrowo und Sosnowice, sowie mit der nach dem oberschlesischen Industrierevier führenden Bahn Iwangorod-Dombrowa (russische Spur) und ihren Abzweigungen begnügen. Jeder Versuch, zwischen Alexandrowo und Sosnowice mit neuen Linien die Grenze zu überschreiten, wurde vom russischen Kriegsministerium endgültig zurückgewiesen. Seit zwei Jahren hat sich auch dies Bild vollständig verändert, und zwei neue Bahnlinien sind mit Grenzübergängen bei Skalmierzyce und Herby gleichzeitig im Bau.

Man hat das Aufgeben des früheren Widerstandes mit dem Rücktritt des Kriegsministers Wannowski in Verbindung gebracht. Zeitlich mag das zutreffen, der wirkliche Grund liegt aber in der veränderten militärischen Stellung an Weichsel-Narew, die nach den früheren Ausführungen nicht nur volle Sicherheit gegen einen Angriff gewährt, sondern jetzt die Aufgabe stellt, in wirksamerer Weise als bisher aus dieser Stellung heraustreten zu können.

Als offizielle Motive für den Bau der in russischer Spur auszuführenden Linie Kalisch-Lodz-Warschau sind angeführt, daß man in erster Linie die Beziehungen der Stadt Kalisch zu Rußland stärken wolle, in zweiter Linie die wirtschaftliche Hebung des Gebietes anstrebe. Für die kürzere Hälfte Kalisch-Lodz mögen die Gründe gelten, für die größere Hälfte Lodz-Warschau, die die Warschau-Wiener Bahn als eigne Konkurrenzstrecke in nur 20 Kilometer Entfernung von ihrer Stammlinie ausführen muß, sind sie hinfällig und rein militärische Motive maßgebend gewesen. Die Linie Herby-Czanstochau ist zwar nur kurz, liegt 120 Kilometer südlich von Kalisch, aber sie wird in russischer Spur ausgebaut, und dieser Entschluß ist nur verständlich, wenn ihre Weiterführung an die gleichspurige Bahn Iwangorod-Dombrowa gesichert ist.

Digitized by Google

Nach Fertigstellung der Linie Warschau-Kalisch würde die russische Armeeleitung in der Lage sein, ungefähr 45 Truppenzüge täglich über Warschau hinaus in die Gegend von Kalisch vorzuführen; nicht unmittelbar, denn es bleiben Umladungen von Transporten in Warschau erforderlich, und ein großer Teil der Truppen wird von den Endstationen der Bahn noch Fußmärsche von annähernd 90 Kilometern bis zum Versammlungsgebiet zurückzulegen haben. Immerhin kann in der Höhe von Kalisch nach Beginn der großen Transportbewegung täglich je eine Infanterie-Division und eine drittel Kavallerie-Division eintreffen. Kalisch liegt in der Luftlinie 300 Kilometer von Berlin, und man muß zugeben, daß es für die leitende Stelle ein verlockendes Ziel ist, Armeen auf 500 und 300 Kilometer von der feindlichen Hauptstadt versammeln zu können, während sie bisher gezwungen war, mit Entfernungen von 700 und 500 Kilometern zu rechnen.

Ein Irrtum wäre es, wollte man in der skizzierten Entwicklung des russischen Eisenbahnnetzes im letzten Jahrzehnt eine beabsichtigte Drohung gegen Deutschland erblicken. Diese Entwicklung ist vielmehr der Ausfluß einer inneren Notwendigkeit. Eine Weltmacht ist gezwungen, die der Entfaltung ihrer Kräfte durch Raum und Zeit entgegengestellten Hindernisse mittels planmäßig angelegter Verkehrswege zu überwinden und den militärisch organisierten Kräften von 130 Millionen Einwohnern die Möglichkeit zu schaffen, sich auch nötigenfalls an e i n e r bedrohten Stelle zur vollen Geltung zu bringen.

Dabei bleibt für eine etwa beabsichtigte militärische Ausnutzung der russischen Bahnen auf dem linken Weichselufer eine politische Vorbedingung bestehen: Oesterreich muß neutral sein. Solange Oesterreich mit Deutschland verbündet bleibt, ist ein russischer Aufmarsch bei Kalisch undenkbar, und da nach den Behauptungen der wohlinformierten Presse der Dreibund ein Institut von unbegrenzter Festigkeit und Dauerhaftigkeit ist, so wäre die Frage abgethan für uns. In orientierten russischen Kreisen werden die Dinge freilich nicht ganz von demselben Standpunkte aus angesehen. „Entre la Prusse et la Russie il n'y a pas d'intérêts politiques opposés; vous avez assez de Polonais; nous ne voulons pas les provinces baltiques,“ ließ sich ein Russe vernehmen und führte etwa weiter aus: Inzwischen habe das Unstete der Politik von Caprivi und Hohenlohe doch stets eine Gefahr für die andern in sich geschlossen, und der Staatsmann Caprivi hätte mit der Nichterneuerung des Neutralitätsvertrages einen direkt feindlichen Akt gegen Rußland ausgeführt. Solche Thatsachen riefen Gegenzüge hervor, und hieran anschließend sei auch die vorläufige Verständigung mit Oesterreich über die beiderseitigen Interessen im Orient gesucht worden. Rußland sei sogar in der Lage, wenn erforderlich, noch weiter dort entgegenzukommen, ohne seine Hauptinteressen preiszugeben. Freilich, der jetzige Kaiser von Oesterreich — kein ganz junger Herr mehr — werde unbedingt an dem deutschen Bündnisse festhalten, aber orientalische Fragen eilten ja selten, der österreichische Thronfolger sei ein hervorragend ultramontaner Herr, und vom österreichischen Ultramontanismus könne schwerlich besondere Begeisterung für

Digitized by Google

Deutschland erwartet werden. Und Italien? Schweigen und eine Handbewegung durch die Luft.

So ein Russe. Das Erfreuliche bei den russischen Ausführungen bleibt die Auffassung, daß für die europäischen Beziehungen kein Gegensatz der Interessen besteht.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Landwirtschaft.

Die Ertragserhöhung in der Landwirtschaft.

Es ist bekanntlich das wichtigste Problem der Landwirtschaft, auf einer gegebenen Fläche eine möglichst große Ernte zu erzielen, da nicht nur für den landwirtschaftlichen Betrieb eine Erhöhung der Rente von einschneidender Bedeutung ist, sondern auch die Bevölkerungszunahme eine landwirtschaftliche Mehrproduktion erheischt. Lange Zeit galt „rationelle Düngung“ als das wichtigste Losungswort in dieser Frage. In der That hat einerseits die landwirtschaftliche Erfahrung, andrerseits die Entwicklung der Liebigschen Mineraltheorie gewaltige Fortschritte gebracht; denn seit den letztvergangenen drei Jahrzehnten hat man nicht selten durch rationelle Düngung den früheren Durchschnittsertrag um ein Viertel und darüber gesteigert. Viel hat zu diesem Aufschwunge der Import enormer Mengen Chilesalpeter, das Erschließen der großartigen Kalisalzlager von Staßfurt [1]) und die Verwertung einer wichtigen, früher ganz vernachlässigten Phosphorsäurequelle, der phosphathaltigen Eisenerze, die bei der Stahlerzeugung die phosphorsäurehaltige Thomasschlacke als Nebenprodukt liefern, beigetragen. Deutschland lieferte im Jahre 1893 allein über 135 Millionen Kilo Thomasschlacke, worin mindestens 27 Millionen Kilo Phosphorsäure waren. [2]) Nach allgemeiner Einführung des Thomasverfahrens bei der Bearbeitung der Eisenerze wird man so viel Phosphorsäure aus den Tiefen der Erde der Ackerkrume liefern können, daß man damit fast ein Drittel der in Deutschland alljährlich mit Getreide angebauten Fläche versorgen könnte.

Große Mengen der so wichtigen Phosphorsäure liefern auch die Phosphatlager der Südstaaten der Union. Die Ausfuhr hochwertiger Phosphate aus Tennessee allein überstieg im Jahre 1901 130000 Tonnen. — Ein sehr wichtiges Produkt, dessen Fabrikation eine bedeutende Zukunft haben dürfte, ist der „Fischguano“, von dem die gesamte Dampffischereiflotte Deutschlands nach Weigelts Berechnung eine Million Kilo alljährlich liefern könnte, wenn die Fischereiabfälle alle jener Industrie zufließen, statt großenteils wieder dem Meere überliefert würden. Der Stickstoff jener Menge würde 380000 Kilo Chilesalpeter entsprechen, dessen Geldwert jetzt dem Auslande zuströmt. Aber auch eine bedeutende Quelle für Phosphorsäure und Kali liefert das Meer in Form jenes „Fischguanos“.

So wichtig nun das Prinzip ist, der Landwirtschaft neue billige Quellen von Pflanzen-

---

[1]) Die Kalisalzförderung bei Staßfurt ist von 20000 Tonnen im Jahre 1862 auf über 8 Millionen Tonnen im Jahre 1901 gestiegen.

[2]) Die Verluste an Phosphorsäure durch die Schwemmkanalisation sind hiegegen gering zu nennen; für München z. B. beträgt der Verlust 1600 Kilo per Jahr.

Digitized by Google

nährstoffen zu erschließen, so richtig ist es auch, daß der rationellen Düngung gewisse Grenzen gezogen sind. Werden die Mengen der Düngungsmaterialien bis zu einem gewissen Maß gesteigert, so rentiert der Mehrertrag die Ausgabe nicht mehr, oder es kann geradezu der Ertrag durch die übermäßige Düngung wieder herabgedrückt werden. Ueberdüngung kann leicht kranke Pflanzen erzeugen. Von der weit getriebenen Düngervermehrung kann also jenseits einer gewissen Grenze nichts mehr erhofft werden. Wohl aber kann bei gegebenem zulässigen Maximum von Dünger und günstigen Witterungsverhältnissen eine weitere Ertragserhöhung durch Melioration der Ackerkrume und des Untergrundes erzielt werden. Die richtige mechanische Beschaffenheit, die Porosität, die wasserhaltende und die hygroskopische Kapazität, sogar die Farbe des Bodens und die Beschaffenheit des Untergrundes sind von wesentlichem Einfluß auf den Maximalertrag, und ein rationeller Landwirt sollte alle diese Verhältnisse seines Bodens genau studieren und überlegen, ob nicht auf billige Weise den Mängeln seines Bodens abgeholfen werden kann. Als ein weiteres wichtiges Agens im Boden ist dessen Bakterienflora anzusehen, worauf man erst seit ein paar Dezennien aufmerksam geworden ist. Durch Oxydationen organischer Reste im Boden schaffen Bakterien (und Schimmelpilze) eine stetige Quelle von Kohlensäure, die wieder lösend auf manche mineralische Nährstoffe des Bodens wirkt. Gewisse Bakterien wirken salpeterbildend auf das Ammoniak des Düngers, andre wieder können den atmosphärischen Stickstoff — eine kostenlose Stickstoffquelle — dem Ackerbau dienstbar machen. Nicht immer sind gerade die nützlichsten Bakterienarten auch am reichlichsten im Boden vorhanden, und deshalb hat man auch durch Einführung nützlicher Bakterienarten in den Boden in vielen Fällen einen Mehrertrag erzielt. Ja nach Hiltner gelingt es, die nützlichen Eigenschaften durch Züchtung noch zu steigern.[1]) In einigen Fällen bewirkten sogar die salpeterzersetzenden „denitrifizierenden“ Bakterien auffallenderweise eine Ertragserhöhung. — Unter den Namen Alinit und Nitragin werden gegenwärtig fabrikmäßig dargestellte Reinkulturen von Bakterienarten in den Handel gebracht, mit denen man den Ackerboden „impft“. Von besonderer Wichtigkeit sind die Nitraginbakterien für die Kultur der zur Leguminosenfamilie gehörenden Pflanzen, insofern sie, in deren Wurzelhaare eindringend, eine für diese Pflanzen sehr wertvolle Symbiose eingehen. Auf diese Weise kann das ungeheure Stickstoffreservoir der Luft der Landwirtschaft dienstbar gemacht werden. Man hat berechnet, daß so pro Hektar 250 Kilogramm des freien Luftstickstoffs in wertvolle Nahrungsmittel oder in Gründünger für andre Nutzpflanzen verwandelt werden können. Daß die Atmosphäre auch den Pflanzen Kohlenstoff in Form von Kohlensäure, und Sauerstoff für ihre Atmungsthätigkeit liefert, ist schon seit etwa 100 Jahren bekannt.

Im Boden finden sich nützliche und schädliche Pilzarten.[2]) Da man in einigen Fällen eine Ertragserhöhung durch Eingießen von Schwefelkohlenstoff, dessen Dünste auf lebende Zellen sehr giftig wirken, in den Boden beobachtet hat, könnte man als wahrscheinlich annehmen, daß dadurch in den betreffenden Fällen schädliche Pilze des Bodens vernichtet wurden. Schädliche Pilze liegen auch der „Leguminosenmüdigkeit“ gewisser Böden zu Grunde. Es handelt sich nach Hiltner hier um eine Gruppe von Bakterien, die Pektin- und Cellulosegärungen verursachen.

Ein allerdings nur theoretisch interessantes Mittel, den Ertrag zu erhöhen, besteht in der Anwendung intensiver Beleuchtung während der Nacht. Besonders ist hier das elektrische Licht zu erwähnen, unter dessen Einfluß die Bildung von organischer Materie (Zucker und Stärkmehl) aus Kohlensäure fortdauert, wenn auch weit schwächer als im Sonnenlicht.

Ein andres, wahrscheinlich ebenfalls nur theoretisches Interesse darbietendes Mittel

---

[1]) Deutsche Landwirtschaftliche Presse 1901. Nr. 24 bis 27.

[2]) Man hat in einem Gramm gedüngten Feldbodens bis zu einer halben Million Bakterien gefunden.

Digitized by Google

ist die direkte Anwendung der Elektrizität. Lemström, Professor an der Universität Helsingfors, hatte beobachtet, daß die Fluktuationen in den Ernteerträgen in Finnland mit den Perioden der Zunahme der Sonnenflecken und Polarlichter eine Uebereinstimmung zeigen, die nach seiner Meinung keine bloß zufällige sein konnte. Er schloß daraus, daß die Zunahme der atmosphärischen Elektrizität eine Förderung des Wachstums bedinge. Die Experimente, bei denen er oberhalb seiner mit Cerealien besäten Töpfe ein isoliertes Metallnetz mit Spitzen aufspannte, aus denen entweder der positive oder negative Strom einer Holzschen Influenzmaschine täglich fünf Stunden zu den Pflanzen strömte, ergaben in vier Wochen eine Zunahme von 40 Prozent mehr gegenüber den nicht behandelten Pflanzen. Noch günstiger fielen Feldversuche aus; der prozentuale Ueberschuß bei weißen Rüben belief sich auf 107 Prozent, und Erdbeeren reiften in 26 Tagen gegenüber 54 im Kontrollfall. Bei starker Sonnenhitze muß die elektrische Behandlung unterbleiben, da sonst schädliche Einwirkungen zu beobachten sind. Aehnliche Beobachtungen wie Lemström hat der Elektrotechniker Heber gemacht, als er Kohlenelektroden etwa einen Meter voneinander entfernt in die Versuchsparzellen versenkte.

Ein praktisches Mittel, den Ertrag zu steigern, ist die sorgfältige Auswahl des Samens. Samen von den bestentwickelten Pflanzen geben in der Regel auch wieder ertragsreiche Pflanzen. Nach Hays kann auf diese Weise der Ertrag um 10 Prozent erhöht werden. Manche Forscher, wie Herbert J. Webber am Agrikulturdepartement in Washington, haben es zu ihrer Lebensaufgabe gemacht, ertragsreiche Varietäten der landwirtschaftlichen Nutzpflanzen zu züchten, und wertvolle Resultate sind schon erreicht worden. In Deutschland haben zielbewußte Züchtungsmethoden die Zuckerrüben so modifiziert, daß sie statt 10 Prozent nun 18 bis 20 Prozent Zucker liefern und diesen bei größerer Saftreinheit als früher. Ferner sind Weizenvarietäten mit bedeutender Ertragssteigerung erzielt worden. Außer direkter Ertragsvermehrung ist auch eine größere Resistenz gegen starke Düngung und gegen allerlei Parasiten eine wünschenswerte Errungenschaft der zu erziehenden Varietät. Bei Cerealien käme noch eine gewisse Steifheit der Halme in Betracht, wodurch das zu Verlusten führende „Lagern“ der Pflanzen auf dem Felde verhindert oder wenigstens vermindert würde.

Von weiteren Bestrebungen, den Ertrag zu vermehren, mögen nun die Versuche Erwähnung finden, die der Schreiber dieses und seine Schüler in den letzten Jahren ausgeführt haben. Die Versuche beziehen sich einerseits auf die Regulierung des Mengenverhältnisses zwischen Kalk und Magnesia im Boden, andrerseits auf die Anwendung geringer Mengen stimulierend wirkender Körper.

Nachdem man früher beobachtet hatte, daß die Pflanzen von den ihnen unentbehrlichen mineralischen Stoffen des Bodens mehr aufnehmen als von indifferenten, sprach man von einem „Wahlvermögen“ der Pflanzen, von einer „Polizei im Boden“. Man glaubte, daß man bloß dafür zu sorgen brauche, daß von allen Nährstoffen genug vorhanden sei, die Pflanzen nähmen schon so viel von jedem auf, als sie brauchen. Später hat man jenes sogenannte Wahlvermögen auf ein einfaches Naturgesetz zurückgeführt, aber ferner auch beobachtet, daß gewissen Pflanzen von bestimmten Nährstoffen mehr dargeboten werden müsse, als von andern, um eine Maximalernte zu erzielen. Man hat in dieser Beziehung ganz besondere Aufmerksamkeit dem Stickstoff, dem Kali und der Phosphorsäure gewidmet, weniger aber die Beeinflussung in Betracht gezogen, die die Vermehrung eines Nährstoffs auf die Wirksamkeit eines andern ausüben kann. So war seit alten Zeiten bekannt, daß Kalkzufuhr häufig die Erträge steigert, andrerseits aber hat die Erfahrung gezeigt, daß eine zu reichliche Kalkzufuhr die Erträge wieder vermindert. Weiter beobachtete man in manchen Fällen eine bedeutende Ertragsverminderung, wenn statt gebrannten reinen Kalksteins ein gebrannter dolomitischer Kalkstein, der reich an Magnesia ist, dem Felde einverleibt wurde. Diese und ähnliche Erfahrungen blieben lange unerklärlich. Erst der Schreiber dieses stellte eine Theorie der physiologischen Funktionen von Kalk und Magnesia

Digitized by Google

auf,[1]) aus der sich mit zwingender Notwendigkeit ergab, daß es ein ganz bestimmtes Verhältnis zwischen Kalk und Magnesia geben müsse, das der Entwicklung der Pflanzen am günstigsten sei. Es wurde nun klar, daß einerseits eine Vermehrung des Kalks, andrerseits eine Vermehrung der Magnesia über jenes Verhältnis hinaus die Entwicklung beeinträchtigen müsse, so daß selbst unter sonst günstigsten Bedingungen kein Maximalertrag erreicht werden kann. Die Versuche, die Herr D. W. May in Washington[2]) und die Herren K. Aso und T. Furuta in Tokio[3]) auf meine Anregung und unter meiner Leitung mit Wasser- und Bodenkulturen ausführten, haben jene theoretische Folgerung vollständig bestätigt. Dasjenige Mengenverhältnis zwischen Kalk und Magnesia im Boden, das bestimmten Gewächsen am günstigsten ist, nannte ich den Kalkfaktor dieser Gewächse. Er liegt für die gewöhnlichen Cerealien zwischen 1 und 2; für Gewächse, die in einer gegebenen Zeit mehr Blattfläche entwickeln als jene, liegt er höher. Da nun die relativen Mengen von Kalk und Magnesia in verschiedenen Böden weit differieren und in nicht wenigen Fällen der Magnesiagehalt den Kalkgehalt wesentlich übertrifft, was niemals vorkommen sollte, so ist es von praktischem Werte, daß der Landwirt sich unter anderm auch über das Verhältnis der von den Pflanzen aufnehmbaren Mengen von Kalk und Magnesia in seinem Boden unterrichtet und danach seine Maßnahmen trifft.

Das zweite Prinzip, das der Schreiber dieses in Anwendung brachte, beruht auf der Beschleunigung gewisser Lebensthätigkeiten durch Substanzen mit ganz spezifisch chemischen Qualitäten, die auf das normale Getriebe der lebenden Pflanzenzellen modifizierend einwirken können. Man kann sich z. B. denken, daß geringe Mengen von Manganverbindungen in den Pflanzenzellen zur rascheren Oxydation hemmend wirkender Stoffwechselprodukte beitragen, oder daß geringe Mengen des lichtempfindlichen Urans die Umwandlung von Licht in chemische Energie im Chlorophyllkörper, also die Bildung von Stärkmehl aus Kohlensäure in den Blättern beschleunigen und damit die Ernährung der ganzen Pflanze fördern. Es kann ferner Mittel geben, die den Teilungsvorgang der Zellkerne in den Vegetationspunkten direkt beschleunigen oder sonst ruhende Zellkerne zur Teilung anregen, so daß eine reichlichere Zweigbildung resultiert.

Manche Gifte können bei so starker Verdünnung, daß der Giftcharakter nicht mehr zum Vorschein kommt, als günstige Reizmittel wirken, ein Gesetz, das in seiner vollen Bedeutung zuerst von dem bekannten Hygieniker und Bakteriologen Ferdinand Hüppe erkannt wurde, wenn auch einzelne einschlägige Thatsachen früher schon bekannt waren. Zu den Giften, die bei hoher Verdünnung als Reizmittel auf die Wachstumsthätigkeit wirken, gehören besonders Fluorverbindungen, wie Ono schon bei Pilzen beobachtet hatte. Auch Jodmetalle wären hier zu erwähnen. Es besteht hier eine gewisse Analogie zu der therapeutischen Verwendung von Giften, die bei starker Verdünnung heilsame Wirkungen ausüben.

Der Schreiber dieses hat im Verein mit den Herren K. Aso und S. Suzuki an der landwirtschaftlichen Abteilung der Universität Tokio Versuche mit Wasserkulturen sowohl als Bodenkulturen im Glashause und auf freiem Felde ausgeführt, die bei Anwendung geringer Mengen salpetersauren Urans, schwefelsauren Mangans, Fluornatriums und Jodkaliums einen erhöhten Ertrag ergeben haben, bei Erbsen sowohl wie bei Hafer. Diese Erfahrungen sind möglicherweise von praktischem Werte für die Landwirtschaft, wenn mit einer gewissen Vorsicht vorgegangen wird, so daß die Mengen jener Substanzen mit den Jahren sich nicht ungebührlich im Boden anhäufen. Weitere Feldversuche sind geplant, um ein abschließendes

---

[1]) Jene Theorie wurde von mir zuerst entwickelt in der botanischen Zeitschrift Flora (1892). Siehe ferner Landwirtschaftliche Versuchs-Stationen 1892, ferner Bulletin Nr. 18 der Division of Vegetable Physiology and Pathology, Washington 1899. (U. S. Department of Agriculture).

[2]) Bulletin Nr. 1 des Bureau of Plant Industry: The relation of Lime and Magnesia to Plant Growth, von O. Loew und D. W. May, Washington 1901.

[3]) Bulletin Band 4 Nr. 7, der landwirtschaftlichen Abteilung der Universität Tokio 1902.

Digitized by Google

Urteil über die Rentabilität des Verfahrens zu gewinnen. Uransalze sind wohl wegen des hohen Preises von der praktischen Verwendung ausgeschlossen. Mangansalze werden nur auf solchen Böden eine Ertragssteigerung ergeben, die Mangan nur in von den Pflanzen schwer resorbierbarem Zustande enthalten. Was ferner Fluor- und Jodverbindungen betrifft, so müssen wir bei dem Fluorgehalt der Zähne und dem Jodgehalt der Schilddrüse wohl eine allgemeine Verbreitung jener in den Pflanzen und im Boden annehmen, jedoch kann es sich hier nur um geringe Spuren handeln, deren Menge wir etwas vergrößern müssen, um einen günstigen Einfluß auf den Ertrag auszuüben. Schließlich sei noch unser Versuch mit Erbsen kurz erwähnt. Je 15 Erbsen wurden in fünf Töpfen mit 2300 Gramm gedüngter[1]) Erde ausgesät und später die jungen Pflanzen auf fünf pro Topf reduziert, die von gleicher Größe waren. Ein Topf erhielt 12 Milligramm Urannitrat, Nr. 2 36 Milligramm Mangansulfat, Nr. 3 6 Milligramm Fluornatrium, Nr. 4 6 Milligramm Jodkalium. Das Ernteergebnis war:

	Lufttrockene Samen	Lufttrockenes Stroh
1. Urannitrat:	29,5 Gramm	16,0 Gramm
2. Mangansulfat:	29,1 „	15,9 „
3. Fluornatrium:	27,2 „	17,7 „
4. Jodkalium:	26,3 „	15,5 „
5. Kontrollpflanzen	23,2 „	10,7 „

Man erkennt hieraus eine nicht unbedeutende Ertragsvermehrung durch relativ sehr geringe Mengen der stimulierend wirkenden Stoffe.

Der Leser hat aus dieser kleinen Skizze ersehen, daß nicht nur Minerale aus den Tiefen der Erde, die tierischen Bewohner des Meeres, die Gase der Atmosphäre und die Bodenbakterien der Landwirtschaft dienstbar sind, sondern auch elektrische Ströme, Züchtung von Arten, Regulierung des Verhältnisses zwischen Kalk und Magnesia im Boden und endlich stimulierende Stoffe fähig sind, die Erträge zu erhöhen. Hoffen wir, daß die Landwirtschaft, das solideste Fundament jedes Staatswesens, die wichtigste der Industrien, jener Grundpfeiler der Zivilisation, von allen neuen Hilfsfaktoren den erwünschten Nutzen zieht! —

Oscar Loew,
Professor der Agrikulturchemie an der Universität Tokio.



Astrophysik.

Die Sonne, der Urquell alles Lebens.

Eine physikalisch-astronomische Skizze.

Jeder einigermaßen Gebildete weiß heutzutage, daß alle Kraft und Energie, die sich der Mensch auf Erden dienstbar gemacht hat, ein Geschenk der Sonne ist, das durch Vermittlung des hypothetisch angenommenen Aethers, der den Weltenraum erfüllt, zu uns von der Sonne herübergeflogen kommt. Die wichtigsten der verschiedenen von dem Zentralkörper unsers Planetensystems ausgesandten Strahlen sind für uns Menschen wohl die Wärmestrahlen, denn was würde uns z. B. alles noch so glänzende Licht nützen, wenn die Erde ein Eisball wäre, auf der die im Weltenraum herrschende Temperatur des absoluten Nullpunktes (—273 Grad Celsius) herrscht? Außer den Wärme- und Lichtstrahlen wird uns, entsprechend den verschiedenartigen Schwingungen des Weltäthers, noch anderweitige

[1]) Die Düngematerialien waren Chilesalpeter, Pottasche und Superphosphat.

Energie zugesandt, die chemische, elektro-dynamische und andre Wirkungen hervorruft und von deren Existenz wir überhaupt erst seit Entdeckung der Röntgen- und Becquerelstrahlen eine Ahnung haben.

Diese Bezeichnung als Urquell alles Lebens verdankt die Sonne fast ausschließlich den Wärmestrahlen, denn diese sind es, die, auf Erden in alle mögliche Art von Kraft und Energie umgewandelt, dem Menschen im Kampfe ums Dasein die besten Dienste leisten.

Um diese Dienste und ihren jeweiligen Ursprung von der Sonnenenergie kennen zu lernen, ist es am besten, wenn der freundliche Leser mit mir einen kleinen Spaziergang unternimmt. Wandern wir am Ufer eines Sees entlang, so sehen wir die ganze Fläche vom Winde in unzähligen Wellen gekräuselt, in nie rastendem Anprall nagen die Wogen Stück für Stück vom Ufer. Der Wind, der hier am Gestade die Windmühlenflügel bewegt, ist auch die treibende Kraft, die die Segel des stolzen Schiffes bläht, das weit draußen seine Bahn zieht. Inwiefern läßt sich nun der Wind als Geschenk unsrer Sonne betrachten? Die Strahlen, die sie uns zusendet, werden von der klaren Luft ohne merkliche Absorption durchgelassen, während sie von der Erde aufgenommen werden, wodurch natürlich eine beträchtliche Erwärmung erfolgt. Je nach Art der Intensität der Bestrahlung und der Bodenbeschaffenheit wird diese aufgenommene Wärme mit verschiedener Schnelligkeit wieder abgegeben, wodurch eine Ungleichmäßigkeit der Luftwärme und mithin auch des Luftdruckes eintritt. Durch das Bestreben der Atmosphäre, das Gleichgewicht wieder herzustellen, entsteht von der Stelle des stärkeren Druckes zu der des schwächeren ein Gefälle, eine Strömung — die Winde.

Während unsers Gespräches hat der Wind die Wolken, die wir vorher über dem See aufgetürmt sahen, nähergebracht; es beginnt zu regnen, „aus der Wolke quillt der Segen, strömt der Regen; aus der Wolke, ohne Wahl, zuckt der Strahl"; die Bäche und Ströme schwellen an, doch der Mensch hat ihnen ihr Bett zugewiesen, und gebändigt treiben sie unzählige Fabriken und liefern die Kraft zu vielen Betrieben. Dieser ewige, allbekannte Kreislauf des Wassers kommt dadurch zu stande, daß infolge der Erwärmung das Wasser an der Oberfläche der Seen und des Meeres rasch verdunstet, vom Winde in die Höhe entführt wird, wo es sich infolge der Abkühlung wieder verdichtet und als Regen oder Schnee zur Erde fällt. Durch die gegenseitige Reibung all dieser unzähligen Wassertröpfchen oder feinen Eisnadeln wird auch die Luftelektrizität hervorgerufen, deren Spannung durch den Blitzstrahl wieder ausgeglichen wird. — Auf unserm weiteren Wege nähern wir uns einer Stadt. Von allen Seiten führen Eisenbahnlinien herzu, auf denen die Städte und Länder verbindende Lokomotive dahinsaust, Fabriken senden aus ihren Kaminen qualmende Rauchwolken in die Luft und lassen auf eine lebhafte Industrie schließen. Und da — es ist inzwischen Nacht geworden — glänzen da und dort in den Straßen kleine Sonnen, es sind die Gas- und elektrischen Lampen, die uns gleichsam aufgespeicherte Sonnenenergie als Licht, bezw. Wärme wieder geben. All diese Betriebe und Maschinen verdanken ihre Kraft dem Dampfe, bezw. der Kohle, die hinwiederum ein Produkt sowohl der Wärme- als hauptsächlich der chemisch wirksamen Strahlen der Sonne ist. Es wird nämlich in den grünen Blättern der Pflanze durch diese Strahlen die aus der Luft aufgenommene Kohlensäure in ihre Bestandteile zerlegt, der Sauerstoff wird der Atmosphäre wieder gegeben, während der Kohlenstoff zum Aufbau der Pflanze verwendet wird. Auf diese Weise findet sich im Holze eines Baumstammes oder in den Steinkohlenlagern eine Unmenge von Energie, die im Laufe der Jahre zu deren Bildung verbraucht wurde, in unthätigem Zustande aufgespeichert und kann jederzeit als thätige Energie wieder nutzbar gemacht werden in Form von Licht und Wärme, wenn durch Verbrennung der Kohlenstoff wieder in Kohlensäure übergeführt wird. Auch bei den Tieren und Menschen kommt diese gebundene Energie wieder als Kraft und Wärme zum Vorschein. Menschen wie Tiere nähren sich teils unmittelbar von Pflanzen, teils verzehren sie pflanzenfressende Tiere. Indem nun die Energie, die von der Pflanze bei der Trennung von Kohlenstoff und Sauerstoff verbraucht wurde, im tierischen Körper bei der

Digitized by Google

Wiedervereinigung beider Elemente zu Kohlensäure frei wird, stammt auch die Wärme unsers Blutes, die Kraft unsrer Muskeln von der Sonne. — Welche Wichtigkeit gerade die Kohle für die gesamte Industrie besitzt, ist ja allgemein bekannt. Sie verdampft das Wasser in den Kesseln, die die Energie für die verschiedensten Maschinen erzeugen, sie ist das Ausgangsmaterial des größten Teiles der chemischen Industrie und der Farbenfabrikation, sie produziert das Gas zum Beleuchten der Städte, unzählige Medikamente und Heilmittel werden aus den Produkten der Steinkohlendestillation verfertigt. — Die sonstige Bedeutung der chemisch wirksamen Strahlen für die Photographie, für verschiedene Reproduktionsverfahren oder als Ursache chemischer Reaktionen, z. B. der Vereinigung von Chlor und Wasserstoff unter Explosion, ist ja bekannt und schließlich für unser Leben von geringerer Bedeutung.

Interessant ist nun die Frage, wie man wohl die Menge dieser Energie, die stetig von der Sonne zugeführt wird, messen kann. Es ist dies eines der schwierigsten Probleme der modernen physikalischen Astronomie, weil ja durch keinerlei Messung festgestellt werden kann, wieviel von dieser Energie auf dem Wege durch den Weltenraum verloren geht; außerdem wird ja auch noch eine große Menge von der die Erde umgebenden Atmosphäre aufgenommen. Trotzdem ist es gelungen, die Menge der von der Erde und der Atmosphäre aufgenommenen Energie zu messen mittels eines von Pouillet konstruierten Apparates, dessen Beschreibung jedoch zu weit gehen würde. Die Energiemenge, die als Wärme zugeführt wird, reicht z. B. am Aequator, wo die Strahlen senkrecht auffallen, hin, um in jeder Minute auf jeden Quadratcentimeter der Erdoberfläche eine Menge von 1 Gramm Wasser um 4 Grad Celsius zu erwärmen. Praktischer gesagt, würde diese Wärmemenge hinreichen, um in einer Stunde einen die Erde umgebenden Wassermantel von 2½ Centimeter Höhe zum Sieden zu erhitzen, oder um in einem Jahre eine die Erde umgebende Eisschicht von 35 Meter Höhe zum Schmelzen zu bringen. Und trotzdem sind diese ungeheuren Zahlen gering im Vergleich zu der Wärmemenge, die der Zentralkörper unsers Planetensystems in den Weltenraum ausstrahlt und die nach ungefährer Schätzung 2000 Millionenmal größer ist als der zur Erde gelangende Teil. Von dieser Zahl kann man sich einen Begriff machen, wenn man diese Wärmemenge in Kalorien ausgedrückt auf den Heizwert der Kohle umrechnet. Man findet dann, daß die ganze Erde, wenn sie aus Steinkohle bestünde, nur 23 Tage lang diesen riesigen Sonnenbrand unterhalten könnte.

Es drängt sich hier wohl auch die Frage nach der auf der Sonne herrschenden Temperatur auf. Diese Annahme gestaltet sich sehr verschieden, da man ja überhaupt noch nicht weiß, ob sich der Sonnenkörper in festem, flüssigem oder gasförmigem Zustande befindet, und je nach Art des Aggregatzustandes die Temperatur sehr verschieden ist. Die Angaben der Forscher hierüber schwanken zwischen 7000 und 14000 Grad; als Mittelwert nimmt man nach Berechnungen von Professor Scheiner circa 8 bis 10000 Grad an.

Woher stammt nun diese ungeheure Wärmemenge, bezw. woher nimmt die Sonne den Ersatz für diese, die fortwährend in den Weltenraum ausgestrahlt wird? Da dieser eine Temperatur von —273 Grad besitzt, so würde wohl die Sonne innerhalb der historischen Zeit von 6000 Jahren merklich dem Erkalten nähergerückt sein, wenn sie nicht aus irgend einer Quelle fortwährend neue Kraft und Energie schöpfen würde. Es haben ja innerhalb dieser Zeit Schwankungen der Temperatur stattgefunden, aber eine eigentliche Abnahme der Sonnenwärme hat sich noch nicht nachweisen lassen.

Die Hypothesen, die zur Erklärung hiefür aufgestellt wurden, sind sehr verschiedenartig. Früher suchte man die Energiequelle der Sonne darin zu finden, daß in die Sonne auf ihrem Wege durch die Unendlichkeit vermöge ihrer bedeutenden Anziehungskraft eine Unzahl von Meteoren hineinfallen und durch die plötzlich in Ruhe umgewandelte Bewegung die Wärme erzeugt wird. Das Unwahrscheinliche dieser Theorie liegt darin, daß man auf unsrer Erde kein Analogon finden konnte, da in deren Bereich doch auch viele Meteore gezogen werden, ohne jedoch eine meßbare Erwärmung hervorzurufen. Viel wahrscheinlicher klingt

Digitized by Google

die Theorie von Helmholtz. Nach ihm wird ja die Entstehung des ganzen Planetensystems aus dem Zentralkörper in der Art angenommen, daß sich aus der ungeheuren Nebelmasse, die die Geburtstätte der Sonne war, zuerst die Planeten in Form von Ringen, wie wir sie noch beim Saturn sehen, losgelöst hatten und dann der Rest der Nebelmasse, übrigens weitaus der größte Teil, sich zu einer Kugel verdichtete, wodurch natürlich eine riesige Erhitzung zu stande kam. Ritter in Aachen wies zuerst nach, daß dieser ungeheure, wärmeausstrahlende Ball sich unausgesetzt verdichten mußte, bis er die heutige Gestalt der Sonne annahm. Helmholtz hat nun gezeigt, daß eine Abnahme des Sonnenballs um nur 1:10000 genügen würde, um den Wärmeverlust der Sonne auf 6000 Jahre hinaus zu decken. Ein Erlöschen der Sonne findet, wie man aus verschiedenen thermodynamischen Gründen annimmt, erst dann statt, wenn ihr Durchmesser sich auf die Hälfte zusammengezogen hat, was, wenn unsre Voraussetzungen über die Ausstrahlung der Wärme nicht ganz falsch sind, noch 15 bis 30 Millionen Jahre dauern kann; natürlich wird sich schon früher eine Abkühlung bemerkbar machen, und Temperaturverhältnisse wie die gegenwärtigen werden noch circa 4000000 Jahre vorhanden sein — für die Ewigkeit zwar nur ein Augenblick, für den Menschen aber eine Ewigkeit, so daß wir wohl ohne Sorge vor einem Aufhören die Segnungen genießen können, die uns die Sonne als Urquell unsers Lebens seit Aeonen zusendet und noch Aeonen zusenden wird.

Dr. W. v. Sicherer, München.



Litterarische Berichte.

Blumenkultus und wilde Blumen. Von Alfred Lichtwark. Zweite erweiterte Auflage. Dresden 1901, Gerhard Kühtmann. Gebunden M. 3.20.

Derselbe, **Aus der Praxis.** Berlin 1902, Bruno Cassirer. Kartoniert M. 4.—

Der Direktor der Kunsthalle in Hamburg beschränkt sich nicht darauf, die ihm anvertrauten Schätze zu hüten und zu mehren, sondern er sucht sie auch durch Vorträge, Demonstrationen, Uebungen und Veröffentlichungen jeglicher Art allgemein nutzbar zu machen, die Kunst in Haus und Familie zu tragen. Die Kunst ist ihm nicht eine Zierpflanze, die unter einer Glasglocke gehegt und vor jeder Berührung geschützt werden muß. Sie soll vielmehr im öffentlichen Leben Wurzeln schlagen, gleichsam als ein notwendiges Lebenselement in das Bewußtsein des Volkes eindringen. Welche Mittel er wählt, um sein Ziel zu erreichen, lernen wir aus dem zweiten der oben genannten Bändchen kennen, das 15 Aufsätze umfaßt, die aus der Zusammenarbeit des Verfassers mit den seit 1889 neugegründeten kultur- und kunstfördernden Gesellschaften und Vereinen Hamburgs hervorgegangen sind, die sich zu Hauptträgern der Lichtwarkschen Bestrebungen ausgebildet haben. Wenn auch die Mehrzahl dieser Aufsätze von überwiegend hamburgischem Interesse ist, so werden doch auch auswärtige Kunstfreunde daraus manche Anregung schöpfen. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es in höchstem Grade wünschenswert wäre, wenn die auf die Verallgemeinerung der künstlerischen Bildung gerichteten Bemühungen Lichtwarks in recht vielen Städten Deutschlands Nachahmung fänden. Daß hie und da in Hamburg Mißgriffe vorgekommen sind, soll nicht geleugnet werden, z. B. wenn die Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde als erste ihrer auf weite Verbreitung in Haus und Schule berechneten Veröffentlichungen eine Nachbildung von Holbeins Totentanz gewählt hat, dessen schneidender Sarkasmus zum mindesten Kindern unverständlich bleiben wird und der auch als Haus- und Familienbuch nicht recht am Platze ist. Dieser Mißgriff ist aber durch die zweite Veröffentlichung, Dürers Marienleben, wieder ausgeglichen worden.

Der Beachtung weitester Kreise sei Lichtwarks Schrift über „Blumenkultus und wilde Blumen“ empfohlen. Kulturgeschichtliche Rückblicke sind mit aus feinster ästhetischer Erwägung erwachsenen Ratschlägen so geschickt verbunden, daß das Buch, das nirgends einen trockenen, lehrhaften Ton anschlägt, eine ungemein anziehende Lektüre bildet. Was der Verfasser über die Bedeutung der wilden Blumen für die koloristische Erziehung des Volkes, über Blumenbeden, Blumengläser und -vasen, über die Anlage von Haus- und Wintergärten und über manche mit Unrecht ver-

Digitized by Google

nachlässigte und mißachtete Blume wie z. B. die Heckenrose, sagt, wird bei jedem Freunde der Natur warme Zustimmung finden.
A. R.

Heimatklänge aus deutschen Gauen. Ausgewählt von Oskar Dähnhardt. III. Aus Hochland und Schneegebirg. Mit Buchschmuck von Robert Engels. Leipzig 1901. B. G. Teubner. M. 2.60.

Der dritte Teil dieser schönen Sammlung umfaßt folgende Gebiete: Elsaß, Schweiz, Süd-Baden, Süd-Württemberg, Süd-Bayern, Vorarlberg, Tirol, Salzburg, Oberösterreich, Niederösterreich, Steiermark, Kärnten und Sprachinseln in Ungarn. Es ist eine sehr verdienstvolle Arbeit, die D. hier unternommen hat. Sein Buch ist um so wertvoller, als es auch Dichtungen in Vers und Prosa von lebenden Verfassern enthält. Wir wünschen ihm die weiteste Verbreitung.
E. M.

Die englischen Fabrikgesetze. In deutscher Uebersetzung herausgegeben von Dr. Benno Karpeles. Berlin, Emil Felber. 481 Seiten. Preis M. 10.—

Infolge der Wichtigkeit, die die englische Fabrikgesetzgebung durch ihren Einfluß auf die aller Länder erlangt hat, wird diese Sammlung bei allen Sozialpolitikern Beachtung und Interesse finden. Die Gesetzestexte sind vollständig wiedergegeben. Eine gut orientierende Einleitung über die Entwicklung der englischen Fabrikgesetzgebung, sowie ein fortlaufender Kommentar, der an jeder Stelle über das thatsächlich geltende Recht Auskunft giebt, setzen auch weitere Kreise in stand, sich über diesen vorbildlich gewordenen Teil der englischen Sozialpolitik zu unterrichten.
Br.

Schreibende Verbrecher. Von Car. Lino Ferriani. Deutsch von Alfred Ruhemann. Berlin, S. Cronbach.

Ferrianis Bücher sind den scharfsinnigen Untersuchungen unsrer theoretischen Juristen gerade entgegengesetzt. Sie bringen keine begrifflichen Analysen und keine geschichtlichen Forschungen, sondern enthalten reichen Stoff zum Verständnis der Verbrecherseele. Dies Verständnis ist, nach Ferrianis Meinung, eine dringendere Aufgabe als alle gelehrten Konstruktionen. Zu ihm will er im vorliegenden Werk beitragen, indem er aus seiner Praxis als Staatsanwalt Briefe kriminalistischer Natur mitteilt. Er schildert uns mit reichen Proben den Briefwechsel der frühreifen Verbrecher, der verbrecherisch Liebenden, der Verleumder und Verlästerer, der Diebe und Betrüger, der Gewaltthätigen. Durch diese sorgsam erläuterten Briefe blicken wir wirklich in einen Abgrund, in Untiefen, neben denen wir gewiß oft hergeschritten sind, ohne sie zu bemerken. Wir lernen daraus, wie verkehrt es ist, unzeitig Mitleid zu üben und dadurch mittelbar die Ausbreitung von Verbrechen zu fördern. Auch andre Ratschläge werden vom Verfasser erteilt, z. B. der, daß Eltern achtgeben sollen auf Briefe, die jung vermählte Frauen an ihre noch unverheirateten Freundinnen schreiben; ein gewiß richtiger und nötiger Hinweis!
M. D.

Shakespeare-Realien. Alt-Englands Kulturleben im Spiegel von Shakespeares Dichtungen von Dr. Clemens Klöpper. Dresden 1901. Gerhard Kühtmann.

Das Buch giebt in knappen Umrissen ein Bild des kulturellen und gesellschaftlichen Lebens Englands zur Zeit Shakespeares. Alles, was in dieser Beziehung die Werke des großen Briten darbieten, ist sorgfältig zusammengestellt. Der Inhalt der Schrift erstreckt sich auf die einzelnen Gesellschaftsklassen, auf Gerichts- und Schulwesen, auf Theater, Musik, Wirtshäuser, Aberglauben, Jagdwesen und Tierwelt, Gartenbau und Pflanzenwelt, Sitten, Gebräuche, Trachten u. s. w.
E. M.

Kolumbien. Von Professor Dr. Fritz Regel. Berlin, Alfred Schall.

Neben den großen Vorzügen, die das Buch mit den andern Werken der Kirchhoffschen Bibliothek der Länderkunde teilt, ist doch eine Reihe von Schwächen vorhanden, deren Verschweigung nicht als Zweck dieser Zeilen betrachtet werden kann. Sowohl die Verteilung des Stoffes auf die einzelnen Kapitel ist vielfach nicht günstig: die geschichtlichen Ausführungen, die sich auf verschiedene Kapitel verteilen, hätten an einer Stelle zusammengefaßt, und dann die Kapitel IX und X mit einem Teile des Anhanges zu einem Kapitel zusammengearbeitet werden müssen, — als auch die Anordnung des Stoffes innerhalb der Kapitel läßt vielfach Klarheit und Uebersichtlichkeit vermissen; ausgenommen sind die auch in dieser Beziehung ausgezeichneten Abschnitte über die Tierwelt und den Bergbau. Eine zusammenhängende Darstellung des Flußwesens fehlt, desgleichen wird eine Kartenzeichnung der verschiedenen Kanalprojekte vermißt. Einzelne Abschnitte, besonders die Ethnologie, enthalten hauptsächlich Aufzählungen und Verweisungen auf andre Schriften, während der Leser Thatsachen erwartet. Auch manche stilistische Unschönheiten sind noch nicht herausgearbeitet. Die Sammlung von Bildern und Zeichnungen, die dem Werke beigegeben ist, ist dagegen außerordentlich schön.
K. F.



Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Adamus, Franz, Neues Leben. Drama in 4 Akten. Wien, C. W. Stern.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Zweiter Jahrgang. 1902. Heft VIII bis X. Monatlich ein Heft im Format 45:30 cm., mit mindestens 20 feinsten Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstdruckpapier à M. 1.—. München, Vereinigte Kunstanstalten A.-G.

d'Ancona, Alessandro, Friedrich der Grosse und die Italiener. Deutsche Uebersetzung von Albert Schnell. Rostock, Stiller'sche Hofbuchhandlung. M. 2.40.

Aren, R., Das Leben ist doch schön! Roman. Dresden. Moewig & Höffner. M. 3.—

Baisch, Amalie, Aus der Töchterschule ins Leben. Ein allseitiger Berater für die jungen Mädchen. Zehnte, neu bearbeitete Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant gebunden M. 6.—

Baisch, Amalie, Das junge Mädchen auf eigenen Füßen. Ein Führer durch das weibliche Berufsleben. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant gebunden M. 3.—

Bastier, Paul, La mère de Goethe. D'après sa correspondance. Paris, Perrin & Cie.

Bauch, Dr. Bruno, Glückseligkeit und Persönlichkeit in der kritischen Ethik. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff). M. 1.80.

Baudelaires Werke in deutscher Ausgabe von Max Bruns. III. Band: Poes Leben und Werke. Wagner in Paris — u. a. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. M. 2.50.

Baumgart, Prof. Dr. Hermann, Goethes Faust als einheitliche Dichtung. Zweiter Band: Die Erklärung des zweiten Teils des Faust. Königsberg i. Pr., Wilh. Koch. M. 5.—

Bleibtreu, Karl, Waterloo. Eine Schlachtdichtung. Mit 1 Karte. München, Albert Langen. M. 5.—

Brauer, M., Die Anti-englische Krankheit. Eine Streitschrift gegen den Strom. Berlin, Heckendorffs Buch- und Kunstdruckerei. 30 Pf.

Bulthaupt, Heinrich, Dramaturgie der Oper. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Zwei Bände. Mit Notenbeispielen, als Anhang zum II. Band, versehen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 10.—

Curtius, Dr. Paul, Bürgermeister Curtius. Lebensbild eines hanseatischen Staatsmannes im neunzehnten Jahrhundert. Mit Porträt. Berlin, Julius Springer.

Curtius, Friedrich, Ernst Curtius. Ein Lebensbild in Briefen. Mit Bildnis. Berlin, Julius Springer. M. 10.—

Deutscher Dichterwald. Lyrische Anthologie von Georg Scherer. Mit zahlreichen Porträts schwarzen und mehrfarbigen Illustrationen. Jubiläums-Ausgabe (1842—1902). Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant gebunden M. 7.—

Eck, Samuel, Goethes Lebensanschauung. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Ekensteen, M. von, Friede den Hütten. Preisgekrönter Roman. Mit Bildern von R. Mauff. Herausgegeben von der Deutschen Literatur-Gesellschaft. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. M. 4.—

Engl, Joh. Ev., Aus Leopold und des Sohnes Wolfgang Mozart's irdischem Lebensgange. Ein Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.

Eschelbach, Hans, Erzählungen. Mit Bildern. Herausgegeben von der Deutschen Literatur-Gesellschaft. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. M. 4.—

Fäh, Dr. Adolf, Geschichte der bildenden Künste. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. Mit farbigen Tafeln und Abbildungen im Texte. Lieferung 1. Vollständig in zwölf monatlichen Lieferungen à M. 1.70. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung.

Foerster, Heinrich, Weisst Du, was Sünde ist? Novellen. Planegg, Verlag Veritas.

Fombona, R. Blanco, La Americanisación del Mundo. Amsterdam, Imprimerie électrique.

Freude, Die. Ein deutscher Kalender für 1903. Mit Abbildungen von Albrecht Dürer, Ludwig Richter, Alois Kolb, Hugo Mieth und einer musikalischen Beilage von R. Huch. Düsseldorf, K. R. Langewiesche. Gebunden M. 1.20.

Friedberg, Johanna, Aus meiner Welt. Gedichte. Strassburg i. E., Jos. Singer. M. 1.50.

Globetrott, An 19. Jahrhunderts Neige in Japan, China und Java. Zwei Bände. Braunschweig, George Westermann. M. 12.—

Gobineau, Graf, Die Renaissance. Historische Scenen. Deutsch von Ludwig Scheman. Neue durchgesehene und verbesserte Ausgabe. Straßburg i. E., J. Trübner. M. 5.—

Gorki, Maxim, Ein Verbrechen. Novellen. Deutsch von Korfiz Holm. Kleine Bibliothek Langen Band 53. München, Albert Langen. M. 1.—

Grazie, M. E. delle, Gedichte. Vierte, sehr vermehrte Auflage. Mit dem Bildnisse der Verfasserin. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 4.—

Grunwald, Dr. Max, Juden als Rheder und Seefahrer. Berlin, M. Poppelauer.

Haake, Paul, König August der Starke. Eine Charakterstudie. München, R. Oldenbourg.

Hauff, Wilhelm, Lichtenstein. Romantische Sage. Mit zahlreichen Abbildungen. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt. In Original-Pracht-Einband M. 4.—

Hauschner, A., Daatjes Hochzeit. Novelle. Band 52 von „Kleine Bibliothek Langen". München, Albert Langen. M. 1.—

Helmolt, Dr. Hans F., Weltgeschichte. II. Band: Ostasien und Ozeanien. Der Indische Ozean. (Vollständig in 8 Bänden gebunden à M. 10.— oder in 16 broschierten Halbbänden à M. 4.—). Mit Karten, Farbendrucktafeln und schwarzen Beilagen. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Hennig, Alfred, Die da hungern nach Glück und Liebe. Roman aus dem Hochgebirge. Illustriert. Weinheim, Fr. Ackermann. M. 1.60.

Hildebrandt, Paul, Neue Brettl-Chansons,

Digitized by Google

gesungen von Rieke Gassenhauer, jetzt Ernestine von Ueberbrett. Berlin, A. Hildebrandt. 50 Pf.

Hippel, Dr. Robert, Zur Vagabundenfrage. Berlin, Otto Liebmann. M. 1.—

Hirschfeld, Max, Aber, Aber! Humoristische Brettl-Vorträge und Aufführungen. Berlin, Feder-Verlag. M. 1.—

Hundert Meister der Gegenwart. Eine Sammlung farbiger Faksimiles nach Gemälden moderner deutscher Meister. Mit begleitendem Text. Lieferung 1 und 2. Vollständig in 20 Heften mit je 5 Bildern zum Abonnementspreis von M. 2.— pro Heft; einzelne Hefte M. 3.—. Leipzig, E. A. Seemann.

Keller, Paul, Waldwinter. Roman. Mit Bildern von P. Brockmüller. Herausgegeben von der Deutschen Literatur-Gesellschaft. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. M. 4.—

Kinzel, Dr. Karl und **Ernst Meinke,** Aus Höhen und Tiefen. Ein Jahrbuch für das deutsche Haus. Illustriert. Berlin, Martin Warneck. Gebunden M. 4.—

Köbke, Peter, Briefe von Julius Lange. Einzig berechtigte Uebersetzung von Ida Anders. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. M. 5.—

Kretzschmar, Hermann, Musikalische Zeitfragen. Zehn Vorträge. Leipzig, C. F. Peters.

Kunst des Jahres 1902, Die. Deutsche Kunstausstellungen 1902. Mit 363 Abbildungen. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. M. 4.50.

Kunst im Leben des Kindes, Die. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. Herausgegeben von Lili Drescher, Otto Feld, Max Osborn, W. Spohr und Fritz Stahl. Berlin, Georg Reimer. M. 2.50.

La Mara, Musikalische Studienköpfe. Fünfter Band: Die Frauen im Tonleben der Gegenwart. Mit 24 Bildnissen. Dritte, neubearbeitete Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 5.—

Lampert, Dr. Kurt, Die Völker der Erde. Mit 776 Abbildungen, 4 farbigen Kunstblättern und einer Völkerkarte. 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. In Originalprachtband M. 25.—

Lehmus, Wolfgang, Wir sind jung! Ernste und heitere Dichtungen. Kiel, Lipsius & Tischer. M. 2.—

Lienert, Meinrad, Der Strahler. Erzählung. Zürich, Art.-Institut Orell Füßli.

Lindner, Ella, Jutta. Roman. Dresden, Moewig & Hoeffner. M. 2.—

Litzmann, Berthold, Clara Schumann. Ein Künstlerleben. Nach Tagebüchern und Briefen. I. Band: Mädchenjahre. 1819 bis 1840. Mit drei Bildnissen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 9.—

Lorenz, Prof. Dr. Ottokar, Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reichs 1866 bis 1871, nach Schriften und Mitteilungen beteiligter Fürsten und Staatsmänner. Jena, Gustav Fischer. M. 12.—

Luther als Erzieher. Von * . *. Berlin, Martin Warneck. M. 2.—

Maupassant, Guy de, Bett neunundzwanzig und andere Novellen. Band 54 von „Kleine Bibliothek Langen". München, Albert Langen. M. 1.—

Mauthner, Fritz, Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Dritter Band: Zur Grammatik und Logik. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. M. 12.—

Megede, Joh. Richard zur, Trianon und andere Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant gebunden M. 5.—

Meyer-Förster, Wilhelm, Süderssen. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 4.—

Meyers Historisch-Geographischer Kalender für 1903. Siebenter Jahrgang. Mit 12 Planetentafeln und 353 Landschafts- und Städteansichten, Porträts, kulturhistorischen und kunstgeschichtlichen Darstellungen. Zum Aufhängen als Abreißkalender eingerichtet. Leipzig, Bibliographisches Institut. M. 1.75.

Milow, Stephan, Fallende Blätter. Neue Gedichte. Kassel, Georg Weiß. M. 2.20.

Mohr, Paul, Marokko. Eine politisch-wirtschaftliche Studie. Berlin, Franz Siemenroth. M. 1.40.

Mombert, Alfred, Tag und Nacht. Zweite, veränderte Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. M. 1.25.

Mombert, Alfred, Die Schöpfung. Zweite, veränderte Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. M. 2.50.

Mombert, Alfred, Der Glühende. Zweite, veränderte Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. M. 1.25.

Müller-Guttenbrunn, Adam, Zwischen zwei Theaterfeldzügen. Neue dramaturgische Gänge. Linz, Oesterreichische Verlagsanstalt.

Neubürger, Emil, Goethe's Jugendfreund Friedrich Maximilian Klinger. Frankfurt a. M., Mahlau & Waldschmidt.

Pedersen, Hugo V., Durch den Indischen Archipel. Eine Künstlerfahrt. Mit 8 farbigen Einschaltbildern und zahlreichen schwarzen Abbildungen nach Original-Zeichnungen des Verfassers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. In Original-Prachtband M. 25.—

Petzet, Christian, Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840 bis 1850. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Nationalgeschichte. Dritte Lieferung. (Heine, Geibel, die österreichischen Dichter). München, J. F. Lehmanns Verlag. M. 2.10.

Pogge, Günther, Frühe Wanderung. Gedichte. Kiel, Lipsius & Tischer. M. 1.20.

Poschinger, Heinrich v., Preußens auswärtige Politik 1850 bis 1858. Unveröffentlichte Dokumente aus dem Nachlasse des Ministerpräsidenten Otto Freiherrn v. Manteuffel. Dritter (Schluß-) Band: 1854 bis 1858: Von der Beendigung der orientalischen Krisis bis zum Beginn der neuen Aera. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 11.50.

Preuschen, Hermione v., Astartenlieder. Zürich, Caesar Schmidt. M. 1.50.

Protestantismus, Der, am Ende des 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von Pastor C. Werckshagen unter Mitarbeitung von 80 der angesehensten Kirchenmänner, Gelehrten und Künstler. Mit circa 2000 bis 2500 Illustrationen. Lieferung 26 bis 50 (Schluß des II. Bandes). Vollständig in 50 Lieferungen à M. 1.—. Monatlich 2 bis 3 Lieferungen. Berlin, Verlag Wartburg (Werner Verlag).

Revue de Paris, La, 9e Année. Nr. 21. 1er Novembre 1902. Paris, Prix de la livraison Frs. 2.50.

Rieger, Wilhelm L., Ziffern-Grammatik, welche mit Hilfe der Wörterbücher ein mechanisches Uebersetzen aus einer Sprache in alle anderen ermöglicht. Graz, Verlagsbuchhandlung Styria. M. 4.—

Digitized by Google

Riehemann, Dr. J., Der Humor in den Werken Justus Mösers. Osnabrück, F. Schöningh.

Roeren, Hermann, Zur Polenfrage. Heft 1 und 2 (Oktober 1902) von „Frankfurter Zeitgemäße Broschüren". Hamm i. W., Breer & Thiemann. 50 Pf.

Roffhack, Albert, Gedichte. Mit Zeichnungen und Originallithographien von Franz Hein. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender. Gebunden M. 4.—

Rohan, Karel, J., Evangelischer Klerikalismus in Mähren. Wien, im Selbstverlag des Verfassers (II. Praterstr. 78); auf Verlangen gratis und franko.

Rohrbach, Dr. Paul, Die wirtschaftliche Bedeutung Westasiens. Mit einer Karte. I. Serie 2. Heft von Angewandte Geographie. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. M. 1.50.

Romundt, Dr. Heinrich, Kants philosophische Religionslehre eine Frucht der gesamten Vernunftkritik. Gotha, E. F. Thienemann. M. 2.—

Schalk, Gustav, Paul Beneke. Ein harter deutscher Seevogel. Jungdeutschland gewidmet. Mit zahlreichen Abbildungen von C. Arriens. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Scheerbart, Paul, Immer mutig. Ein phantastischer Nilpferderoman mit dreiundachtzig merkwürdigen Geschichten. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. M. 4.50.

Schick, Eugen, Aus stillen Gassen und von kleinen Leuten. Leipzig, Herm. Seemann Nachf.

Schiel, Oberst, 23 Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika. Vollständig in 18 Lieferungen à 50 Pf. oder in 1 Band, elegant gebunden zu M. 10.—. Mit 20 Separatbildern, einer Karte und einem Schlachtplane. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Schiele, Friedrich Michael, Friedrich Schleiermacher's Monologen. Kritische Ausgabe. Band 84 von „Philosophische Bibliothek". Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. M. 1.40.

Schoembs, Jakob, Ohne Schuld verschuldet. Eine Erzählung. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus. M. 3.50.

Schott, Anton, Der Bauernkönig. Roman. Mit Bildern von R. Rucktäschel. Herausgegeben von der Deutschen Literatur-Gesellschaft. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. M. 4.—

Schubart, Dr. jur. P., Die Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches und des Preußischen Staates in gedrängter Darstellung. Mit alphabetischem Sachregister. 17. neu durchgesehene Auflage. Breslau, W. G. Korn. M. 1.60.

Schultze, Dr. Ernst, Wie wir unsere grossen Dichter ehren sollten. Ein Wort über Dichter-Denkmäler und anderes. Leipzig, L. Staackmann.

Schumacher, Tony, Ueberleg's! Plaudereien. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant gebunden M. 4.—

Segall, J. B., Corneille and the Spanish Drama. New York, The Macmillan Co. $ 1.50.

Seidenberger, Prof. Dr. J. B., Grundlinien Idealer Weltanschauung aus Otto Willmann's „Geschichte des Idealismus" und seiner „Didaktik". Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. M. 3.—

Siebenjährige Krieg, Der. 1756 bis 1763. Vierter Band: Groß-Jägersdorf und Breslau. Mit 12 Karten, Plänen und Skizzen. III. Teil von „Die Kriege Friedrichs des Großen". Herausgegeben vom Großen Generalstab. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 15.—

Sohnrey, Heinrich, Friedesinchens Lebenslauf. Siebente Auflage. Mit Zeichnungen von L. Burger. Berlin, Martin Warneck. M. 4.—

Sperl, August, Herzkrank. Eine heitere Badegeschichte. Mit Illustrationen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant gebunden M. 4.—

Steig, Reinhold, Neue Kunde zu Heinrich v. Kleist. Berlin, Georg Reimer. M. 3.—

Stenglin, Felix Frhr. v., Eine reiche Partie. Band 107 von „Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise". Berlin, Albert Goldschmidt. 50 Pf.

Streckfuß, Adolf, Ein Familiengeheimnis. Novelle. Fünfte Auflage. Band 82 von „Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise". Berlin, Albert Goldschmidt. 50 Pf.

Thoma, Ludwig, Die Lokalbahn. Komödie in drei Akten. München, Albert Langen.

Traudt, Valentin, Leute vom Burgwald. Eine Erzählung aus dem oberhessischen Volksleben. Mit Buchschmuck von O. Ubbelohde. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. M. 3.—

Trowitzsch's Kalender für 1903. 200. Jahrgang. Begründet von G. W. v. Leibniz. Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Vorländer, Dr. Karl, Geschichte der Philosophie. I. Band: Philosophie des Altertums und des Mittelalters (M. 2.50). II. Band: Philosophie der Neuzeit (M. 3.60) Nr. 105/106 von „Philosophische Bibliothek". Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.

Warmuth, Dr. Kurt, Wissen und Glauben bei Pascal. Berlin, Georg Reimer. M. 1.50.

Weddigen, Otto, Erinnerungen aus meinem Leben. Gotha, Richard Schmidts Verlag. M. 2.—

Zobeltitz, Fedor von, Märkische Romane. I. Band: Der gemordete Wald. 3. Auflage. II. Band: Aus tiefem Schacht. 3. Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden je M. 3.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

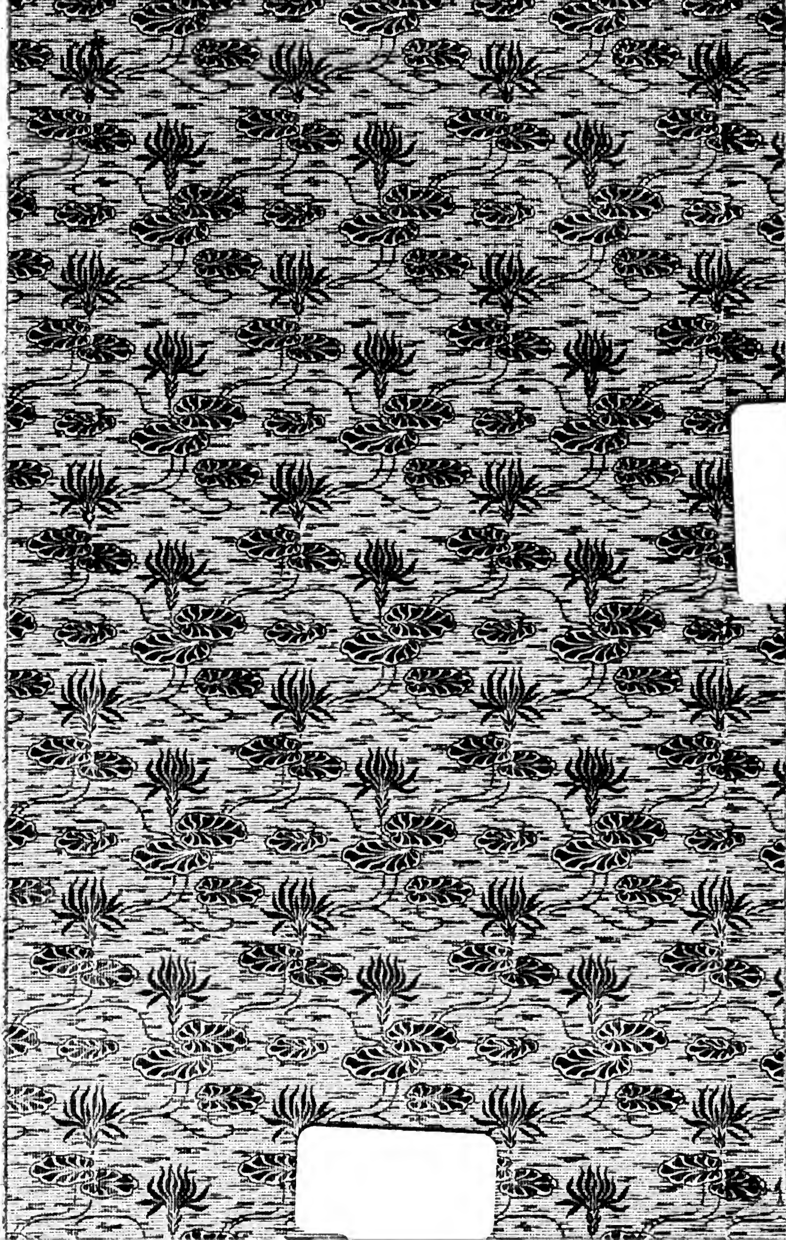
Digitized by Google

Forrestal
ANNEX
1986

Digitized by Google


32101 064468687

Digitized by Google




Digitized by Google